Geo U. 528 ag/12

Bayer. Staatsbibliothek München

Aus der Bibliothek

Gottfried Merzbacher

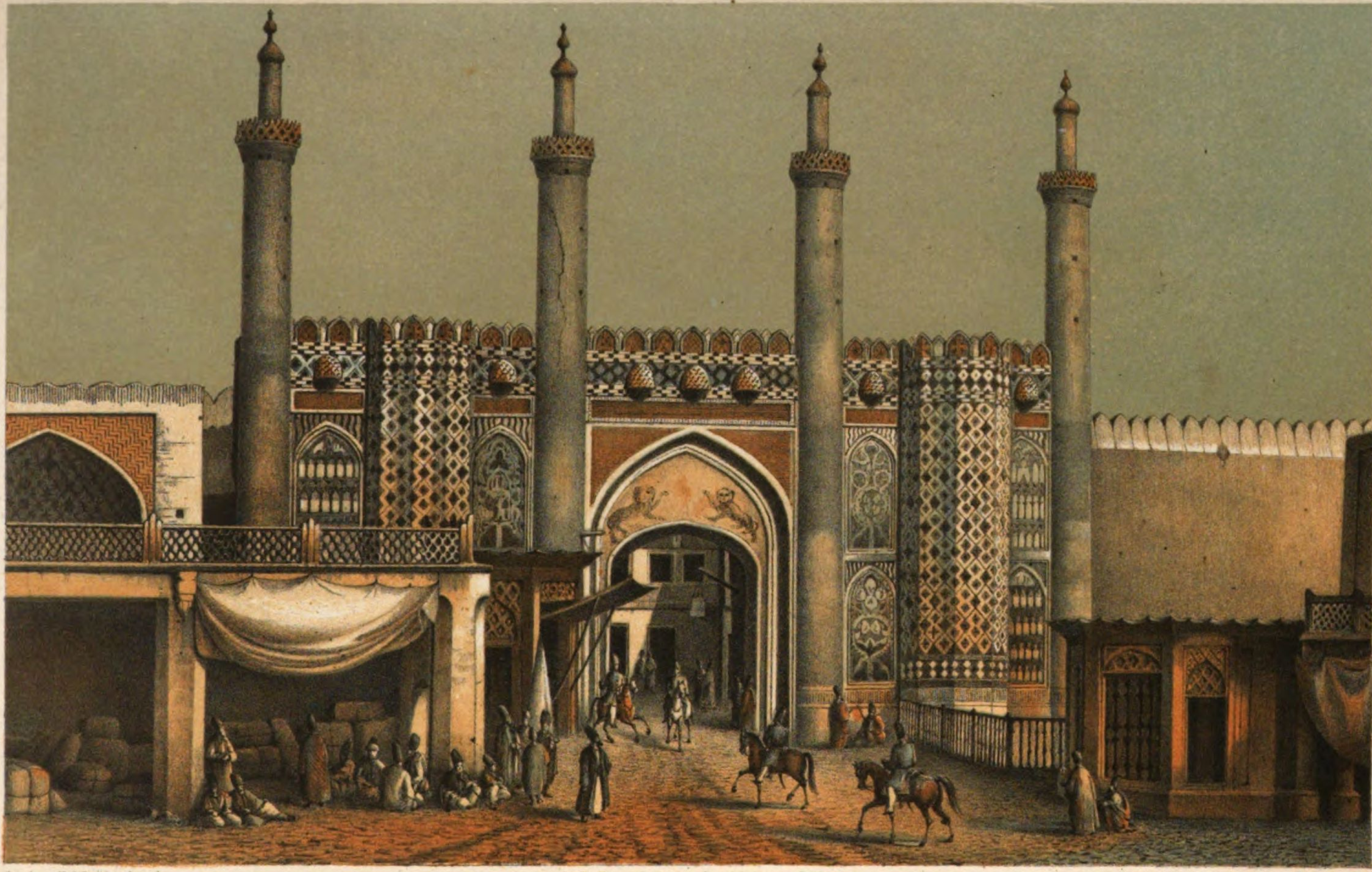
1926

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

<36611338950019

<36611338950019

Bayer. Staatsbibliothek



Lith v. E. Weidenbach. J. C. Hinrichs'sche Buchhdlg. in Leipzig. Druck d. lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin

Teherân.

Das Burgthor vor dem Grünplatz.

REISE

DER K. PREUSSISCHEN GESANDTSCHAFT NACH

PERSIEN

1860 UND 1861

GESCHILDERT

VON

DR. HEINRICH BRUGSCH

EHEMALIGES MITGLIED DER K. PREUSSISCHEN GESANDTSCHAFT, PRIVATDOCENT AN DER K. UNIVERSITÄT UND DIRECTORIAL-ASSISTENT AM K. ÄGYPTISCHEN MUSEUM ZU BERLIN ETC. ETC.

ZWEITER BAND

MIT 26 HOLZSCHNITTEN UND 4 LITHOCHROMIEEN

LEIPZIG

J. C. HINRICHS'SCHE BUCHHANDLUNG

1863

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Die günstigen Beurtheilungen, welche in mehreren in- und ausländischen Zeitschriften und Zeitungen dem ersten Bande dieses Reisewerkes zu Theil geworden sind, haben mir den erfreulichen Beweis geliefert, dafs ich Recht hatte, in der Beschreibung der Schicksale und Erfahrungen der K. preufsischen Mission in Persien einen Stoff zu erkennen, dessen Bearbeitung, — mochte auch in der Auffassung und in der Ausführung vieles zu wünschen übrig bleiben —, jedenfalls auf dankbare Leser im Vaterlande rechnen dürfte. Nicht unempfänglich für Lob, wo es in so unpartheiischer Weise gespendet worden ist, übergebe ich nach beinahe Jahresfrist den zweiten und letzten Band dieses Werkes der Oeffentlichkeit in der zuversichtlichen Hoffnung, dafs auch diesmal, wenn auch nicht das Erreichte, so doch wenigstens das Angestrebte wohlwollende Leser und nachsichtige Beurtheiler finden möge.

Im engen Anschlufs an den ersten enthält dieser Theil die Fortsetzung der Reiseschilderung der preufsischen Mission von Teherân nach dem Süden Persiens, die Rückkehr nach Teherân, den Aufenthalt und das Leben in Teherân, endlich die Heimkehr durch Nordpersien und Rufsland über Tiflis und Moskau nach Berlin.

Nicht weniger bei der Ausarbeitung des so eben im Druck vollendeten zweiten Bandes als bei der Abfassung des ersten, früher erschienenen Theiles, habe ich es mit Absicht vermieden (selbst auf die Gefahr hin, in Urtheil und Auffassung des Einzelnen dem Irrthum anheimzufallen), durch gleichzeitige Studien und durch Lectüre älterer europäischer Schriften über Land und Volk in Persien — und deren Zahl ist nicht gering — eigene Eindrücke, die ich in aller Frische aus Irân nach der Heimath zurückgebracht hatte, durch später gewonnene Belehrung zu färben oder zu verwischen. Ich habe kein gelehrtes Buch schreiben, sondern einfach und ungeschminkt die Reiseergebnisse so darstellen wollen, wie sie unter den gegebenen Verhältnissen mir entgegengetreten sind. Allein von diesem Standpunkte aus bitte ich meine Arbeit beurtheilen zu wollen.

Sollte dies Buch das kaum erwartete Glück haben von einem Perser gelesen zu werden, — soviel ich jedoch weifs, wird die deutsche Sprache von keinem unter den Bewohnern Irân's verstanden, — so darf diesem der richtige Mafsstab für meine ausgesprochenen Urtheile über persische Sitten

und Gewohnheiten nicht entgehen. Ich habe Persien geschildert, wie es mir, dem christlichen Europäer, dem Norddeutschen, in seinen mannichfachen Gegensätzen nach den verschiedenen Seiten des öffentlichen Lebens und der öffentlichen Gewohnheiten entgegengetreten ist, das religiöse Element davon nicht ausgeschlossen. Mit anderen Worten, ich habe als Europäer Persien und die Perser so angesehen und so geschildert, wie umgekehrt die orientalisch-gebildete Perserwelt uns Leute aus Frengistan zu betrachten und zu beurtheilen pflegt, d. h. von ihrem Standpunkte aus. Nur lag mir bei allem jeweiligen Humor jede Art von Spott fern, schon deshalb, weil ich unter diesen an Geistesanlagen und Fähigkeiten so reich begabten indogermanischen Bewohnern des Ostens europäisch-gebildete Personen von Rang und Würde kennen und schätzen gelernt habe, deren Zartgefühl zu ehren mir als Europäer die dringendste Pflicht oblag.

Die deutschen und ausländischen Freunde, welche mich aus dem Schatze ihrer persischen Erfahrungen mit werthvollem Material unterstützt haben, das dem Anhange einverleibt ist, haben dem Inhalte dieses Bandes durch ihre Beiträge zum grofsen Theile eine wissenschaftliche Bedeutung verliehen. Ihnen sowohl als den zahlreichen Gönnern, Freunden und Bekannten aller Nationalität, mit denen ich das Glück hatte im fernen Osten zu verkehren und deren Umgang nicht wenig dazu beitrug, den Aufenthalt der durch den Tod ihres geliebten Chefs, des K. Minister-Residenten Baron v. Minutoli, verwaisten Mitglieder der K. preufsischen Mission zu Teherân in trostreicher Weise zu erleichtern und zu versüfsen, ihnen allen statte ich hiermit öffentlich die heilige Schuld tief empfundenen Dankes ab. Möge es ihnen so wohl und so glücklich ergehen, sei es in Asien, sei es im Schoofse der Heimath, als sie es um die preufsischen Kinder des deutschen Vaterlandes in Persien verdient haben!

Von dem Leser nehme ich Abschied mit dem Wunsche, dafs meine Darstellung der persischen Reiseerlebnisse mit dazu beitragen möge, richtige Begriffe von einem Volk zu verbreiten, über das in Deutschland noch vielfach falsche Vorstellungen herrschen. Dafs im Grofsen und Ganzen mein Urtheil mit der Charakteristik der Perser, wie sie von ausländischen Schriftstellern und Reisenden älterer und jüngerer Zeit (Chardin, Morier, Lady Sheil, Graf Gobineau u. a.) gegeben worden ist, zusammenfällt, mag von dem Bedenklichen wenigstens als ein äufserer Beweis angesehen werden, dafs ich in meiner Auffassung nicht ungerecht gewesen bin. Morier's berühmter „*Hadschi Baba* oder der Barbier von Isfahân", und des alten Chardin „*Voyages en Perse*" bleiben natürlich für alle Zeiten Meisterwerke, deren Bedeutung sogar den Persern nicht entgangen ist.

Berlin im Mai 1863.

H. B.

Inhalt.

I. Kapitel.

Seite

Reise von Hamadan nach Isfahan .. 1

Auszug aus Hamadan. — Weg zwischen Hamadan und Isfahan. — Blutegel. — Menqawi. — Elfaut. — Kerdekhur nnd der gastfreundliche Ismael-Khan. — Seine Geschichte. — Alte Stadt Kaza. — Thierwelt. — Gauwersin. — Wie zahlen vornehme Perser? — Karawanenleiden. — Bergpassage. — Sultanabad. — Beschreibung der Stadt. — Teppichfabrikation. — Der verbannte Sadrazam. — Krankheitszustände. — Wetter. — Steinmale. — Gilli und Früchte daselbst. — Sprache. — Persische Kranke und Aerzte. — Istakhareh.

II. Kapitel.

Weiterreise nach Isfahan .. 19

Khumeïn und Armenier. — Der gastfreundliche Oberst und sein Haus. — Persische Höflichkeiten. — Engpafs. — Gülpaïgan. — Der Ehrenrock. — Granitlöwen nicht altpersisch. — Waffenschmiede. — Reizender Weg nach Khonsar. — Beschreibung der originellen Stadt. — Gäz und Tabak. — Dumbeneh. — Heiliges Holz. — Bakhtiaren. — Armenische Dörfer. — 'Askerun. — Das Dorf Teheran. — Taubenthürme bei Isfahan. — Bezirk Kerwend. — Mützenethnographie. — Granatäpfel. — Nedschefabad. — Leichensteine und ihre Inschriften. — Das Qädämgah. — Industrie. — Gegend vor Isfahan.

III. Kapitel.

Isfahan .. 48

Einholung der preufsischen Mission. — Erster Einduck von Isfahan. — Bedeutung des Namens. — Aeltere Geschichte der Stadt. — Der Flufs Zajenderud. — Die acht Paradiese. — Chardin's Schilderung derselben. — Steinmarken. — Tschehil-situn. — Königsplatz. — Die hohe Pforte. — Bazar. — Die Isfahaner. — Ein Derwisch. — Die christlichen Priester und Dchulfa. — Tschehar-Bagh. — Brücke Allah-werdi-Khan. — Eintritt in Dschulfa. — Bad.

IV. Kapitel.

Persische Dellal .. 74

Charakteristik derselben. — Unser Freund Nasrullah aus Teheran. — Münzen und Medaillen. — Steine und Siegel. — Perlen. — Waffen. — Metallarbeiten. — Arbeiten in Mosaik und in Papier maché. — Seiden-, Wollen- und Baumwollen-Webereien und Stickereien. — Manuscripte und Zeichnungen.

V. Kapitel.

Seite

Weitere Umschau in Isfahan .. 94

Besuche beim Gouverneur, beim Imam Dschum'a, beim armenischen Erzbischof, beim Mudschtehid — Das Neqqrakhaneh. — Hassan und die Gholam's. — Seidenstoffe. — Gefängnifs.

VI. Kapitel.

Reise von Isfahan nach Schiraz .. 104

Abreise. — Heftdest. — Brücke. — Panorama. — Der Ort Kitschi und das Haus des Kedkhoda. — Bergpafs von Ordschini. — Majar und die herrliche Karawanserai. — Ritt nach Qumischeh. — Unser Zustand. — Empfang und sonstige Höflichkeiten vor Wehschareh. — Abentheuer daselbst. — Mahsudbeg. — Eminabad. — Jezdekhast. — Beschreibung dieses alten Geber-Ortes. — Schulgistan. — Abadeh. — Holzarbeiten daselbst. — Meine zunehmende Krankheit. — Der Dragoman bleibt dort. — Jeklid. — Gräulicher Bergpafs. — Dälli Nazer. — Qaziun und Ilat. — Nomadenarzt. — Nach Meschhed-Murghab. — Streit daselbst.

VII. Kapitel.

Pasargadä und Persepolis .. 135

Ausbruch der Cholera. — Ritt nach Kämin. — Karawanenhunde. — Thron der Mutter Salomo's. — Pasargadä. — Balsambaum. — Felsenpafs von Paru. — Seidan. — Der Murghab. — Altpersische Felssculptur. — Das „Stadtthor" von Persepolis bei Takht-i-taus. — Säulenreste. — Istakher. — Ebene von Merdascht. — Marmorberg Rahmed. — Dschemschid's Thron (Terrasse von Persepolis.) — Merdascht und der Bendemir. — Lager vor der Terrasse. — Erbauer von Persepolis. — Alexander M. und Persepolis. — Stierthor. — Keilinschriften. — Bauanlage der Zimmer. — Thüren und Ornamente — Steinmarken. — Sculpturwerke. — Speerträger. — Thron. — Fabelhafte Thiere. — War der Bau von Persepolis vollendet? — Gräber im Berge Rahmed. — Aufbruch nach Schiraz. — Pulkhan. — Cholera-Cordon. — Zergan. — Roknabad-Quell. — Einholung. — Allahu-akber-Pafs und erster Anblick von Schiraz.

VIII. Kapitel.

Schiraz .. 169

Einzug. — Eindruck der Stadt. — Bazare. — Haus in Schiraz. — Besuche. — Ritt durch die Stadt. — Grab des Hafiz. — Das des Sadi. — Tschaq-Kalibendeh (Brunnen der Ehebrecherinnen). — Garten der vierzig Körper. — Schlofsgarten Feth-Ali-Schah's. — Höflichkeit des Hakim. — Gründung der Stadt. — Erdbeben. — Klima. — Fadenwurm. — Stadt und Leute. — Die Luti's. — Sultan Murad Mirza. — Kadscharen-Dynastie. — Charakter. — Blutrache. — Gelehrtenstadt. — Industrie. — Leben in der Stadt. — Einnahmen. — Bender-Buschehr und Tengistan. — Krieg der Perser und Engländer. — Postdienst. — Armenischer Gottesdienst. — Audienz beim Gouverneur. — Dr. Fagergrin. — Vornehme Leute in S. — Der Hadschi Gauwam. — Trennung von S.

IX. Kapitel.

Von Schiraz nach Isfahan .. 199

Abreise. — Zergun. — Kenareh. — Siwend. — Pasargadä. — Grab des Ky-

Seite

ros. — Stadtruinen. — Meschhed-i-mader-i-Suleiman. — Meschhed Murghab. — Dehebid. — Geschichte vom Bahram-gur. — Khunehkhorreh. — Reisender Araber. — Surmeh. — Abadeh. — Der Tscherwadar. — Schulgistan. — Jezdekhast — Leichenzug und Todtenklage. — Wehschareh — Qumischeh. — Ueber Majar und Kitschi nach Isfahan.

X. Kapitel.

Isfahan 230

Panorama der Stadt. — Einzug in Dschulfa. — Der Erzbischof Tateos — Gäz. — Ohrenberaubung. — Schlimme Nachrichten aus Khorassan. — Nachricht vom Ableben des K. Minister-Residenten. — Ankunft der HH. v. Grolman und Dr. Fagergrin aus Schiraz. — Bericht des Hrn. v. Grolman: Reise nach Buschehr und der Tod des Bar. v. Minutoli.

XI. Kapitel.

Endliche Rückkehr nach Teheran 247

Abreise von Dschulfa. — Gäz. — Wasser und Abad. — Murtschehar. — Sau. — Berg und Dorf Kuhrud. — Bend-e-Kuhrud. — Kaschan. — Sensen. — Zusammentreffen mit Prinz Tamasp-Mirza. — Turkomanen-Krieg. — Pasengan. — Qum, die heilige Stadt. — Pulidellak. — Tschaparritt über Hauz-i-Sultan und Kenar-i-gird nach Teheran.

XII. Kapitel.

Teheran zur Regen- und Winterszeit 277

Der Schah auf Jagd. — Qasr-i-Qadschar. — Die Cholera. — Deutsche Landsleute. — Getreidewucher und Theuerung. — Ereignisse in Khorassan. — Europäische Wintercirkel. — Die Burg bei Nacht. — Audienz beim Schah. — Das Weihnachtsfest in Teheran — Bilderpolitik in den Bazaren. — Leichentransport. — Strafsenleben. — Armenisch-deutsche Hochzeit.

XIII. Kapitel.

Der Januar 1861 in Teheran 292

Die Neujahrsnacht 1860/1861. — Wanderung der Cholera. — Gassenstreit. — Hinrichtungen und persisches Gesetz. — Arsenal. — Militairwesen. — Telegraph zwischen Teheran und Täbriz — Kälte. — Persische Unterhaltungen. — Tänzerinnen. — Lehrer. — Nasrullah und sein Rival. — Malereien. — Peking und Teheran. — Politische Zustände — Ali's Geburtstag. — Ali's Bild.

XIV. Kapitel.

Die Uebergabe preufsischer Uniformen an den Schah 311

Erste Uebergabe im Mai 1860. — Neue Audienz. — Freude des Schah.

XV. Kapitel.

Teheran im Kothmonat Februar 1861 315

Schneewetter. — Eisenbahnen in Persien. — Schlimmer Einzug und ein persisches Kriegsgericht. — Verbrechen. — Tragische Geschichte. — Hinrichtungen. — Sterblichkeit. — Jagd. — Mazenderan. — Ein Ehrentag. — Die Nizamijeh. — Antiker Fund bei Weramin. — Brotnoth.

XVI. Kapitel.

Seite

Der Monat März in Teheran .. 330

Weiberrevolte. — Tod des Kelanter Mahmud-Khan. — Furcht und Gesetz. — Fanatismus der Mollahs. — Folgen der Revolte. — Orkane und Gewitter. — Hungersnoth. — Hinrichtungen. — Nachricht vom Tode Königs Friedrich Wilhelm IV. — Nahe Abreise. — Auction. — Anhaltende Noth. — Ein Derwisch und Derwischleben. — Nauruzfest. — Geburtstag unseres Königs. — Letzte Audienz beim Schah.

XVII. Kapitel.

Abreise von Teheran .. 353

Ausmarsch aus Teheran. — Nacht in Kent. — Qerrätsch. — Kurdan. — Kischlak. — Qazwin. — Klischki. — Khurremdereh. — Sultanijeh. — Zendschan und die bittere Armuth daselbst. — Nikkebeg. — Serdschem. — Mianeh. — Turkmantschai. — Hadschi Aga. — Gilek. — Ankunft und Aufenthalt in Täbriz. — Besuche. — Preise der Lebensmittel. — Deutsche Zugvögel. — Abschied von Täbriz. — Weiterreise über Safian, Marand und Eirandebil nach Dschulfa am Araxas.

XVIII. Kapitel.

Reise durch das asiatische Rufsland zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere .. 388

Von Dschulfa nach Nachitschewan. — Donane. — Posthäuser. — Eriwan. — Fontanka. — Tschubukli am Goktschka-See. — Ankunft in Tiflis. — Personal-Veränderungen. — Tagebuchblätter aus Tiflis. — Maler Horschelt. — Mudschtehidgarten. — Hr. Siemens. — Deutsche Colonie. — Ausflug nach Gori und der steinernen Stadt. — Mtzchet. — Uplostsikhe. — Das Osterfest in Tiflis. — Illumination. — Ein Hochzeiter. — Bei Mr Philipps. — Abschied von Tiflis. — Die Kaukasusstrafse. — Passanaur. — Ananur. — Passage dez Kreuzberges. — Lawinen. — Gobi. — Kasbeg. — Die „Jüden“. — Strafse am Terek. — Wladikawkas. — Ein neuer Mitreisender. — Archonsk. — Kosaken-Stanitzen. — Das kaukasische Gebirge.

XIX. Kapitel.

Ein für allemal in Europa .. 429

In Prochwadnoï. — Markt in Greguriefsk. — Alexandrowsk. — Stawropol. — Beschreibung der Stadt. — Der Gouverneur derselben. — Doppelte Strafse nach Moskau. — Weg nach Isawnofka. — Akseï. — Juden. — Steinbilder in der Steppe. — Isum. — Ankunft in Charkow. — Tula. — Russische Gastfreundschaft. — Erster Eindruck von Moskau. — Der Kreml. — Andere Sehenswürdigkeiten. — Moskowitischer Baustyl. — Vauxhall Petrowsk. — Reise nach Petersburg. — Ankunft in Berlin.

Anhang.

No. 1. Reise von Teheran nach Astrabad .. 455

Von Teheran nach Firuz-Kuh. — Sabbatkuh. — Tropischer Waldwuchs. — Sari. — Aschräf. — Astrabad. — Turkmanen. — Ghez. — Schuradeh. — Aschräf. — Sari. — Balfurusch. — Weg nach Amul. — Nach Teheran.

Seite

No. 2. Ruinen von Tarum 471

No. 3. Klima von Schiraz 472

No. 4. Zu Seite 433, Z. 6 v. unt. 473

No. 5. Persische Bevölkerungsverhältnisse 474

No. 6. Meteorologica 475

Meteorologische Beobachtungen des Dr. Bimsenstein zu Teheran vom 1. November 1860 bis Ende Februar 1861. — Meteorologische Beobachtungen des Dr. Häntzsche zu Rescht vom 13. August 1854 bis 31. August 1855

No. 7. Krankheiten und Heilwesen in Persien 482

Persische Aerzte und europäische Wissenschaft. — Dr. Tholozan. — Krankheiten im Gilan. — Die *Sālek*-Krankheit. — Krankheiten im Süden Persiens. — Regeln der Diätetik.

No. 8. Litterarisch-Sprachliches 488

Liebe der Perser zur schönen Litteratur. — Dichterkönige. — Feth-Ali-Khan. — Der Kaïmakam Muhammed-Schah's. — Zwei Minister-Litteraten. — Teheraner Zeitung. — Europäischer Einfluſs. — Alter Ruhm die heutige Nahrung. — Qaani. — Riza-Kuli-Khan. — Das Pamphlet. — Persische Druckschriften. — Der Volksroman. — Persische Drucke in Europa. — Volkspoesien. — Derwisch-Erzählungen. — Schauspiele. — Die persische Sprache. — Dialekte. — Das Türkische und Einfluſs desselben. — Die kurdische Sprache. — Kurdenstämme.

No. 9. Commercielles 500

Geographisches Register 511

Verzeichnifs der Abbildungen.

1. Titelkupfer: „Das Burgthor vor dem Grünplatze zu Teheran", farbige Lithographie nach Pesce's Photographie. (Vergl. Bd. I. Seite 204 u. 213.)
2. S. 4: „Dorf *Chordoku*" (l. Kerdekhur), Holzschnitt nach einer Zeichnung des Freiherrn von Minutoli.
3. S. 13: „Teppichweberei", Holzschnitt nach einer Zeichnung von Brugsch.
4. S. 37: „Isfahaner Taubenthürme", Holzschnitt nach ebendemselben.
5—6. S. 82—83: „Persische Waffen", Holzschnitt nach ebendemselben.
7. S. 85: „Dellal-Artikel", Holzschnitt nach ebendemselben.
8. S. 117: „Der Fufsstock", Holzschnitt nach ebendemselben.
9. S. 124: „*Jezdekhâst*", Holzschnitt nach ebendemselben.
10. S. 141: „Zahnschnittleiste aus Persepolis", Holzschnitt nach ebendemselben.
11. S. 146: „Lager der preufsischen Gesandtschaft bei Persepolis", Holzschnitt nach einer Zeichnung des Freiherrn von Minutoli.
12. S. 151: „Das Stierthor", Holzschnitt nach einer Photographie von Pesce.
13. S. 154: „Thür, Fensternische und Ornamente", nach Brugsch.
14. S. 155: „Speerträger", und
15. S. 157: „Der persische Thron", Holzschnitte nach Photographien aus Persepolis von Pesce.
16. S. 160: „Königsgrab zu Persepolis" farbige Lithographie, nach einer Photographie von ebendemselben.
17. S. 168: „*Schirâz*", Holzschnitt nach einer Zeichnung von Brugsch.
18. S. 173: „*Hâfiz*", Holzschnitt nach einem persischen Gemälde.
19. S. 207: „Grab des Kyros", Holzschnitt nach einer Zeichnung von Brugsch.
20. S. 209: „Ebene von Pasargadä", Holzschnitt nach einer Zeichnung des Freiherrn von Minutoli.
21. S. 210—211: „Steinbauten der Terrasse von Pasargadä", Holzschnitte nach Zeichnungen von Brugsch.
22. S. 230: „*Dschulfa*", farbige Lithographie nach einer Zeichnung von ebendemselben.
23. S. 258: „Die Steinschleuse von *Kuhrud*", Holzschnitt nach ebendemselben.
24. S. 271: „Die Stadt *Qum*", Holzschnitt nach ebendemselben.
25. S. 288: „Thor von *Schahzadèh-Abd-ul-azîm* zu Teheran", Holzschnitt nach einer Photographie von Pesce.
26. S. 303: „Persische Trachten", farbige Lithographie nach einer Zeichnung von Brugsch.
27. S. 349: „Das Nauruzfest", Holzschnitt nach einer Photographie von Pesce.
28. S. 354: „Grabdenkmal des Kopfes des Khanes von Khiwa", Holzschnitte nach einer Photographie von ebendemselben.
29. S. 408: „Deckenornament aus der steinernen Stadt bei Gori", Holzschnitt nach einer Zeichnung von Brugsch.
30. S. 494: „Persische Trauerspiele", Holzschnitt nach einer Zeichnung desselben.

Druckfehler und Berichtigungen.

Zum ersten Bande.

S. VIII L. 2 v. u. l Kaschan st. Kashan.
„ XII „ 26 l. „Reise von Teheran nach Hamadan“ st. „R. v. Hamadan nach Teheran.“
„ XIV letzte Linie l. lachen st. achen.
„ 16 L. 15 l. der st. des
„ 76 „ 16 l. Nationaltracht st. Tscherkessentracht
„ 77 „ 22 l. weifsen Filzmütze st. Pelzmütze.
„ 82 „ 7 l. Abuichen st. Ubichen.
„ 88 oben Das in Rede stehende Bild ist von Herrn Franken gemalt, dagegen rühren die L. 14 fl. erwähnten Aquarellen von Hrn. Horschelt her.
„ 94 L. 7 hinter: Schamils l. „auf dem Gunib Dagh im Daghestan endete.“
„ - „ 10 l. bei st. auf. (Die dort erwähnte Festung hat wegen des ungesunden Klima' von den Russen bald wieder aufgegeben werden müssen).
„ - „ 15 v. u. l. Gunib st. Weden.
„ 129 „ 4 v. u. l. Otschen! st. Odschi!
„ 130 „ 3 l. linker st. rechter.
„ 164 „ 2 v. u. l. *mudakhìl* st. *mudachìll.*
„ 185 „ 11 v. u. l. *'ulum* st. *u'lum.*
„ 192 „ 17 l. *Kelanter* st. *Kalenter.*
„ - „ 9 v. u. l *taqtschèh* st. *takhtschèh.*
„ 230 „ 7 l. *Zergendèh* st. *Sergendèh.*
„ 267 „ 20 *(Tazieh?)* zu streichen.
„ 304 „ 19 l. rothe st. graue.
„ 339 „ 6 und später l. *Zergèr* st. *Sergèr.*

Zum zweiten Bande.

S. 32 L. 9 l. *Gäz* st. *Göz.*
„ 41 „ 21 l. *Jezd* st. *Jesd.*
„ 82 „ 4 l. *Schemkhâl* st. *Maschkhâl.*
„ 89 „ 9 l. *Zuleikha* st. *Suleikhah.*
„ 89 „ 9 l. *Madschnun* st. *Ma'edschnun.*
„ 260 Ueberschr. l. Kaschan st. Kasehan.
„ 278 L. 17 l. *Kepke* st. *Kebke.*
„ 283 „ 12 v. u. l. Haupteingang st. Hapteingaung.

S. 315 L. 1 l. den st. die.
„ 317 „ 8 l. weite st. weitere.
„ 361 „ 17 l. beurlaubter st. belaubter.
„ 375 „ 13 v. u. l. Stande st. Stunde.
„ 393 „ 10 v. u. } l. *niet* st. *niest.*
„ 394 „ 13 }
„ 397 „ 22 l. Orbeliani st. Orbeliano.

Zu S. 400 L. 14 fl.: nach Hrn. Horschelt's Versicherung sind die erwähnten Blockhäuser vielmehr Wachthäuser der grusinischen Miliz an der lesghinischen Linie. Die 5 Linien später erwähnten Gräber finden sich in der *Tschetschnià* und im ganzen *Daghistân.*

S. 404 L. 14 v. u. l. Grusien st. Kaukasus.
„ 405 Ueberschr. l. Mtzchet st. Mtzcbet.
„ 410 L. 17 l. Malakan st. Malaken.
„ 410 „ 14 v. u. l. Tschucha st. Tscherkeska.
„ 411 „ 8 hinter „betrunkene“: — Grusiner —
„ 411 „ 10 v. u. l. Orbeliani st. Orbeliano.
„ 416 „ 14 v. u. l. Passanaur st. Pasnówo.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I. Kapitel.

Reise von Hamadan nach Isfahan.

Am 14. September, Freitags früh, — ein böser Reisetag, besonders für Leute, welche im Morgenlande ihren Wanderstab weiter setzen wollen, — verliefsen wir mit unserer Karawane die Stadt Hamadan, um sie niemals im Leben wiederzusehen. Ferraschen des Gouverneurs gaben das Geleite bis zur Bannmeile, und fünf bewaffnete Reisige zu Pferde dienten als Schutzwache, da die Strafse bis zum nächsten Menzil nicht recht geheuer ist und der aufmerksame *Hâkim* von Hamadan sich der Verantwortlichkeit überhoben zu sehen wünschte, die fremden Schutzbefohlenen ohne Geleit durch ein unsicheres Gebiet haben reisen zu lassen. In den Strafsen von Hamadan sah es noch still aus, hier und da lagen ein Paar räudige Hunde auf der Gasse, und die liebe Sonne schaute mit rosigem Morgenschimmer auf die Dächer und Mauerkränze der Häuser hernieder. Nachdem wir uns durch Gassen und Gäfschen hindurchgewunden hatten, zogen wir in den frischen freien Herbstmorgen hinaus, warfen noch einen Abschiedsblick auf den historischen *Musella*-Hügel linker Hand und ritten nun über ein vielgestaltiges Hügelland hinweg, mit felsigem Kern, das sich alle Nase lang, um mit den Grusinern zu reden, zu einem auf- oder absteigenden Passe verengte. Rechts von unserer Strafse standen die Hügelreihen mit dem Gebirgsstocke des *Elwend* in Verbindung und viele *Abâd-ha* oder gartenreiche Dörfer zogen sich auf den welligen Abhängen bis zu unserer Karawanenstrafse hin. Für Wegelagerer war das ganze Terrain wie geschaffen, da sie sich leicht in Hinterhalte legen und ihren etwanigen Verfolgern durch schnelle Flucht in den schluchtenreichen Berggruppen entgehen können.

Erst nachdem man ein grofses Dorf, *Hesâr-abâd*, halb *Abâd*, halb *Kharâb*, passirt hat, wird die Gegend ein wenig freier, und der Blick kann ungestört in die Ferne schweifen. Besonders lustig sieht es indefs da nicht aus, armes wanderndes Volk zu Fufs und zu Pferde oder eine Schaar fettschwänziger Hämmel mit ihren Hirten bilden die einzige Staffage der eintönigen Landschaft.

Unser Weg ging grade auf den Süden los, denn wir hatten die grofse Karawanenstrafse zu verfolgen, welche von Hamadan aus mit mehreren Seitenrouten in südöstlicher Hauptrichtung nach der ehemaligen Residenzstadt Persiens *Isfahân* führt. Dieser Weg hat durch den Verfall dieser einstigen Hauptstadt seine frühere Bedeutung beinahe ganz eingebüfst, und nur der westlichen Lage von Täbriz ist es zu danken, dafs die Karawanen, welche zwischen Täbriz und Schiraz die Transport-Verbindung herstellen, die Strecke zwischen Hamadan und Isfahan bereisen. Als Knotenpunkt eines Karawanenstrafsen-Netzes hat Hamadan eine viel gröfsere Bedeutung als Isfahan, da die Handelsstrafse von Baghdad nach Teheran über Hamadan geht und in der Nähe der Stadt Kirmanschah die türkische Grenze verläfst. Auf diesem Wege ist zugleich ein regelmäfsiger *Tschapâr*- oder Reit-Postdienst eingerichtet, obwohl sich die Pferde der Tschaparkhanèhen in einem sehr schlechten Zustande befinden, und die Beförderung der Reisenden vieles zu wünschen übrig läfst. Zwischen Hamadan und Isfahan besteht dagegen gar keine Verbindung durch eine Poststrafse, so dafs die Reisenden genöthigt sind, entweder sich den Karawanen anzuschliefsen, oder auf eigenen Pferden ihr Fortkommen zu suchen. Dafs die letztere Art für einen Europäer die kostspieligere ist, versteht sich von selbst, da Ernährung und ein einigermafsen gutes Unterkommen für die Nacht förmlich mit Geld aufgewogen werden müssen.

Bald hatten wir die Spitze des südlichen Hornes erreicht, welches der halbmondförmige Gebirgsstock des *Elwend* bildet. Da liegt auf hohem Hügelrücken ein grofses Dorf, reich an Weingärten und Pappelanlagen, mit gehäbigen Wohnstätten und geräumigen Khanen, dicht an dem steilen Ufer eines rauschenden Baches, der, nach den hohen gewölbten Bogenbrücken zu urtheilen, im Winter oder wenn immer die Wasser anschwellen, eine ganz bedeutende Wassermenge in seinem Bette thalabwärts treiben mufs. Hinter dem Dorfe, jenseits einer zweiten Steinbrücke, lud uns ein niedlicher frischgrüner Pappelhain zum Rasten ein; wir stiegen von unseren

Pferden, banden sie an eine alte Mauer oder an Baumstämme fest und setzten uns unter dem Schatten der Bäumchen auf Stein und Rasen nieder, um nach persischer Weise ein einfaches Frühstück zu verzehren. Das Pferd, welches ich ritt, ein starker, dickwanstiger Schimmel, wurde hier während unseres Haltes Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Schon gleich nach unserem Aufbruch aus Hamadan hatte das arme Thier eine sonderbare Masse vor dem Maule stehen, welche aus Schaum und Blut gebildet zu sein schien. Die europäische Kandare hing so lose im Gebifs, dafs sie unmöglich irgend eine Verletzung der inneren Haut hätte veranlassen können, und die Blutmenge nahm dennoch so überhand, dafs die rothe Flüssigkeit in langen Streifen zur Erde niederfiel. In unserem Lager hatten wir erst Mufse, das Maul genau zu untersuchen, und sieh da! eine kleine Art von Blutegeln, die im Wasser wie dünne Fäden aussehen und von den Pferden bisweilen mit verschluckt werden, hatte sich an verschiedenen Stellen so festgesogen, dafs sie mit den blofsen Händen gar nicht zu entfernen war. Salz, welches den Pferden in's Maul geschoben wird, ist das wirksamste Mittel zur Beseitigung dieser blutigen Pferde-Parasiten.

Nach einstündigem Aufenthalte im lustigen Hag ging es in östlicher Richtung weiter durch eine Reihe hinter und nebeneinander liegender Thalgründe, welche rings herum von mächtigen Thonschieferwänden, hier und da mit Blöcken weifsen Quarzes untermischt, eingeschlossen und begrenzt waren. Die Uebergänge von einem Thale in das andere wurden meist durch dammartig gestaltete Höhenrücken vermittelt. In der Mitte einer grofsen Hochfläche lag schliefslich das sehnlichst erwünschte Menzil — die Hitze war die zweite Hälfte unseres Marsches über drückend und lästig gewesen, — der traurige Ort *Menqawi*, in welchem wir bei dem Kedkhoda für den Tag und die Nacht über ein Unterkommen fanden. Das saalartig gestaltete Zimmer war reicher, als es sonst auf dem Lande der Fall ist, meublirt und decorirt. Der obere Zimmerrand war mit persischen Glasflaschen und farbigen Schüsseln von gebrannter Erde besetzt, in einer tiefen Nische stand ein hoher Koffer, der kunstvoll mit bunten Lederstriemen überzogen war, und auf dem Boden lagen schöne, selbstgefertigte Teppiche. Die Teppichweberei, so wie der Handel mit getrockneten Weinbeeren, welche von hier aus bis nach der Stadt Rescht hin versendet werden, bildet einen Haupterwerbszweig hiesiger Gegend.

Am 15. September früh vier Uhr verliefsen wir das Menzil, — befreit

von den fünf Reisigen, welche sich von uns trennten und ihren Rückweg nach Hamadan einschlugen, — und erreichten nach einem Marsche von vier Fersach die nächste Station um eilf Uhr Vormittags. Der Weg war in jeder Beziehung angenehmer gewesen als am vorhergehenden Tage, und hätte mich die rothe Ruhr nicht allzu sehr geplagt, so würde ich die Freude an schönen Naturgemälden in den wechselreichsten Gestaltungen mit Genufs empfunden haben. Die Gebirgslandschaft nahm von Stunde zu Stunde an malerischen Formen zu; besonders prächtig war der Anblick fünf hintereinander aufsteigender Gebirgsketten, welche von der Höhe der Bergkämme aus gesehen wie eine Quermauer am Horizonte zu steilen Wänden aufwuchsen. Die Karawanenstrafse spaltet sich hier nach verschiedenen Richtungen hin, so dafs wir genöthigt waren, einen Führer (*bellèd*) zu dingen, der uns als Wegweiser auf dem Wege nach *Sultanabâd* dienen sollte. Unter den Dörfern, zwischen welchen und neben welchen wir vorbeizogen, zeichnete sich vor allen *Elfaut* (gesprochen *Elfa-ut*) durch seine Ausdehnung und die Art seiner Anlage aus. Es bestand nämlich aus mehreren nebeneinander liegenden *Qal'a's* oder Festungen, die meist *kharâb* d. h. ruinirt waren, und deren jede von einzelnen Familien bewohnt wurde, die hier und in der Umgegend Ziegen- und Schafheerden auf die Weide führen. Das Dorf liegt am Fufse eines Berges, auf dessen Spitze ein Imamzadèh d. h. eine Kapelle gelegen ist, zu welcher deutlich sichtbar ein steiler Weg in die Höhe führt. Hinter dem Dorfe zeigten sich die Reste und Spuren alter Befestigungen, die so regelmäfsig angelegt waren, dafs man beinahe auf die Vermuthung kommen mufste, als sei hier in alten Zeiten ein römisches Standlager errichtet gewesen.

Die Luft war angenehm und erquickend, nur gegen Mittag und zwei Stunden später war es einigermafsen warm. Das Dorf *Kerdekhûr*, welches unser Menzil für den heutigen Reisetag bilden sollte, war schon aus weiter Ferne sichtbar. Es dehnte sich auf einem mächtigen Plateau lang aus, das in weiter Runde von den malerischsten Berggruppen umgeben war. In der Nähe eines dieser Berge soll ein uralter Brunnen von ziemlicher Tiefe sein, von dem sechs gemauerte unterirdische Wassergänge nach verschiedenen Richtungen hin auslaufen. So erzählte uns der gastfreundliche *Ismael-Khan*, unser biederer Wirth in *Kerdekhûr*, der es verdient, in unserer Reisebeschreibung einen glänzenden Vordergrund einzunehmen.

Kaum hatten wir nämlich unseren Fufs in *Kerdekhûr* gesetzt, als ein



Dorf Chordoku.

Paar Bewohner des Ortes uns nach einem ziemlich verfallenen Thore mit einem *Bala-khanèh* darüber (die Perser nennen einen solchen Bau *serder*) führten, das wie es schien und sich auch nachher bewährte zu einem grofsen von einer Mauer umschlossenen Garten geleitete. Nach langem Klopfen wurde das Thor von Innen her geöffnet, wir zogen mit Sack und Pack in den Garten ein, stiegen von unseren Pferden und begaben uns nach dem oberen Gemache. Das Werk der Zerstörung war hier ziemlich systematisch vor sich gegangen und hatte sich bis auf die breiten Fenstergitter erstreckt, welche glaslos in dem grofsen Rahmen hingen und schwebten, und dem Winde das freieste Spiel in dem „Oberstübchen“ gestatteten.

Kaum hatten wir uns einigermafsen zurechtgefunden und in dem weiten Raume, dessen eines Nebenzimmer mit einer Menge überreifer Melonen angefüllt war, die passendsten Stellen für unsere Ruhestätten entdeckt: als plötzlich ein Perser, ein langbärtiger Sechsziger, in einfachem Landescostüm, auf einen Stock sich stützend, mit schwanken Schritten auf uns zukam, und mit jener Herzlichkeit, wie sie biederen Leuten eigen zu sein pflegt, auf unsern Eltschi los ging und ihn, an beiden Händen schüttelnd, willkommen hiefs. Es war *Ismael-Khan*, der Besitzer des Gartens, in welchem wir augenblicklich weilten, eine derbe, fast möchte ich sagen altdeutsche Gestalt, aber mit reichen Furchen im Angesicht, die an eine schwere, sorgenvolle Vergangenheit gemahnten. In der That war *Ismael-Khan*, der in unserer Mitte Platz nahm und nicht eher von uns schied, als bis wir unser Nachtlager bezogen hatten, ein Mann, der in der Schule bitterer Erfahrungen den Kelch herber Leiden geleert hatte und der am Abend seines Lebens das bittere Wort herauspressen mufste: Ich habe alles verloren.

Ismael-Khan hatte ein gut Stück persischer Geschichte mit erlebt. Die Ereignisse unter der Regierung *Muhammed-Schah's*, der bekanntlich bei dem Antritt seiner Regierung (am 18. Januar 1835 wurde er gekrönt) mit einer Reihe von Kronprätendenten und ihrem Anhange, einem sehr widerspenstigen Adel, zu kämpfen hatte, waren auch für unseren Khan nicht bedeutungslos geblieben und hatten ihn als Soldat nach der aufrührerischen Provinz Farsistân geführt, wo der *Fermanfermâ Hussein-Ali-Mirza*, Gouverneur von Schiraz, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln sein Unwesen trieb. Die Truppen des jungen Schah, unter der geschickten Führung des englischen Obersten Sir Henry Bethune, trafen mit der Rebellenarmee

auf der Strafse von Isfahan nach Schiraz in der Ebene zwischen der Stadt *Qumischeh* und dem Dorfe *Maksudbeg* zusammen, und das Knallen der Kanonen hatte eigentlich schon hingereicht, unter den Schirazern panischen Schrecken und allgemeine Flucht zu verbreiten. *Ismael-Khan* befand sich als ein treuer Anhänger der Regierung in der Armee *Muhammed-Schah's*. Weifs der Himmel wie es ihm später ergangen sein mufste, genug, man nahm ihm nicht allein was er besessen hatte, oder zerstörte es, Zeugnifs davon lieferte unser heutiges Menzil, sondern man liefs ihm überdies eine so starke Bastonade angedeihen, dafs der arme Khan noch heute an den Füfsen leidet und nur sehr unsicher und schwankend zu gehen im Stande ist. Er fragte mich um Rath, ob kein Heilmittel in Europa gegen die Folgen einer so nachdrücklich empfangenen Bastonade vorhanden wäre. Der Khan, dessen rauhes und derbes Wesen von vornherein für ihn einnahm und der den Eindruck eines alten braven Soldaten machte, ist weit und breit seiner grofsen Gastfreundschaft wegen berühmt, und kein Reisender, ob arm oder reich, kommt durch das Dorf *Kerdekhur*, ohne die Hospitalität *Ismael's* in der ausgedehntesten Weise genossen zu haben.

In der Nähe dieses Dorfes, woselbst die Weinrebe ganz vorzüglich gedeiht, liegt eine alte, zu Grunde gegangene Stadt, von welcher der Khan gar Vieles erzählte. Weiter ab soll, seiner Angabe nach, eine andere grofse Stadtruine liegen, die er mit dem Namen *Kaza* bezeichnete, auf deren Terrain viele alte Gold- und Silbermünzen verborgen sein sollen. Eine Gesellschaft von Münzgräbern aus Hamadan hat den ganzen Boden gepachtet und bezahlt den Acker bis zu hundert Ducaten, so dafs hiernach zu schliefsen die Nachgrabungen eine nicht geringe Ausbeute ergeben müssen.

In der Nacht vom 15. zum 16. September brachen wir um 1½ Uhr in der Finsternifs auf, um unsere Weiterreise nach *Sultanabâd* anzutreten. Die Diener des Khan, welche uns bei der Abreise wacker unterstützten, nachdem sie am Tage vorher auf Befehl ihres Herrn Hämmel, Lämmer, Früchte und andere Gastgeschenke anschleppen und kleine Dienste hatten verrichten müssen, verweigerten beharrlich die Annahme jeder Art von Belohnung und versicherten bei unserem Leben, dafs ihr Gebieter ihnen den Hals umdrehen würde, wenn sie auch nur für einen Schahi an Werth Geschenke empfingen. Einem so gründlichen Verbote gegenüber wäre es verletzend gewesen, aufzudringen, was in so edler Weise verweigert wurde. Unsere Bewunderung für den Khan konnte nur gewinnen durch ein Be-

nehmen seiner Diener, das sonst in ganz Persien zu den Unmöglichkeiten gezählt wird. Die vielgerühmte Gastfreundschaft des Orients mag in Persien unter den Eingeborenen gleichen Standes vorhanden sein, Europäern gegenüber ist sie eine seltene Erscheinung und nur da pflegt sie einzutreten, wo officieller Zwang sie gebietet. Im Gegentheil ist der Perser den gewöhnlichen europäischen Reisenden gegenüber von einer seltsamen Aengstlichkeit und Zurückgezogenheit, die bei dem gewöhnlichen Manne vielleicht ihre Begründung in dem Glauben findet, dafs die Berührung von Gefäfsen und Speisen mit europäischen Lippen und Händen *nedschiz* d. h. unvermeidlich unrein ist, bei dem vornehmen Theile der Bevölkerung wahrscheinlich aus politischen Rücksichten erklärt werden mufs.

Ismael-Khan hatte uns bei der finsteren Nacht einen Dorfbewohner als Führer mitgegeben, und wir zogen unter dessen Leitung zunächst über eine grofse, weite Fläche, welche man uns als *Nemek* d. h. als Salzfeld bezeichnete. In der That knirschte der Boden unter den Hufen unserer Thiere und trotz der dunklen Nacht hatten wir das seltsame Schauspiel einer Fata morgana, sobald das helle Licht einzelner Sterne in den Gesichtswinkel unseres Auges fiel. Wir sahen weifsschimmernde, wogende Flächen vor uns, als ob wir auf einer engen Landzunge zwischen blitzenden Seen reisten. Nachdem wir etwa zwei Stunden lang die grofse Ebene durchmessen hatten, wobei in Zwischenräumen und in der Nähe unserer Strafse die zackigen Umrisse einzelner Bergkegel wie Felseninseln aus dem Meere auftauchten, gestand unser Führer sehr offenherzig, dafs er den Weg verfehlt habe und dafs wir eine andere Richtung einschlagen müfsten. Rathlos standen wir eine Zeit lang stille, als plötzlich Hundegebell und die Stimmen von Menschen unser Ohr trafen. Wir gewahrten, dafs wir uns in der Nähe der Zelte einer Nomaden-Tribus befanden. Mehrere von den Eingebornen kamen zu uns und zeigten uns die richtige Fährte. Der Sonnenaufgang bereitete uns bald darauf einen jener herrlichen Anblicke, welche das persische Hochland in malerischster Abwechselung dem Reisenden so häufig gewährt. Wir sahen uns von allen Seiten von pyramidenartig gestalteten Bergkegeln eingeschlossen, welche an verschiedenen Stellen isolirt stehend aus der Hochfläche emporwuchsen und deren kahle Gipfel die aufgehende Morgensonne des 16. September mit wunderbarem Purpurschimmer übergossen hatte. Links vor uns lag am Fufse eines solchen dunklen massenhaften Kegels lang ausgedehnt ein grofses Dorf, und hinter demselben breiteten

sich die Trümmer einer stadtähnlichen Ruine aus; rechter Hand von unserer Strafse häuften sich sonderbar gestaltete Höhenzüge auf mit zackigen und zerrissenen Bergkämmen und mit Schluchten, die vielleicht nie eines Menschen Fufs betreten hat. Auf der Hochfläche selber standen wie mit einer Schnur abgemessen in grader Linie lange Reihen brauner Nomadenzelte, aus welchen der Rauch der Morgenküche in senkrechten Säulen zu dem reinen blauen Morgenhimmel emporstieg. Wie diese Zelte an die Anwesenheit menschlicher Wesen auf der traurigen, hier und da bebauten Steppe mahnte, so erinnerte ein Volk auffliegender Rebhühner an das Leben der Thierwelt, welche in ganz Iran, soweit wir das Land kennen gelernt haben, nur in sehr vereinzelten Spuren auftritt und dem Reisenden nur selten Gelegenheit zu Beobachtungen oder zur Jagd giebt. Der Anblick von Löwen, Tigern, Panthern und anderen eben nicht sehr angenehmen Exemplaren von Raubthieren gehört, Gott sei Dank, zu den Ausnahmefällen, und wer nach Persien reist, um nach dieser Seite hin auf Abenteuer auszugehen, wird sehr bald den vollständigsten Enttäuschungen Raum geben müssen. Die Anwesenheit der Menschen, die regelmäfsigen Züge der Karawanen auf denselben Strafsen, die seit Jahrhunderten die Verbindung zwischen den Städten und den Dörfern herstellen, haben die Raubthiere in die Berge oder, wie im *Gilân*, in die Wälder zurückgedrängt, aus denen höchstens einmal ein hungriger Wolf hervorbricht, um in eine fettschwänzige Hammelheerde auf den dürren Weiden der Hochfläche einzubrechen. Von den Raubvögeln sind Adler und Geier die häufigsten Besucher der Karawanenstrafse, da, wie wir bereits Gelegenheit hatten zu bemerken, sie gefallenes Aas sofort in ihren Leib zu befördern pflegen, und die Spur desselben sehr bald herauswittern. Das Plateau verengte sich allmälig zu wellenförmigen Zwischenthälern, durch welche etwa 20 Grad südöstlich die Karawanenstrafse auf- und abführte. Zuletzt zogen wir an dem Ufer eines wasserreichen Rudkhaneh einher bis zu dem grofsen baumreichen Dorfe *Khunda*, das an dem anderen Ufer des schmutziggelben Bergwassers gelegen ist. Die ganze Karawane mufste durch das Wasser waten, das Pferden und Maulthieren bis über den Bauch ging. Unter schattigen Weiden, welche daselbst besonders zu gedeihen schienen, machten wir gleich nach 7 Uhr Halt, um etwa eine Stunde lang der Ruhe nach dem nächtlichen Ritte zu pflegen. Der Weg nach *Sultanabâd* führt auf derselben Seite, auf welcher das Dorf liegt, hochansteigend weiter und geht zunächst über eine

steinige sonnige Wüste, welche sich bis zum Fufse felsiger Höhen hinzieht und an Traurigkeit und Oede mit der afrikanischen Sahara um die Wette streiten darf. In der Nähe von *Khunda*, wie gewöhnlich rechts und links von der Strafse, lagen zwei Leichenäcker mit vielen Gräbern, zwischen welchen sich eine grofse Menge von Aas befand, als ob die heiligen Plätze nichts weiter als Schindanger wären. Der Ritt bis zum nächsten Menzile bei einer brennendheifsen Sonne war um so ermüdender, als die landschaftliche Umgebung des Reizes abwechselnder Formen gänzlich entbehrte und die Paar Dörfer, in deren Nähe wir vorüberzogen, in endloser Ferne von uns ab lagen und wegen ihres sichtbaren Abstandes die Geduld im höchsten Mafse erschöpften. Erst gegen 2 Uhr Nachmittag zogen wir in das Dorf *Gauwersin* ein, welches zwischen hübschen Bergkuppen gelegen ist und woselbst wir das Haus eines frommen Mollah bezogen. Der Wirth des Hauses hatte anfänglich die gröfsten Schwierigkeiten gemacht uns aufzunehmen, da, wie er naiv bemerkte, die Karawane ihm aus zu vornehmen Personen zu bestehen schien. Zu vornehme Personen unter den Persern pflegen nämlich niemals zu zahlen, sobald sie auf Reisen in irgend ein Quartier einrücken. Unser Mollah war deshalb überglücklich, als wir ihm die Erklärung gaben, dafs wir Frengi nicht zu jener vornehmen Welt gehörten, welche nimmt ohne zu geben, und dafs wir durchaus nicht nach dem persischen Sprichworte lebten, das Stroh ist nicht dein, sondern nur die Strohscheuer. Wir bezogen die Oberétage des Hauses und kletterten mit vieler Noth gegen Abend auf die Fläche des Daches, um uns noch vor dem Schlafengehen des Genusses eines herrlichen Sonnen-Unterganges zu erfreuen. Das flache Dach war in seiner ganzen Ausdehnung mit Weinbeeren bestreut, ebenso wie die Dachterrassen der benachbarten Häuser, welche daselbst in der Sonnengluth trockneten, um später als *Kischmisch* oder „Rosinen“ weit und breit versendet zu werden.

Kaum hatten wir in der folgenden Nacht bis gegen Mitternacht uns nach den Mühseligkeiten des Tages des stärkenden Schlafes erfreut, als der eifrige Tscherwadar und seine Knechte bereits alles aus den Betten trommelten, um zum Aufbruch zu ermuntern. Herr und Diener werden hierbei unterschiedslos mit gleicher Strenge behandelt und die wartenden Thiere der Karawane nicht eher bepackt, bevor nicht das letzte Stück Bettzeug zusammengerollt daliegt. Wie Einem zu Muthe ist, so in aller Nacht aus dem Schlafe gerüttelt zu werden, um sich vom Lager zu erheben und in

aller Hast anzukleiden, nur damit dem Herrn Tscherwadar die Genugthuung zu Theil wird, keine Schläfer um sich zu sehen, — wird nur der begreifen, welcher sich jemals im Leben in ähnlichen Lagen befunden hat, ohne im Stande gewesen zu sein, durch Reden und durch vernünftige Vorstellungen Abhülfe zu erreichen. In der Nacht war es wieder stockfinster. Von den Dörfern, an denen wir auf unserer Strafse vorüberzogen, liefs sich nur so viel erkennen, dafs sie in die Klasse vegetationsreicher *Abâd* gezählt werden mufsten. Erst die aufgehende Sonne beleuchtete mit freundlichem Strahle eine in allen Theilen sichtbare Landschaft. An den Bergen rechter Hand vor uns lag das malerisch aussehende Dorf *Suzân*, rechts ein anderes, das man uns mit dem Namen *Aschdèh* bezeichnete. Der Weg, ursprünglich eben, stieg allmählig aufwärts, bis er in der Nähe des Dorfes *Dermîn* seine höchste Höhe erreicht hatte. Auf dem steilen Hügelkopfe lag in weiter Ausdehnung eine Masse zerfallener Baulichkeiten, ein *Kharâb*, das wahrscheinlich die Lage des älteren zerstörten *Dermîn* angiebt. Im tiefen Grunde vor uns zeigte sich, gar freundlich und einladend aussehend, das gegenwärtig bewohnte Dorf, von vielen hübschen und baumreichen *Bâghtschèh* oder Gärten umgeben, die wiederum und in Zwischenräumen inmitten zerstörter und zerfallener Dorfruinen angelegt waren. Von da ab bewegte sich unsere Karawane auf einem kleinen Plateau, das zuletzt zu einem Bergpasse anstieg, wie wir solchen in ähnlicher Weise bis hierher in Persien noch nicht gesehen hatten. Man stelle sich im Geiste eine riesige Mauer von Schieferlagern vor, die nach der andern Seite unserer Strafse in einer Höhe von acht- bis neunhundert Fufs so steil abfällt, dafs man auf der Höhe stehend schwindelig zu werden vermeint und nicht begreift, wie es für beladene Thiere möglich ist, mit der schweren Last auf dem Rücken abwärts zu klettern. Der schmale Weg, welcher in seiner Steilheit an den blumenreichen dritten Abhang der *Demawènd*-Gruppe erinnerte, obwohl nur an einzelnen Stellen von blühenden Alpenrosen eingefafst, windet sich in Zickzack-Linien von der Spitze des Passes bis zur Ebene hinab, wo ein neues, nicht weniger anziehendes Bild sich vor den Blicken des Reisenden auf der Höhe entfaltet. Vor unseren Füfsen lag in der Tiefe, welche sich im Hintergrunde zu einer grofsen ermüdenden Ebene ausdehnte, wie ein niedliches Kinderspielzeug das Dorf *Daîn*, die würfelförmigen Häuser und die hohen Festungsmauern, welche dieselben umschliefsen, im glühenden Sonnenreflex in hellgelben Tinten leuchtend. Der einzige dunkle Gegen-

stand ganz in der Nähe des Dorfes war ein riesiger Baum, der dicht am Rande eines kleinen Teiches stand und einen langen Schatten über den falben Boden zu seinen Füfsen hinwarf. Das Herniedersteigen zur Ebene konnte nur mit grofser Vorsicht geschehen, und, um jeder Gefahr vorzubeugen, nur dadurch sicher ermöglicht werden, dafs die Reiter von ihren Thieren stiegen und ein jeder das seinige am Zaum hinter sich her führte. Die schwer beladenen Maulthiere gingen mit unendlicher Vorsicht den gewundenen Bergpfad niederwärts und wufsten mit wunderbarem Instinct diejenigen Stellen zu unterscheiden, welche besondere Schwierigkeiten beim Umwenden darboten. Nach halbstündigem Marsche von der Höhe aus befand sich die ganze Karawane wohlbehalten am Fufse des Bergpasses, dessen Höhe und Steilheit vom Fufse ausgesehen erst ganz überblickt und ermessen werden konnte. Unter dem dickstämmigen, schattenreichen Baume, einer herrlichen *Tschinâr* oder Platane, nahmen wir Platz, ganz in der Nähe des Wassertümpels, um uns und den Thieren nach der glücklich überstandenen Passage einige Ruhe und Erholung zu gönnen.

Der zweite Theil der Reise war nichts weniger als angenehm. Die Sonne brannte zum Versengen, die ganze Landschaft war trauriger als irgend ein bewohnter Fleck Iran's. Auf der grofsen Ebene ragten, wie einzelne Sandhaufen, todte baumleere Dörfer hervor, und die Berge, niedrige Höhen ohne malerische Formen, zogen sich in weiten Bögen um den ganzen Horizont herum. Gegen eilf Uhr Vormittags hatten wir ein ärmliches Dorf mit vielen sich weithin ausdehnenden zerstörten Häusern und Mauern in der Nähe erreicht und erst eine Stunde später standen wir endlich nach zwölfstündiger Reise müde und matt vor den Erdmauern der Stadt *Sultanabâd.* Hinter uns lagen, eine ziemliche Strecke von der jetzt bewohnten Stadt entfernt, altes *Kharâb* und zerfallene Wasserleitungen, die offenbar die ältere Lage des Ortes bezeichnen.

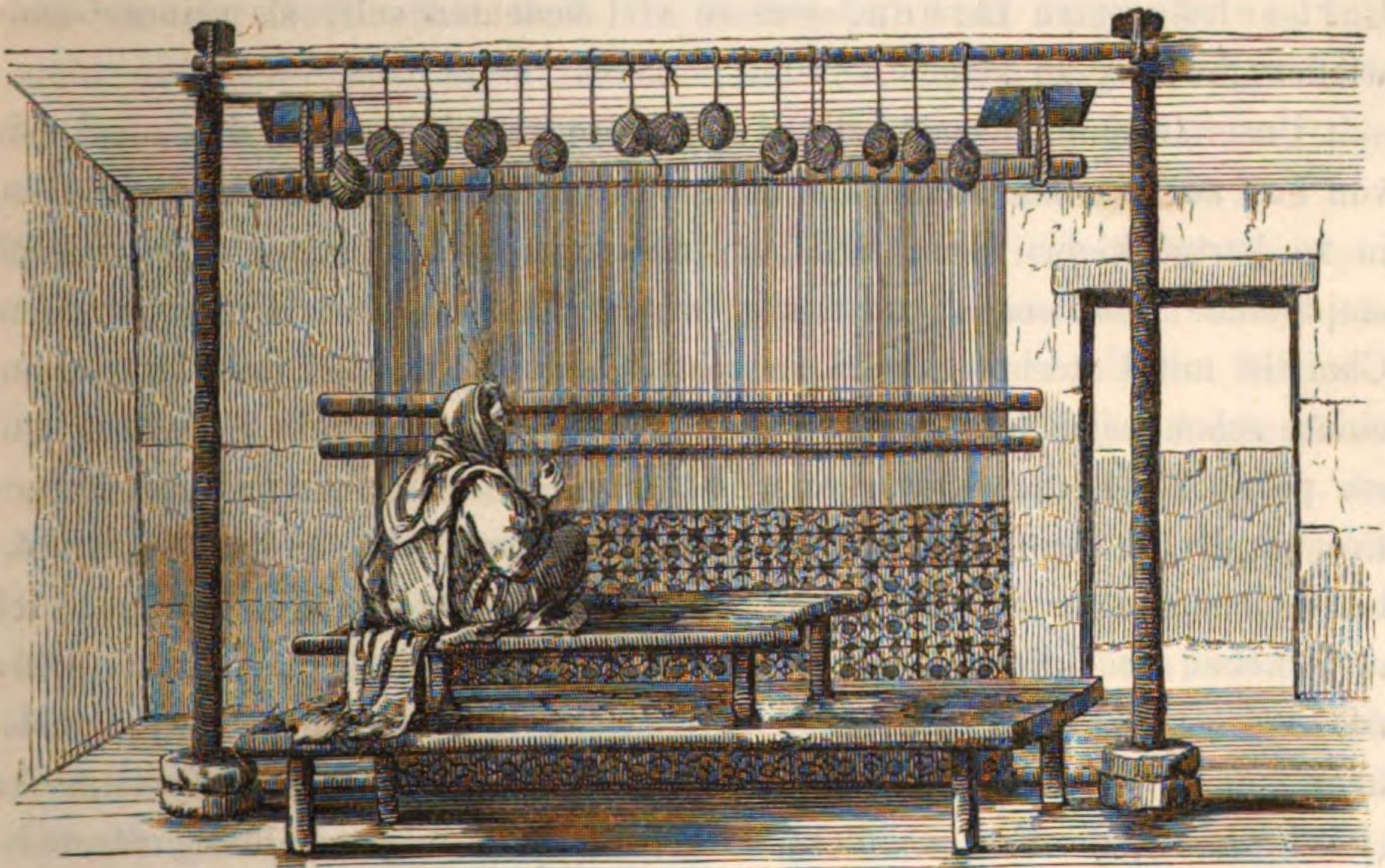
Die junge Stadt, welche einen sehr traurigen Anblick gewährt, ist von *Feth-Ali-Schah* in einem grofsen Viereck angelegt, das in der Mitte von zwei Hauptstrafsen, den Bazaren, in einem rechten Winkel durchkreuzt wird, und vor etwa zehn Jahren von S. M. dem gegenwärtig regierenden Schah vollendet und mit einigen Moscheen, einer „*Qal'a*“ und einer Wasserleitung beschenkt wurde. Hinter den stinkenden Stadtgräben erheben sich die bekannten persischen Erdmauern der *Qal'a.* An der linken Ecke der Mauer, welche uns im Angesichte lag, stieg über dem Erdbackwerk ein

luftiger Bau auf, welcher durch die besondere Sorgfalt in seiner Ausführung von vornherein auffallen mufste und, wie wir gleich bemerken werden, in der That als Aufenthalt des verbannten *Sadrazâm* eine Bedeutung erhält. Wir zogen durch das zweite Stadtthor an der uns zugekehrten Seite in die Stadt ein, welche ärmlich, unschön und kothig aussieht, so liederlich, wie nur immer eine Provinzialstadt in den „geehrten Königreichen Iran's“. Das Haus, welches wir bezogen, war leidlich, obwohl der gröfste Theil desselben zerfallen und zerborsten war. Ein grofser Talar, in dem inneren Hofe gelegen, diente wie gewöhnlich als Quartier bei Tag und bei Nacht. Zuckerwerk und Früchte, welche unserem *Eltschi* von dem Gouverneur der Stadt, *'Abdullah-Mirzâ*, als Ehrengeschenke überbracht worden waren, und die man auf grofsen Metalltellern und in breiten Holzplatten mit kurzen Füfsen aufgespeichert hatte, liefsen es von vornherein sehr deutlich erkennen, dafs wir uns an einem Orte befänden, in welchem des Abends die Sonne in offiziellster Weise zu Bett geblasen und gepaukt wird.

Bei einem Durchgang durch die Stadt, welche eine Bevölkerung von ungefähr 3,000 Seelen in sich birgt, hatten wir zunächst Gelegenheit, die Physiognomie der Bazare, stets mafsgebend für die socialen Zustände der Bewohner einer morgenländischen Stadt, genauer in Augenschein zu nehmen. Die Marktstrafsen verläugnen in keiner Weise die übrige Stadt, sie sind klein und schlecht, ein Werk flüchtigster Eile, nur von wenigen, dazu ärmlich gekleideten Käufern besucht. Auffallend war es jedenfalls, dafs unter den zum Verkauf ausgestellten Waaren einheimischen Ursprunges, darunter ganz besonders häufig vertreten eine bunte Menge von Farbhölzern, sich auch der europäische Markt wesentlich hervorthat. Wir sahen eine Unzahl von Quincaillerie-Gegenständen (meist aus Rufsland importirt), wie sie in den Bazaren von Täbriz und Teheran in ähnlicher Weise zum Verkauf ausgestellt werden, und erstaunten über die grofse Masse bedruckter Baumwollenzeuge, welche meist aus England nach Persien eingeführt und durch griechische Häuser weiter landeinwärts in den Handel gebracht werden. Die Früchte, welche in den Obstbuden zum Verkauf ausgeboten wurden, hatten ein herrliches Aussehen. Wir fanden Weintrauben (helle und dunkle), Melonen, Wassermelonen, Pfirsiche und Granatäpfel (*enâr*), von den letzteren zwei Sorten, die helle, süfslich schmeckende und die rothe, säuerlich schmeckende, in ganzen Bergen aufgespeichert vor, ohne

zu wagen, einen kecken Angriff auf das schönste aller persischen Naturerzeugnisse, auf das Obst, zu unternehmen.

In Teheran hatte man uns die Stadt *Sultanabâd* als einen Hauptort für den Teppichmarkt bezeichnet, wozu in der That die Lage der Stadt inmitten der Teppiche fabricirenden Dörfer ganz geeignet erscheint, und wir hatten mit Rücksicht darauf auf der Strafse von Hamadan nach Isfahan einen Umweg gemacht, um schliefslich ganz anderer Meinung zu werden. Wir fanden nur sehr vereinzelt Besitzer von Teppichen vor und in den Karawanseraien, welche hier den Namen *Enbâr* oder *Embâr* führten, war die Zahl der vorhandenen Teppichwaaren äufserst gering, so dafs die Auswahl derselben sich nur auf wenige wiederkehrende Muster beschränkte. Die kleinen Teppiche (im Durchschnitt $3\frac{3}{4}$ Fufs breit und $6\frac{1}{2}$ bis 7 Fufs lang) hatten einen Preis von drei *Tomân* oder 9 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr. preufsisch, die gröfsten einen zehnfach höheren Werth. Hier und da werden in den Wohnungen von den Frauen der ärmeren Bevölkerung die Teppiche in der früher bereits beschriebenen Weise gewebt. Wir fügen hier das Bild einer Teppichweberin bei, das wir getreu nach der Natur aufgenommen haben.



Die Stadt *Sultanabâd*, kein sehr angenehmer Aufenthalt für Leute der grofsen Welt, hat in Persien, wie oben angeführt, einen besonderen Ruf als Verbannungsort des ehemaligen *Sadrazâm* oder Premier-Ministers *Mirzâ-Agha-Khân*, der hierselbst von den vier Mauern seines Hauses eingeschlossen leben mufs und dessen Schicksale mit der Geschichte Persiens der letzten Jahre im engsten Zusammenhange stehen. Dem verbannten *Sadrazâm*, der sich durch seine treffenden Antworten auszeichnete und von dem eine Menge der lustigsten Anecdoten im Lande cursiren, ist es in ähnlicher Weise, wenn auch nicht ganz so schlimm, als seinem berühmten Vorgänger, dem *Emir*, ergangen, doch kann er sich der Hoffnung trösten, dafs sein Sturz, bei den gegenwärtigen persischen Zuständen, nicht von gar zu langer Dauer sein wird. Die hervorragenden Eigenschaften dieses Staatsmannes, eine unermüdliche Arbeitskraft und Thätigkeit neben einer bemerkenswerthen Scheu vor allen blutigen Scenen, können noch in Zukunft von den segensreichsten Folgen für das Land sein, so dafs es ein aufrichtiger Wunsch bleibt, dafs die seit Ende des Jahres 1858 dauernde Verbannung des *Sadrazâm* sich bald ihrem Ende nähern möge. Seitdem diese Zeilen geschrieben sind, ist in der That die Nachricht nach Europa gelangt, dafs S. M. dem exilirten Minister 2,000 *Tomân* gesendet habe, um sich den Bart schwarz zu färben, was so viel bedeuten soll, als seiner Gnade wieder gewärtig zu sein.

Unser Gesundheitszustand auf der Reise verschlimmerte sich zusehends von Tag zu Tag. Die rothe Ruhr hatte drei Europäer, mich eingeschlossen, in so hartnäckiger Weise befallen, dafs alle Mittel, selbst das vielfach empfohlene *Laudanum*, vollständig wirkungslos blieben. Unser würdiger Chef litt mit Unterbrechungen an gastrischen Uebeln, bei dem Dragoman, einem schon bejahrten Manne, stellte sich eine zunehmende Schwäche ein, ein persischer Diener wurde vom Fieber geschüttelt, unser liebenswürdiger Freund, Hr. v. Grolman allein, wenn auch nicht vollständig von Krankheitserscheinungen befreit, litt dennoch am wenigsten von uns allen. Ich mufs neben den klimatischen Einflüssen, die unbestreitbar im ersten Jahre des Aufenthaltes in Persien auf europäische Reisende ihre Wirkung ausüben, meist unter der Gestalt von Wechselfiebern (*tâb*) und Dysenterien (*ishâl-i-dâmi*), die Ursache dieser Uebel der einförmigen Nahrung zuschreiben, welche sich auf der ganzen Reise, mit wenigen Ausnahmen, auf das Fleisch des fettschwänzigen Hammels, auf magere Hühner, Reis und Eier

beschränkte. Weder die Früchte, welche wir allenthalben in so grofser Fülle vorfanden, noch der persische Wein und Branntwein waren geeignet, der so einförmigen Nahrung einen besonders wohlthätigen Wechsel zu gewähren. Das persische *Nân* oder Brot, lange, an den inneren Seiten grofser, durch Feuerung erhitzter Töpfe gebackene Fladen von matzenhafter Dünne, die bei Tische den Persern zugleich als Serviette dienen, meist frisch und halb gahr, mufste zusammengerollt werden, um nur einigermafsen von den Zähnen zerkleinert werden zu können. Trotz dieser mannigfachen Uebelstände ist es ein wahres Wunder zu nennen, wie wir im Stande waren, bei unsern geschwächten und abmagernden Körpern die Strapazen der Reise zu ertragen. Die Gewohnheit wurde aber auch hier zur anderen Natur und die Hoffnung der Rettungsanker, an den sich der bald gebrochene moralische Muth krampfhaft anklammerte.

Als wir, etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang, mit unserer Karawane reisefertig dastanden und zum Thore ausrücken wollten, fand es sich, dafs sämmtliche Zugänge zur Stadt gesperrt und mit Wachen, natürlich schlafenden, besetzt waren. Kein Geschenk vermochte die geweckten Thorhüter zu bewegen, die sperrenden Riegel zu lösen, und erst der Firman S. M. des Schah, welcher zum Hakim der Stadt geschickt werden mufste, half uns aus der Noth. Man sieht, in *Sultanabâd* wird aufgepafst; so lange nicht die Sonne aus ihrem feuchten Bette aufgestanden ist, darf weder Mensch noch Thier durch irgend ein Thor der Stadt ein- oder ausziehen.

Nachdem wir das Stadtthor und die schlechte Holzbrücke über dem Festungsgraben hinter uns liegen hatten, schlugen wir bei Sonnenaufgang die Richtung nach Osten ein. Das Wetter machte uns weder heute noch sonst an einem anderen Datum auf diesem Theile unserer Reise besondere Querstriche, da ein Tag wie der andere ist, und nur in der Regenzeit ein vorübergehender Wechsel der Witterung einzutreten pflegt. Nach dem Wetter zu fragen, fällt daher Niemand ein, der Stoff zur Anknüpfung eines Gespräches mufs folglich von anderwärts her geholt werden. Die Karawane hielt auf ihrem Marsche die Südseite der Bergkette inne, von welcher der Horizont der grofsen Hochfläche von *Sultanabâd*, mit ihren traurigen Dörfern und isolirt stehenden Bergkegeln, umzogen ist, und erst gegen acht Uhr Morgens, nachdem wir eine niedrige Höhe überwunden hatten, auf welcher sich neben einem verfallenen Bauwerke stagnirendes, höchstens für durstige Thiere trinkbares Wasser befindet, veränderte sich das Bild der

Landschaft, ohne jedoch einen frischeren, lebendigeren Ausdruck zu gewinnen. Eine minder ausgedehnte Hochfläche als die von *Sultanabâd* ist, breitete sich in todten Zügen vor uns aus, durch nichts bemerkenswerth als durch den Anblick eines ziemlich baumreichen Dorfes, das bereits aus weiter Ferne sichtbar ist und uns als das Menzil für den heutigen Tag, d. 18. September, bezeichnet wurde. Wir schlugen die südöstliche Richtung ein, unter einem Winkel von etwa 10 °, und erreichten gegen zehn Uhr Vormittags das Dorf. Auf unserer Reise fiel es besonders auf, und diese Bemerkung hatten wir schon häufig Gelegenheit zu beobachten, dafs an verschiedenen Stellen der steinigen Strafse, entweder auf grofsen freiliegenden Felsstücken oder auf dem flachen Boden kleine Steine von Menschenhand zu spitzen Pyramiden aufgepackt sind, die offenbar eine Bedeutung als Male haben müssen. Unsere persische Begleitung bezeichnete sie regelmäfsig als *Qädäm-gâh* oder Gedenkzeichen der Ankunft eines Reisenden ohne jenen Nebensinn, der aus den persischen Wörterbüchern herausgemuthmafst werden könnte.

Das Dorf führt den Namen *Gilli* oder *Gili*, der nicht etwa das Rosendorf (*güli*), sondern, gerade herausgesagt, das aus Dreck erbaute bezeichnet. *Gil* ist im Persischen die mit Wasser vermischte Erde (daher auch die Benennung des *Gilân*, der „Drecklandschaft"), deren man sich vor allen zum Schwalbenbau der Häuser bedient. Ehe wir in das sehr ärmliche Dorf, das einem *Ser-heng* oder Obersten gehört, einritten, zogen wir an sauber angelegten Melonenfeldern vorüber, woselbst die Bauern eben mit der Ernte beschäftigt waren. Sie beeilten sich natürlich unserem Eltschi die schönsten als Pischkesch anzubieten. Die überreifen Früchte waren saftig und so süfs wie Zucker, und noch heutigen Tages müssen wir mit Vergnügen bekennen, nie im Leben so ausgezeichnete Früchte genossen zu haben. Wie die Melonen, so waren auch angebotene Weintrauben, besonders eine dunkelgefärbte Art, von nie gesehener Gröfse, und die einzelnen Beeren so saftig und von so angenehmem Geschmack, dafs sich die gesammte Europäerschaft nicht enthalten konnte, von der verbotenen Frucht zu naschen.

Die Leute in *Gili*, wo wir eine Art von Karawanserai, so ärmlich wie das ganze übrige Dorf, als Quartier bezogen, so wie die ganze Bewohnerschaft der letzten Stationen unserer Reise bis hieher, sprachen in Persisch zu uns mit einigen dialektischen Abweichungen von der gewöhnlichen

Mundart. Erst unmittelbar vor Hamadan hört man von den Dörflern das Türkische als Umgangssprache reden. In *Gili* wie bereits auf den vorhergehenden Stationen hatten wir als Europäer die Aufmerksamkeit einer Menge kranker Personen auf uns gezogen, welche uns mit der Bitte bestürmten, ihnen Arzneien zur Vertreibung ihrer körperlichen Leiden zu schenken. In den meisten Fällen waren die Leute vom Fieber, von der Wassersucht und vom Rheumatismus geplagt. Die Heilkunst wird in diesen Gegenden von persischen oder von jüdischen Aerzten betrieben, die eine Art von Schäfer-Praxis besitzen, wobei es natürlicherweise unvermeidlich ist, dafs viele Mifsgriffe geschehen. Merkwürdig bleibt es, dafs viele Frauen in Persien sich ausschliefslich mit der Heilung von Augenkrankheiten beschäftigen und, wie uns von europäischen Aerzten versichert worden ist, ganz glückliche Kuren zu Wege bringen. Kindisch und abergläubisch ist der persische Kranke im höchsten Grade, und nicht eher zu bewegen einen Arzt zu Rathe zu ziehen oder eine vernünftige Diät zu befolgen, ehe nicht sein Uebel den höchsten Grad erreicht hat. Aeufserst belustigend — wenn es gestattet ist bei Besprechung von Krankheiten diesen Ausdruck zu gebrauchen — ist das Benehmen der Freunde und des Arztes dem Kranken gegenüber. So lange Jemand auf dem Krankenbette liegt, erklärt der Arzt der Familie desselben, dafs seine Krankheit heilbar sei, den Freunden desselben dagegen, das Uebel gehöre zu den schwierigsten Fällen seiner Praxis, sei unheilbar und der Kranke würde wahrscheinlich das Zeitliche segnen. Stirbt der Kranke in der That, so entschuldigt sich der Arzt bei der Familie, dafs er ihr aus Zartgefühl den schlimmen Zustand ihres Verwandten verschwiegen und nur den Freunden desselben seine wahre Lage angezeigt habe. Kommt der Kranke durch, so rühmt er sich der Familie gegenüber mit einem „Ich sagte es ja voraus!“, bei den Freunden des Kranken, denen er das Sterben verhiefs, wächst sein Ruhm natürlicherweise durch die glückliche Heilung eines so eclatant schwierigen Falles. Der arme Kranke derweil mufs unter Stöhnen und Aechzen wahre Pferdekuren überstehen, wobei sich der persische Charakter in der schärfsten Weise offenbart. Hat nämlich die leidende Person nur einigermafsen die Mittel, wohlthätig zu sein, so fallen ihm mit einem Male vergangene alte Sünden ein und er fafst den Entschlufs, den lieben Herrgott in bester Weise zu besänftigen. Die Armen werden eingeladen, gespeist und beschenkt; die Folge davon ist, dafs die Bewirtheten für den Kranken laute

Gebete zum Himmel emporsenden, damit er bald wieder genese und der leidenden Menschheit als Wohlthäter erhalten bleibe. Wird der Kranke mit Gottes Hülfe gesund, da kümmert er sich fürder viel um die Armen, sondern lebt wie er gelebt hat, lustig in den blauen Tag hinein. Hat ihm der Arzt ein Tränklein oder was es sonst sein mag verschrieben, so nimmt er es nicht sogleich ein, sondern wird erst nach ächt persischer Weise *Istakhâreh* (gewöhnlich *Istakârah* ausgesprochen) machen, d. h. das Schiksal um Rath fragen. Es geschieht dies am gewöhnlichsten in folgender Art. Der Kranke sieht in die Luft, sagt ein kurzes Gebet her, und fafst eine beliebige Kugel seines Rosenkranzes (*tesbèh*). Von da an zählt er bis zum Ende des Rosenkranzes die Kugeln zu je dreien ab. Bleibt eine als Rest übrig, so ist ihm das ein gutes Zeichen und er verspricht sich von der Medizin einen günstigen Erfolg. Bleiben zwei Kugeln als Rest übrig, so ist das mittelmäfsig, nicht gut, nicht schlecht. Bleiben drei Kugeln als Rest, so würde der Kranke unter keiner Bedingung seinen Trank einnehmen. Wenn das Schicksal auf gut gezeigt hat, so giebt sich oft der Perser damit noch nicht zufrieden, sondern macht die Gegenprobe, um auch die Frage beantwortet zu haben, ob es schlecht wäre, wenn er das Medicament dennoch nicht einnähme. Trifft die Antwort nein ein, so wird nichts eingenommen, obgleich, wie bemerkt, im *Istakhâreh* vorher die Antwort auf gut fiel. Die Bekannten, die eine erkrankte Person besuchen, pflegen gewöhnlich zu seinem Troste zu bemerken, er sähe recht wohl aus, sei nicht krank, das Uebel würde bald vorübergehen u. s. w. Ist er gestorben, so betheuern sie der Familie oder untereinander, dafs er in der That recht krank gewesen sein müsse. Meldet man einer Person den Tod einer andern, oder drückt man sein Beileid (*ser-selametì*) aus, so darf man Höflichkeitshalber einen Wunsch für das Wohl oder Leben des Angeredeten auszusprechen nicht unterlassen und mufs dies um so nachdrücklicher thun, je höher die betreffende Person im Range steht. Zum Schah würde man z. B. sagen: *inscha allàh mezâdsch-e-mubarék-e-häzrèt-e-eqdès melalétti né-dârènd* „So es Gott gefällt haben die segensvolle körperliche Beschaffenheit der hochheiligen Majestät keine Indisposition!" Die Perser, wie man aufs Neue merken kann, sind auch in solchen Fällen von einer ausnehmenden Höflichkeit und besitzen einen angeborenen Tact, der sich bis zum niedrigsten Manne hin nie verläugnen wird.

II. Kapitel.

Weiterreise nach Isfahan.

Am nächsten Tage, d. 19. September, später wie gewöhnlich aufgebrochen, nämlich eine Stunde vor Sonnenaufgang. Die Tagereise dauerte beinahe volle acht Stunden und führte über zwei mäfsig grofse Hochflächen (auf der zweiten berührten wir gegen acht Uhr Morgens das Dorf *Wartschèh*), die sich zuletzt zu einem Plateau von bedeutender Ausdehnung erweiterten. Massenhafte Gebirgsstöcke und isolirt stehende Bergkegel, deren oberster Rand wie ein Hahnenkamm ausgezackt erschien, gaben das malerische Bild einer vollständigen Alpenlandschaft. Aus weiter Ferne sichtbar, am entgegengesetzten Ende des Plateau's, lag am Fufse der Gebirge und in der Nähe anderer Dörfer das heutige Menzil *Khumeïn*. Die Strafse nahm immer mehr die südöstliche Richtung an und wurde einigermafsen angenehm unterbrochen durch das Vorhandensein von Dörfern, die rechter und linker Hand an unseren Blicken vorüberzogen. Sie liegen eine gute Wegstunde vor *Khumeïn* und erfreuen durch den Anblick ihrer runden und viereckigen Thürme, ihrer gezackten Mauern und ihrer hochgelegenen *Balakhanèh's*. Die Felder (darunter viele Baumwollenpflanzungen, deren Stauden kaum fufshoch waren, mit aufgesprungenen Kapseln), sehr gut angelegt und in sehr künstlicher Weise berieselt, schienen auf Ordnung und Wohlstand hinzudeuten. Die Leute säeten bereits die Wintersaat. Ritter (in dem III. Bande seines West-Asiens) führt Gewährsmänner an, nach welchen es den Anschein hat, als seien diese Dorfschaften von Armeniern bewohnt. Die Leute auf der Karawanenstrafse, welche wir in dieser Beziehung um Auskunft baten, verneinten die Angabe, versicherten dagegen, dafs ein Armenier-Dorf, und zwar das erste, weiter *païn* d. h. „unten", am Fufse der Berge läge.

Die Armenier beginnen in der That von hier an mitten in der persischen Bevölkerung eine gewisse Bedeutung zu gewinnen. Ihre sauber und ordentlich angelegten und gepflegten Wohnsitze dehnen sich von dem Gebiete, auf welchem *Khumeïn* gelegen ist, bis nach Isfahan hin aus und stehen unter der Obhut und dem Schutze des armenischen Erzbischofes in

Dschulfa. Die armenische Bevölkerung hierselbst bildet den Rest der einst von Schah Abbas dem Grofsen aus den Gegenden von Nachitschewan und Dschulfa, in der Nähe des Araxes-Flusses, nach Isfahan übergesiedelten christlichen armenischen Gefangenen. In Isfahan werden wir Gelegenheit haben, auf dieselben weitläuftiger zurückzukommen.

Noch bevor wir das Menzil erreichten, hatten wir das Schauspiel zweier Hirten, welche einen grofsen, von ihnen erschlagenen Wolf anschleppten, der aus ihren Heerden sieben Schafe und Ziegen gemordet hatte und beim Angriff auf das achte Thier so eben seinen Garaus erhielt. Wölfe giebt es hier in grofser Zahl, nicht minder die weit gefährlicheren Leoparden, die indefs von einem Jäger aufgesucht und getödtet zu werden pflegen.

Khumeïn ist eine grofse, am Fufs der Berge lang ausgedehnte Ortschaft mit üppigem Baumwuchs und prangenden Gartenanlagen. Ehe man in dieselbe einzieht, passirt man eine Strafse, welche mit Scherben und Trümmern in reichlicher Fülle bedeckt ist. Die Einwohner haben ihre Sagen darüber und erzählen von einer alten und grofsen Stadt (*Humajûn* d. h. „die Königliche", wohl nur des Anklangs halber an *Khumeïn* so getauft), die mit Mann und Maus Gottes Zorn in Ruine verwandelt haben soll. In Anbetracht der angenehmen Lage zog es unser Eltschi vor, in einem Garten vor dem Orte sein Menzil zu nehmen, als in der Stadt selber ein Quartier zu suchen. So bezogen wir denn das offene Gartenhaus eines persischen *Serhèng*, das in einem frucht- und blumenreichen Garten, mit schönen schattigen Bäumen, wie ein einsam stehender viereckiger Thurm in die Höhe stieg. Eine untere Etage war nicht vorhanden, denn der Weg führte wie durch ein Portal mitten durch das Haus, und die obere Etage gewährte keinen anderen Schutz gegen Sonne und Wind als den des flachen Daches, das sich auf die vier Eckpfeiler stützte. Sonst war keine Wand, keine Zimmerabtheilung oder dem ähnliches vorhanden. Der Herr Oberst pflegte hier, wie uns mitgetheilt wurde, seinen Thee zu trinken und in der gröfsten Tageshitze sich von den Winden umwehen zu lassen. Trotz der kühlen Aussichten und grade deshalb, weil die hohe Lage des oberen Gartensalons Kühlung versprach, hatte unser Minister es vorgezogen, sein Menzil in der Mitte des luftigen Baues aufzuschlagen. In Rücksicht auf meinen leidenden Zustand wählte ich eine trockene Stelle im Blumengarten, um Zelt und Feldbett aufstellen zu lassen, ohne zu ahnden, welchem

gräulichen Abenteuer ich durch diese Wahl meiner Schlafstelle entgegengehen sollte.

Die Ankunft der fremden *Sefarèt* oder Gesandtschaft hatte die Honoratioren des Ortes, unseren herrlichen Wirth mit einbegriffen, aus ihren Wohnstätten hervorgelockt und es dauerte gar nicht lange, so war die luftige Höhe des Gartenhauses mit einer grofsen Zahl persischer Herren und Diener bevölkert, welche den Gefühlen der Höflichkeit in bekannter Weise einen thatsächlichen Ausdruck verliehen. Zuckerwerk, Theepakete, Früchte, vor allen wässerige Melonen, Weintrauben, Pfirsiche und ganz vorzügliche Granatäpfel wurden auf riesigen *Mu'edschemièh's* oder Tellern herangeschleppt und auf den Boden gestellt, den man in möglichster Eile mit Teppichen belegt hatte, und bildeten die nächste Vermittelung gegenseitiger freundschaftlicher Beziehungen. Der *Kedkhoda* mit einigen vornehmen Khumeïnern liefs sich's nicht nehmen, seine besondere Freude über die Ankunft der fremden *Prûs* auszusprechen und der Herr Oberst, in Begleitung der *Sultâne* oder Hauptleute seines Bataillons, hatte sich, ein Elegant erster Gröfse, in froschgrüne und rosenrothe *Nizâm*-Tracht geworfen und seine Begrüfsung militärisch-cordial vorgebracht. Er stellte gastfrei sein ganzes Haus zu Gebote, sogar Gerste und Stroh für die Pferde und Maulthiere, doch lehnte unser Eltschi ein so freundliches Anerbieten höflich ab, da wir nur gegen baare Bezahlung unsere Bedürfnisse zu entnehmen pflegten. Der Oberst, lebhaft-munter, beweglich wie ein Fisch im Wasser, konnte füglich als ein Muster von Schönredigkeit gelten. Als ihm Hr. v. Minutoli unter anderem bemerkte, dafs er mit einem Firman S. M. des Schah versehen sei, entgegnete der höfliche *Serhèng*: „Ew. Excellenz sind mir jedenfalls ohne Firman lieber. Er würde mich zwingen, Ihnen zu dienen; so bin ich freiwillig so glücklich, Sie als Gast bei mir aufzunehmen." Das Ende der Unterhaltung wurde durch die gelegentliche Notiz herbeigeführt, dafs Uhren, gute europäische Gewehre und Revolver gar nicht in *Khumeïn* zu haben seien.

Der Herr Oberst mufste auch eine besonders wichtige Person sein. Wenigstens nahm er gegen Abend seinen Platz in der Nähe unseres Schlafthurmes, holte sein *Kalemdân* oder Schreibgefäfs hervor, item eine Rolle Papier, und fing nun an Depeschen nach allen Himmelsgegenden hin zu dictiren. Kommende Diener brachten ihm einen Brief nach dem andern, und fast schien es, als habe der eifrige Herr nur der persischen Sitte Rechnung getragen, die es erheischt, in der Anwesenheit eines Gastes durch

die Ankunft recht vieler Briefe, die natürlich sofort geöffnet und gelesen werden, die Unterhaltung jeweilig zu unterbrechen. In Persien geht nun einmal nichts über die Wichtigkeit einer Person.

Wir legten uns früh zur Ruhe, die übrigen Herren der Gesandtschaft im luftigen Oberhause, wo der Wind die ganze Nacht über mit vollen Backen blies, ich unter meinem Zelte, das von allen Seiten wohl verschlossen war. Kaum eine Stunde mochte ich in Morpheus Armen geschlummert haben, als mich die persische Dienerschaft aufrüttelte, dafs ich vermeinte, von Räubern und Mördern überfallen zu werden. Ich machte beim Lichtschein einer Stalllaterne grofse Augen, als ich mich von allen Seiten von einer Wasserfluth umgeben sah, in welcher meine Kleider, Stiefel, Bücher und Decken herumschwammen, während die Diener, bis zum Knie im Wasser watend, nichts Eiligeres zu thun hatten, als zu retten was zu retten war. Der hochweise Gärtner, welcher zweimal wöchentlich den ganzen Garten unter Wasser zu setzen pflegte, hatte mein Zelt übersehen und seiner Gewohnheit folgend, an dem zufällig eintretenden Wassertage sämmtliche Kanäle und Schleusen geöffnet. Ich mufs gestehen, dafs ich der Verzweiflung nahe war und gute Lust hatte, den Gärtner mit Haut und Haar zu verschlingen. Zum grofsen Glück für ihn mufste ich in meinem Feldbette unterm Zelte liegen bleiben, das die Perser mit einem Stein- und Erdwalle umgaben, um mich wenigstens einigermafsen vor den zudringlichen Fluthen zu schützen. Ich schlief von Neuem ein, um nach einer kalten Nacht am nächsten Morgen das Erwachen inmitten einer sumpfigen froschreichen Lagune höchst trübselig zu feiern.

Der folgende Tag (20. September) sah uns noch in *Khumeïn*. Unser Eltschi hatte in Rücksicht auf den Zustand der Reitthiere, welche die langen, sehr ermüdenden Märsche abgemagert und auffallend heruntergebracht hatten, den Entschlufs gefafst, einen Rasttag in dem Orte zu halten, so dafs sich die Gelegenheit fand, die Bekanntschaft mit Land und Leuten weiter fortzusetzen. In der Frühe des Tages wurde zunächst dem zuthulichen *Serhèng* eine *bâzdid*-Visite zugestanden. Sein Haus, am Ende einer langen, schnurgraden Allee gelegen, die auf das von uns bewohnte Gartenhaus führte, sah wie ein wohlbefestigtes Kloster aus. Es hatte hohe Mauern und Eckthürme mit Zinnen, und ein kühler, langer und schön gewölbter Gang führte durch ein Thürportal in das Innere, zunächst zum ersten Hofe, woselbst sich das eigentliche Empfangszimmer befand. An der Thür desselben

empfing in ächt orientalischer Weise der zwanzigjährige Sohn des Obersten und eine grofse Schaar von Dienern des Hauses unseren Eltschi, den sie in höflichster Art, natürlich nach abgelegtem Schuhwerk, in das Zimmer zum Vater geleiteten. Alles sah hier reinlich und sauber aus, für den Eltschi war sogar ein Stuhl auf den Teppichen in Bereitschaft gestellt worden. „Friede sei über Euch!“ — „Ihr habt gewürdigt Eure Fufssohlen zu ermüden!“ — „Ihr habt uns geehrt!“ — „Ihr bringt uns die Freude in's Haus!“ — „Wir sind Eure Sclaven!“ — „Unser Haus ist Euer Haus!“ — „Ist Euer Gehirn in Ordnung?“ — „Möge Euer Schatten über unserem Haupte niemals klein werden!“ — bildeten die eiligst zugerufenen Eingangshöflichkeiten, worauf natürlich der Landessitte entsprechend die passenden Erwiederungen: „Und über Euch der Friede!“ — „Nein, es ist Ruhe und Erholung für uns, Euch zu besuchen!“ — „Wir sind wohl, in Folge Eures Reichthumes und Eurer Güte, mit der Ihr uns überschüttet!“ — „In Wahrheit unsere Gesellschaft hat ohne Eure Gegenwart kein Vergnügen!“ reichlichst allseitig ausgetheilt wurden. Der Herr Oberst war ein Mann von Welt und liefs sich's darum nicht nehmen, die Bitte inständigst zu wiederholen, dafs wir statt eines Tages zehn Tage der Ruhe in seinem Garten pflegen möchten. Das weitere Gespräch berührte Frengistan, Preufsen und Berlin, wobei die Frage gestellt wurde, ob Preufsen die Hauptstadt von Berlin sei, und ging zuletzt auf das glückselige Iran und auf *Khumeïn* und die benachbarte Landschaft über. Wir erfuhren, dafs hier im Winter der Schnee drei Monate lang fufshoch zu liegen pflege, dafs es dann sehr kalt und windig sei und man defshalb in Kaminen tüchtig heizen müsse. Das Holz komme aus dem *Kuh* d. h. dem Gebirge, wo dasselbe in grofser Fülle vorhanden sei. Wenn die Erntezeit vorüber wäre, so gingen die Leute hier zu Lande auf die Holzlese aus und versorgten sich für den bevorstehenden Winter mit dem nöthigen Brenn- und Heizungsmaterial. Weiter wurde die Waffenfabrication in den Diwan der Unterhaltung mit hineingezogen. Wir würden auf der nächsten Station bereits die Stadt *Gülpaïgân* berühren: dort seien viele Waffenschmiede, die vorzügliche Schiefsgewehre anfertigten, sogar *Du-lulèh* oder Doppelgewehre, besonders zwei Meister, die mit einander rivalisirten und deren Adresse uns eingehändigt wurde. Wir würden leider hier manches an Bequemlichkeit vermissen, dafür aber in Isfahan, *nisf-i-dschehân* „der Hälfte der Welt“, alles finden, was uns augenblicklich fehle. Zu solcher Unterhaltung die Wasser-

pfeife, Thee und Zuckerwerk in mehrfachen Auflagen, und man kann sich eine Vorstellung von der Heiterkeit des Gespräches machen, das mit den nöthigen geistreichen Bemerkungen, vielleicht auch noch unter Anführung von Versen bekannter und unbekannter Dichter durchzuführen für einen Europäer keine geringe Kleinigkeit ist. Oder was soll man gleich erwiedern, wenn der liebenswürdige Wirth eines Hauses den Gast mit den Dichterworten empfängt:

Ich sprach zu mir: mein Herzensweh,
Will, wenn er kommt, ich kund ihm thun,
Und da ich dich jetzt kommen seh'
Entfleucht mein Weh, was sag' ich nun?

natürlich in der billigen Erwartung, eine noch schönere und geistreichere Erwiederung als Belohnung zu hören? Nach einstündigem Aufenthalte im Schlosse des *Serhèng* verliefsen wir seine Behausung, um den übrigen Theil des Tages im Garten mit Schreiben und Insectenfang zuzubringen, oder sonst Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln. Dafs sich in der Umgebung von *Khumeïn* auf den Kuppeln der Imamzadèh-Kapellen anstatt der Spitze eine ausgestreckte Metallhand, gerade wie auf den persischen Fahnen, befindet, war z. B. keine so wichtige Erfahrung, besonders in Bezug auf unsere Kasse, als die Bemerkung, dafs hier, ebenso wie in Isfahan, der *Män-schahi* d. h. „der königliche Bathman" als Gewichtseinheit Geltung hat. Es ist im Allgemeinen die sehr grofse Ungleichheit im Münz- und Gewichtssystem als eine besondere Unbequemlichkeit auf einer Reise durch Persien zu bemerken, da man sich erst, um Betrügereien zu entgehen, in den verschiedenen Landschaften Iran's nach den jedesmaligen Verhältnissen zu erkundigen hat. So gilt hier der königliche Bathman zwei sogenannte (*Män Täbrizi*) Täbrizer Bathman oder 1280 *Miskal*. Der eigentliche Täbrizer Bathman, der nach dieser Gleichstellung 640 *Miskal* wiegen müfste, was nur für den Teheraner richtig ist, hat jedoch ein Gewicht von 1000 *Miskal*.

In der Frühe des nächsten Tages — es war der 21. September — befanden wir uns, in verschiedenen Abtheilungen von einander getrennt, unter Beleuchtung von Stalllaternen, in einem labyrinthischen Wirrsal von Wegen und Strafsen, die in das Freie nach der grofsen Karawanenstrafse hinführen sollten, aber scheinbar gar keinen Ausgang hatten. Wir ritten die Kreuz und die Quer und gelangten erst nach langem Suchen auf die richtige Fährte. Die Leute der Stadt lagen noch im tiefsten Schlafe, nur

die Hunde wachten und machten in der stillen Nacht einen Höllenlärm. Die Strafse führte in südlicher Richtung aufsteigend nach einem sehr malerischen Engpafs, der in Schlangenwindungen zwischen zwei Gebirgsketten hindurchführte, von denen uns die Wanderer auf der Karawanenstrafse die rechter Hand gelegene als den *Enguschni*-Berg, die linker Hand aufsteigende als den Berg *Alwend* oder *Elwend* bezeichneten. Hier, so scheint es, befindet sich die Wasserscheide zwischen Isfahan und Hamadan. Der Pafs hat eine unbedeutende Elevation, die reiche Fülle blühender Alpenrosen am Wege gab ihm ein heiteres, freundliches Aussehen, obgleich grofse Stellen daneben mit dürren, versengten Kräutern bedeckt waren. Auf der rechten Seite erhob sich, je tiefer wir hineinzogen, eine von der Morgensonne herrlich erleuchtete Felswand zu steiler Höhe und schien sich als langer Gebirgsrücken in die weiteste Ferne fortzuziehen. Davor lagerten sich, viel niedriger, in dunkele Schatten gehüllte Berglehnen und runde Kuppen, die bis zur Strafse in den phantastischsten Formen herantraten und, so sah es aus, aus blättrigem Thonschiefer bestanden. Wir können ihren Charakter nicht besser beschreiben als durch das Bild eines plötzlich versteinerten wild wogenden Meeres. Hier und da quälten sich ein Paar halbversiegte Quellen durch das Gestein hindurch, deren Ränder ein üppiger Graswuchs einfafste, welcher dem spärlichen Wasserlaufe durch seinen frischen und heiteren Anblick herzlichen Dank abzustatten schien. Gegen Ende des Passes wird der Weg breiter, die Berge treten zurück und eröffnen zuletzt dem Blick eine freie unbehinderte Aussicht nach einer grofsen Ebene hin, die ein herrliches Bild zu einem Diorama persischer Landschaften abgeben könnte. Eine lange Kette baumreicher Dörfer breitete sich auf mattgrünem Wiesengrunde aus und umschlofs, gleichsam als Herzpunkt, eine grofse Stadt, wie es den Anschein hatte aus compacten Häusermassen bestehend, aus deren Mitte, deutlich sichtbar aus weiter Ferne von unserem Standpunkte aus, zwei Moscheen und ein luftiger Minaret-Thurm himmelan stiegen. Das war das Ziel unserer heutigen Reise, die schon oben erwähnte Stadt *Gülpaïgân.* Im Vordergrunde, auf der Fläche, die sich bis zu unsern Füfsen am Ausgange des Bergpasses ausbreitete, bezeichnete eine stark markirte Linie die natürliche Scheidegrenze zwischen dem Culturboden und dem wüsten, steinigen Terrain. Die Karawanenstrafse führt beinahe in grader Linie bis zu der Stadt hin. Ehe der Wanderer in dieselbe eintritt, begegnet ihm der wohlbekannte, nicht mehr auffallende

Anblick zerstörter, in Schutt und Trümmern daliegender Massen ehemaliger menschlicher Wohnungen. In dichter Nähe davon erinnern rechts und links vom Wege liegende Todtenäcker alten Datums an die einstigen Bewohner dieser Stätte, die hier auf einsamem, traurigem, wüstem Felde den langen Todesschlaf ruhen. Nicht weit davon ab legt sich ein breites und tiefes, mit zahllosen Steinen besäetes Flufsbett quer vor die Stadt. Es ist das der *Rudekhanèh-Harûn*, über den eine persische Steinbrücke, von drei Bögen gestützt und in der bekannten halsbrecherischen Manier ausgeführt, nach dem jenseitigen Ufer hinübergeleitet. Die kellerartigen Gänge und Räumlichkeiten linker Hand am Ufer des jetzt vollständig trocken gelegten Flufsbettes sind uns bis auf den heutigen Tag eine räthselhafte Erscheinung geblieben. Grofse, abgetretene Steinplatten mit den Resten schöner Ornamente und Schriftzüge, die sich vermauert in der Brücke und an verschiedenen Stellen am Wege vorfanden, deuten auf alte, glanzvollere Zeiten hin, als diejenigen sind, deren sich heutigen Tages die Geschichte *Gülpaïgân's* rühmen kann.

So malerisch die Stadt von weitem erschien, in so trauriger, so elender Gestalt trat sie in der Nähe, zumal bei der drückenden Hitze, uns, den vom sechsstündigen ununterbrochenen Marsche ermüdeten Pilgern entgegen. Das alte Lied von den persischen Städten wiederholte sich auch hier in neuer, wenig veränderter Auflage. Wo man hinsieht und hintritt, da ist alles zerfallen, zerborsten, vermodert, versengt, verbrannt, sich in feinste Staubtheilchen auflösend, die eben nicht als Augenbalsam zu empfehlen sein dürften. Wir hatten grofse Mühe, für den heutigen Tag ein passendes Quartier zu finden, da der ganze Ort sich zur Zeit unserer Ankunft in grofser Aufregung befand, welche den gröfsten Theil der Einwohner in das Freie geführt hatte. Es sollte nämlich die feierliche Ehrenrockbekleidung und die Einholung des Prinz-Gouverneur's Statt finden, und da erklärte es sich wohl sehr natürlich, wenn Jung und Alt sich auf den Beinen befand, um dieser ächt persischen Ceremonie in aller Ausführlichkeit beizuwohnen. Mit der Feierlichkeit verhält es sich folgendermafsen. Will S. M. der Schah einen Perser seiner Verdienste halber recht ehren, so sendet er ihm durch einen Boten ein Ehrenkleid (*khel'ât*), meist in Form eines ziemlich kurzschöfsigen Rockes mit halben Aermeln von Kaschmirshawl-Stoff gefertigt, das der Betreffende vor dem Weichbilde seiner Stadt an einer bestimmten Stelle anzieht, um sich hernach, mit demselben be-

kleidet, in feierlicher Begleitung hoch zu Rofs heimkehrend, der verwunderten Strafsenwelt öffentlich zu zeigen.

Der Prinz-Gouverneur, dem heute eine solche Ehre zu Theil werden sollte, befand sich eben draufsen, wo die Ceremonie Statt fand, die vornehmsten Gülpaïganen mit ihm, so dafs wir von besonderem Glücke sprechen konnten, als ein Jude artig genug war, uns in seiner freilich ärmlichen Behausung vor der Stadt ein Unterkommen zu gewähren.

Etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang beschlossen wir einen Spaziergang durch die Stadt zu unternehmen, wobei uns der jüdische Hauswirth als Begleiter diente. *Gülpaïgân* ist auch im Innern ein ruinirtes, abscheuliches, stinkendes Menschennest. Hier steht ein einigermafsen erhaltenes Wohnhaus, daneben und gegenüber liegen zehn andere in Erdklumpen, vom Regen halb verschwemmt, zwischen Leichenäckern, deren Steine wüst und verworren durcheinanderliegen. Linker Hand von der Gasse, die nach dem elenden Bazar der Stadt führte, machte sich einzig und allein ein Todtenacker, obwohl gering an Umfang, durch die Schönheit seiner Grabsteine bemerkbar, noch mehr aber durch die Anwesenheit zweier Granitlöwen, welche in einer gewissen Zeit der persischen Geschichte als beliebte Grabdenkmäler gegolten haben müssen, da sie sich nicht selten auf älteren Todtenäckern vorfinden. Sie, wie es nach einigen Andeutungen bei Ritter vermuthet werden könnte, in die Zeiten der älteren persischen Geschichte zu versetzen, dazu fehlt jede Veranlassung. Die Granitlöwen von *Gülpaïgân* sind in einem barbarischen Style gehalten, jeder trägt einige Reihen arabischer oder persischer Schriftzeichen und an der linken Seite des Leibes ist ein gewaltiger krummer Säbel eingemeifselt. Solche Grabdenkmäler in Löwengestalt müssen, wie sich leicht ahnen läfst, Personen geweiht gewesen sein, die sich durch kriegerische Thaten besonders hervorgethan hatten. Auch in der gleich näher zu erwähnenden Stadt *Khonsâr* fanden wir auf einem der zahlreichen Leichenäcker derartige Löwendenkmäler vor, die, so hat es den Anschein, in diesen Gegenden besonders beliebt gewesen sein müssen. Kaum hatten wir die steinernen Löwen im Rücken, als uns auf dem Gange durch die enge Gasse in der Richtung nach dem Bazar hin eine dichte, undurchdringliche Staubwolke entgegenwirbelte, deren realster Kern sich in nächster Nähe in den sonderbarsten Menschenknäuel auflöste. Wir drückten uns, so gut es angehen wollte, mit dem Rücken an die eine Mauerwand der Gasse und hatten die unverhoffte Ehre, den Gouverneur in

seinem Kaschmir-Ehrenrocke und seine Begleitung in aller Ausführlichkeit an uns vorüberziehen zu sehen.

Den Zug eröffneten zwei Reihen rothgekleideter Serbazen, welche ordnungslos und trittlos hin und her wankten; ihnen folgte eine Musikbande, welche auf ausgedienten europäischen Musikinstrumenten, vor allen auf mehreren altfranzösischen Trommeln, einen Lärm erregten, den ich vergeblich mit irgend einem tollen Rumor zu vergleichen suche. Das Getöse der hämmernden Kupferschmiede in den persischen Bazaren hat eine annähernde Tonverwandtschaft. Nun kam, zu Pferde, der junge Schahzadeh (ein Sohn des Schahzadeh-Gouverneurs von *Täbriz*), mit seinem neuen Rocke bekleidet, mit einem heruntergeklappten Hemdenkragen darüber, umgeben von den Dienern seines Hauses, und hinter sich ein berittenes Gefolge, zu dem zunächst die vornehmen Personen der Stadt und Umgegend (auch der herrliche *Serhèng* von *Khumeïn* fehlte nicht) gehörten, denen sich ein wildes Corps irregulärer Cavalleristen mit langen Lanzen und Gewehren anreihte. Den Schwanz des ganzen Zuges bildete die heimkehrende Bürgerschaft in Schlafrock und Pantoffel, keuchend und schwitzend, plaudernd und lachend, aber heute sich ihrer besonderen Bedeutung um so mehr bewufst, als unter ihrer Mitwirkung eine — ihrer Meinung nach — welthistorische Begebenheit gefeiert wurde. Es konnte nicht Wunder nehmen, dafs in Folge des grofsartigen Ereignisses in *Gülpaïgân* die meisten Buden der Bazare am heutigen Tage, dem denkwürdigen 21. September, geschlossen waren, mit Ausnahme weniger Grünkram- und Materialwaaren-Handlungen, vor welchen die erhitzte Bevölkerung sich mehr als je durch Eiswasser, saure Milch und Fruchtsauce mit Pflaumen abzukühlen versuchte oder die wohl gequetschten und an einer Seite durch ein kleines Loch geöffneten Granatäpfel aussaugte. Im Uebrigen waren die Bazare so schmutzig, elend, zerfallen wie die ganze Stadt. In den Buden der vielgerühmten Waffenschmiede, die auf unserem Wunsche von den *Ustâd* oder Meistern sehr zuvorkommend geöffnet wurden, fanden wir meist schlechte Waare. Die Gewehrläufe, damascirt und gezogen, gehörten der älteren Zeit an, die Feuerschlösser zu den Gewehren hatten französische oder englische Fabrikzeichen und Jahreszahlen, so dafs die Waffenschmiede eigentlich nichts anderes zu thun hatten, als die persischen Feuerröhren und die europäischen Schlösser mit einem passenden Holzschaft zu umkleiden, der nicht einmal besonders schön gearbeitet war und vor allen

durch ein sehr flüchtig eingelegtes Mosaik zurückschreckte. Die Preise für die so hergestellte, ziemlich schwere Waffe variirte zwischen zwei und neun Toman.

Bei unserer Rückkehr nach dem Hause des Juden, wobei wir auf eine in der Nähe des Bazars liegende Marmorsäule von ziemlicher Länge (ob antik?) aufmerksam wurden, schluckten wir mehr, als uns lieb war, den Rest der Staubwolken ein, welche die heutige freudige Bewegung aufgewälzt, und die immer noch nicht die nöthige Ruhe gewonnen hatte, sich auf alles, was körperliche Formen darstellte, niederzuschlagen. Die traurige Erdspeise wurde aber gleich bei unserem Eintritt durch den Anblick zuckersüfser Sächelchen in Vergessenheit gebracht — so berühren sich auch in Persien oftmals die Extreme, — da sich so eben die Diener des Schahzadeh der Stadt mit Ehrengeschenken eingefunden hatten, die neben zwei kolossalen Fettschwanzhämmel vor allen aus grofsen Schüsseln voller süfser Näschereien bestanden. Der Ferrasch-baschi des Prinzen, welcher sich an der Spitze des Dienertrosses befand, übergab unserem Eltschi die Herrlichkeiten, wobei er eine wohleinstudirte, bilderreiche Rede hielt, deren Hauptinhalt die innige Freundschaft zwischen Preufsen und Persien berührte. Niemand von der ganzen Gesellschaft auf dem Hofe war während des solennen Actes feierlicher gestimmt, als unser jüdischer Hauswirth. Die Ehre hatte ihn förmlich aufgebläht; mit stolzen Schritten ging er den Hof auf und ab, rückte die vorschriftsmäfsig gesteppte Mütze von Baumwollenzeug auf dem Kopfe bald nach rechts hin, bald nach links hin und schwor bei allen Propheten, dafs ihm dieser Tag unvergefslich bleiben würde.

Ein reizender Weg, — welch seltener Ausdruck für einen persischen Reisenden! — führte uns am 22. September von *Gülpaïgân* nach dem fünf Fersach weiter abgelegenen grofsen Dorfe *Khonsâr*. Wir verliefsen gegen 4 Uhr Morgens unser Menzil, ritten durch ein gräuliches Labyrinth versunkener Strafsen und Häusermassen, und dankten dem Himmel, endlich das Freie ohne Gefahr für Leib und Leben erreicht zu haben, da der Boden der Strafsen im wahrsten Sinne des Wortes durchwühlt und durchlöchert war und der Tritt der Thiere unter uns so hohl wiederklang, als ritten wir über Keller und Kammern hinweg. Ein spitzer Berg *Wanaschu* südlich von der Stadt, in der Nähe des gleichnamigen Dorfes an seinem Fufse, schrieb die zuerst einzuschlagende Richtung nach *Khonsâr* vor. Da angelangt, mufs man rechter Hand in ein Seitenthal abbiegen, woselbst

zunächst eine alte, schöne, aber leider sehr zerstörte Brücke über den sogenannten *Rudekhaneh - Khonsâr* führt. Vom Flusse d. h. vom Wasser desselben war keine Spur zu merken, die übergrofse Hitze des Sommers hatte auch jedes Winkelchen des Flufsbettes blofs gelegt und man konnte so trocken nach dem andern Ufer gelangen, wo ganze Heerden behender Gazellen (*ahu*) im flüchtigen Laufe dahinjagten, wie weiland die Kinder Israel von einem Gestade des rothen Meeres nach dem andern. Bald nachdem man durch das Thal gezogen ist, überrascht ein wahrer Wald von Bäumen den erstaunten Wanderer, der sich mit einem Zauberschlage nach der nordischen Heimath versetzt zu sein glaubt, weit weg von Iran's trocknem, ödem, traurigem Boden. Eine Fülle von Dörfern, umgeben von Gärten in üppigstem Blätterschmuck, steigen bis zur langen, gegenüberliegenden Bergkette von unserer Strafse an aufwärts. Das erste Dorf, *Tidschu* geheifsen, blieb rechts von unserem Wege liegen, nur sein Todtenacker lag, der Landessitte entsprechend, mitten auf der Strafse, die ihn in beinahe zwei gleiche Hälften theilte. Das zweite Dorf, *Kutgûn*, aus vereinzelt stehenden Gehöften und Gärten bestehend, blieb gleichfalls zu unserer rechten Seite liegen, und nun erst war es uns vergönnt, das Gebiet des lang sich ausdehnenden Dorfes *Khonsâr* zu betreten. Wir fürchten kaum, uns den Vorwurf der Uebertreibung zu Schulden kommen zu lassen, wenn wir versichern, dafs der Weg durch dasselbe fast volle zwei Stunden dauerte. Schattige Baumalleen, grüne Wiesen, laut murmelnde Bäche, dahinter persische Bauerhütten und stattliche Besitzungen dieses und jenes Khanes wechselten in anmuthiger Fülle miteinander ab und versöhnten uns für heute vollständig mit dem persischen Aufenthalte. Die Wohnungen der Menschen lagen theils zerstreut im grünen Thalgrunde, theils auf niedrigen Hügeln, die zu zusammenhängenden Höhenzügen ansteigen, je weiter man sich dem Ende der Reise nähert. Zum erstenmale wurden wir hier durch ihren eigenthümlichen Baustyl überrascht, der lebhaft an die Dörfer der oberitalienischen Landschaften erinnerte. Das Fundament derselben bestand aus unbehauenen Steinblöcken, die wie sie passen wollten aufeinander gelegt und durch einen Mörtel zu einem wohlverbundenen Unterbau zusammengefügt waren. Darüber erhob sich das Haus aus gebrannten Erdziegeln von verschiedener Höhe, je nach den Etagen mit hohen und niedrigen Gitterfenstern versehen, die Aussicht nach der Strafse hin, eine in Persien sonst unerhörte Art zu bauen. Der solide Thorweg war meist grofs und

geräumig, dem Eingang in einen steinernen Wartthurm ziemlich ähnlich. Der Anblick des Dorfes, das durch so viele Einzelheiten an die europäische Heimath erinnerte, hatte noch etwas ungemein Malerisches durch den Hintergrund des hohen, steilen, vegetationsleeren Gebirges, das, wie die Mehrzahl der persischen Höhen, nach dem Namen des anliegenden grofsen Dorfes als Berg von *Khonsâr* bezeichnet wird. Hinter dem Berge hausen nach den übereinstimmenden Versicherungen der Bewohner dieser Gegend die räuberischen Bakhtiaren, welche nur in die Ebene niederzusteigen pflegen und dabei selbst nach *Khonsâr* kommen, um ihre Einkäufe in den Bazaren der nächstgelegenen Dorfschaften zu machen.

Bei unserer Reise zu dem uns gewährten Hause, in welchem wir den Schlufs des Tages über und die darauf folgende Nacht zubringen sollten, sahen wir auf wiesenreichen Bleichen in der Nähe frischduftender Wasserrieselungen eine Menge gefärbter Stoffe zum Trocknen ausgespannt und die Blaufärber mit den verschiedenen Manipulationen ihres Gewerkes in vollster Beschäftigung. Färber und Kattundrucker bilden nämlich die Hauptzunft in dem Orte, dessen Bewohner sich nebenher mit einem eigenthümlichen Industriezweige, der Schnitzerei grofser hölzerner Löffel, beschäftigen.

Unser Haus lag auf der Höhe beinahe ganz am Ende des Dorfes. Nach ihm zu schliefsen weicht auch das Innere der Wohnungen von dem sonstigen Baustyle der persischen Architektur ab. Das Streben nach soliden Schöpfungen tritt sehr bemerkbar hervor. Der grofse Salon (*Diwân-khanèh*) unseres Menziles, mit der Aussicht nach einem schattigen Garten, zu dem eine sehr steile Steintreppe hinabführte, ruhte auf einer Art von wohlconstruirtem Kreuzgewölbe und war mit hübschen Ornamenten versehen. Die Dächer der anstofsenden Häuser waren mit Frauengestalten besetzt, welche dort ihren Platz genommen hatten, um unverschleiert dem sonderbaren Treiben der eingetroffenen Franken zuzuschauen. Besondere Schönheiten waren darunter nicht zu entdecken, obgleich *Khonsâr* einen Ruf in Persien hat, der für die Gestalt und Schönheit seiner Frauen nur im höchsten Grade schmeichelhaft sein darf.

Khonsâr, das nach amtlichen Aussagen etwa 2,000 Häuser zählt mit einer Bevölkerung von 12- bis 13,000 Seelen, steht unter dem *Hâkim* von *Gülpaïgân*, der hier durch einen *Naïb* oder Vice-Gouverneur vertreten ist. Die Sendung von Geschenken und bald darauf seine Anwesenheit war eine Folge der Ankunft unseres Eltschi, der nun einmal, gern oder ungern, die

Freude haben sollte, die persönliche Bekanntschaft sämmtlicher Honoratioren auf seiner persischen Rundreise zu machen. Der *Naïb*, ein sehr freundlicher und gefälliger Mann, erzählte allerlei von seinem Orte, dem er ein hohes Alter und eine besondere Abstammung vindicirte, die am schlagendsten durch den in *Khonsâr* allein gesprochenen eigenthümlichen Dialekt bewiesen würde. Nach den persischen Geographen producirt *Khonsâr* (auch *Khanisâr* geschrieben) eine eigene Art von Aepfel (die *Khelâti*), ausgezeichneten Honig und eine Art von Manna, das unter dem Namen *Göz* in den Handel kommt und von den persischen Conditoren vielfach verwendet wird. Noch können wir zum Schlusse aus eigener Anschauung hinzufügen, dafs *Khonsâr* der erste persische Ort war, in welchem wir den Bau der *Tumbaki*-Tabackpflanze zu beobachten Gelegenheit fanden. Auf den Wiesen waren die Leute damit beschäftigt, die grofsen Blätter der in Rede stehenden Pflanze sorgfältig auszubreiten und sie von der Sonne trocknen und dörren zu lassen.

Das war ein trauriger Sonntag, der 23. September! Wir marschirten anfänglich bei einer nächtlichen Kälte, dafs einem die Zähne im Munde klapperten, sechs lange Stunden, um den fünf Fersach von *Khonsâr* in südlicher Richtung ab gelegenen Ort *Dumbenèh* zu erreichen. So erfrischend und anmuthig das Quartier des vorhergehenden Tages erscheinen mufste, so niederschlagend und trostlos war es an dem folgenden. *Dumbenèh* ist ein sonniges, baumloses, elendes, zerfallenes Nest. Um es zu erreichen, ritten wir durch ein wüstes, unwirthbares Gebirgsland, wo fast keine Spur vegetativen Lebens den ängstlich suchenden Blick erfreute. Nur ein holziger krüppliger Strauch mit dornigen Blättern von einem bis drittehalb Fufs Höhe wächst in der Nähe des *Kuh-i-Khonsâr* oder „Berges von Khonsar“. Das Holz darf aber in keiner Weise weder gebrochen, noch zum Brennen benutzt werden, da der Strauch *nesr-kerdèh* d. h. behext ist, wie die Leute glauben, und Blutstropfen hervorrinnen, sobald eine Frevlerhand einen Zweig losbricht. Die Sagen von dem Blute der Bäume und Sträucher reichen bis in die Urzeit hinauf und sind ein Gemeingut der ganzen indogermanischen Völkergruppe. Der Weg in dem breiten Thale, der zunächst vom lieblichen *Khonsâr* aus über einen zungenartig vorgeschobenen niedrigen Felsenrücken führt, bietet keine andere Aussicht, als rechts und links hohe Bergwände, die Thalebene einmal linker Hand durch eine einsam stehende Karawanserai, ein andermal, rechter Hand, durch ein ebenso

traurig-wüstes Dorf, als *Dumbenèh* ist, in wenig erfreulichem Wechsel unterbrochen. Der Weg nach unserem Menzile wurde durch einen isolirt stehenden Felsenkegel bezeichnet, hinter dem ein Wässerlein flofs, von dem wieder jenseit, ganz versteckt durch den Berg, das Dorf liegt. Eine herrliche Karawanserai, auf glatt behauenen Granitblöcken ruhend, am Ende der Ortschaft, schien uns ein wünschenswerthes Unterkommen zu gewähren. Leider war sie im Innern ganz zerfallen, von barbarischer Hand zerstört, mit so viel Unflath erfüllt, dafs schliefslich nichts übrig blieb, als in dem Dorfe ein Nachtquartier zu suchen. Ein armer alter Bauer bot uns sein elendes Gehöft an und schnell hatten wir uns in einem schmutzigen, verräucherten, von herabhängenden Spinngeweben erfüllten Loche so gut es gehen wollte häuslich niedergelassen. Der Alte fing sehr bald an redselig zu werden, und es dauerte nicht lange, so wufsten wir die ganze moderne Geschichte vom ruhmlosen *Dumbenèh.* Die ganze Bewohnerschaft war vor etwa dreifsig Jahren mit Sack und Pack ausgewandert, als ungeheure Heuschreckenschwärme zu wiederholten Malen die Feldfrüchte zerstörten, und hatte anderwärts ihr Heil versucht. Sehnsucht nach der Heimath hatte sie neuester Zeit wieder zurückgeführt, ihre Häuser waren aber mittlerweile zerfallen, sie mufsten den Schwalbenbau von neuem beginnen, und da safsen sie wieder, um kein Haar breit besser daran oder vergnügter, als sie es je früher gewesen waren.

Dumbenèh liegt ein wenig auf der Höhe, wie auf einem Schuttberge, und gewährt eine ziemlich freie Aussicht nach der umliegenden Gegend. Steht man so, dafs man mit dem Gesicht nach der Wasserader und dem obenbeschriebenen Bergkegel hinschaut, so öffnet sich linker Hand, nach Westen zu, ein breites, von mächtigen Querketten eingeschlossenes Thal, von weitem wenigstens grün und frisch aussehend, und einen merkwürdigen Gegensatz zu der todten Gegend von *Dumbenèh* bildend. In der Nähe einer gut erhaltenen, stattlichen Karawanserai, umkränzt von Gärten und Pappelanlagen, liegt da zwischen grünschimmernden Feldern das Dorf *Feridûn*, das ich für den heutigen Tag seines lustigen Aussehens halber ordentlich beneidete. In *Dumbenèh* wurde der Aufenthalt um so trauriger, als eine Unzahl von Fliegen uns äufserst lästig wurden, und wir alle uns mehr und weniger krank und unwohl fühlten. Von einem solchen Menzil sehnt man sich natürlich so bald wie möglich fortzukom-

men, und wir erwarteten darum mit Ungeduld den nächsten Morgen (24. September) um den Ort zu verlassen und, wenn möglich, für immer zu vergessen.

Um vier Uhr in der Frühe safsen wir bereits marschfertig auf den Pferden. Die sechs Fersach (vielleicht auch weniger, über die wahre Entfernung herrschen nämlich in diesen Theilen Persiens grofse Zweifel, da es den Anschein hat, als ob es daselbst grofse und kleine Fersach*) giebt), welche uns vom nächsten Menzile trennten, wurden in sieben Stunden zurückgelegt. Auf dem ersten Theile unserer Reise, die sich auf einem meist unfruchtbaren Plateau zwischen zwei Bergketten, die rechter Hand sehr steil und zackig, bewegte, war der Himmel — eine seltene Erscheinung in Persien — mit Wolken stark bedeckt. Nachdem die steinige, aber sehr ausgetretene Strafse zunächst dem Laufe des „Wassers von *Dumbenèh*" verfolgt war, verlor sich das letztere bald in östlicher Richtung und wir befanden uns auf einem grofsen, wasserleeren Terrain. Zwei Gazellen jagten scheu an uns vorüber und einer der Serbazen unseres Zuges hatte das unverhoffte Glück, mit seinem altfranzösischen Feuerschlofsgewehr aus einem grofsen Vögelvolk ein Rebhuhn zu schiefsen. Obgleich ein solches Ereignifs auf der Reise als etwas ganz Besonderes gilt und auf lange Zeit Stoff zur Unterhaltung gewährt, so trat dasselbe diesmal vor einer zu erwartenden Begebenheit zurück, die unsere Leute mit nicht geringem Entsetzen erfüllte. Sie wufsten nämlich ganz sicher, dafs dreihundert oder dreitausend Bakhtiaren die Verabredung getroffen hätten, unsere Karawane am heutigen Tage zu überfallen, wobei natürlich mit unseren Köpfen nicht viel Federlesens gemacht werden sollte. Sie zeigten auch bereits die Wachtfeuer der Räuber, welche in der Entfernung einer halben Fersach seitwärts linker Hand auf einem Bergabhang in der Morgendämmerung mit mattem Scheine leuchteten, die aber, wie es uns schien, nur von friedlichen Hirten herrühren konnten. Zu unserem Bedauern liefs sich kein Bakhtiare sehen und unsere Heldenschaar hatte sichtlich eine der besten Gelegenheiten ver-

*) Wir bemerken der Vollständigkeit halber, dafs nach *Jaqut*, *Mas'udi* und anderen morgenländischen Geographen ein Erdgrad 25 Fersach enthält (1 Fersakh = 3 Millien, 1 Millie = 13,000 königliche Ellen). Nach *Abulfeda* dagegen, der das Alterthum als Gewährsmann anführt, sollen 22⅔ Fersach auf einen Erdgrad gehen.

loren, ihren Muth und ihre Tapferkeit in dem glänzendsten Lichte zu zeigen. Uebrigens ist zuzugeben, dafs die Strafse hier nicht recht geheuer ist. Ein Paar armselige Esel- und eine leere Kameel-Karawane hatten eine bewaffnete Begleitung bei sich, so dafs man auf Anfälle und Plünderung gefafst sein mufs. Die Gefängnisse in Isfahan bewiesen uns später, dafs die Bakhtiaren nicht immer sehr glückliche Raubritter sind.

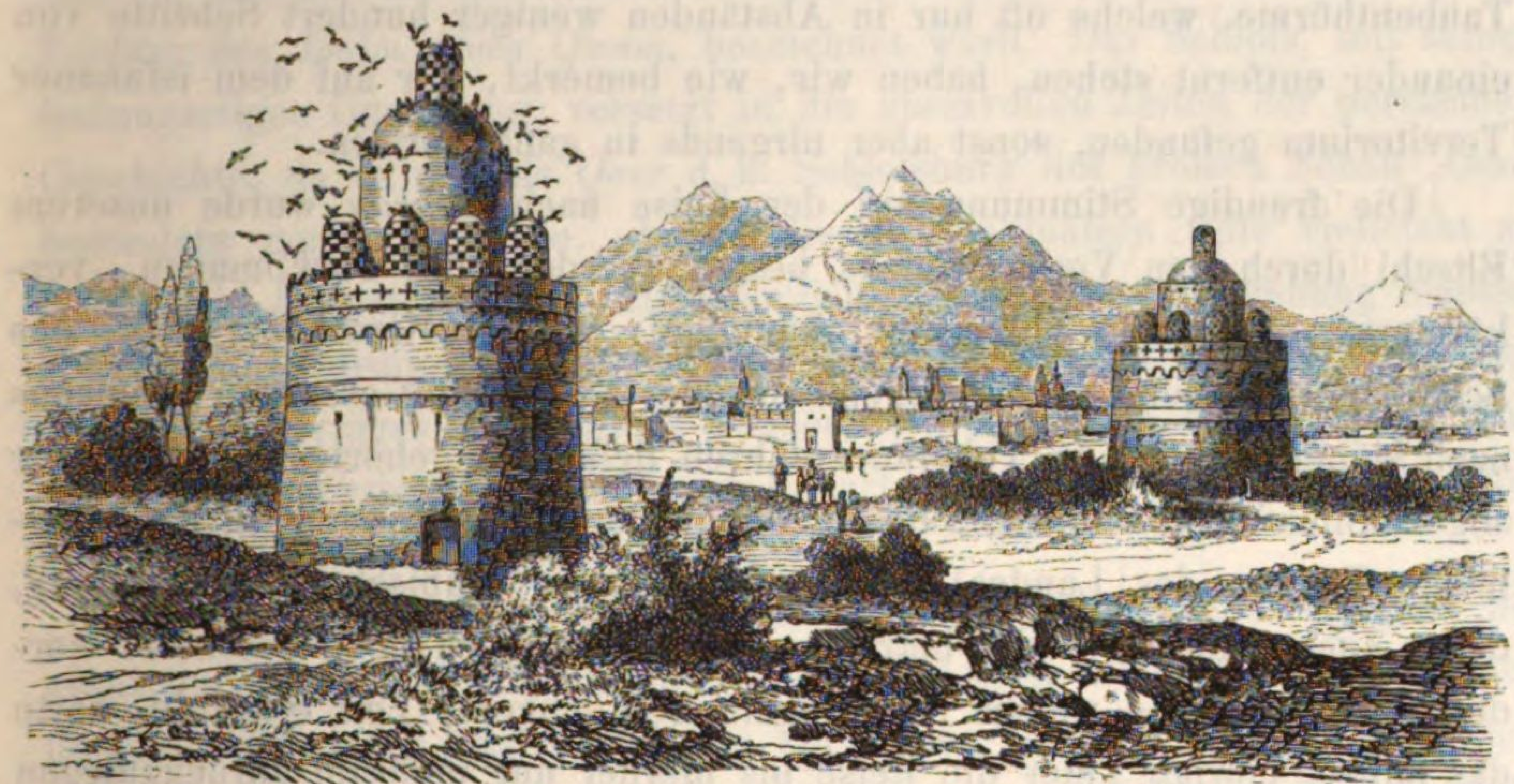
In der Mitte unseres heutigen Tagemarsches, nachdem wir eben bei einer schönen, aber ganz verfallenen Karawanserai vorübergezogen waren, erblickten wir rechts von der Strafse, ein wenig in der Tiefe liegend, ein wohlbefestigtes Dorf, das uns als das erste der drei armenischen Ortschaften bezeichnet wurde, die hintereinander liegen und den gemeinschaftlichen Namen *Kôl* oder *Kôr* führen. Kaum befanden wir uns im Angesicht des Dorfes, so lief ein Mann, mit einem langen blauen Tuchrock bekleidet, die schwarze persische Mütze auf dem Kopfe, auf Herrn von Minutoli los, grüfste mit vieler Höflichkeit und bat inständigst, einkehren und seine Gastfreundschaft annehmen zu wollen. Leider reichte die Zeit nicht aus, um einem so freundlichen Ansinnen zu entsprechen, so dafs der armenische Dörfler traurig nach Hause zurückschlich.

Eine Stunde vor *'Askerûn*, so hiefs das Ziel der Reise an diesem Tage, liegt von der Strafse links ab das befestigte und neu angelegte Dorf *Qal'a-i-Nazir*, *'Askerûn* selber am Ende des langgestreckten Plateaus. Von letztgenanntem an öffnet sich ein neues Bergland mit grofsen Hochflächen und wunderlich geformten Hügelketten und Bergwänden. Was sollen wir viel von *'Askerûn* melden? Es ist ein jämmerliches, elendes Dorf, kaum erfreuten ein Paar niedrige Pappeln in der Nähe das Auge, nur einige bepflanzte saftgrüne Felder im Süden des Ortes vermochten an die Wohlthaten vegetativen Lebens zu erinnern. Das Hauptereignifs in *'Askerûn* war ohne Zweifel die Anwesenheit eines europäischen Reisenden, der allein, nur von einem persischen Diener begleitet, bereits seit zwei Jahren diese unwirthlichen und unsicheren Gegenden im Interesse der Wissenschaft durchreiste und im Begriff stand nach Isfahan zu pilgern, um sich zu neuen Excursionen vorzubereiten, die ihn schliefslich nach *Buschehr* am persischen Meerbusen führen sollten. Es war ein englischer Schiffscapitän, der leider das grofse Unglück hatte, halb taub zu sein, so dafs eine Unterhaltung mit ihm nur schwer durchzuführen war.

In *'Askerûn* war aufserdem schlimme Zeitung angekommen und hatte das Dorf in leicht begreifliche Aufregung versetzt. Die Bakhtiaren hatten den Tag vorher ein Dorf in der Nähe überfallen, geplündert und bei dieser Gelegenheit zwei Leute, die wahrscheinlich Widerstand geleistet hatten, getödtet. Auf unsere Erkundigungen hin wurden uns manche Mittheilungen über diesen Volksstamm gemacht, die zum Theil das von ihnen Bekannte bestätigten und wenig Neues hinzufügten. Sie leben in den Bergen, welche im Westen den von uns durchreisten Theil von *'Aerâq* von der Provinz *Luristân* trennen, im Sommer unter Zelten, im Winter in Häusern, die sich in den Bergschluchten und in Thalwinkeln befinden. Sie sind als gute Schützen und Reiter ausgezeichnet, und sollen nach den Erzählungen der Perser ebenso vortrefflich auf dem Pferde, wie unter demselben sitzen. Ein Theil der Bakhtiaren erkennt die Herrschaft des Schah an und stellt Soldaten, die aber gröfstentheils desertiren. Ein anderer Theil hat die vollständigste Unabhängigkeit bewahrt und lebt in fortwährendem Kriege mit den Truppen S. M. des Schah. Ihrer räuberischen Ueberfälle wegen, die meist gegen die Dörfer und gegen die Reisenden und Karawanen von gewöhnlichem Schlage, aber n i e, oder nur in sehr s e l t e n e n Fällen gegen Wanderzüge gerichtet sind, welche unter dem Schutze der persischen Regierung stehen, sind sie oft durch militärische Expeditionen von Isfahan aus heimgesucht worden. Trotz jahrelanger Kriege und obgleich im Laufe der Zeit Hunderte ihrer Führer die Gefängnisse Teherans und Isfahans füllen, hat das räuberische Unwesen eher zu- als abgenommen, und die persische Regierung ist ohnmächtiger denn je so trotzköpfigen, widerspenstigen Unterthanen gegenüber.

Hinter *'Askerûn* nimmt die Landschaft zusehends einen ganz veränderten Charakter an und erfreut, im Gegensatz zu der traurigen, wüsten Strecke vorher, durch den heiteren Anblick grüner Felder, baumreicher Dörfer und gartenreicher Niederungen. Um vier Uhr Morgens, d. 25. September, verliefsen wir den Ort und erreichten nach einem Marsche von sieben und einer halben Stunde das fünf Fersach abgelegene Dorf *Tehrân* (طهران, also gleichnamig mit der gegenwärtigen Residenzstadt Persiens). Zunächst zieht sich die Karawanenstrafse, dicht an den Bergen, auf der linken Seite der Hochfläche entlang, die sich nach Osten zu einem äufserst fruchtbaren Längenthale verengt, das von wasserreichen Adern durchrieselt und rechts und links von zwei Bergketten mit niedrigen Vorbergen eingeschlossen

wird. An der südlichen Seite liegen eine Menge wohl befestigter d. h. festungsartig angelegter Dörfer und es zeigen sich dazwischen und zum erstenmale die architektonisch so charakteristischen isfahaner Taubenthürme. Die ganze Gegend, welche den Namen *Kerwènd* führt, gehört bereits zum Gouvernement von Isfahan, äufserlich schon gekennzeichnet durch die Anwesenheit der eben berührten Taubenthürme.



Dieselben bestehen aus einem hohen, aus Erdwerk aufgeführten runden Thurme von bedeutendem Umfange, der von weitem einer sogenannten Holländer-Mühle ähnlich sieht, von der man sich die Windmühlenflügel wegzudenken hat. Einfache, weifs und rothbemalte, ringartig angebrachte Ornamente schmücken den oberen Theil des erdbraunen Thurmes, aus dem oben, inmitten der ersten Brüstungsterrasse, ein zweiter ganz ähnlicher, nur kleinerer Thurm herausschiefst. Auf der Spitze desselben, so wie rings auf der Brüstungsterrasse des Hauptthurmes, erheben sich niedrige, kegelartige Thürmchen von gebrannten rothen Ziegeln so construirt, dafs zwischen je zwei Ziegeln ein lichter Raum gelassen ist, durch welchen bequem eine Taube in das Innere hineinschlüpfen kann. Oeffnungen und

Löcher sind aufserdem an den Thurmwänden angebracht, durch welche gleichfalls nur das bezeichnete Geflügel hindurch zu kriechen vermag, und eine kleine Thür führt von der Strafse aus in das Innere. Wie in Aegypten die wohlbekannten *Burg* oder Taubenthürme den Zweck haben, den Taubenmist zu sammeln, um ihn als Dünger zu verwenden, so haben auch diese persischen *Burg*, die von aufsen schöner und sorgfältiger gebaut und geschmückt sind als die persischen Wohnhäuser selber, die gleiche Bestimmung. Tausende von Tauben umfliegen ihr stattliches Wohnhaus, dessen Inhalt vor allen zur Düngung der Melonenfelder benutzt wird, die auf dem Gebiete von Isfahan mit ganz besonderem Fleifse bearbeitet werden. Die Taubenthürme, welche oft nur in Abständen weniger hundert Schritte von einander entfernt stehen, haben wir, wie bemerkt, nur auf dem isfahaner Territorium gefunden, sonst aber nirgends in ganz Persien.

Die freudige Stimmung auf der Reise nach *Tehrân* wurde unserem Eltschi durch den Verlust seines besten Pferdes, des Turkomanen, verkümmert. Das edle Thier, ein Schimmel, war ein Geschenk S. M. des Schah, der dasselbe nach morgenländischer Sitte dem Gesandten Preufsens nach seiner Ankunft in Teheran zuführen liefs. Es gehörte das Pferd zur sogenannten turkomanischen Rasse, die in Persien (besonders in den nördlichen Theilen des Landes) neben den Pferden arabischer Abstammung, deren Zucht mehr im Süden betrieben wird, vorzüglich hoch geschätzt werden. Durch irgend welche Anstrengung seit längerer Zeit erkrankt, hatte das stolze, feurige Thier die Reise bis hierher nur mühsam zurückzulegen vermocht, war aber bald nach unserem Aufbruch von *'Askerûn* nicht mehr im Stande weiter zu gehen. Kaum reichten noch seine Kräfte aus, nach dem nahe gelegenen Dorfe *Alwä* (oder *Alwir?* eine *Qal'a*) zu gelangen, woselbst es ein Paar Stunden später verendete. Die Secirung desselben ergab, dafs eine Lungenentzündung die Ursache seines Todes gewesen war.

Auf unserer Weiterreise durch die Gegend *Kerwènd* zogen wir mitten durch ein grofses, zerstörtes Dorf *Mohammedijeh*, dessen ehemalige Wohnhäuser in Schutt und Trümmern dalagen. Anwohnende Bauern waren grade damit beschäftigt, ihre Esel mit der ausgegrabenen Schutterde zu belasten, um dieselbe nach den nahegelegenen Feldern zu führen, woselbst man die Erde zum Düngen zu verwenden schien. Auf den benachbarten Feldern waren kleine Hügel dieser feinpulvrigen Erde in ziemlich regelmäfsigen Abständen von einander aufgeschüttet, um, wie wir es später be-

merkten, allmählig über das ganze zu bebauende Land hin ausgestreut zu werden. In der Nähe der Dorf- oder Stadtruine befanden sich als erhaltene Reste alten Glanzes einige historische und religiöse Bauwerke, welche die neuere Perserschaft mit Mauern umgab, in deren Innern sich eine dorfartige Anlage eingenistet hat. Zu diesen Bauwerken zählen: ein architektonisch interessantes Grabmal mit einer Kuppel, sehr künstlich mit buntem Steinwerk ausgelegt (rings herum läuft eine sogenannte kufische Inschrift, die mit den Zeichnungen und Mustern in ihrer Nähe zu einem Ganzen gleichsam zusammengewebt ist). Ein halb zerfallenes Schlofs, das dem Einsturz kaum mehr lange widerstehen wird, schliefst sich dem Grabmal an, das uns als die Ruhestätte einer Heiligen, *Fatmeh* mit Namen, der Tochter des *Imâm Musa Qasim*, bezeichnet ward. Das Schlofs, mit seiner festungartigen Umgebung, versetzt in die glanzvollen Zeiten der persischen Geschichte, da es uns als *Qasr* d. h. Schlofsburg des grofsen Schah *Abbas* besonders gerühmt wurde. Aufser diesen Denkmälern, die vielleicht an sich wenig bedeutend sind, aber durch die nachlässige Umgebung elender Hütten merkwürdig gehoben werden, befinden sich im Umkreise des modernen Mauerringes zwei ältere Taubenthürme, die in keiner Weise von der oben beschriebenen modernen Bauart eine Abweichung in Bezug auf Anlage und Ausschmückung darbieten.

Von dem grofsen Dorfe *Perpüscht* an, bald hinter *Mohammedijeh*, beginnt der eigentliche Vegetationsreichthum, dessen schmucker Anblick sich dicht am Fufse der Hügelketten wie ein grünes, wellenförmig geschlungenes Band hinzieht und kaum einen Durchblick nach dem Silberstreifen des nahgelegenen Wassers gestattet. Das Dorf *Scherda*, weiter unterhalb, stimmt beinahe romantisch und ruft heimathliche Erinnerungen wach, die leider! hier so schlecht an der Stelle sind. Auf einem einsamen Felsenkegel hinter dem Orte liegt nämlich wie eine Ritterburg aus deutschem Mittelalter eine alte Feste, deren Rudera auf das grüne Laubdach am Fufse des Felsens trübselig herniederschauen. Je mehr man sich der romantischen Burgruine nähert, je deutlicher schmilzt das ganze Gebäu zu einem verfallenen, faulen Erdklumpen zusammen, ohne alle Romantik, ohne alle Poesie, ohne jeden Nebengedanken, welcher die Phantasie zu beschäftigen im Stande wäre.

Das unbefestigte Dorf *Tehrân* ist ziemlich grofs und von vielen Gärten umgeben. Bei unserem Einzug ging der Weg mitten über den Leichen-

acker, woselbst Weiber mit lautem Geheul über einen Todten Leide trugen. Wir bezogen ein geräumiges, dem Anschein nach reinlich gehaltenes Gehöft. Statt der flachen Decken fanden sich in den einzelnen Gemächern unseres Menziles Gewölbe- und Kuppelbauten vor, an deren innerer, vom Rauch geschwärzter Wandung getrocknete Weintrauben für den nahen Winter wie Würste zur Räucherung aufgehängt waren. Der Wirth, welcher uns mit grofser Bereitwilligkeit die Hallen seiner Wohnung gastlich geöffnet hatte, überschüttete den „geehrten Wezir“ mit *Pischkesch's* an Früchten der Jahreszeit, darunter auch eine kleine Art nie gesehener Melonen, die etwa so grofs wie Aepfel, ungeniefsbar, aber zum Ersatz des fehlenden Wohlgeschmacks äufserst wohlriechend sind. Ihr Name, sonderbar genug gebildet, ist *Destembu* und bedeutet so viel als „meine Hand riecht wohl“. Spafshaft war es, als die Weiber des Gehöftes, schon nachdem wir ein Paar Zimmer eingenommen hatten, mit gröfster Hast eintraten und unbekümmert um die fremde männliche Einquartierung aus allen Winkeln und Ecken verborgenes Getreide herausholten und zu retten suchten. Der Wekil unserer militärischen Begleitung sah ihrem Gebahren anfangs mit leisem Gemurmel und kopfschüttelnd zu, strich sich dann mit der Hand sehr würdevoll durch den Bart und geiferte in ächt persischer Wortredigkeit gegen sie los: „Wer sind sie, die Grofsen, wer seid ihr, *Harîm*, die kleinen? Wifst ihr, welche Ehre gewürdigt hat euch zu beschatten?“ und in dem Styl athemlos weiter bis zum schliefsenden: „Uuh, Uuh!“

Auf meinen Reisen, sowohl in Europa als in Afrika, und jetzt auch noch in Asien, habe ich die sich eigentlich von selbst aufdrängende Beobachtung gemacht und mit ziemlicher Vorliebe und Consequenz zu verfolgen gesucht, dafs die geographische Vertheilung der Völker-Rassen und Stämme auch äufserlich durch einen wesentlichen Theil der Tracht gekennzeichnet ist: durch die Bedeckung des Hauptes. Ich hätte den Muth, eine Hut- und Mützen-Ethnographie durchzuführen, deren charakteristische Merkmale wenig oder nichts zu wünschen übrig lassen sollten. Ich sehe nur die Mütze des betreffenden Individuums und bin im Stande sofort seine Herkunft zu bestimmen, von dem kosmopolitisch-civilisirten schwarzen Hute des centralen Europäers an bis zu der enganliegenden Kappe des sudanesischen Negers hin. Persien gehört in die Region der stolzen, hohen, spitzen Mütze, welche nordwärts hin der pelzverbrämten Aufsenseite huldigt, während nach dem Süden Tuch und Baumwollenstoffe allmählige Abstufungen

bilden. In Hamadan verschwindet zuerst die Pelzmütze, und macht der blauen Tuchmütze Platz, welche mit Streifen bunten Kaschmirs besetzt und mit schmalem Pelzrande versehen ist. Mit dem Eintritt in das Gebiet von Isfahan und eine Strecke vorher tritt plötzlich die spitze Mütze von bunt bedrucktem steifem Baumwollenstoffe auf, die an den Seiten, da wo die Ohren, etwas aufgeschlitzt sind und auf den glattrasirten Köpfen wie Narrenkappen aussehen.

Am 26. September wurde in der Nacht gegen drei Uhr aufgebrochen und nach einem Marsche von fünf Stunden die Strecke von vier Fersach bis zur nächsten Station *Nedschefabâd* in der angenehmsten Morgenkühle zurückgelegt. Der Weg führte in südöstlicher Richtung zunächst an der linken Seite eines laut murmelnden Gewässers entlang, welches ein ziemlich starkes Gefälle auf der ganzen Strecke unserer gemeinschaftlichen Nachbarschaft hatte und mit lebhaftem Wellenschlage nach Isfahan zuflofs. Bald lenkte aber der Weg von dem *Rudkhaneh* seitwärts ab, um noch nach der grofsen und schönen Karawanenstrafse zu führen, die ihre langen weifsen Furchen auf der abwärts fallenden Hochfläche dahinzieht und bis nach dem heutigen Menzil geleitet, dessen zahlreiche Gärten von dem wiedereintretenden Gewässer sattsam bespült werden. Wir trafen auf der ganzen Reisestrecke viele Kameel-Karawanen, die reichlich beladen waren und Waaren von *Jesd* (besonders rothe Farbehölzer) und von Isfahan nach Hamadan überführten. Die Fufswanderer, denen wir vereinzelt und truppweise begegneten, verleugneten in keiner Beziehung die persische Artigkeit, riefen bei der gegenseitigen Annäherung ein höfliches *Salâm aleïkum!* oder *khosch omedîd* (Seid willkommen)! oder *oghur basched!* entgegen und boten sehr artig prächtig aussehende Granatäpfel, die hier in der Gröfse von der eines Apfels bis zu der eines Kinderkopfes hin variirten, als *Pischkesch* unserem Eltschi an. Auch hier, wie später in der Folge bis nach Schiraz hin, fanden wir zwei verschiedene Sorten von Granatäpfeln. Die eine, von aufsen weifs, fast unreif aussehend, hat im Innern weifsröthliche Kerne und mundet süfslich-wässrig mit einem Nebengeschmack, der an die heimische Zuckerschote erinnert. Die rothe Art dagegen hat purpurrothe Kerne und schmeckt angenehm säuerlich. Die Perser empfehlen die letztere Sorte vorzüglich zum Stopfen des Durchfalls, und wenn wir auch aus Erfahrung durch den Genufs der rothen Granatäpfel nicht Hebung unserer Dysenterien fanden, so steht doch so viel fest, dafs wir nach demselben

wenigstens eine merkliche Linderung verspürten. Schon im alten Persien mufs der Granatapfel eine ebenso beliebte als bedeutungsvolle Frucht gewesen sein, wenigstens zeigen die Denkmäler von Persepolis in ihren Sculpturen die altpersische Vorliebe für den Granatapfel in unverkennbarer und bemerklicher Weise.

Auffallend unter der Zahl der uns begegnenden Eingeborenen war die Menge vollständig erblindeter Personen, welche von einem Sehenden an der Spitze geleitet wurde, der wie an einer langen Kette die armen Erblindeten an einem ziemlich langen Stocke führte. Je mehr wir uns der Station *Nedschefabâd* näherten, je mehr nahm die grofse Zahl wohl befestigter *Qal'a's* zu, welche zum Theil neben weit ausgedehnten Gärten, hinter langen Erdmauern, gelegen sind. Da, wo die Gegend menschenleere Strecken darbot, hatten wir das lustige Schauspiel, ganze Heerden von Gazellen (*ahu*) in eiligster Flucht über die Hochfläche dahinjagen und hinter den felsigen Bergen spurlos verschwinden zu sehen. Trotz unseres sehnlichsten Wunsches nach einem Gazellenbraten war es dennoch unmöglich, auch nur einer einzigen habhaft zu werden, da sie auf ihrer Flucht höchstens eine vorübergehende Secunde in unsere Schufsweite zu kommen pflegten. *Nedschefabâd*, oder vielmehr die Gärten dieses Dorfes bieten bereits in meilenweiter Ferne ein schönes Panorama dar, wenn auch einfach als landschaftliches Bild, so doch angenehm durch den Reichthum vegetativen Lebens. Ein langer Wald zieht sich am Horizonte in munter grüner Farbenpracht hin; wundersam gezackte Berggruppen und Kegel steigen dahinter empor, vor allen macht sich ein pyramidenförmig gestalteter Felsen durch Regelmäfsigkeit seiner Form und Ausdehnung seiner Steinmasse bemerkbar. Er darf sich in der That ein wenig brüsten, da er von den Persern gleichsam als Markstein der nahe gelegenen Stadt Isfahan den Fremden gezeigt und deshalb vorzugsweise mit dem ehrenvollen Taufnamen *Kuh-i-Isfahân* „des Berges von Isfahan“ belegt wird.

Die Gärten von *Nedschefabâd*, welche den Ort umgeben, sind so ausgedehnt, dafs wir beinahe drei volle Viertelstunden zwischen den Mauern derselben reiten mufsten, ehe es uns vergönnt war, in die belebten Strafsen des Bazars einzuziehen. Die Gartenstrafsen waren von Schaf- und Ziegenheerden überfüllt, die von Kindern auf die Weide getrieben wurden und ungeheure Staubwolken aufwühlten, die uns so verhüllten, dafs wir für einander förmlich unsichtbar wurden. Der Umfang der Stadt, denn so kann

man füglich die Ortschaft nennen, beträgt mit den Gärten nach den Aussagen der Eingeborenen vier volle Fersach. Unmittelbar vor dem Eingang in *Nedschefabâd* ist ein Todtenacker gelegen, dessen Grabhügel in mancher Beziehung auffallen mufsten. Dieselben bestehen aus Hügeln, die aus demselben Material wie die Hütten aufgeführt sind d. h. aus feuchter Erde, die mit gehacktem Stroh untermischt ist. Sämmtliche Grabhügel hielten dieselbe Richtung inne, nach mohamedanischer Vorschrift, und hatten auf der oberen Fläche am Kopfe und Fufsende ein schmales Dreieck aus gleichem Material wie der Grabhügel oder aus weifsem Kalkstein stehen. Bisweilen lag zwischen den beiden Dreiecken ein Leichenstein mit schönen Inschriften, die sich rings um das Bild des persischen Trauerbaums, der Cypresse (*surbèh*), in kunstvollen Zügen und Verschlingungen vertheilten. Aeltere, mit prachtvollen Schriftzügen bedeckte Steinplatten, welche gegenwärtig als Brücken- und Wegsteine dienen und von den Vorübergehenden kaum merklich abgetreten sind, reden von einer geschichtlichen Bedeutung der Stadt, von der die Gegenwart nicht einmal ein schwaches Abbild genannt werden kann.

Die persischen Leicheninschriften, um auch darüber ein Wort zu sagen, entsprechen dem Charakter des lebenslustigen, für poetische Eindrücke empfänglichen Perservolkes. Da wo nicht der religiöse Inhalt des Korans (besonders das erste Kapitel desselben oder die *Fatihheh*, welche man für das Seelenheil der Verstorbenen zu beten ziemlich regelmäfsig den vorübergehenden Wanderer auffordert) berührt wird, nimmt der Gedankenflug häufig einen ebenso sinnigen als melancholischen Ausdruck an, ohne in die breite Ueberschwänglichkeit morgenländischer Dichtung zu verfallen. Alexander Chodzko, einer der gelehrtesten modernen Kenner der persischen Litteratur, hat mehrere solcher Leicheninschriften abgeschrieben und ich entlehne seiner Sammlung die beiden folgenden, welche beinahe wörtliche Uebersetzungen der persischen Texte enthalten.

Der Frühling kommt, ich schwinde hin vor Sehnen,
Mein Herz erglüht, mein Auge schwimmt in Thränen:
Der Blumen Haupt steigt tagwärts aus dem Staube,
Mein Haupt allein liegt ewiger Nacht zum Raube.

O Jammer! dafs die Seele
Aus diesem Körper zog,
Die trunk'ne Philomele
Aus ihrem Haine flog!
Ihr Freunde und ihr Brüder,
Gedenkt bisweilen mein,
Denn niemals kehr' ich wieder
Von dieser Reise heim.

Die Häuser in *Nedschefabâd* sind regelmäfsig und nicht ohne Geschmack gebaut; der Einflufs grofsstädtischer Gehäbigkeit zeigt sich bereits sehr deutlich und Isfahans Nähe ist an vielen Merkmalen zu erkennen. In den Bazaren werden eine Menge von Luxusgegenständen und Quincaillerie-Waaren feilgeboten, die sich sonst nicht auf dem Lande zu finden pflegen. In den Strafsen, die von einer erhitzten Staubatmosphäre geschwängert sind, sieht man es den Menschen auf dem ersten Blick an, dafs sie einem eigenen Schlage angehören, der eben nicht den Typus der Schönheit darstellt. Sie haben den häfslichen Ausdruck der isfahaner Physiognomien.

Unser Menzil in der Stadt, in einer bequemen und breiten Seitenstrafse gelegen, mufs einst ein sehr schönes Wohnhaus gewesen sein. Wir bezogen die Gemächer im ersten Hofe, in welchem sich neben zerfallenen Bassins ohne Wasser ein schattiger Platanengarten befand. Die grofsen, mit Kuppeln bedeckten Säle oder *Diwan-khanèh* waren mit herrlichen Blumenmalereien bedeckt und die Vergoldungen daran meist gut erhalten. Die Spiegelfacetten in den Stalaktiten-Nischen waren freilich sehr matt geworden und statt der bunten munteren Glasscheiben hing vergilbtes und halb zerfetztes Papier lose in dem kunstreich zusammengesetzten bestäubten Fenstergitterwerk.

Bald nachdem wir es uns in dem einen Saale bequem gemacht hatten, erschien der *Kedkhoda* oder Bürgermeister des Ortes, um seiner Höflichkeit in entsprechender Weise, durch Ueberreichung eines Pischkeschs an Früchten, einen thatsächlichen Ausdruck zu geben. Der Eltschi nahm seine Freundlichkeit mit Dank entgegen und bat den Würdevollen, uns bei einem Spaziergang durch die Stadt seine Gegenwart zu schenken. Ihm schulden wir zunächst folgende statistische Notiz. Die Stadt hat seiner Angabe nach ungefähr 2,000 Häuser oder *Khanewâr* mit einer Bevölkerung von etwa

15,000 Seelen. Der *Kedkhoda* liefs es sich nicht nehmen, uns zunächst nach dem hervorragendsten Gebäude des Ortes zu führen, einem moscheenduftigen Hofe, dessen Haupteingang, wie so häufig in Persien, durch eiserne Ketten abgesperrt war. An der unteren einen Thürseite des Einganges machte er uns auf einen mächtigen wohlbehauenen und polirten Granitblock aufmerksam, an welchem à la Egyptienne eine Inschrift in sehr schönen persischen Schriftzügen eingemeifselt war. Das Ganze, wie uns der Führer erklärte, hatte eine religiöse Bedeutung als *Qädäm-gah* (s. oben S. 16) des „Beherrschers der Gläubigen", der, Gott weifs wann und bei welcher Gelegenheit? auf diesem Platze gerastet haben soll. Dem Haupteingang entgegengesetzt befand sich eine zweite Thür, die nach einer herrlichen Allee persischer Platanen führte, deren Länge (der Angabe des *Kedkhoda* nach beträgt dieselbe eine Fersach) wir von der Höhe des Gebäudes aus erst ganz übersehen konnten. Sie zog sich in ziemlich grader Richtung hin und bot bei dem dichten Laube der *Tschinâr*-Bäume einen schattenreichen Aufenthalt dar. Auch diese Allee sollte ein Vorspiel isfahaner Baumschönheit sein, die in der That, wie es das folgende Kapitel erzählen soll, von unvergleichlicher Ueppigkeit ist. Die Aussicht von dem Dache desselben heiligen *Qädäm-gah's* aus über die Stadt und die Gärten in der Umgebung hin ist lohnend, da sie den Vorzug malerischer Abwechselung in Kunst und Natur bietet. Den spitzen Berg in der Nähe von Isfahan bezeichnete uns der Herr Bürgermeister unter dem Namen *Tschakuh*. Als wir den heiligen Ort befriedigt verliefsen, gesellte sich ein Derwisch zu uns, um dessen eine Hand sich eine giftige junge Natter wie die Schlange um Aeskulap's Stock wand. Der Mann hat hier zu Lande einen besonderen Ruf als Heiler von Schlangenbissen und soll, wie die Leute erzählen, aus Spielerei oder Liebhaberei sich von den giftigsten Thieren ohne Gefahr für sein Leben und seine Gesundheit beifsen lassen. Natürlich werden ihm überirdische Kräfte beigeschrieben, die allein seine Macht als Wunderdoctor begreiflich machen. Der Derwisch-Doctor war sonst ein sehr verständiger Mann, mit dem man sich gut und vernünftig zu unterhalten vermochte, und der auf seinen Wanderfahrten den specifisch persischen Charakter zu seinen Gunsten abgeschliffen hatte.

Nach einigen Streif- und Querzügen erreichten wir das Viertel der Bazare, wo die Leute trotz des hohen Nachmittags noch vollauf beschäftigt waren. Die Baumwollen-Bearbeitung und die Färberei bilden hier die haupt-

sächlichsten Zweige der Gewerbsthätigkeit. Von den Baumwollenfeldern, deren sich in der Umgebung der Stadt nicht wenige befinden und woselbst man grade mit der Ernte beschäftigt war, werden die Baumwollenkapseln in grofsen Massen nach *Nedschefabâd* transportirt und hier in folgender Weise auf offener Strafse von ihrer äufseren Hülle, ihren Kernen und sonstigen anhaftenden Schmutztheilen befreit. Das Innere eines grofsen, weitlöchrigen, geflochtenen Korbes aus Weiden, der etwa die Gestalt einer recht grofsen Kaffeetrommel hat, wird mit Baumwollenkapseln in hinreichender Menge angefüllt und nun mittelst einer Kurbel in eine kreisförmige Bewegung gesetzt. Alles, was nicht Baumwolle ist, fällt allmählig durch die Oeffnungen der Korbmaschine, die hier den Namen *Külzebüzèh* führt, heraus und die reine Baumwolle bleibt im Innern zurück. Die letztere wird darauf einer zweiten Manipulation unterworfen, die darin besteht, dafs man in einem nach der Strafse hin offenen Bazarzimmer die Baumwolle auf den Boden ausbreitet und nun mittelst eines langen Instrumentes, welches die Gestalt eines grofsen, mit einer Schnur bespannten Violinbogens hat, so schlägt und bearbeitet, dafs dem erhitzten Werkmann die weifsen Flocken um die Ohren fliegen.

Die Färber und ihre Werkstätten nehmen einen nicht unbedeutenden Raum in den Bazaren ein. Wir traten in eine der Färbereien ein, in welcher sich auf einem langen, wohlgemauerten Feuerheerde grofse kupferne Kessel befanden. Man betrieb hier die Blaufärberei. Auf unsere Erkundigungen belehrte uns der Färber, dafs man die blaue Farbe mit Hülfe des indischen Indigo (*nîl*), der von Bombay aus nach Persien in bedeutenden Massen importirt wird, herstelle. Im Sommer behandele man denselben mit kaltem Wasser, im Winter dagegen mit lauwarmem. Der *Runah*-Baum (eine Art von Birnbaum?) von *Jezd* liefere die rothe Farbe, die grüne dagegen würde mit Anwendung von *Pust-e-enâr* d. h. Granatäpfel-Schalen, ebenso wie die schwarze (die letztere nur um damit schwarz auf weifs zu drucken) durch Wasser hergestellt, in welchem Eisen (*senk ahèn*) einen ganzen Monat über gelegen habe. Die Drucker bedienten sich beim Bedrucken der Baumwollenstoffe geschnittener Formen (*schit*) aus Birnbaumholz, und betrieben die mechanische Arbeit mit ziemlicher Schnelle und Gewandtheit.

Der lustigste Anblick ward uns für den Schlufs unserer Wanderung vorbehalten, welche damit endete, dafs wir auf einer Art von Kellertreppe

zu einen aus Backsteinmauern sehr gut aufgeführten Raume geführt wurden, der etwa 15' Fufs unter dem Strafsenniveau und 25 bis 30 Fufs über demselben lag. Im Innern desselben befand sich eine Mahlmaschine d. h. ein mächtiger Mühlstein, der durch ein Pferde-Triebwerk in Bewegung gesetzt wurde. Daneben eine Presse, deren Druckkraft durch einen mindestens zwanzig Fufs langen Baumhebel hergestellt wurde, an dessen Ende sich zwei Leute in den lächerlichsten Stellungen und mit wahrem Feuereifer anhingen, um ihn herunterzudrücken. Das Ganze sollte eine Oelfabrik vorstellen. Auf der Mühle wird das *Bidendschîr* (Lein? in Teheran *Kertschek* genannt), vermischt mit *Mendâb* (Raps) gemahlen, zu Oelkuchen verarbeitet und diese letzteren nun auf der vorher beschriebenen Presse weidlich ausgequetscht. Wir waren schliefslich froh, trotz aller belustigenden Wunderlichkeiten und der haarsträubenden Hebelgymnastik in der Oelfabrik, das geruchreiche Haus verlassen zu können, pilgerten unter Anführung des *Kedkhoda* und in Begleitung des Schlangenderwisches nach unserem Quartiere zurück, um uns für den folgenden Tag zu unserer hoffentlich — ohne ein kräftiges *Inschallah* geht es nun einmal im Orient nicht ab — glücklichen Ankunft in Isfahan gehörig vorzubereiten.

Der Weg von *Nedschefabâd* bis dorthin beträgt fünf Fersach. Zunächst führt er gleich hinter *Nedschefabâd* in die oben erwähnte herrliche Platanenallee ein, in deren nächtlichem Halbdunkel wir wohl eine halbe Meile stillschweigend einherritten. Sie mündet zuletzt auf breite Wege, die rechts und links von Gärten, erdigen Gartenmauern und den Trümmern eines zerstörten Dorfes eingeschlossen waren. Ein herrlicher Sonnenaufgang begrüfste uns bei dem Ausritt in das Freie. In den dunkelsten Farben lagen vor uns am Horizonte die isolirt stehenden, zackigen, zerrissenen Felsmassen der isfahaner Berge da, umzittert von dem ersten blauweifslichen Schimmer der Morgendämmerung. Langsam und majestätisch erhob sich dann die Sonne hinter den dunklen Bergen, die Wolkenränder und die Kämme der Berge mit einem goldenen Feuerschein beleuchtend, noch ein Augenblick und noch einer — und über die ganze Landschaft Isfahan's war ein strahlendes blendendes Lichtmeer ausgegossen.

Ueberall, wo unsere Strafse Ackerland berührte, sahen die Felder, hoch angelegt, recht gut bestellt aus. In der Runde des ganzen Horizontes zog sich ein Ring von Bäumen und Gärten entlang, die am dichtesten nach der Seite hin waren, wo die Stadt Isfahan liegen sollte. Uns bald näher

bald ferner zeigten sich die beschriebenen bunten Taubenthürme, meist paarweise nebeneinander stehend. In der Nähe eines zerstörten Dorfes, bei dem kleinen Flecken *Pirischou*, liegt ein einsamer Felskegel, mit einem *Geber*-Tempel auf seiner Spitze, pavillonartig, das Fensterwerk durchsichtig, von elendem Backwerk aufgeführt; in der Tiefe daneben ein langes Gemäuer, wie es sonst überall vorkommt, das Ganze romantisch, weil es hoch und daher weit ab vom Auge gelegen ist, romantischer noch, weil es der Rest eines Feuertempels gewesen sein soll, wogegen ich mir in Ansehung der Schwalbenbauart bescheidene Zweifel erlauben möchte. Wir befinden uns bereits innerhalb des isfahaner Weichbildes, und behalten daher wohl mit Recht die Schilderung unseres Einzuges in die Stadt dem folgenden Kapitel vor.

III. Kapitel.

Isfahan.

Der getreue *Jahija* war ein Paar Stunden vor uns in Isfahan eingerückt, hatte dem Gouverneur der Stadt den Firman des Schah vorgelegt und im Namen des Eltschi um Quartier für die preufsische Mission gebeten. Hier am einsamen Felskegel kam er uns im Galopp entgegengeritten, meldete die gute Verrichtung der ihm gegebenen Aufträge und brachte zugleich die Kunde, dafs der Schahzadeh und Hâkim der Stadt seinen Wezir nebst vielen Reitern zum feierlichen Istakbal entgegengeschickt habe. In Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, ritten wir inzwischen in die Baumalleen hinein, welche parkartig diesen Theil der Stadt Isfahan umgeben und durch das Ungewöhnliche des Anblicks den Reisenden in Persien auf das Anmuthigste überraschen. Frische klare Wasserbäche fliefsen zwischen hohen Ufern, die mit grünem Buschwerk eingefafst sind, in Schlangenwindungen dahin, bald hinter baumreichen Gärten unterhalb der Mauern in Kanälen verschwindend, bald in Kaskaden und Wasserstürzen die schattige Landstrafse von Neuem wieder begrüfsend. Eine wahre Lust ist es, in den frischen kühlen Gängen einherzureiten, die zu-

letzt zu den Strafsen der Stadt führen. Die Physiognomie der Häuser weicht von der aller übrigen Städte Persiens nur wenig ab, nur verleiht eine ekelhafte Vorrichtung dem gewohnten langweiligen Anblick eine höchst abschreckende Zuthat. Sollte man es für möglich halten, dafs der geheimste Ort eines Hauses seine Oeffnung mehrere Fufs hoch nach der Aufsenseite der Strafse hin und über dem öffentlichen Wege hat, so dafs der pestilenzialische Unflath die ganze Hausseite und den anstofsenden Theil der Strafse decorirt? Schon zu Abbas Zeiten bestand diese sonderbare Einrichtung, welche Chardin in seiner Beschreibung Isfahans sehr ausführlich erwähnt, wobei er hinzufügt, dafs die trockene Luft und die Bauern, welche täglich nach der Stadt kommen und diese ökonomischen Beiträge auf ihre Esel lüden, zur Verminderung des ästhetischen Uebelstandes das ihrige redlich beitrügen.

Eine grofse Staubwolke vor uns hüllte den langen Istakbal-Zug ein, an seiner Spitze den Wezir des Schahzadeh, welcher im Begriff stand, unserem Eltschi die Ehre der Begrüfsung im Namen des Gouverneurs von Isfahan zu erweisen. Allmählig kam der Schwarm so nahe, dafs die Staubwolke durchsichtig genug wurde, um ein gegenseitiges Erkennen zu gestatten. Der Wezir, ein Sechsziger, mit stattlichem rabenschwarz gefärbtem Barte, wohlbeleibt, von einer bewaffneten Schaar von *Gholâm* begleitet, beeilte sich, die prächtigsten Worte den Kommenden entgegenzurufen und sie einzuladen, des Schahzadeh, seines Herrn, Gastfreundschaft in den Mauern Isfahans anzunehmen. Der persische Zug schwenkte darauf um, man nahm die Honneurs eines *en ligne* aufgestellten Corps von *Gholâm* an der einen Strafsenfront stillschweigend entgegen und näherte sich der eigentlichen Häuserstadt.

Der Anblick war über die Mafsen traurig. Statt der erwarteten Gröfse und Herrlichkeit trat uns eine schauerliche, menschenleere Einöde entgegen, auf welcher zerfallene und versunkene Häuser, Palläste und Moscheen nur noch durch ihre Trümmerhaufen die ehemalige Abgrenzung der Strafsen und Plätze der alten Königsstadt angaben. Freilich schimmerte hier und da selbst noch an den Ruinen die vergangene Pracht durch, allein der Anblick dieser Spuren vermehrte nur das Melancholisch-wehmüthige des ersten Eindruckes von Isfahan. Die lange Zeile der eingefallenen Häuserreihen wurde bisweilen durch ein von Menschen bewohntes Haus unterbrochen, doch war deren Zahl zu gering, um ein belebtes und bele-

bendes Bild hervorzurufen. Die alten Stadtthore und Pforten hingen mit ihren spitzgewölbten Bögen an den zerfressenen Pfosten und die glasirten Ziegel der ehemaligen Ornamente sahen wie Hohn und Spott, wie ein Memento mori, wie ein Dräuen gegen alles Menschenwerk und gegen die Geschichte der Menschheit aus. Die historischen Erinnerungen an Isfahans wechselvolle Schicksale sind kaum im Stande, den eklen Anblick wenn auch nur obenhin zu vertuschen. Zu dieser Grabstadt eine glühend heifse Sonne, unaufhörliche dichte Staubwirbel, das Aneinanderdrängen und Stofsen unruhiger Pferde, und man wird sich einigermafsen unsere wenig erbaulichen Empfindungen beim Einzug in Isfahan vorstellen.

Die Strafsen wollten gar kein Ende nehmen. Erst nach langem Ritte durchzogen wir belebtere, aber elende Quartiere, kamen durch schattige Bazare, die hier und da einen Blick auf die Seitenstrafsen und einzelne Hauptgebäude darin gestatteten. Zwei architektonische Eigenthümlichkeiten fielen mir zunächst in die Augen, da sie einen gewissen Gegensatz zu dem bekundeten, was ich bisher von persischer Strafsenarchitektur kennen zu lernen Gelegenheit hatte: Die *Saqqa-khanèh's* und die Gallerien der *Muezzin* zum Ausrufen des üblichen Gebetes. Die ersteren, Trinkwasserbehälter, sehen wie viereckige, mit Gitterwerk versehene Kasten aus, welche auf einer steinernen Unterlage gleicher Gestalt ruhen. Eine kleine Oeffnung im Gitterwerk gestattet das Schöpfen des Wassers mittelst eines Bechers. Sie befinden sich an der Seite der Bazare und Strafsen und gelten als sehr wohlthätige Einrichtungen für das öffentliche Leben. In ihrer Bestimmung haben sie durchaus Aehnlichkeit mit den *Sebîl's* oder öffentlichen Brunnen der ägyptischen Städte. Die Gallerien der *Muezzin*, welche sich auf dem flachen Dache der Moscheen und Schulen, gewöhnlich über den Eingängen zu denselben, aufbauen, haben die Form eines auf vier Holzsäulen ruhenden Pavillons mit chinesischem Dache. Das letztere ist mir bis auf den heutigen Tag durch seine Eigenthümlichkeit in der Erinnerung an Isfahan unvergefslich geblieben, vielleicht ist's eine mongolische Reminiscenz aus jenen Tagen, in welchen der lahme Timur flink genug war, um aus 70,000 Schädeln getödteter Isfahaner sich eine Pyramide zu erbauen, die so lange die Geschichte schreibt als das scheufslichste Denkmal der Wuth eines blutdürstigen Eroberers dastehen wird.

Ehe wir unseren Pferden die Sporen geben, um durch ein herrliches Portal in die paradiesischen Königsgärten mitten in der Stadt einzuziehen,

darf es wohl gestattet sein, einen kurzen historischen Ueberblick des Ursprunges und der Schicksale Isfahans vorzulegen, um bei Besprechung einzelner Baulichkeiten und Anlagen die isfahanische Stadtchronik hinter uns zu haben.

Isfahân, oder mit dialektisch persischer Aussprache *Isfahûn*, ist die moderne Bezeichnung des Stadtnamens in Schrift und Sprache. Die ältere Schreibung *Ispahân* führt auf die ursprüngliche Form zurück, die in dem ptolemäischen *Aspadana* und der Zend-Benennung *Sepahân* ihre ältesten Belege hat. Dafs, wie gewöhnlich angenommen wird, *Ispahân* vom persischen *Asp*, Pferd (woher der Plural *Asp-ha*) abzuleiten sei, also gleichsam ein persisches Stuttgart, ist um so weniger wahrscheinlich, als selbst die persischen Geographen der Herkunft von *sepah*, *espah*, woher der Plural *espahân* „die Heere, die Armeen" den Vorzug geben. Hiernach würde Isfahan etymologisch seinen Ursprung von einem Heerlager ableiten. Die persischen Geographen versteigen sich bei den Untersuchungen über den ersten Erbauer der Stadt in die kühnsten Behauptungen. Bald ist es Alexander*) der Zweigehörnte, bald König Dschemschid, bald ein anderer vorhistorischer Heldenfürst, welcher Isfahan zu bauen oder zu erweitern und zu verschönern befahl. Uebereinstimmender und von gröfserem Interesse sind die Nachrichten, welche wir aus mohamedanischen Quellen von den ältesten Anlagen Isfahans und deren frühsten Bezeichnungen besitzen. Es wird erzählt, dafs die Stadt zuerst *Dschei* geheifsen habe, und dafs darunter derjenige Theil verstanden worden sei, auf welchem sich später das Quartier *Schehristân* (arabisch *Medîneh*) d. h. „die Stadt" erhoben habe. Als Nebukadnezar, im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, die Juden aus der Heimath nach Medien in die Verbannung überführte, da habe er auch einen grofsen Theil derselben auf das Gebiet von Isfahan verpflanzt, woselbst sie in der Perserstadt *Dschei* sich ansiedelten und einen grofsen Stadttheil erbauten, welcher nach ihnen die Benennung *Jahudijeh* d. h. die Judenstadt erhielt. In der That ist noch heutigen Tages das

*) Es ist eine vielleicht nicht nebensächliche Bemerkung, dafs die persische Alexander-Darius-Sage, wie sie in Iran im Munde der Leute lebt, hauptsächlich auf dem Gebiete zwischen *Khonsâr*, *Isfahân* und dem *Kuhrud*-Berge, auf der Strafse von Isfahan nach Teheran, spielt.

jüdische Element in Isfahan in auffallender Weise, mehr als in irgend einer der gröfseren persischen Städte, vertreten. Man hat nur die Bazare Isfahans zu durchwandern, um alle fünf Minuten jüdischen Physiognomien, besonders sehr ärmlich gekleideten Bettlern, am häufigsten jungen Mädchen, zu begegnen, welche mehr durch das Elend ihres Zustandes, als durch die flehentlich ausgesprochenen Bitten das aufrichtigste Mitleid erregen.

Im Laufe der Zeit nahm die Bevölkerung und damit der Umfang der Stadt so gewaltig zu, dafs nach den Angaben der Geographen *Rokn-ed-dauleh*, der Buehide, die verschiedenen Quartiere durch eine grofse Festungsmauer umspannte, welche einen Umfang von 21,000 Schritt hatte. Noch im eilften Jahrhundert der *Hidschret* bestand dieser gewaltige Stadtring. Bald nach der für Persien so unglücklichen Schlacht bei *Nehawènd* (von den Persern gewöhnlich *Nawènd* ausgesprochen) in der Nähe von Hamadan, fiel auch Isfahan in die Hände der arabischen Eroberer, die indefs mit grofser Milde die neuen Unterthanen behandelten. Klima, Natur, Kunst, ein reger Völkerverkehr und ein ungewöhnlicher Reichthum scharfsinniger Köpfe trugen dazu bei, Isfahan zu einem der ersten Plätze in Persien zu erheben, auf dessen Bedeutung bereits im vierzehnten Jahrhundert die Schilderung der Zeitgenossen nicht genug aufmerksam machen kann.

Timur's Erscheinen zerschnitt mit scharfem Messer den kräftigen Lebensnerv Isfahans. Die gräfslichsten Mordscenen, welche als warnendes Strafexempel für ein durch Mifsverständnifs hervorgerufenes verwegenes Benehmen der Isfahaner allen übrigen Städten, die Timur auf seiner Siegeslaufbahn berühren wollte, dastehen sollten, haben seinem Namen und seinen Thaten den Stempel des blutdürstigen Tyrannen aufgedrückt. Eine Pyramide von 70,000 Menschenschädeln kann nie ein Mensch, kann nur ein Scheusal, eine Ausgeburt der Hölle ersinnen. Was mufs Timur gedacht haben, als er in das Buch seiner Denkwürdigkeiten die Worte hineinschrieb: „Ich eroberte die Stadt Ispahan, und ich vertraute dem Volke Ispahans und überlieferte das Schlofs in ihre Hände. Und sie empörten sich, und den *Darogha*, den ich über sie setzte, erschlugen sie mit dreitausend der Krieger. Und ich befahl darum, dafs alle Bewohner Ispahans erwürgt werden sollten?"

Erst zwei Jahrhunderte später sollte für Isfahan das eigentliche Morgenroth des Glanzes und der Pracht, der Gröfse und des Wohlstandes aufgehen. *Schah Abbas*, später mit Recht oder Unrecht *buzurk* „der Grofse"

genannt, erhob Isfahan zur Residenzstadt seines Reiches und verschönerte dieselbe durch Denkmäler, welche heut zu Tage thatsächlich allein noch den Ruhm der Stadt als solcher begründen. Handel und Wandel suchte er durch Ueberführung georgischer und armenischer Kolonien aus den von ihm unterworfenen Ländern des türkischen Grofsherrn nach verschiedenen Theilen seines Landes zu wecken und zu heben. Auch Isfahan wurde mit einer armenischen Kolonie bedacht, die aus Dschulfa und den Gegenden am Araxes (s. Bd. I. S. 152) nach Neu-Dschulfa, bei Isfahan, versetzt wurde und nicht wenig dazu beitrug, den Gedanken des Königs in kurzer Zeit zu verwirklichen. Die Armenier, deren Zahl in die Tausende hineinging, riefen in ihrer neuen Heimath bald eine Aera commercieller Blüthe hervor, wie sie seit Schah *Abbas* Zeiten nie mehr wiedergekehrt ist.

Neben ihnen safsen englische und holländische Compagnieen in dem persischen London der damaligen Zeit, dessen Bevölkerung über eine halbe Million Seelen betrug, um als gute Kaufleute die günstigen Aussichten persischer Handelsverhältnisse nach besten Kräften auszubeuten. Selbst katholische Patres*) zogen in Isfahan ein, um dem christlichen Glauben unter den Persern zu dienen. *Abbas* hatte aber auch Ungewöhnliches für den öffentlichen Verkehr geleistet; ordentliche Strafsen durchzogen nach allen Richtungen das Land, herrliche Karawanseraien mit Wohnungen, Ställen, Magazinen, Brunnen u. s. w. wurden als Raststätten für die Kaufleute angelegt, in Dörfern und Städten erhoben sich prächtige Gebäude als Denkmale der Fürsorge des Königs, dessen Ruhm noch heute in den *Abbasijeh's* oder „Abbas-Werken“ in der Erinnerung der Perser fortlebt.

Unter den nächsten Königen nach der gesegneten Regierung *Abbas'*, dem indefs ein Schädel-Pyramidchen rebellischer Isfahaner zu keiner besonderen Ehre gereicht, hatte Isfahans Blüthe einen ziemlich günstigen Fortgang.

Im Jahre 1722 sollte indefs Isfahan's Sonne vollständig untergehen. Die Afghanen, bereits im Besitz des gröfsten Theiles der persischen Pro-

*) Es waren dies Augustiner, Carmeliter, Capuciner und Jesuiten (die letzteren in *Dschulfa* ansäfsig). Freilich war, nach den Bemerkungen damaliger Reisenden, die Zahl dieser Geistlichen nicht viel gröfser, als die ihrer Pfarrkinder, und ihr Wirkungskreis sehr beschränkt, da die armenische Geistlichkeit der Propaganda überall hindernd in den Weg trat.

vinzen, umzingelten die stolze Residenzstadt der Sefiden, in welcher *Schah Hussein* rathlos, muthlos und verzweifelt vergeblich Hülfe von aufsen erwartete. Zwei Monate lang wütheten Elend und Hunger unter der Bevölkerung. Die Erzählung der gränzenlosen Noth erinnert an jene grauenvollen Scenen, welche der Eroberung Jerusalems durch Titus vorangingen, die so traurige Berühmtheit in der Geschichte erreicht haben. Wir entlehnen die folgende Schilderung dem bekannten Werke John Malcolm's, welcher nach den Berichten von Augenzeugen die scheufslichen Auftritte, zu welchen Elend und Mangel führten, mit diesen Worten dem Gedächtnifs der Nachwelt überliefert hat. „Das Fleisch der Kameele, Pferde und Maulesel war so theuer, dafs nur der König, einige Grofse und die reichsten Bürger es erkaufen konnten. Obschon die Perser Hunde als unrein verabscheuen, afsen sie dieselben doch gern, so wie alle andere verbotene Thiere, so lange sie zu haben waren. Nachdem diese Lebensmittel zu Ende waren, afsen sie Blätter und Baumrinde und Leder, das sie durch Kochen erweichten, und als auch diese traurige Quelle erschöpft war, begannen sie Menschenfleisch zu verzehren. Menschen mit eingesunkenen Augen, bläulichen Wangen, schwachem, vom Hunger ausgemergelten Körper, wurden haufenweise gesehen, wie sie ihr elendes Dasein durch Stücke, aus den Leichnamen derer geschnitten, welche eben ausgeathmet hatten, fristeten. In vielen Fällen erschlug ein Bürger den andern, und Eltern ermordeten ihre Kinder, um sich das schreckliche Mahl zu verschaffen. Einige Tugendhaftere vergifteten sich und ihre Familie, um der Schuld zu entgehen, ihr Leben durch solche Mittel zu fristen. Die Strafsen, Märkte und königlichen Gärten waren mit Leichen bedeckt und der Flufs von denselben so verunreinigt, dafs man sein Wasser kaum trinken konnte. Diese Leiden wurden noch durch die Grausamkeit der Afghanen gesteigert, welche jeden mordeten, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, der diesen Auftritten entrinnen wollte."

Mit der Eroberung der Stadt durch die Afghanen ging alles zu Grunde, was die Sefiden-Dynastie an Gröfse und Wohlstand in einer verhältnifsmäfsig kurzen Zeit geschaffen hatte. Die reichen Armenier zogen fort aus Persien und begaben sich theils nach Indien, theils nach ihrer alten Heimath, ja einige selbst nach Europa, wo sie sich in Venedig und Livorno niederliefsen. Die wohlhabenden indischen Kaufleute, und mit ihnen die englischen und holländischen Compagnieen, welche eine schwere Kriegssteuer an die

Afghanen zahlen mufsten, verliefsen gleichfalls die Stadt, die von nun an den Wechselfällen beständiger Bürgerkriege unter immer neuen Kronprätendenten ausgesetzt war und mit Riesenschritten dem Verfall entgegeneilte. Mit dem Eintritt der modernen Kadscharen-Dynastie in die persische Reichsgeschichte hörte zugleich Isfahans Bedeutung als Residenz Persiens auf und so ward sie, was sie ist: eine Stadt reich an Erinnerungen der Vergangenheit, noch reicher an elenden traurigen Zuständen der Gegenwart, aus welchen sie schwer im Stande sein wird, sich jemals wieder zu der alten Gröfse emporzuarbeiten. In Bezug auf ihre Lage sei noch bemerkt, dafs sie am nördlichen Ufer des *Zajenderud*, oder wie gewöhnlich der Flufsname von den Persern ausgesprochen wird, des *Zenderud* „des Lebensflusses", auch *Zerenrud* von den Geographen genannt, gelegen ist. Er soll, nach eben denselben, von einem Orte Namens *Benâkân* herkommen, durch das Dorf *Derîm* gehen und in der Nähe des Ortes *Denbâ* einige Zuflüsse erhalten. Die Hauptmasse seines Wassers verliert sich in den Sand und erscheint nach einer Strecke von sechszig Fersach wieder in der Provinz *Kermân*. Zwei stattliche Bogenbrücken verbinden das nördliche Ufer mit dem südlichen; die westliche Brücke (*Pul-i-Allah-werdi-Khan*) führt nach der Vorstadt der Armenier *Dschulfa*, die östliche nach einer von Abbas erbauten Vorstadt mit Gärten, Pallasten und königlichen Gebäuden aller Art.

Nach einem ziemlich ermüdenden Ritte in so vornehmer Begleitung, als die eines orientalischen Wezirs ist, hielten wir endlich unsern Einzug in ein herrliches Portal, dessen Höhe und überladene Fülle an Arabesken und Ornamente an die ägyptischen Propylonen erinnerte, nur dafs hier in Persien alles bunt (meist azurblau) und flimmernd ist. Das Portal führte in die breite Allee eines Wundergartens. Riesen-Platanen von nie gesehenem Umfange, in deren hell gefleckte Rinde an verschiedenen Stellen der ächtpersische Ausruf *Ja 'Ali* „O Ali!" eingeschnitzt ist, sind in regelmäfsigen Abständen von einander angepflanzt und bilden einen hochsäuligen schattigen Baumsaal, unter dem wir, von sonderbaren Gefühlen im Herzen bewegt, langsam einherzogen. Alle Müdigkeit verschwand; das Grofsartige in Kunst und Natur hatte uns gleich mächtig erfafst, ich möchte sagen fast erschreckt, so sehr wirkte der unerwartete Anblick der Pracht und Herrlichkeit vergangener Zeit auf unsere betäubten Sinne. Rechts und links von der

Hauptallee, die wir zunächst eingeschlagen hatten, lagen lange, von prächtigen Werksteinen erbaute Bassins, freilich statt mit kühlendem Wasser nur mit den abgefallenen und verdorrten Blättern der herrlichen Platanen in der Nähe erfüllt. Bald bogen wir in den grofsen Garten rechts ein und befanden uns endlich im Angesicht eines Wunderbaues, den uns der Gouverneur der Stadt für die Zeit unseres Aufenthaltes in Isfahan als Quartier angewiesen hatte. Rothjackige Serbazen bildeten an den Stufen der breiten Steintreppe, welche in das Innere führte, eine Art Ehrenwache und präsentirten das Gewehr, sobald der preufsische Eltschi und der persische Wezir sich dem Gebäude näherten.

Ku-dschâ hestim „Wo befinden wir uns?" war die erste Frage, welche wir an die Nächststehenden der unzertrennlichen persischen Umgebung richteten. *Der heschte behischt* „In den acht Paradiesen", war die ebenso schnelle als gefällige Antwort. Da hatten wir's. Im Paradiese! Wir durften uns nicht mehr wundern; diese Aufklärung benahm uns Erstaunen, Schrecken, Schüchternheit, Beklommenheit, mit einem Worte alles, was auf uns einen so räthselhaften Eindruck hervorgebracht hatte. In acht Paradiesen hört das Wundern billigerweise auf, und wenn man sich wie mit einem Schlage in die Zauberwelt von Tausend und eine Nacht versetzt sieht, da soll man sich lieber die Augen wach reiben und so lange der wirkliche Zauber währt in vollen Zügen geniefsen, was es zu geniefsen giebt. Die Bezeichnung der acht Paradiese soll ihren Grund darin haben, dafs in der Königsstadt, welche wir so eben betreten haben und welche heut zu Tage gewöhnlich als *Daulet* bezeichnet wird, sich acht grofse, von einander gesonderte Gartenanlagen herauszählen lassen. Doch muss ich bemerken, dafs ich von einzelnen Isfahanern auch die Benennung *heschtüm behischt* „das achte Paradies" gehört habe, ohne dafs meine Gewährsmänner im Stande waren, mir eine Erklärung darüber zu geben.

Ich weifs nicht, wie ich unsere damalige Prachtwohnung bezeichnen und malen soll. Es ist ein phantastischer Bau, zu dem ganz Asien, wie es scheint bis nach China hin, die Blüthen seiner originellen Kunst beigesteuert hat. Er ist nicht persisch, nicht indisch, nicht chinesisch, — er ist alles zugleich, die verschiedenartigsten Elemente zu einer harmonischen Einheit verschlungen, die wohlthuend wirkt, für das Auge angenehm ist, aber in Details zu zergliedern keine Möglichkeit darbietet.

Chardin, der in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts dies Ge-

bäude in seiner vollständigen Pracht gesehen, giebt eine genaue Beschreibung desselben, die wir hier anzuschliefsen um so weniger anstehen dürfen, als der Aufenthalt der ersten preufsischen Gesandtschaft in demselben schon des historischen Interesses halber ein näheres Eingehen rechtfertigt.

„Ich habe bei Erwähnung der Gärten, — so erzählt der getreueste Beschreiber Persiens, — welche an der Seite der schönen Allee Isfahans liegen, die Beschreibung eines Salons versprochen, der sich in einem jener Gärten befindet, in dem sogenannten Nachtigall-Garten. Um meinem Versprechen besser nachzukommen, lege ich eine Zeichnung dieses schönen Salons vor, welcher unter dem Namen *Amarat behescht* (*Imaret-i-behischt*) bekannt ist. Ich habe schon die Bemerkung gemacht, dafs *amarat* so viel als Lust- oder Prunkhaus, und *behescht* der zehnte Himmel bedeutet; es heifst also so viel als der Saal des Paradieses. Dieser Salon, welcher beinahe sechszig Schritt im Durchmesser hält, ist in Gestalt eines unregelmäfsigen Siebenecks mit sieben Seitenwänden angelegt, von denen die hintere viel breiter als die anderen ist. Der mittlere Theil hat die Gestalt eines zusammengedrückten Kuppelbaues, sechszehn bis achtzehn Toisen (d. h. also ca. 100 Fufs) hoch, von Wandpfeilern in Schwibbogenform getragen, und zwar in gleicher Zahl mit den Ecken. Das Ganze ist mit einer Mosaikdecke von ausgezeichneter Arbeit geschmückt. Die Wandpfeiler sind in der Runde von zwei Stockwerken durchbrochen, und zwar so, dafs die Gallerien ringsherumlaufen; und da hat man hundert kleine Gemächer, die prachtvollsten der Welt, angebracht und ausgespart und mit Lichtblenden versehen, die indefs hell genug sind für die Ergötzlichkeiten, für welche diese Räume bestimmt sind. Dabei ist kein einziger zu entdecken, der mit dem andern Aehnlichkeit hätte, sei es in Gestalt, sei es in der Architektur oder in Ornamentation und Ausdehnung der Mafse. Ueberall findet sich etwas Verschiedenes und Neues: hier sind Kamine angebracht, dort Wasserbecken mit Springbrunnen, welche von Röhren gespeist werden, die in die Wandpfeiler eingemauert sind. Dieser Wundersalon ist ein wahres Labyrinth; denn oben verirrt man sich allenthalben, und dazu liegen die Treppen so versteckt, dafs man sie nicht leicht erkennt. Der untere Theil ist bis auf zehn Fufs Höhe in der Runde mit Jaspis bekleidet; die Geländer sind aus vergoldetem Holze, die Fensterrahmen von Silber und die Scheiben von Krystall oder feinem buntfarbigem Glase. In Bezug auf die Ornamentation läfst sich nichts ausführen, worin mehr Pracht und Zierlichkeit zu gleicher

Zeit verschmolzen wäre; wo man auch hinsieht, prangt Gold und Lasur. Die Malereien dieses Gebäudes, unter denen das Wollüstige und Nackte stark vertreten ist, tragen sämmtlich den Stempel einer erstaunlichen Schönheit und Heiterkeit an sich, und haben allerwärts Spiegel von Krystallglas. Es giebt kleine Nebenzimmer, deren Wände und Kuppeln ganz und gar Spiegel sind. Die Meubel jedes Gemaches sind über alle Maſsen prachtvoll und zur gröſsten Wollust anreizend. Einzelne Plätzchen sind eigentlich nur ein Bett. Es ist eine bekannte Sache, daſs sich die Betten der Morgenländer auf dem Erdboden befinden und der Vorhänge entbehren; ich habe mit Bewunderung eins gesehen, dessen Decke allein einen Werth von 2,000 Thaler hatte; sie war aus Mard gemacht, wärmte also ebensosehr, als sie leicht war. Man hat mir erzählt, daſs der König Matratzen hat, die gleichfalls aus solchen Fellen gefertigt sind. Ueber die Ornamente dieses groſsen Salons, die niedlichen Bilder darin, die Miniaturen, die Gefäſse könnte ich ein Buch schreiben, ebenso wie über die Inschriften, die bald zärtliche und verliebte Gedanken ausdrücken, bald auch Sittenlehren enthalten. In meiner Schreibtafel finde ich folgende notirt.

Auf einer Blumenvase:

Die Tulpe wählt' ich zum Symbole;
Das Antlitz ist Feuer, das Herz ist Kohle.

Trägt eine Schönheit den Kopf noch so hoch,
Mit den Füſsen berührt sie den Staub ja doch.

Wohl hundert mal hüpfte mein Herz hin und her,
Bald nach rechts, bald nach links, und blieb liebeleer.
Doch als es endlich dich hat gesehen,
Da blieb das Herze urplötzlich stehen.
Von dir noch länger getrennt zu sein,
Nicht vermag ich zu tragen solche Pein,
Noch hier zu weilen, von dir so fern.
Du meines Auges leuchtender Stern,
Dich hab' ich verloren, mit Blindheit geschlagen,
Will ich hier das Leben nicht länger ertragen.*)

*) Zum Glück sind die Perser, welchen derartige poetische Ergüsse noch heutigen Tages ungemein geläufig sind, nur in Worten wahnsinnige Verliebte. Werther's Leiden ist noch

Der König ist der Hirt der Armen,
Schmückt seines Scepters Glanz Erbarmen.
Die Heerde ist nicht da des Hirten wegen,
Der Hirt vielmehr soll seine Heerde pflegen.

Du fragst: Was thut's dem Wurm*), den ich zertrete?
Als Antwort will ich dir die Frage stellen:
O sage mir, wie es dir selber thäte,
Sollt' dich des Elephanten Fuſs zerschellen?

Auf einem Kaminmantel:

Mach dir nicht Sorgen um den Winter,
Gesundheitsfrische steckt dahinter.

Ich kann das Geständniſs nicht vorenthalten, daſs wenn man an diesem Orte, der eigens für die Wonne der Minne geschaffen ist, lustwandelt und diese Gemächer und alle diese Nischen durchschreitet, man das Herz so voll hat, daſs man, offen herausgesagt, beinahe stets auſser sich ist. Ohne Zweifel trägt das Klima viel dazu bei, die Leute in eine verliebte Stimmung zu versetzen, aber sicherlich sind diese Anlagen, obgleich in mancher Beziehung nur Kartenhäuser, dennoch viel lieblicher und anmuthiger, als unsere kostbarsten Schlösser. Der König *Soliman* [1666—1694] ist der Gründer dieses Salons, dessen Bau allein 50,000 Thaler gekostet hat, die Meubel und was noch darum und daran hängt gar nicht mit eingerechnet."

So weit der alte Chardin, der die Eindrücke gewiſs in ungeschminkter Treue wiedergegeben hat. Heute zu Tage freilich fehlt manches Stück der alten prächtigen Decorirung, vor allen die Meubel und sonstige Kostbarkeiten, mit welchen die inneren Räume ausgeschmückt waren; manches ist vergilbt und verblaſst, dennoch aber ist des Schönen noch genug erhalten, um dem Beschauer eine ununterbrochene Augenweide zu gewähren. Vor allen zeugen die Kuppeln, sowohl die groſse Hauptkuppel der inneren Saalhalle als die kleinen Deckengewölbe in den Nebengemächern, von einer

nicht in das Persische übersetzt worden und der persische Charakter zu sehr ostfranzösisch, um aus Liebe das süſse Leben mit dem bittern Tode freiwillig zu vertauschen.

*) Im Original steht eigentlich die Ameise.

erstaunlichen Kunstfertigkeit, ja von einer Meisterschaft, die in einer solchen Vollendung auftritt, dafs sie für den ersten Augenblick fast unerreichbar erscheint. Der Grundgedanke der Kuppelornamentik besteht in der Nachahmung des Himmelsgewölbes, dessen höchsten Theil, also den mittleren, bald die strahlende Sonne, bald das Gesicht des Vollmondes einnimmt. Ringsherum laufen Sterne und Sternbilder in mathematisch-regelmäfsigen Abständen von einander, und durch ein sehr künstliches System von Linien verbunden, welche zu gleicher Zeit als Gewölberippen dienen. Blinkendes Spiegelglas, vergoldete Rahmen und Randleisten, buntgemalte Blumen, schöne Knaben und Mädchen in ganzer und halber Figur, Vögel, Arabesken, dazwischen wieder zierlich verschlungene Schriftzüge, bilden in stetem Wechsel der Muster die einzelnen Felder der Gewölbeflächen, deren mannigfache Gliederung und harmonische Verschmelzung zu einem grofsen Ganzen von einem unbeschreiblichen Reichthum an Erfindungsgabe zeugt.

Wie uns der mittlere freie Raum, eigentlich ein mächtiger, nach drei Seiten hin offener *Talâr*, als Empfangszimmer diente, das um so kühler und angenehmer war, als das dichte Laub der riesigen Platanen in der Nähe einen halbdunkeln Schatten in die drei Hauptarkaden warf: so hatten wir als Privatzimmer etliche der kleinen, durch Thüren verschliefsbare Gemächer des Parterre gewählt. Chardin hat Recht, jeder Raum hatte seine eigene originelle Bauart und Ornamentik, die in keinem anderen noch einmal wiederkehrte. Auch nur ein einziges genau zu beschreiben, würde beinahe unmöglich sein. Streckten wir uns bei Tage auf unser Feldbette hin, um auf kurze Zeit der Ruhe zu pflegen, so kam der Schlaf nicht über uns, denn rechts und links, vor uns, hinter uns und über uns beschäftigte der Anblick der zahllosen Malereien und Spiegelfacetten an Wand und Decke Auge und Geist, und übte einen unwiderstehlichen Reiz aus.

Auch die nächste Umgebung des Gebäudes innerhalb des Gartens trug in ihren erhaltenen Spuren den Stempel eines grofsartigen Styles an sich. Da waren mächtige Wasserbecken und Fontänen nach allen Richtungen hin angelegt. Die Steine dazu bestanden aus wohlbehauenen grofsen Werkstücken, welche ein bindender Steinkitt zusammenhielt, den nur an einzelnen Stellen der Zahn der Zeit zerstört hatte. Um diese Wasserbehälter liefen Gänge aus breiten Steinplatten, von denen aus man auf treppenförmigen Absätzen unmittelbar in das Wasser hinabsteigen konnte. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, auf einen, wie uns scheint,

bemerkenswerthen Umstand hinzudeuten, der uns von Isfahan an bei den älteren persischen Bauwerken aufgestofsen ist. Bei genauerer Betrachtung zeigt es sich nämlich, dafs die behauenen Werkstücke persischer Bauten, ohne Rücksicht auf ihre besondere Verwendung, eigenthümliche Steinmale an sich tragen, welche in Gestalt bestimmter Zeichen in den Stein gemeifselt sind. Diese Steinmale sind nicht etwa willkührliche Schöpfungen dieses oder jenes Baumeisters, sondern kehren durch ganz Persien unter derselben Gestaltung auf den Bausteinen wieder, sei es in den Karawanseraien, sei es in den Brücken und Wasserbehältern, sei es in den Pallästen und Schlössern der Könige. Eine besondere Bedeutung erhält die Untersuchung dieser Zeichen dadurch, dafs sie sich zum Theil bereits auf den Steinen der persepolitanischen Denkmäler und — merkwürdig genug! — der altägyptischen Bauten vorfinden, so dafs zunächst die Vermuthung nahe liegt, einen inneren Zusammenhang vorauszusetzen. Ich bin leider zu spät auf diese Eigenthümlichkeit der Bausteine aufmerksam geworden, um gründlichere Studien haben anstellen zu können, doch haben sich mir aus den beobachteten Beispielen nachstehende Thatsachen ergeben, die zu verfolgen ich spätere Reisende nicht genug auffordern kann:

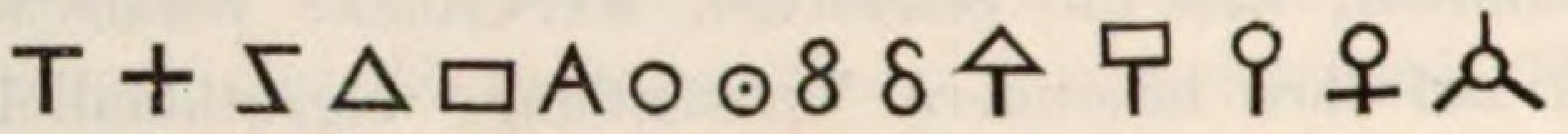
1. In den Steinbrüchen der Alten (nachweisbar vor allen in Aegypten) wurden die gebrochenen und behauenen Steinblöcke von den Steinhauern mit Zeichen versehen.

2. Diese Zeichen oder Male befolgen ein gewisses System und sind weder durch die Verschiedenheit des Ortes noch durch die Zeit einer Beschränkung unterworfen.

3. Dies führt zu dem Schlusse, dafs die alten Steinhauerzünfte in dem Besitz eines vielleicht geheimnifsvollen (?) Alphabetes waren, das sich bis in das siebenzehnte Jahrhundert der Neuzeit nachweisbar erhalten hat, und auf einen innern, uralten Zusammenhang der Steinhauerzünfte in allen Theilen der alten Kulturwelt hindeutet, der in traditioneller Weise forterbte. Die Steinbrüche bei *Tura*, gegenüber vom alten Memphis, die Pharaonenbauten in Karnak, die Römeranlagen auf der Insel Elephantine, in Aegypten, — die Denkmäler von Persepolis, die neueren Bauwerke von Isfahan (besonders aus Schah Abbas Zeiten) und sämmtliche ältere Karawanseraien in Persien dienen mir als Belege der eben aufgestellten Sätze.

Der Leser wird vielleicht neugierig sein, einzelne dieser Zeichen ken-

nen zu lernen. Ich füge deshalb ein Paar Beispiele an, die sich auf den genannten Denkmälern vorfinden.



Nachdem der Gouverneur der Stadt, *Hanler-Mirza*, ein Neffe des gegenwärtig regierenden Schah, das übliche Gastgeschenk unter der Gestalt von vier Brettern voller Zuckerwerk und Zuckerhüte unserem Eltschi hatte überreichen lassen, und nachdem die prinzlichen Träger der süfsen Sachen sich unter dem gehörigen Ceremoniell zurückgezogen, konnten wir trotz der Heiligkeit des mohamedanischen Freitags der Versuchung nicht widerstehen, noch an demselben Tage unserer Ankunft in Isfahan einen Ausgang nach dem nächstliegenden Theile der Stadt zu unternehmen. Die alten Herrlichkeiten traten uns, obwohl in zerfallener Pracht, auf Weg und Steg entgegen und vermehrten das Günstige des Urtheils, welches wir bereits aus unserem Paradiesschlosse über den Glanz vergangener persischer Hoflager zu fällen nicht anstanden. In wahren Gartenwäldern jener riesigen Platanen, derer wir vorher mit so viel Erhebung gedacht haben, lagen die wundersamsten Gebäude älterer Zeit, verbunden und getrennt von einander durch labyrinthische Gänge und Thore, in welchen man sich nur unter Leitung und Führung eingeborener und mit den Schlofsgängen bekannter Perser zurecht zu finden vermochte.

Zu den hervorragendsten Gebäuden, denen wir zunächst auf unserer Fufswanderung begegneten, gehört unstreitig das schöne, von den Reisenden so oft bewunderte und erwähnte Schlofs *Tschehil-sitûn* „der vierzig Säulen" d. h. das vielsäulige. Es erhebt sich aus der Mitte wohlgehaltener Gartenanlagen in malerisch-phantastischer Gestaltung und scheint an Höhe mit den alten Platanen in seiner Umgebung um die Wette zu streiten. Nimmt man in angemessener Entfernung Stellung vor demselben, etwa in dem Gange zwischen den riesigen, gegenwärtig zum Theil wasserleeren Bassins, so hat der Anblick nach der offenen Säulenhalle hin etwas theatralisch-imponirendes. Die reelle Wirklichkeit erscheint unglaublich, man gefällt sich in der süfsen Selbsttäuschung, wie im Zaubermärchen auf den Boden von Tausend und eine Nacht urplötzlich versetzt zu sein.

Das Gebäude, halb aus mehr und minder kostbaren Steinen, halb aus Holz aufgeführt, ruht auf einem Unterbau von etwa fünf Fufs Höhe und besteht der Hauptsache nach aus einem offenen Saale, oder, wenn man lie-

ber will, aus einer Freihalle von über hundert Fufs Breite, die von achtzehn reich vergoldeten Säulen getragen wird, deren jede an dreifsig Fufs hoch und schraubenförmig gewunden ist. So geschmackvoll in vieler Beziehung die persische Säule ist, hauptsächlich durch das regelmäfsige Stalaktiten-Kapitäl, dessen Flächen sehr häufig mit Spiegeltafeln ausgelegt werden, so geschmacklos ist fast durchgängig der Säulenfufs, vom roh gearbeiteten Holzklotz an bis zu den scheufslichen Löwengestalten aus Täbrizer Marmor hin, die hier im Schlosse *Tschehil-Sitûn* die einzelnen Säulen tragen. Die schlanken Stützen der mächtigen Decke, welche ebenso wie die zur Hälfte der Höhe mit Marmorplatten bekleidete Hinterwand der Halle, mit einer erstaunlichen Kunstfertigkeit mosaikartig bearbeitet und mit einer reichen Fülle gegenwärtig halb blinder Glasfacetten bedeckt ist, spiegeln sich in dem blinkenden Wasser ab, welches innerhalb der Halle in drei Bassins nöthige Kühlung und Frische verbreiten sollte. Achtzehn Säulen mit ihren achtzehn Scheinbrüdern im Wasser ergeben eine Summe von sechsunddreifsig Säulen, die nach der Erklärung hochweiser Perser von heute in die grade Zahl vierzig verwandelt und so Veranlassung zur Benennung des ganzen Gebäudes geworden sind.

Aus der offenen Halle, welche im Sommer einen angenehmen Aufenthaltsort durch ihre den kühlenden Winden ausgesetzte Lage und durch die Anmuth der unmittelbaren Umgebung darbietet, führt eine Mittelthür in ein Complex reich bemalter und geschmückter Zimmer, deren Perle indefs der grofse, gegen sechszig Fufs lange und dreifsig Fufs breite historische Bildersaal ist. Ueber den vier grofsen Kaminen desselben prangen vier mächtige Wandbilder, in dem Geschmack jener Zeit gemalt, in der die Gegenstände ihrer Vorwürfe noch zur lebenden Welt gerechnet wurden. Auf einem derselben ist Schah Abbas, der tapfere König, mitten im Schlachtgewühl abgebildet, wie er mit seinen Persern die feindlichen Usbeken zu Boden schlägt. Auf den anderen hat sich der Maler bemüht, den Schah in viel heitereren Lebenslagen vorzustellen. Da sitzt Abbas beim fröhlichen Male, tafelnd, poculirend, umgeben von seinen Verwandten, Hofleuten, den Gesandten der damaligen Zeit, vom türkischen an bis zu dem des Grofsmoguls, und in der Gesellschaft von Tänzerinnen und Sängerinnen, welche die Freuden des Mahles durch ihre Künste verherrlichten. Jede Figur ist Portrait, jede Stellung bedeutsam, das Costüm von historischer Treue. Selbst die Abbildungen der Gefäfse werden durch ihren besonderen Formenreichthum von einer

bestimmten Bedeutung für Detailstudien des Culturhistorikers. Wie ganz anders war es damals als heute! Nicht nur welch ein Glanz, welch eine Pracht thronte am isfahaner Hofe, sondern welch eine Freiheit, welch eine Toleranz herrschte in Bezug auf Religionsansichten. Der König Wein zechend, er ein Diener des Koran, zechend inmitten einer Gesellschaft, die zum Theil aus andersgläubigen Personen besteht! Welch ein Lärm, welch eine Heiterkeit mufste einst diese Säle und Räume erfüllt haben, in welchen gegenwärtig der Perser einsam und traurig einherschleicht, kaum nach den Bildern zu schauen wagt, die ihn mit ihren lachenden Gesichtern an das alte Glück Isfahans mahnen. Gegenwärtig werden sie vielfach von den Malern copirt, um Bücherdeckel, Spiegel, Kalemdane und ähnliche Gegenstände mit den Erinnerungen an die vergangene Gröfse zu schmücken.

Die Vorhänge der Fenster und die Teppiche auf den Boden, mit deren Reinigung man bei unserem Besuche beschäftigt war, sind noch die alten, freilich von Sonne und Luft ausgeblichen, aber mit edlem Kern, der nichts geringeres als die schwerste Seide ist. In die kostbaren Stoffe sind Bilder eingewebt, welche sie zu wahren Gobelins umstempeln.

Nach den Schilderungen der Zeitgenossen pflegte Abbas und seine Nachfolger in diesem Gebäude Audienz zu ertheilen. „Man kann keiner glanzvolleren Audienz beiwohnen, so erzählt Chardin, als diejenige ist, welche der König von Persien in diesem Saale (dem Säulensaale) ertheilt. Der wie ein kleines Ruhebett gestaltete königliche Thron ist mit vier grofsen Kissen bedeckt, die mit Perlen und Steinschmuck bestickt sind. Eunuchen weifser Rasse, wunderbar schöne Kinder, bilden einen Halbkreis um den König und vier oder fünf erwachsene Eunuchen stehen hinter ihm und tragen seine überaus reichen und prächtigen Waffenstücke zur Schau. Die vornehmsten Herren des Reiches befinden sich neben der Estrade, wo der Thron ist. Die Herren zweiten Ranges nehmen ihren Platz auf der zweiten Estrade ein. Der junge Adel und alle die, welche keine Erlaubnifs haben sitzen zu dürfen, stehen aufrecht da an der Vortreppe mit der Musik. Die Bedienten endlich stehen gleichfalls aufrecht im Garten da, einige Schritte von der Vortreppe ab, unter den Augen des Königs.“

Von den Gärten aus gelangten wir in ein System von Gängen und Thüren, die sämmtlich wohl gepflastert waren, und schliefslich zu dem grofsen herrlichen Thore mit einem luftigen und kühlen Säulenbau darüber führten, das sich nach dem Königsplatze hin öffnet. Die besondere Heilig-

keit desselben erinnert lebhaft an das Erlöserthor (*Spass-worota*) im Kreml zu Moskau, vor welchem bekanntlich ein Jeder, sei er Russe, sei er Fremder, seinen Hut abzuziehen hat. Die Schwelle der „Hohen Pforte" — *A'âli-qâpy* — des isfahaner Kreml hatte, ich weifs nicht aus welchem Grunde, eine ähnliche Bedeutung, die sich im Volksglauben bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Selbst die persischen Könige stiegen vom Pferde ab, um über die Schwelle in das grofse Portal zu gelangen, und wer noch gegenwärtig die Schwelle glücklich erreicht, ist vor aller Verfolgung geschützt.

Vor dem ebenbeschriebenen Thore öffnet sich mit einem Male der mächtige Platz, länger als breit, welcher unter dem Namen des königlichen bekannt ist, eine Benennung, die er mit vollem Fug und Recht verdient. Er ist etwa tausend Fufs lang, etwas über dreihundert breit und von einer Mauer eingefafst, hinter welcher sich die wundervollsten Moscheen und Palläste mit ihren buntglasirten Kuppeln und Thürmen, mit ihren luftigen Gallerien und chinesischen Dächern in stolzer Pracht erheben, mit Portal-Ausgängen nach dem Platze zu. Diese Welt von Gebäuden zu beschreiben ist ein Ding der Unmöglichkeit, da wir der Vergleichung halber diesen Werken nichts Aehnliches an die Seite zu setzen haben. Es sind königliche Bauten im wahrsten Sinne des Wortes; feenhafte Lustschlösser, die aus der phantastischsten Einbildung in die pure Wirklichkeit hineinversetzt worden sind. Der grofse *Meidân*, ehemals ein viel besuchter und viel gefeierter Hippodrom und ein stark belebter Markt, dessen Bazare und Werkstätten die ganze Mauerlänge entlang liefen, ist heut zu Tage öde und todt, zerfallen und wankend. Ein Plundermarkt liegt jetzt auf dem offenen sandigen Platze vor dem Eingange zu den Bazargewölben der Stadt; in der Mitte erhebt sich der traurige *Takht* oder Galgenstein mit seinem düsteren Mastbaume, an dessen Fufse die Verbrecher hingerichtet zu werden pflegen. In früheren Zeiten diente die Stange, auf deren Spitze werthvolle Gegenstände befestigt waren, zugleich als Scheibe beim isfahaner Schützenfest. Vor Alters nämlich und noch heute giebt man viel darauf, ein guter Schütze zu sein. Geübten Jägern ist es ein Leichtes, ein in die Luft geworfenes Ei oder eine Kupfermünze (*pul-e-siah*) in ihrem Fluge zu treffen, und die solche Geschicklichkeit besitzen, gehören keineswеges zu den Ausnahmefällen.

Die Bazare der Stadt, welche man kaum in vier Stunden zu durch-

gehen vermag, fangen beim Meidan an und ziehen sich in Schlangenlinien durch den bedeutendsten Theil Isfahans hin. Sie sind breit, sehr solide gebaut und mit schönen, hier und da bemalten Gewölben bedeckt. An vielen Stellen öffnet sich seitwärts ein breites Thor, das den Einblick in die Höfe gut gebauter und wohl angelegter Karawanseraien der Alt- und Neuzeit gestattet. Unter den ausgestellten Waaren, die in einer sehr gefälligen und für das Auge angenehmen Weise aufgestellt waren, fand sich wenig vor, was wir nicht bereits in Teheran oder anderwärts in Persien gesehen oder kennen gelernt hätten. Eine gewisse Berühmtheit hat Isfahan immer noch in künstlerischer Beziehung, da hier der Hauptsammelplatz der persischen Malerwelt ist, die sich mit Anfertigung grofser und kleiner Bilder auf allen möglichen Stoffen bis zu den pappenen Schreibgefäfsen hin beschäftigt, ihre Kunst indefs ziemlich schablonenartig und handwerksmäfsig betreibt. Als Freunde der Kunst versäumten wir nicht, dieser Künstlersippschaft unsere Aufwartung zu machen. Die Leutchen safsen in ihren engen Ateliers, die sich meist auf dem Dache eines Hauses im Hofe einer Karawanserai befanden, und pinselten fleifsig darauf los. Sie hatten manche hübsche Arbeit vollendet; eine erste Unterhandlung mit ihnen zur Erwerbung einiger Proben ihrer Leistungen führte aber zu keinem Ziele, da sie als gute Isfahaner die übertriebensten Preise forderten. Für das, was wir später mit einem Ducaten bezahlten, gaben sie als ersten Preis zehn und mehr Goldstücke an.

Die Isfahaner zeichnen sich durch keinen besonders schönen Typus aus; täuschen wir uns nicht, so liegt in der Gesichtsbildung des grofs und breit gebauten Isfahaners eine ostasiatische Beimischung, die dem specifisch-persischen Element eine gewisse Häfslichkeit verleiht. Ein langes Gesicht, eine lange, nach unten allzu breite Nase, etwas aufgeworfene Lippen scheinen mir zu den Hauptmerkmalen isfahanischen Typus zu gehören. Auch in ihrem Charakter haben sie wenige Eigenschaften guter Natur, welche ihre sonstigen Mängel zu verdecken im Stande wären. Der Isfahaner ist als eingebildeter Grofsstädter hochmüthig und aufgeblasen, unduldsam, mit einem Worte unleidlich, nebenbei Schwätzer und — wie alle Perser eigentlich — aufschneiderisch und lügenhaft. Eine seltsame Feindschaft besteht zwischen den Bewohnern von Isfahan und denen von Schiraz. Der gegenseitige Hafs ist so grofs, dafs beim Begegnen die gröbsten Schmähungen aufeinander losgeschleudert werden, so dafs es nicht selten zu argen

Prügeleien kommt. Ein lustiger Derwisch, den ich eines schönen Morgens im isfahaner Paradiesgarten antraf, — er hatte sich unter dem schattigen Riesenlaubdach benachbarter Platanen in einem der trockenen Bassins sein philosophisches Ruheplätzchen auserlesen, — gab mir als vielgereister Weltmann äufserst interessante Aufschlüsse über den Charakter und die Sitten der Völker, mit denen er vom heifsen Indien an bis zum blauen Nil hin in Berührung gekommen war. Seine Rede, die sich mit zunehmender Lebendigkeit zuletzt in den gebundenen Ausdruck hüllte, berührte auch die seltsame Antipathie der Isfahaner und Schirazer und mit klugem Gesichte, à la Mirza Schaffy, trug er mir sein Urtheil darüber in folgenden Worten etwa vor:

„Von Schiraz die und von Isfahan,
Sie streiten sich um die Wette.
Sie fangen mit Stichelreden an
Und enden mit lautem Gespötte.

So treiben sie es ohne Vernunft
Bereits seit langen Jahren; —
Liegt sich doch jede Bettelzunft
Einander in den Haaren.

„Beim Allah, Sahab, — fügte er hinzu, — es ist in der That zu wünschen, dafs Gott Isfahan nie zerstören möge, das verdient die Stadt nie!"

Und warum nicht, wenn die Bewohner bei euch so schlecht angeschrieben stehen, wie ihr sie mir so eben geschildert habt? — erwiederte ich in billiges Erstaunen versunken.

„Seht, Sahab, Allah's Weisheit ist unendlich, unerforschlich, unbegreiflich. Glaubt ihr denn, der Allbarmherzige würde durch Zerstörung der Stadt veranlassen wollen, dafs die Isfahaner wegzögen und dadurch nothwendigerweise den Schmutz ihres Geistes über die ganze übrige Welt verbreiteten? Nimmermehr!"

Ihr seid im Rechte, Derwisch! ich verstehe, was ihr sagen wollt. — Er lächelte zufrieden, reichte mir seinen dampfenden Kaliun und brummte ein schnelles „Es giebt keinen Gott aufser Gott!" vor sich hin.

Am 28. September oder dem zweiten Tage unseres Aufenthaltes in der Residenzstadt der Sefiden hatte unser Eltschi die Freude, Namens des Erzbischofes der armenischen Christen Persiens oder, wie er hier geheifsen

wird, des *Serkar-i-Khalifâ* „der Excellenz des Khalifen“ durch einen besonderen *Keschisch* (Priester), den *Nâib* (Stellvertreter, *Wekîl*) des Erzbischofes, feierlichst begrüfst zu werden. Er kam in Begleitung mehrerer Mönchspriester des armenischen Klosters in Dschulfa und drückte die Freude über die Anwesenheit eines christlichen Gesandten in Isfahan auf persisch ebenso unverholen als zartfühlend aus. Selbst die persische Umgebung mohamedanischer Religion bezeigte ihre Ehrfurcht vor dem priesterlichen Stande in der würdigsten Weise. Der Erzbischof, fügte er hinzu, würde selber kommen, den Eltschi zu begrüfsen, nur habe er aus Vorsicht abwarten wollen, bis die persischen Gröfsen der Stadt ihre Aufmerksamkeit bezeugt haben würden, um jeden Vorwurf des Vordrängens zu vermeiden. Hr. Baron v. Minutoli beeilte sich im Gegentheil zu versichern, dafs es seine ebenso freudige als heilige Pflicht sei, der verehrungswürdigen Person des Erzbischofes seinen Besuch zuerst abzustatten, und dafs er auf das Feierlichste darum bäte, ihm diese Ehre nicht verkürzen zu wollen. So wurde denn unter Kaliun und Thee das Zusammentreffen bei dem Khalifen auf den nächsten Tag verabredet, der überhaupt einer ganzen Reihe von Visiten bestimmt war.

Der Priester, mit dem ich später bei meinem längeren Aufenthalte in Isfahan, nach dem unglücklichen Ereignifs in *Khaneh-Zenjân*, in nahe und freundschaftliche Beziehung trat, hatte die Güte, mir eine Menge von Angaben über die Schicksale und die gegenwärtigen Zustände der christlichen Bevölkerung von *Dschulfa* zu gewähren.

Es seien, so berichtete er, heute zu Tage noch zwölf Kirchen in der christlichen Vorstadt Isfahans vorhanden. Die Stadt bestände aus achthundert Häusern mit einer Bevölkerung von etwas über zweitausend Seelen. Ehemals habe *Dschulfa*, nach der friedlichen Exportation unter der Regierung des grofsen Schah Abbas, in der Zeit höchster Blüthe zwölftausend Häuser und sechsunddreifsig Kirchen besessen, von denen die oben erwähnte Zahl allein übrig geblieben sei. Es bestände eine besondere Knaben- und Mädchenschule, in welcher die Kinder die armenische und persische Sprache erlernten. Auch würde alle Tage drei Stunden lang die englische Sprache von einem armenischen Priester, welcher in Calcutta medicinische Studien betrieben habe, regelmäfsig gelehrt. Seit der Erhebung *Nasreddin's* auf den Thron Persiens hätten die Christen keinerlei Verfolgungen zu bestehen und nicht mehr zu leiden gehabt, als die übrige persische Bevölke-

rung des Landes. Das geistige Leben würde vor allen durch die zahlreichen Druckwerke von Etschmiadzin aus befördert. Armenische Handschriften würden dagegen immer seltener, das Meiste in dieser Beziehung sei von den armenischen Mönchen über Tiflis nach Moskau gesendet worden. Ueberhaupt bestehe der Grundsatz, alle *antika* d. h. Alterthümer den Russen zu übermachen, unter deren besonderem Schutze das Episcopat in Dschulfa steht.

Nach solchen vorläufigen Mittheilungen hatten wir wenigstens ein einigermafsen richtiges Bild von der augenblicklichen Lage der Christenheit. Der Vorschlag des geistlichen *Nâib*, noch am Abend desselben Tages das Bad in Dschulfa zu besuchen, wurde um so dankbarer aufgenommen, als uns hierdurch die günstige Gelegenheit geboten wurde, die alte Christenkolonie Dschulfa wenigstens äufserlich kennen zu lernen.

Wir brachen gegen fünf Uhr Nachmittags auf und ritten durch die beschriebene, an unseren Nachtigall-Garten grenzende Riesenallee, welche unter dem Namen der *Tschehâr-bâgh* oder der „Viergärten" in so wohlverdienter Weise von den Reisenden aller Zeiten gerühmt wird. Wie es so schwer ist, alles Grofse und Herrliche, das unauslöschliche Eindrücke auf uns erzeugt, in Worten zu malen, so müssen wir auch hier von dem Versuche abstehen, dem Auge, dem Gedanken, der Seele des Lesers jene Wunderwelt — um mich eines Lamartine'schen Ausdrucks zu bedienen — zu übersetzen. Gröfse und Pracht in Natur und Menschenwerk vereinigen sich auch hier in harmonischer Weise und rufen Eindrücke wach, die in dem Buche der Reiseerinnerungen die kostbarsten Seiten bilden.

Die Allee, welche gegen Ende des sechszehnten Jahrhundert von Schah Abbas I. angelegt worden ist, hat nach Kämpfer eine Breite von dreiundsechzig grofsen Schritten und eine Länge von 4,310 Schritten, die zu ihr gehörige Brücke, von der wir gleich reden werden, miteinbegriffen. Springbrunnen und grofse Bassins, welche aus den solidesten Werkstücken zusammengefügt sind, dazwischen Blumenbeete und Rasenplätze, alles dies überschattet von dem Laubdache der persischen Platanen, die hier mit besonderer Regelmäfsigkeit in langen Alleen angepflanzt sind, bilden die unmittelbare Strafse, welche von den Pallästen am Königsplatze bis zu dem entgegengesetzten Ufer des *Zajende-rud* ohne Unterbrechung geleitet. Gärten mit hohen, wohlangelegten Mauern, Lusthäuser, Palläste und gelehrte Schulen mit herrlichen Portalen fassen diese Allee zu beiden Seiten ein, nur

hier und da durch Quergänge unterbrochen, welche den Blick nach neuen, unerwarteten Schönheiten im Hintergrunde ablenken. Sie zu beschreiben ist nur der poetischen Feder möglich, da hier alles erschöpft ist, was jemals die morgenländische Phantasie an feenhafter Schöne erdacht und ausgeführt hat.

Nachdem wir lange Zeit auf unseren Pferden im langsamen Schritte die *Tschehâr-bâgh* durchmessen hatten, den Blick bald nach den Gebäuden rechter Hand, bald auf die linker Hand werfend, standen wir zuletzt vor dem Eingange einer Brücke, die in ihrer Gröfse und künstlerischen Anlage einen würdigen Schlufsstein der Allee abgab, und wie alles übrige, was wir bisher in diesen Theilen Isfahans gesehen und bewundert hatten, so gar nicht nach dem heutigen Persien hinzugehören schien. Chardin, der sie bald nach ihrem Bau kennen lernte, beschreibt sie so, wie wir sie noch gegenwärtig sahen. Ich nehme ihn zum Führer meiner Schilderung, um nichts zu vergessen, was der Erwähnung werth scheint, noch um mich der Uebertreibung schuldig zu machen, wo der Mafsstab allein schon hinreicht, den besonnensten Reisenden zu bestechen.

„*Allah-Werdi-Khan*, welcher Generalissimus des grofsen Eroberers [Schah Abbas I.] war, zu gleicher Zeit sein bester Freund und Liebling, hatte sich den Bau dieser Brücke, ein vorzügliches architektonisches Werk, zur Aufgabe gestellt. Eine Chaussee von achtzig Schritten Länge, von einem Ende zum andern, mit einem kaum bemerkbaren Neigungswinkel, verbindet die schöne Brücke mit der Allee. Die erstere hat eine Länge von dreihundert und sechszig Schritten und eine Breite von dreizehn. Sie ist aus Werksteinen erbaut, mit Ausnahme der Seitenmauern, welche als Brustlehnen oder Vorsprünge dienen und aus Ziegeln aufgeführt sind. Vier runde Thürme von der Höhe der Mauern, aus Werkstücken errichtet, flankiren die Brücke. Diese Mauern haben eine Dicke von sechs Fufs, eine Höhe von vierzehn bis fünfzehn Fufs und sind der ganzen Länge nach von einem Ende bis zum anderen durchbrochen. Oben darauf befindet sich ein drei Fufs hoher durchsichtiger Mauerrand, dessen Ziegeln so aufgesetzt sind, wie etwa die Lohkuchen bei den Lohgerbern. Das Ganze sieht so aus wie Gallerien oder Plateformen, zu welchen man von den Eckthürmen aus emporsteigt. Dieselben Mauern sind ferner mit schwibbogenartigen Fensteröffnungen von der ganzen Mauerhöhe versehen, die eine Aussicht nach dem Flusse hin gestatten und wo man frische Luft schöpfen kann.

Der Zahl nach sind es auf jeder Seite vierzig, zwanzig grofse und zwanzig kleine. Grade in der Mitte der Brücke befinden sich zwei kleine Gemächer, die nach dem Wasser hinaus gebaut sind. Man steigt zu ihnen auf vier Stufen hinab und kann von da aus das Wasser, wenn es grade hoch steht, mit der Hand schöpfen. —

Meine Schilderung bisher betrifft eigentlich nur den oberen Theil der Prachtbrücke, die von vierunddreifsig [l. dreiunddreifsig] Bogen getragen wird. Die letzteren sind aus einem grauen Steine aufgeführt, der härter als Marmor ist, nur nicht so glatt geschliffen, und ruhen auf einer Unterlage von derselben Steinart, die breiter als die Brücke ist und auf beiden Seiten um zehn Fufs drüber hinaussteht. An den Enden und in der Mitte sind Oeffnungen wie Kanäle angebracht, so dafs man bei niedrigem Wasserstande auf diesem Unterbau ganz trocken einherspazieren kann, da die ganze Wassermenge durch die vorerwähnten Oeffnungen einen Abflufs hat. Die Bögen sind in der Dicke von einem Ende bis zum andern durchbrochen, und in Abständen von zwei zu zwei Schritten liegen grofse viereckige Steine, von der Höhe einer halben Toise [36 Zoll], auf welchen man den Flufs überschreiten kann, indem man von einem zum andern springt. Ueber diesem Ganzen befindet sich schliefslich eine kleine Gallerie, die auf dem Scheitel der Bögen am Rande angelegt ist, so dafs also acht Personen zu gleicher Zeit auf verschiedenen Gängen diese Wunderbrücke zu passiren im Stande sind. Man nennt sie gewöhnlich die *Dschulfa*-Brücke, weil sie die Stadt mit der Christen-Vorstadt in Verbindung setzt, aber auch nach ihrem Erbauer die Brücke *Allah-Werdi-Khan's*. Ich vergafs anzuführen, dafs man von dem oberen Theile der Brücke unterhalb derselben bis zur Wasserhöhe auf Treppen innerhalb der Bögen niedersteigen kann."

Die Brücke hat sich wunderbar gut erhalten. Als wir sie in ihrer ganzen Länge durchritten, die durchbrochenen Fenster und Gallerien zur rechten und zur linken Hand, hatten wir den Eindruck, als befänden wir uns auf der berühmten Dirschauer Weichselbrücke, nur mit dem Unterschiede, dafs man sich das Eisenmaterial der letzteren in den solidesten Stein verwandelt denken mufs. Eine Brücke von der angegebenen Länge setzt einen breiten Strom voraus. In der That liegen die beiden Ufer des *Zenderúd* ziemlich weit auseinander, allein zur Zeit unseres Aufenthaltes in Isfahan war das Wasser desselben so klein, dafs nur ein schmaler Streifen in Schlangenwindungen durch das helle sandige Bett langsam dahinzog. Das

Wasser sah dunkel und schmutzig aus und schien am allerwenigsten, wie sein Name besagt, Lebenswasser zu sein, eine Folge der zahlreichen Blaufärber, welche an seinen Rändern mitten im Flufsbette hockten und ihre gefärbten Stoffe wuschen und klopften. Auffallend war es, dafs einzelne Färber in das Flufsbett Löcher gegraben hatten, welche sich allmählig mit Wasser füllten, so dafs sich die Arbeiter derselben wie Wasserfässer bedienen konnten. Im Frühling pflegt der Flufs anzuschwellen und sich mit einer Wassermenge zu füllen, die das jetzt so leere Becken von einem Ufer zum andern bedeckt. Vor mehreren Jahren, wie uns von den Isfahanern erzählt wurde, stiegen die Wasser so gewaltig und rauschten mit einer solchen Heftigkeit, dafs drei Bogen der gepflasterten Brücke vollständig hinweggespült wurden. Ich mufs gestehen, dafs ich mich nicht so sehr über den Flufs und seine Gewalt wunderte, als über die Thatsache, dafs die Städter die Brücke hernach wieder hergestellt hatten und es verwinden konnten, einen alten Bau zu restauriren.

Hat man die stattliche Brücke hinter sich, so verfolgt man nicht etwa die grade Allee, welche zu neuen königlichen Anlagen und Lustschlössern auf dem andern Ufer des Flusses führt, sondern biegt rechter Hand ab, um nach Dschulfa zu gelangen. Man reitet eine Zeit lang an den hohen Ufern einher, schwenkt dann linker Hand in eine düstere Gasse ein, mit halb verfallenen Erdwänden und Weingärten dahinter und verfolgt in grader Richtung, an der Seite eines wasserleeren Grabens, den ungepflasterten Weg. Wir befanden uns, nach einem halbstündigen Ritte von den acht Paradiesen aus, bereits in Dschulfa. Ein kleines Holzthor von etwa halber Strafsenbreite führt zur Rechten in die Hauptgasse, die zunächst durch die Anwesenheit hoher, solid ausgeführter Klostermauern auffällt, und zu einem Meidane oder Klosterhofe mit bazarartigen Hallen führt, der sich vor der Hauptkirche der Christenstadt befindet und gleichsam das Herz derselben bildet. Neue Gassen und Gäfschen verzweigen sich von hier aus allerwärts hin. In ihrer Mitte befindet sich ziemlich regelmäfsig angelegt ein breiter Graben mit Querrinnen; der ungepflasterte Weg ist auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, nur selten öffnet sich die niedrige Thür nach der Strafse hin, um ein halb verschleiertes, in rothgefärbte Stoffe gehülltes neugieriges Frauengesicht erkennen zu lassen. Das Kreuz, welches von der Kuppelspitze der Hauptkirche *Dschulfa's* in unsere Strafse hineinragte, erinnerte uns viel lebhafter als der Anblick der persisch gekleideten Bewohner der

Vorstadt an unsern Aufenthalt unter Christen, wenn auch mit geringen Ausnahmen unter solchen, die weniger durch die traurigen Schicksale ihrer Kirche, als durch das Leben mitten unter der mohamedanischen Bevölkerung bereits halb verkommen sind und nichts vom ächten Christenthume bewahrt haben.

Das Bad in Dschulfa, aus mehreren Zimmern bestehend, von dem lauwarmen Auskleidegemach an bis zu dem feurigheifsen Badezimmer hin, zeichnete sich durch seine ausnehmende Reinlichkeit aus. Nicht minder fiel die Kostbarkeit und Vollständigkeit des Badezeuges auf, da der Erzbischof Befehl gegeben hatte, die Teppiche, Badtücher, Oele, Rosenwasser u. s. w., deren er sich selber zu bedienen pflegte, für den preufsischen Eltschi und seine Begleiter bereit zu halten. An Wasser war eigentlich Mangel im Bade, desto weniger aber an Hitze, die sehr gut mit der in einem Backofen verglichen werden konnte. Hauptgegenstand der Behandlung im Bade war das wollüstige Reiben der Glieder, ohne Seife, mit den Händen; doch zog ich es vor, meine Haut mit dem wohlbekannten härenen Handschuh (*kîs-e-hamm'm*) wacker reiben zu lassen. Bei allen Operationen, welche von armenischen Badedienern ausgeführt wurden, mufsten wir auf einem angefeuchteten Brette lang ausgestreckt liegen. Zuletzt wurden wir abgerieben und abgetrocknet, mit Rosenwasser besprengt, es wurde Thee herumgereicht und wir kehrten neu gestärkt denselben Weg, den wir gekommen, heiter und seelensvergnügt nach Hause zurück. Der Mond stand in voller Klarheit am Himmel; er beleuchtete mit mattem Silberscheine die schmale Wasserrinne des *Zenderûd*, die lange Prachtbrücke von *Dschulfa* mit ihren tiefen Schatten in Fenster- und Bogenöffnungen, die lange Allee der „Viergärten", die sich im Hintergrunde in dunkle Nebel verlor und sah, tausendfach abgespiegelt, zuletzt noch freundlichen Blickes in die grofse vordere Arcade des persischen Nachtigallschlosses hinein, unter derem bunten Bogen der preufsische Eltschi mit seinen Begleitern an einem Feldtische ein englisches Whistspiel mit allen Chicanen durchführte.

So herrlich der späte Abend, so mild und erquicklich die frische Luft an demselben war, so sehr, fürchte ich, hat damals die nächtliche Kühle auf unsere vom Bade in Dschulfa erhitzten und nicht abgekühlten Körper schädlich eingewirkt. Wenigstens stellte sich bei den meisten Mitgliedern unserer Expedition eine solche Verschlimmerung ihrer leidenden Zustände

ein, dafs jeder für den anderen ernstlich besorgt zu werden anfing. Am traurigsten erging es dem deutschen Koche, welcher bei den entsetzlichsten Schmerzen in den gestörten Verdauungs-Organen voraussichtlich nicht länger im Stande war, die Weiterreise mitzumachen und den Hr. Baron v. M. sich entschliefsen mufste in Dschulfa zurückzulassen. Selbst unser allverehrter Chef sollte nicht verschont bleiben; die gewöhnlichen gastrischen Leiden, denen er in den letzten Jahren seines Aufenthaltes in Spanien und Portugal ziemlich regelmäfsig im Frühling und im Herbst unterworfen war, stellten sich am nächsten Tage nach dem Bade mit so grofser Heftigkeit ein, dafs wir alle in die ängstlichste Besorgnifs um seinetwillen geriethen.

IV. Kapitel.

Persische Dellâl.

Unter allen Persern, deren Bekanntschaft dem reisenden Europäer in Iran vergönnt wird, ist die Person des *Dellâl* jedenfalls die wichtigste und interessanteste, seine Freundschaft die kostbarste und theuerste. Ohne den *Dellâl* wäre Persien nur halb so merkwürdig, als es bei allen Schattenseiten in der That ist, ohne den *Dellâl* würde dem neugierigen Fremden ein gut Theil der persischen Vergangenheit beinahe ganz verschlossen bleiben. Er ist eine Sonne, die man begierig zu finden sucht, und die man gern wieder meidet, da ihre Strahlen häufiger stechen und brennen, als wohlthätig erwärmen. Mit einem Worte, diese seltsame Person ist eine beklagenswerthe Nothwendigkeit, die mit dem Schicksal eines jeden Europäers in Persien eng verwebt ist.

Das Wort *Dellâl* bezeichnet zunächst Jemanden, der in besonderem Auftrage die öffentliche Versteigerung alles beweglichen Gutes übernimmt. Nebenbei — und hierin besteht seine Hauptbeschäftigung — besucht er die Bazare der Kaufleute und die Wohnungen armer oder heruntergekommener Personen, seine Geschäftsverbindungen gehen sogar weit über Teheran hinaus, bis nach Meschhed, Täbriz, Isfahan, Schiraz hin, er vermittelt den Verkauf tausend brauchbarer und unbrauchbarer Kuriositäten im Besitze

Geldbedürftiger und versteht es, die Inhaber in gleicher Weise zu prellen als die Käufer. Jedermann weifs das, aber er ist einmal ein nothwendiges Uebel, er kennt die ganze Stadt, die Wünsche, Neigungen und Liebhabereien eines jeden Einzelnen, am allermeisten aber die Kaufsucht der gutmüthigen Europäer, die selten seinen Schlingen entgehen. Kaum hat ein Europäer den Fufs in eine der gröfseren Städte Persiens gesetzt, so erscheint ein alter, unendlich höflicher Perser, unter tausend Verbeugungen und Versicherungen höchster Verehrung für den eben angekommenen *Serkar* oder Excellenz. Sein Aussehen ist das eines wohlassortirten wandelnden Arsenals, denn Dolche, Säbel, Waffen aller Arten, werthlose und kostbare, hängen an seinem Leibe, jede Tasche, jedes Winkelchen in seiner Bekleidung birgt aufserdem einen Sack mit den wunderlichsten Dingen, sein jüngerer Begleiter ist mit einem wahren Ballast von Raritäten aller Art bepackt. Der *Dellâl* weifs kein Wort einer europäischen Sprache, aber er ist ein feiner Menschenkenner und schätzt seinen neuen europäischen Geschäftsfreund auf ein Haar richtig ab. Er kennt alle Frengi-Excellenzen, die in Persien gewesen sind, rühmt sich ihrer besonderen Huld und Freundschaft und läfst nicht undeutlich merken, dafs seine Dienste gegen dieselben nicht gering gewesen seien. Nun packt er seine Schätze aus, es entwickelt sich auf dem Teppich des Zimmers der bunteste Trödler-Bazar und der neugierige Europäer fängt an zu prüfen und zu beschauen. Es vergehen die interessantesten Stunden bei diesen Studien und es werden schliefslich einzelne Ankäufe abgeschlossen. Der *Dellâl* zeigt sich gefügig, er läfst mit sich handeln, und schwört beim Ali und allen Imams, dafs er noch nie so wohlfeil verkauft habe, und dafs er schliefslich wohl eine besondere Belohnung verdiene. Bei Minimal-Anerbietungen verneint er mit einem höflichen *kheir* „das Gute!“ oder einem *ikhtiâr darîd* „ihr habt den Willen!“, packt alles sorgfältig wieder zusammen, empfiehlt sich mit denselben Höflichkeitsformeln wie er gekommen, und verschwindet, um nach wenigen Stunden zu seiner neuen Bekanntschaft zurückzukehren. Der Europäer läfst eine so günstige Gelegenheit zu persischen Erwerbungen selten unbenutzt, er sucht aus, kauft, lernt, die Bekanntschaft wird allmählig inniger und vertraulicher, der Geschäftsverkehr reger und umfangreicher und der Beutel immer leerer. Die Concurrenz spielt dabei eine grofse Hauptrolle; der und jener Engländer wolle dies und jenes Stück durchaus besitzen, er, der *Dellâl*, gönne es aber nur seiner Excellenz dem neuen

Geschäftsfreunde, der letztere brauche ja nicht gleich zu zahlen, er habe ja Zeit, mit einem Worte, es werden alle Kunstgriffe eines routinirten Kaufmannes angewendet, um zum Kaufen zu verleiten. Wir hatten, von unserem ersten Aufenthalte in Teheran an, diese Schule vollständig durchgemacht und der Dellâl *Nasr-ullah* hatte nicht wenig dazu beigetragen, unsere Neugierde ebenso sehr zu befriedigen, als unsere Beutel zu leeren. Seine Anhänglichkeit trieb ihn sogar allwöchentlich ein Paar Mal nach den Schimraner Bergen hinaus, um sich nach unserer kostbaren Gesundheit zu erkundigen und die Bitte auszudrücken, ihn durch den Schatten unserer Freundschaft zu beglücken. Lassen wir ihm Gerechtigkeit widerfahren! Bei aller Schlauheit und Verschmitztheit war *Nasr-ullah*, der Allerwelts-Commissionär, ein zuvorkommender, freundlicher und lustiger Perser, dem wir den Besitz mancher Seltenheit verdanken. Auch in Isfahan wurde unser Pallast nie leer von persischen, armenischen und jüdischen *Dellâl's.* Der Isfahaner soll ein geborener Courtier sein und besser als alle übrige persische Landsleute es verstehen, seine Leute zu prellen. Vorsicht war also im Umgange mit unseren Bekanntschaften dieser Art vor allen Dingen nöthig, da man in jeder Weise die europäische Unkenntnifs oder Gutmüthigkeit auszubeuten verstand.

Um einen Ueberblick, wenn auch nur oberflächlichen, der Gegenstände zu geben, mit deren Auf- und Verkauf sich ein Dellâl zu beschäftigen pflegt, und die dem Fremden in Persien gewöhnlich zu Augen kommen, legen wir der Reihe nach ein Verzeichniss derselben vor, mit den nöthigen Bemerkungen zur Erklärung des betreffenden Gegenstandes.

1. Münzen und Medaillen oder, wie die Perser davon sagen, *pul-e-konèh.* Dieselben gehören meist den jüngeren persischen Dynastien an (Sassaniden, Khalifen, Ghaznaviden, Seldschucken, Atta-begs, Hulagiden). Seltener sind klassische Münzen, doch hatten wir Gelegenheit, auch Alexander-Münzen, auf Münzen aus Athen und auf altrömisches Geld zu stofsen. Fälschungen sind an der Tagesordnung, und man hat sich kaum anderswo mehr als in Iran vor den sogenannten Rarissimis zu hüten, welche ziemlich regelmäfsig ein Werk der geschickten Hände verschmitzter Juden und Armenier sind. Verrufen in dieser Beziehung sind die Städte Hamadan und Schiraz. Die Mehrzahl der gefundenen Münzen wandert durch Klein-Asien zu den Europäern, zunächst zu denen, welche am Rande des schwar-

zen Meeres ansässig sind, oder nach Teheran, wo sich die Herren Frengi selber die gröfstmöglichste Concurrenz bereiten.

2. Geschnittene Steine, Siegel und Steine ohne Inschriften. Hierin mufs das Alte wohl von dem Neuen unterschieden werden. Die älteren Steine haben in künstlerischer Beziehung wenig oder gar keinen Werth. Die Antiquitäten griechisch-römischer Herkunft sind roh geschnitten und gewöhnlich gefälscht, die persischen Steine unbeholfen ausgeführt und meistentheils Thiere (vor allen den Buckelochsen, den Löwen und eine Hirschart, auch Scorpione und Vögel) in der Umgebung der Sonne, des Mondes und eines oder mehrerer Sterne darstellend. Sie rühren mit wenigen Ausnahmen aus der Periode des Feuercultus her. Die sogenannten babylonischen Cylinder mit Keilinschriften finden sich nicht in Persien, sondern werden vereinzelt aus den Gegenden am Euphrat, meist über Baghdad, nach Persien von den Pilgern eingeführt. Die jüngeren geschnittenen Steine sind mit kufischen, arabischen und persischen Schriftzügen bedeckt, die oft mit der vollkommensten Meisterschaft behandelt sind. Der Schnitt ist gewöhnlich vertieft, bisweilen aber auch in erhabener Arbeit ausgeführt. Die Steine gehören durchweg in die Klasse der Siegelsteine oder in die der Talismane, die letzteren bekanntlich als besonders wirksame Schutzmittel gegen den Einflufs böser Geister und Kräfte angesehen. Die Steinschneider bilden bei der oben bereits angedeuteten Nothwendigkeit und Wichtigkeit der Siegel eine vielfach beschäftigte Zunft in den Bazaren der Städte. Die ausgezeichneteren lassen sich für ihre Arbeit ziemlich hohe Preise zahlen. Der beste Steinschneider nicht nur Teherans, sondern Persiens überhaupt, *Mirza Scheffi*, fordert für jeden Buchstaben, den er schneidet, einen Qrân d. h. etwa zehn Silbergroschen, so dafs mir z. B. der Schnitt einer Siegelinschrift, welche aus fünf und dreifsig Buchstaben bestand, nicht weniger als drei und einen halben Dukaten zu stehen kam. Auch Steine ohne Inschriften sind sehr gesucht, da man ihnen eine besondere Bedeutung beizulegen geneigt ist. So setzt man einen hohen Werth in den Besitz grosser und schön blauer Türkisen (*firuzèh*), die von den Persern ebenso gesucht als theuer bezahlt werden und deren berühmteste Minen sich in der Nähe von *Nischapur* in Khorasan befinden. Man schreibt ihnen besondere Eigenschaften bei und glaubt unter andern, dafs die bald hellere, bald dunklere Farbe eines geschenkten Steines die Zunahme oder Verminderung der Freundschaft des Gebers untrüglich anzeige.

Nebenbei wird mit diesen vielgesuchten Türkisen eine grofse Betrügerei getrieben. Alte, verblafste und grünlich schimmernde Steine werden nämlich von den Händlern mit einer schön blauen Farbendecke überzogen und erhalten dadurch das Ansehen werthvoller ächter Steine. Selbst Kenner werden bisweilen dadurch getäuscht und entdecken erst in der Folge, nachdem die Farbe sich altmählig entfernt hat, die begangene Täuschung. Die Türkise, welche als Ringsteine verwendet werden, sind nicht etwa flach geschliffen, — eine solche Form ist bei den Persern nicht beliebt, — sondern convex oder steigen wie ein Buckel in die Höhe. Die kleineren Steine, meist älterer Zeit angehörig und in der vorhererwähnten Weise gefärbt, werden bündelweise verkauft. Man klebt mittelst schwarzen Wachses den einzelnen Stein auf ein Rohrstäbchen fest und bindet aus dreifsig bis vierzig solcher Stäbe ein Bündel zusammen, das meist durch die Dellâle in den Handel kommt.

Eine besondere Bedeutung hatten ehemals die grofsen, meist viereckig und flach geschliffenen *Firuzeh*, welche mit vergoldeten Inschriften und Arabesken bedeckt und, wie es auch noch heutigen Tages bisweilen geschieht, als Armbänder (am Oberarm nach persischer Sitte) getragen wurden. Die älteren Steine dieser Art unterscheiden sich von den jüngeren durch die Aechtheit der Vergoldung, deren Geheimnifs gegenwärtig verloren gegangen ist. Diese Talismane, wie sie auch geheifsen werden, haben in unseren Tagen bei den Persern ihren ehemaligen Werth gradezu verloren. Die Armbändersteine ebenso wie die zu Ringen verwendeten Türkisen sind übrigens stets in Silber gefafst, einestheils nach einer religiösen Vorschrift des Islam, welcher das Tragen des kostbarsten aller Metalle verwirft, anderntheils wohl in Folge einer uralten Ansicht über die dämonische Bedeutung des Goldes.

Aufser den Türkisen werden von den Persern Diamanten (*ilmas*), Rubine (*jaqut*), Smaragde (*ezmerud*), Onyxe (*'ain-el-hurr*) besonders hoch geschätzt und sie bezahlen lächerlich theure Preise, um sich in den Besitz derartiger Kleinodien zu setzen, welche sie mit dem gemeinschaftlichen Namen *Dschewahèr* bezeichnen. Der Werth dieser und ähnlicher Edelsteine verhält sich in Europa und in Persien wie 1 zu 5 oder 6, so dafs Jemand ein sehr gutes Geschäft machen könnte, von Europa aus nach Persien schöne Edelsteine einzuführen. Beinahe dasselbe Verhältnifs der Preise findet bei den ächten Perlen (*merwarîd*) Statt, welche nach Gröfse und

Gewicht der einzelnen (*dunèh*, *danèh*) verkauft werden, und von denen ich mich kaum erinnere besonders schöne und weifse Exemplare in Persien gesehen zu haben. Um einigermafsen eine Vorstellung von den Preisen der ächten Perlen im Lande Iran zu geben, bemerke ich, dass mir von den persischen Dellâlen folgende Preisliste für gute, d. h. weifse (nicht gelblich schimmernde) und runde Perlen vorgelegt worden ist, wobei als Gewicht der Perle oder Perlen ein Miskal (à 24 *Nohud*) zu Grunde liegt.

Eine Perle	Preis	200	Toman (etwa 620 Thlr.)
5 Perlen	„	100	„
10 „	„	40	„
20 „	„	12	„
50 „	„	8	„
100 „	„	6	„
150 „	„	4	„
300 „	„	2	„
400 „	„	1½	„

Neben dem Zwecke als Schmuck zu dienen, haben manche Kleinodien, besonders ganz kleine ungeschliffene Rubine und Perlen, eine besondere Bedeutung in der persischen Pharmakologie, insofern sie nämlich als gute Heilmittel gegen einen verdorbenen oder schwachen Magen angesehen werden. Die Perser mischen die Stücke vorher mit *Mä'edschun* oder Mastix und geniefsen das eigenthümliche Medicament anscheinend ohne besondere Beschwerde. Mir ist es mehr als einmal geschehen, dafs mir persische Dellâle in Isfahan und Teheran kleine Säcke derartiger Kleopatra-Speise gegen meinen schwachen Magen mit der vielfach betheuerten Versicherung anboten, dafs durch den Genufs derselben das Leiden gänzlich beseitigt sein würde.

Die isfahaner Dellâle, besonders jüdische, erschienen mit vielen Proben geschnittener Steine und ihres Edelstein-Krames, doch fand sich nur wenig zur Auswahl Geeignetes vor. Ihre Waare erschien zum Theil in der plumpesten Weise nachgeahmt. Da die Perser die betreffenden Edelsteine nie *à jour* zu fassen pflegen, so hatte man unter buntgefärbtes Glas ein blendendes Deckblatt (*sefîd*) gesteckt und diese leicht zu erkennende Täuschung durch unmäfsig hohe Preise zu verbergen gesucht. Für einen Rubin z. B., der anfänglich fünfzig Dukaten kosten sollte, würde man sich schliefslich mit einem Qrân, d. h. also mit dem fünfhundertsten Theile dieser

Summe begnügt haben, ohne dass wir indefs Veranlassung nahmen, selbst diese immer noch zu hohe Summe für das blendende Machwerk zu zahlen.

3. Persische Waffen älterer und neuerer Zeit. Die Behandlung und Verarbeitung des Stahles zu Schutz- und Trutzwaffen hat von jeher Persien einen hohen Ruf verschafft. Angeblich sollen aus Damaskus sehr geschickte Waffenschmiede nach Iran gewandert sein und hier in der Provinz Khorasan das Geheimnifs ihrer vielgerühmten Kunst ausgeübt und allmählig weiterverbreitet haben. In der That haben die persischen Waffen den Ruhm vorzüglicher Güte und was heute zu Tage unter der Bezeichnung damascirter Waffen von dem Orient her in den Handel und nach Europa kommt ist mit sehr geringen Ausnahmen persischen Ursprunges. In den älteren Zeiten wie noch heutigen Tages wird das meiste zu den Waffen verwendete Stahl (*pulad dschewaher*) aus Indien über *Bender-Buschehr* und *Schirâz* eingeführt. Die Stücke haben die Gröfse einer guten Faust und sind bekannter unter dem englischen Namen *Wootz*. Obgleich noch heutigen Tages Säbelklingen und andere Waffen aus dem erwähnten Stahle verarbeitet werden, so erreichen sie doch nicht die Güte früherer Leistungen. Unter diesen zeichnen sich am meisten die persischen Säbelklingen aus, meist sehr gekrümmt, bisweilen auch ziemlich grade, ähnlich unseren europäischen Klingen (s. *f.* S. 82). Die Zeichnungen auf denselben sind meist sehr geschickt ausgeführt, ihr Klang vorzüglich, jedoch sind sie bei aller Elasticität ungemein spröde. Die besten Klingen kommen aus Khorasan und demnächst aus *Schirâz*. Auf manchen befinden sich nach dem Griffe hin persische Inschriften, mit Gold ausgelegt, welche den Namen des Meisters und den Ort der Herkunft und die betreffende Jahreszahl angeben. Mag die Klinge noch so ausgezeichnet sein, so ist sicher die Scheide und der Griff plump und geschmacklos. Die erstere besteht aus Holz mit einem Ueberzug von geprefstem Leder, der letztere, stets für eine kleine Hand berechnet, ist ein ungeschützter frei liegender Griff mit Seitenblättern aus Horn, Knochen oder einer andern Mases. Diese Klingen variiren im Preise von vier, fünf bis zu eben so viel hunderten von Dukaten. Die Vorzüge einer guten Klinge herauszuerkennen, hält selbst den geübtesten modernen Waffenschmieden unter den Persern schwer, so dafs der Werth aus dem Besitz einer solchen meist traditioneller Natur und imaginär ist. Zu ihrer Führung bedarf es ferner einer sehr geschickten Hand, da ein einziger falscher Hieb die Klinge in hundert Stücke zerspringen macht.

Geschmackvoller, auch was Scheide und Griff anbetrifft, sind die mehr oder minder breiten und langen Dolche (*kamâ*), welche die Perser vom vornehmsten bis zum geringsten Manne hin am Gürtel zu hängen haben. Bei den vornehmen ist Griff und Scheide mit Silber und Gold ausgelegt und mit den edelsten Steinen besetzt, bei den ärmeren wird wenigstens durch Nachahmung kostbarer Stoffe den Dolchen ein bestechendes Aussehen gegeben. Ihre Form ist ein Gegenstand besonderer Mode. Während gegenwärtig die langen, Schlachtmesser ähnlichen Klingen (s. *c* S. 82) beliebt sind, wurde früher unter der Regierung *Feth-Ali-Schah's* den krummen Klingen und Scheiden (s. *e* S. 82) der Vorzug gegeben. Die Dellâle in Teheran, Isfahan und Schiraz stellen aus ihrem Vorrath dem Kauflustigen die reichste Auswahl an Dolchen zu Gebote, wobei sie besonders Gewicht auf die Schönheit des Heftes und der Scheide legen. Prächtig sind in vieler Beziehung die in Elfenbein geschnitzten Griffe und die mit Silberarbeit beschlagenen Sammtscheiden. Sehr geschätzt waren ehemals die Jaspisgriffe, welche jedoch gegenwärtig immer seltener werden und weniger beliebt sind.

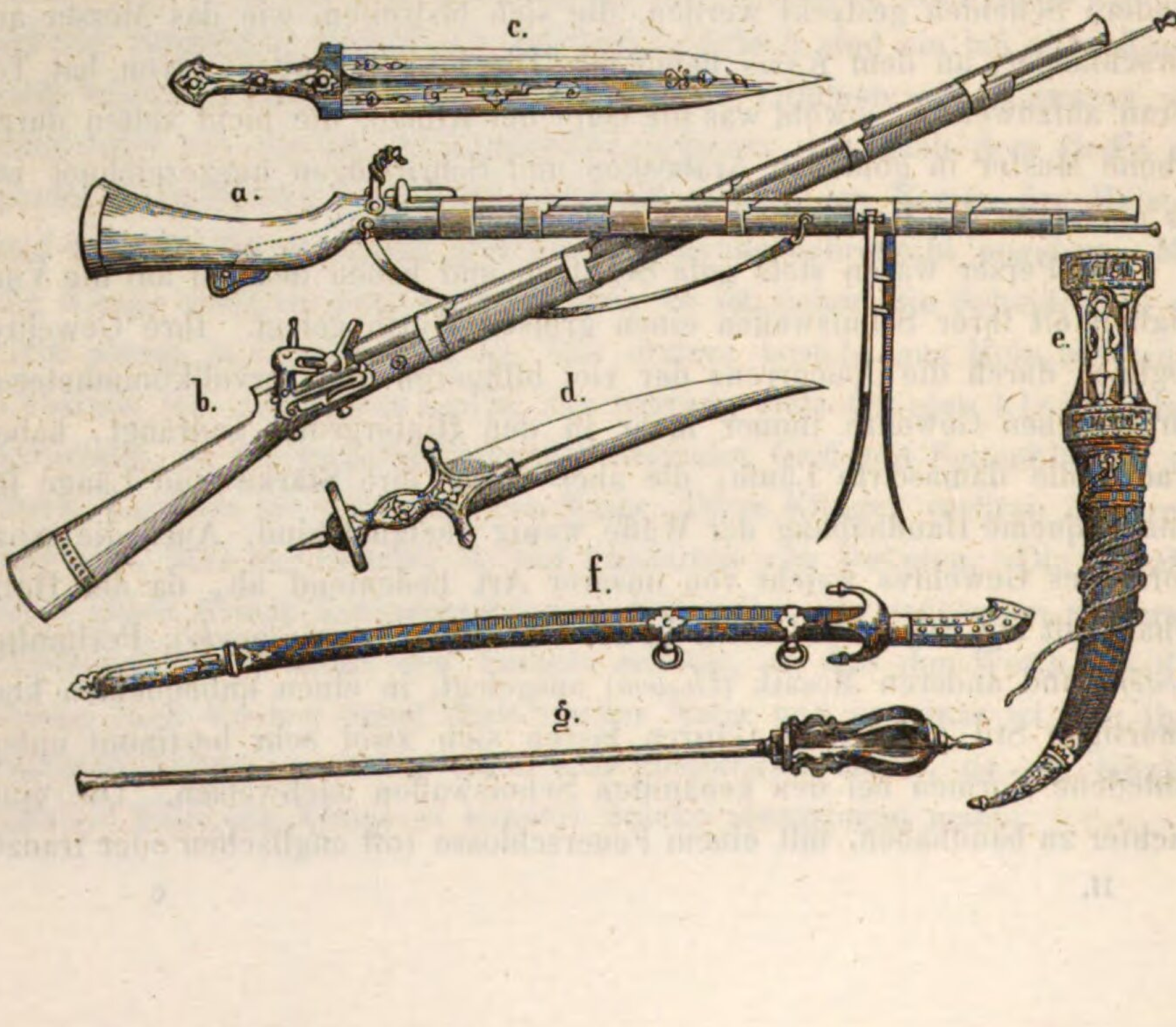
Wiewohl die Perser sich der Messer nicht in dem Sinne wie bei uns während der Mahlzeit bedienen, so haben sie dennoch eine nicht geringe Auswahl derartiger schön damascirter Schneideinstrumente, welche in besondere Scheiden gesteckt werden, die sich bisweilen, wie das Messer am Hirschfänger, an dem *Kamâ* befinden. Die besten Proben davon hat Teheran aufzuweisen, sowohl was die Güte der Klinge, die nicht selten durch schöne Muster in goldenen Arabesken und Schriftzügen ausgezeichnet ist, als auch was die Kostbarkeit des Griffes anbetrifft.

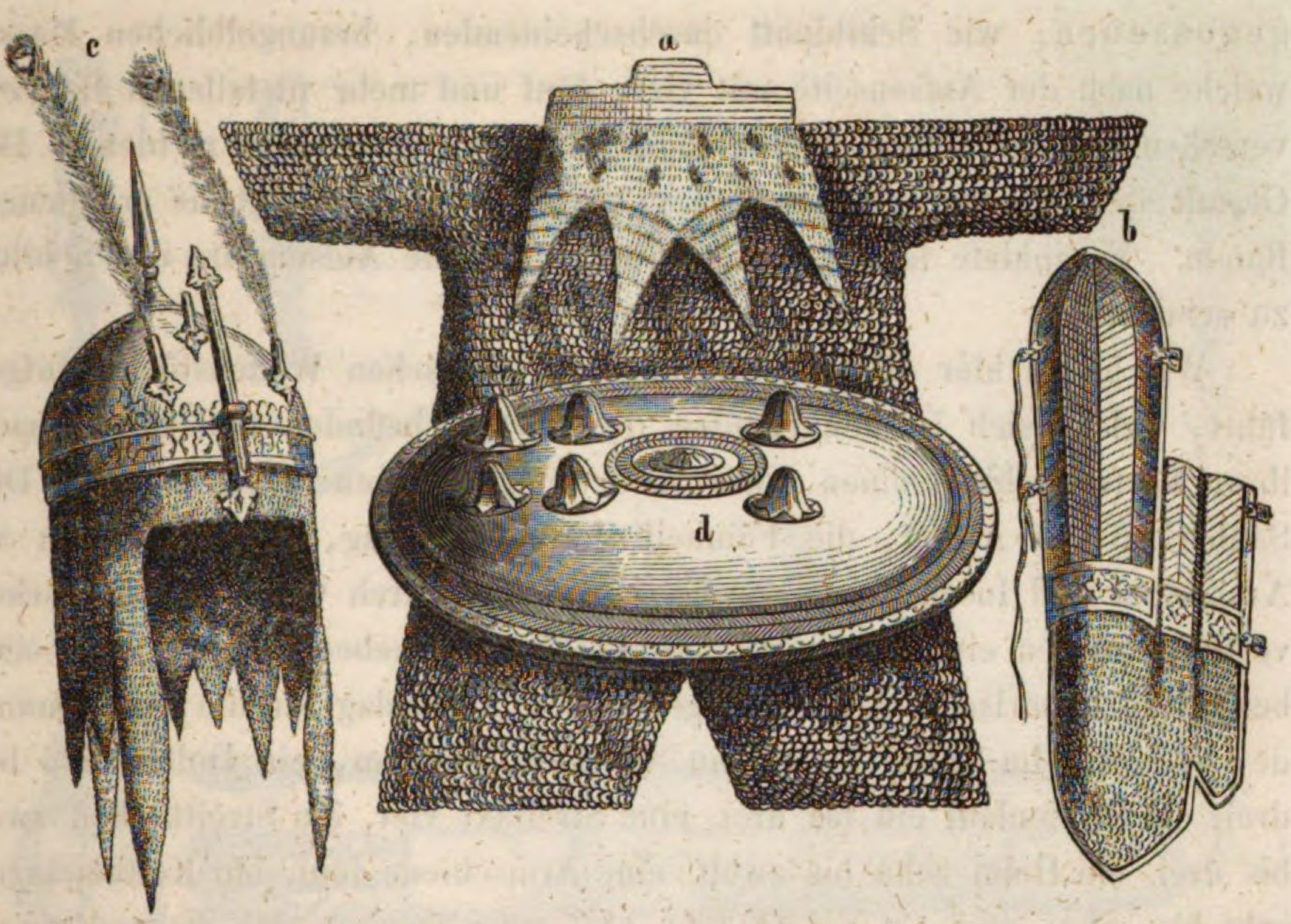
Die Perser waren stets gute Schützen und haben deshalb auf die Vorzüglichkeit ihrer Schufswaffen einen grofsen Werth gelegt. Ihre Gewehre, obgleich durch die Concurrenz der viel billigeren und vervollkommneteren europäischen Gewehre immer mehr in den Hintergrund gedrängt, haben prachtvolle damascirte Läufe, die aber durch ihre Stärke und Länge für eine bequeme Handhabung der Waffe wenig geeignet sind. Auch die ganze Form des Gewehres weicht von unserer Art bedeutend ab, da der Holzschaft, oft mit Elfenbein (*adsch*, in der Volkssprache *schirimahi*), Perlmutter (*sedèf*) und anderen Mosaik (*khatem*) ausgelegt, in einen unbequemen keulenartigen Stil endet. Im Ganzen lassen sich zwei sehr bestimmt unterschiedene Formen bei den genannten Schufswaffen nachweisen. Die eine, leichter zu handhaben, mit einem Feuerschlosse (oft englischen oder franzö-

sischen Ursprunges) versehen, führt den Namen *Tufengeh* und entspricht auch der Bedeutung nach unserem europäischen Gewehre (s. *b* unten). Die andere Form gehört einem grofsen, ungefügigen Gewehre an, welchem die Perser den Namen *Maschkhâl* (s. *a* unten) gegeben haben. Ihrer Schwere wegen müssen sie am entgegengesetzten Ende des langen Laufes gestützt werden, meistentheils mit Hülfe einer beweglichen, am Gewehr befestigten Doppel-Gabel, welche unter der Benennung *Du-schakh* „Zweihorn“ bekannt ist. Beim Zielen und Abfeuern mufs der Schütze natürlich eine knieende Stellung einnehmen. Diese Schufswaffen, welche älteren Ursprunges sind, haben noch das gegenwärtig sonst ganz veraltete Luntenschlofs.

Von sonstigen Angriffswaffen, die ehemals bei den Persern sehr beliebt waren, wie man dies vielfach auf den kriegerischen Bildern bis zu den Zeiten *Feth-Ali-Schah's* sehen kann, wären die Streitäxte (s. *a* S. 85, gewöhnlich paarweise in gleicher Form und Ausschmückung), Streitkolben (s. *g* unten) von Eisen, oft mit Silber ausgelegt, Wurfspeere und Pfeile, beide in köcherähnlichen Behältern (s. *d—e* S. 85) vor allen noch erwähnungswerth.

Die Schutzwaffen haben gleichfalls ihre ehemalige Bedeutung verloren, seitdem der europäische Militärrock in Persien eingeführt worden ist. Kaum



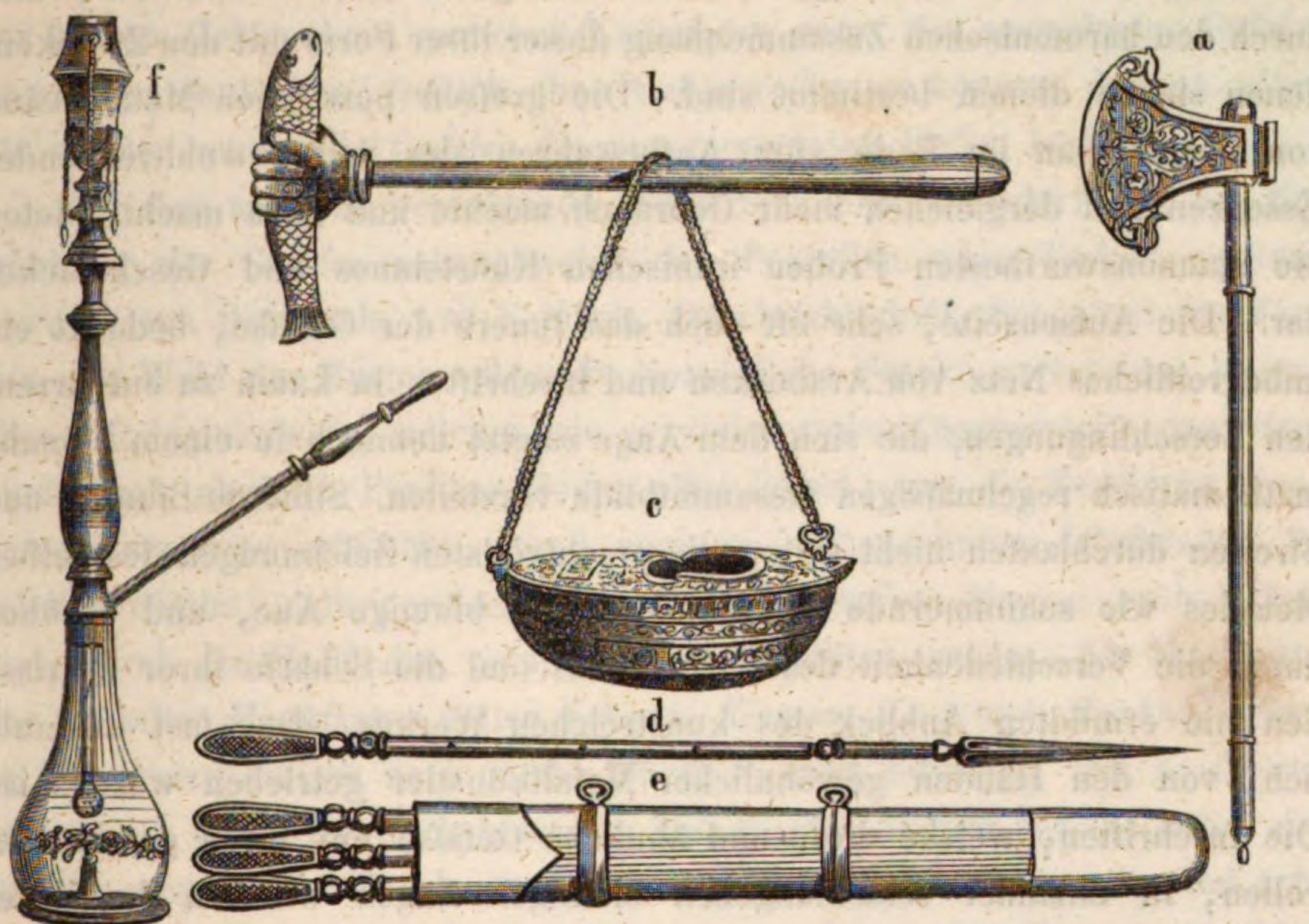


hat man Gelegenheit, einen persischen Ritter anderswo als in den oben besprochenen Schauspielen zu sehen. Die Bewaffnung jener Zeit hat etwas äufserst Malerisches nnd erinnert in vielen Beziehungen an die Tscherkessen-Tracht, nur dafs die einzelnen Waffen der Perser viel schöner und kostbarer sind. Die Helme (s. *c* oben), wie alle Arbeiten in Stahl damascirt, gehören zu dem Prächtigsten, was man in Persien zu sehen und zu erwerben Gelegenheit hat. An dem eigentlichen Helmkopfe befindet sich oben eine scharfe Spitze, vorn eine hinauf- und herab schiebbare Stahlstange, welche Stirn und Nase gegen den Hieb schützt, und als besondere Auszeichnung sind zwei oder drei Pfauenfedern in besonderen angeschmiedeten röhrenartigen Behältern angebracht. Mit dem Helm harmoniren in Arbeit und Muster die Armschienen (s. *b* oben), welche den Unterarm und die Hand decken. Die Kettenhemden (s. *a* oben), mit einem kleineren, feiner gearbeiteten Kragen, sind aus Ringen von Eisendrath zusammengesetzt. Bei den besseren ist jeder einzelne Ring an seinen beiden Enden zusammengelöthet. Einen besonderen Werth legte man auf schöne Schilde (s. *d* oben). Die Metallschilde erinnern durch den Reichthum ihrer Vorstellungen an den besungenen Schild des Herakles. Die gewöhnlicheren bestehen aus einer

gegossenen, wie Schildpatt durchscheinenden, braungelblichen Masse, welche nach der Aufsenseite mit vier, fünf und mehr metallenen Buckeln versehen ist, um Hieben und Schlägen gröfseren Widerstand zu bieten. Die Gestalt des Schildes ist die einer concaven Scheibe mit etwas erhabenem Rande. Vergoldete leichte Ornamente pflegen die Aufsenseite der Schilde zu schmücken.

Wir haben hier die hauptsächlichsten persischen Waffenstücke aufgeführt, welche sich in den Händen der Dellâle befinden und die je nach ihrer Vortrefflichkeit einen mehr oder weniger hohen Werth haben. Die Sauberkeit der Arbeit, die Feinheit der Ausführung, der Reichthum an Arabesken und Inschriften, welche gewöhnlich durch Gold, das in vorher vertiefte Stellen eingelassen ist, dargestellt sind, nebenbei noch etwa eine besondere historische Bedeutung geben den Ausschlag für die Bestimmung des Preises. Im Mittel kostet ein Säbel drei Toman, ein Dolch zwei bis drei, ein Flintenlauf ein bis drei, eine Streitaxt vier, ein Streitkolben zwei bis drei, ein Helm zehn bis zwölf, eine Armschiene fünf, ein Kettenpanzer acht bis zehn, und ein Schild fünf bis sechs Toman. Ich habe dagegen Rüstungen gesehen, aus Helm, Schiene, Kettenhemd, Schild und Streitkolben bestehend, welche nahe an hundert Toman kosteten und in der That von einer ganz vorzüglichen Schönheit waren. Aufser den persischen Waffen werden nicht selten turkomanische, indische und afghanische Armaturen zum Verkauf ausgeboten, am häufigsten indische Dolche, welche sich durch die besondere Kunstfertigkeit ihrer Griffe (*dest*) in Elfenbeinarbeit auszeichnen, afghanische Messer mit einem ungewöhnlich kleinen, bunt bemalten Heft (s. *d* S. 82) und turkomanische Köcher mit Bogen und Pfeilen.

4. Metallarbeiten in Gold, Silber, Kupfer, Messing, Stahl und Eisen. Wie bei allen industriellen Erzeugnissen Persiens der vergangenen Zeit vor der Gegenwart der Vorrang gebührt, so hat auch hierin der moderne Kunst- und Gewerbefleifs wenig Ausgezeichnetes aufzuweisen und die immer selteneren, und darum theuer bezahlten schönen Proben gehören lediglich der Vergangenheit an. Der Geschmack ist heute zu Tage gesunken, Ermuthigung von oben her nicht vorhanden und die europäische Waare durch Eleganz und Billigkeit alles Einheimische niederdrückend. Es würde zu weit führen, wollten wir in die genaueren Details dieser Arbeiten eingehen. Es mag genügen, das vorzüglichere hier anzuführen. Unter den Juwelierarbeiten, welche meistens von den in Persien ansäfsigen Juden aus-



geführt werden, sind ihrer häufigen Verwendung halber die Metallaufsätze der Wasserpfeifen (s. *f.*) in Gold, Silber und Kupfer in schwunghafterem Verkehr. Das Kunstvolle der Arbeit dabei liegt in der Emaillirung, welche bei manchen Unvollkommenheiten in Zeichnung und Ausführung immer noch mit ziemlicher Fertigkeit und Geschick gehandhabt wird. Die Arbeiten von Schiraz haben hierin einen besonderen Ruf. Der persische Damenschmuck, die besondere Eigenthümlichkeit des Zweckes der einzelnen Gegenstände abgerechnet, bietet manches selbst für Europa nachahmungswerthe Muster dar. Wir erinnern uns in der reichen Auswahl persischer Schmucksachen vor allen der äufserst geschmackvollen goldenen Ohrgehänge mit Einfassung ächter Perlen, die zu dem Besten persischer Juwelierarbeit gehören. Die persischen Ringe, fast durchweg aus Silber, wie gelegentlich bereits angeführt ist, sind einfach und ohne jeden künstlerischen Werth, ebenso wie die Agraffen am Gürtel, an den Kleidern u. s. w., bei denen mehr der Reichthum und die Kostbarkeit der Steine, als die Art und die Ausführung der Fassung in Betracht gezogen wird.

Die persischen Gefäfse in edlen und unedlen Metallen zeichnen sich

durchweg durch die Gefälligkeit und Leichtigkeit ihrer Gestalt aus, und durch den harmonischen Zusammenhang dieser ihrer Form mit den Zwecken, denen sie zu dienen bestimmt sind. Die grofsen persischen Metallvasen, von denen man im Bade zum Aufbewahren der Seife, wohlriechender Essenzen und dergleichen mehr Gebrauch machte und noch macht, bieten die staunenswerthesten Proben iranischen Kunstsinnes und Geschmackes dar. Die Aufsenseite, sehr oft auch das Innere der Gefäfse, bedeckt ein unbegreifliches Netz von Arabesken und Inschriften in kaum zu entwirrenden Verschlingungen, die sich dem Auge zuletzt dennoch in einem beinahe mathematisch regelmäfsigen Gesammtbilde vorstellen. Silberne Blumen und Streifen durchlaufen nicht selten die prachtvollsten Zeichnungen des gelben Metalles wie schimmernde Wasseradern die blumige Aue, und erhöhen durch die Verschiedenheit des Farbentones und die Schärfe ihrer Umrisse den nie ermüdten Anblick des kunstreichen Werkes, das, fast unglaublich, von den Händen gewöhnlicher Metallkünstler getrieben worden ist. Die Inschriften, welche diese und ähnliche Gefäfse mit ihren geschmackvollen, in einander verschlungenen blumigen Zügen wie ein herrlicher Gürtel umspannen, wenden sich fast immer an das fromme Gefühl und erinnern vor allen an die Namen der unvergefslichen zwölf Imame der persischen Religionsgeschichte. In den Vorstellungen auf den Vasen, und im Innern derselben, erscheint das Thierreich in seinen gefälligsten und schönsten Vertretern, von dem Löwen an bis zu dem kleinen hüpfenden Vogel hin. Die menschliche Gestalt tritt dagegen zurück. Es ist ein sehr bestimmter Unterschied der älteren und neueren Zeit, dafs da, wo menschliche Wesen in ganzer oder halber Figur erscheinen, die ältere Arbeit das Gesicht mit einem kurzen viereckigen Schleier bedeckt, während die jüngere, mit einziger Ausnahme bei den Vorstellungen der Imame, das Gesicht deutlich erkennbar auszudrücken sucht,

Die kleineren persischen Trinkschalen, die, was die neuere Zeit anbetrifft, in ganz vorzüglicher Arbeit zu *Kirmanschahân* gefertigt werden und einen bedeutenden Handelsartikel im Innern des Landes bilden, alle sonstige Arten von Gefäfsen bis zu dem üblichen Miniatur-Speibecher hin, die schön geformten Wasserflaschen und Kaliun-Untersätze (vieles davon in der früher sehr beliebten Niello-Arbeit in Silber und Blei) geben den Stoff zu förmlichen Museen und werden von den Dellâlen, natürlich zu unverschämt hohen Preisen, aus ganz Persien nach den von Europäern be-

suchten Orten zusammengetragen. Auch Isfahan lieferte seinen Beitrag und wir hatten Gelegenheit, manches Kunstwerk unter den vorgelegten Gefäfsproben zu entdecken, freilich ohne viel erwerben zu können, da man selbst für minder werthvolle Gefäfse die ungemessensten Preise forderte.

Als eine nicht zu verachtende Industrie älterer Zeit darf hier bei Erwähnung der Gefäfse anhangsweise das Porzellan oder *Tschini* genannt werden, von dem sich, was Feinheit, Durchsichtigkeit, Schönheit der Farben und Wahl der Muster anbetrifft, vorzügliche Stücke nachweisen lassen. Dieser Industriezweig, welcher wie so vieles andere gegenwärtig ganz darniederliegt, obgleich Persiens Boden alles liefert, was die Bereitung eines guten Porzellans erheischt, stand noch im siebenzehnten Jahrhundert in solcher Blüthe, dafs persisches Porzellan in grofsen Massen nach Indien und, durch die Holländer, nach Europa ausgeführt wurde. Als Hauptorte der Porzellan-Manufactur galten *Schiraz*, *Kirman*, *Jezd* und *Meschhed*. Heut zu Tage wird einiges noch in der Stadt *Kaschan* fabricirt. Die Zeichnungen stellen entweder Nachahmungen chinesischer Muster dar, — daher die Bezeichnung *bedäl-i-Tschini* für diese Porzellanwaare — oder sie sind ächt persisch, d. h. der Blumen- und Thierwelt entlehnt. Ein Hauptunterschied zwischen dem ächt chinesischen und dem persischen Porzellan soll in der blauen Farbe liegen, welche bei den persischen Gefäfsen nie die Schönheit der chinesischen erreicht hat.

5. Arbeiten aller Art in Mosaik. Wenn wir von Mosaik oder, wie die Perser die Musivkunst bezeichnen, von *Khatem* sprechen, so verstehen wir hierunter nicht die byzantinische Kunst, von der uns das Alterthum so ausgezeichnete Proben in Fufsböden u. dergl. hinterlassen hat und die in der christlichen und arabisch-mohamedanischen Welt gegen Ende des eilften Jahrhunderts zu bestehen aufhörte. Die persische Mosaikarbeit beschränkt sich lediglich, grade wie die viel feinere indische, auf eine zu vielfachen Zwecken verwendete Holzbekleidung, die in einer künstlichen Zusammenstellung sternartiger Zeichnungen und mathematischer Figuren mittelst Metall-, Perlmutter- und Holz-Stückchen besteht. So mühsam beim ersten Anblick diese Art der Arbeit erscheint, so ungeheuren Zeitaufwand sie zu erfordern scheint, so einfach ist in mancher Beziehung die Weise der Herstellung. Die Musivarbeiter vereinigen nämlich eine ziemlich starke Menge langer Holz-, Metall- und Perlmutter-Stäbchen zu sternartigen oder andern Figuren, kleben diese Stäbchen in der gewünschten

Zeichnung zusammen und sägen nun den ganzen Stock zu feinen dünnen Scheiben quer durch, von denen natürlich eine jede dieselbe Zeichnung trägt. Eine Menge solcher Scheiben verschiedener Stöcke werden nun auf den betreffenden Holzgegenstand, der mit dem Mosaikmantel zu bekleiden ist, aufgeklebt und es entsteht nun jene in Erstaunen setzende Zeichnung, deren Herstellung nach der beschriebenen Weise so unendlich einfacher Natur ist. Die besten Arbeiten werden heut zu Tage in Isfahan und Schiraz angefertigt, doch hat auch Teheran einen gewissen Ruf. Bei guten Zahlungen wird auch in der Arbeit immer noch Ausgezeichnetes geleistet. Am häufigsten finden sich Mosaikarbeiten auf den persischen Stühlen, Tischplatten, Spiegelrahmen, Lesepulten, Stöcken, Toiletten, Kästen und dergleichen mehr vor. Die Preise sind verhältnifsmäfsig sehr niedrig; so zahlten wir in Isfahan für einen Kasten von einem Fufs Länge, einem halben Fufs Höhe, einem viertel Fufs Breite sechs Qran oder nicht ganz zwei Thaler. Aecht persisch ist es, wenn der äufserst sauber bekleidete Kasten in seinem Innern die roheste und liederlichste Behandlung der Holzwände zur Schau trägt. Wir dürfen die Bemerkung nicht vergessen, dafs sämmtliche Mosaikarbeiten mit einem sehr hellen und reinen Lackfirnifs überzogen sind, der in Persien von ganz besonderer Güte ist und bei persischen Malereien und sauberen Holzarbeiten niemals fehlen wird.

6. Arbeiten in Papiermaché mit bunter Malerei bilden noch gegenwärtig einen sehr beliebten Artikel der persischen Industrie-Thätigkeit. Die Bazare der gröfseren Städte sind mit ganzen Zünften angefüllt, welche sich lediglich mit der Anfertigung und Bemalung von Kästchen, *Kalemdan's* oder portativen Schreibgefäfsen, Bücherdeckel (*dschild*) und Spiegelrahmen beschäftigen. Isfahan hat unter allen Fabrikstätten dieser Art durch die Vortrefflichkeit seiner Leistungen einen grofsen Ruf erreicht, wennschon der wirklich gute Arbeiter der geringen Preise und der grofsen Concurrenz halber selten im Stande ist, sein Handwerk zu einer wirklichen Kunst zu erheben. Die Malereien, wie vorher schon bemerkt, stets mit dem persischen Lack überzogen, haben trotz aller Mannigfaltigkeit der gewählten Vorstellungen etwas Eintöniges, an die Schablone Erinnerndes, besonders in den Blumenstücken, die nur wenig variirende Kopieen stereotyp gewordener Originale darbieten. Rose, Tulpe, Lilie erscheinen als die Hauptvertreter der bunten Blumenwelt, ein Schmetterling oder noch häufiger ein Vöglein fehlt selten im grünen Blattwerk, und wenn der Maler

ein wenig poetischen Sinn hatte, so ist das Blumenstück von einem Rande schöner Verse irgend eines bekannten persischen Dichters umgeben. Minder glücklich sind die Maler in der Behandlung historischer Stoffe oder solcher Scenen, bei denen die Anwesenheit des Menschen bedingt ist. Trotz aller Sauberkeit in der Ausführung von Details sind die Figuren steif, ohne Perspective, das Gesicht ausdruckslos. Das persische Leben, verschönt durch Wein, Weiber, Spiel und Tanz, das Mährchenreich und die Sage — vor allen erinnern wir uns der Scenen aus den rührenden Liebesromanen von *Jussuf* und *Suleikhah* und von *Leile* und *Ma'edschnun*, — die Kriege des grofsen Abbas und anderer Könige der persischen Geschichte werden vielfach von den Malern ausgebeutet und immer wieder und wieder kopirt. Zu den stereotypen Arbeiten in Papiermaché und Lackmalerei gehören auch die persischen Kartenspiele, *Asnas* genannt, aus fünf verschiedenen Bildern in viermaliger Wiederholung, also im Ganzen aus zwanzig Kartentäfelchen bestehend. Die Bilder der einzelnen Karten heifsen der Reihe nach: *As*, unserem Afs entsprechend, durch das Bild der Sonne mit dem Löwen, um den sich eine Schlange windet, dargestellt. Ferner *Schah*, bei uns der König; *Bibi* „die Dame“; das betreffende Bild stellt eine Mutter mit ihrem Kinde vor und ist den christlichen Bildern der Jungfrau mit dem Kinde, einem sehr beliebten Motive bei den Persern, entlehnt. *Serbâz* oder „der Soldat“ ist die Karte, welche unserem Buben zur Seite steht, wohingegen die als *Leqqât* d. h. die Tänzerin bezeichnete Karte ihr Gegenbild in dem *Kendschefèh* oder europäischen Kartenspiel nicht hat. Die Perser bedienen sich beim Spiel dieser Kartentäfelchen, die gewöhnlich in einem Etui aufbewahrt werden, wie unsere europäischen Spieler, und es bildet das *Asnas* neben dem Schah (*schatrendsch*) und dem Triktrakspiel (*takhtanerd-bazi kerdèn*) das beliebteste Unterhaltungsmittel in den Gesellschaften vornehmer und armer Personen.

7. Persische Seiden-, Wollen- und Baumwollen-Webereien und Stickereien gehören mit zu den beliebten Waaren, welche von den Dellâlen zum Ankauf ausgeboten werden. An der Spitze derselben stehen die berühmten persischen Shwals (*schâl*), die nur allein von den Kaschmir-Shwals (*schâl-e-termèh* oder *Keschmiri*) übertroffen werden. Die vorzüglichsten werden innerhalb Persiens in der Stadt *Kermân* angefertigt. Die Zubereitung und Färbung der Wolle soll jahrelange Zeit erfordern. Obgleich sowohl die Gröfse als die Muster und Farbe der orientalischen Shwals in

Europa nicht mehr beliebt ist, so ist dennoch ihr Werth in Persien so unverändert geblieben, dafs selbst die Fetzen ächter Shwals mit Gold aufgewogen werden und gradezu als kleine Münze gelten. Das Miskal davon wird mit zehn Schahi (etwa zwei Silbergroschen) bis zu zwei und einem halben Qran bezahlt. Juden betreiben vor allen das Geschäft des Verkaufs, das ziemlich erspriefslich ist, da die Perser die Kanten ihrer Röcke mit jenen kleinen Stücken zu besetzen pflegen. Ganze Shwals variiren je nach der Güte im Preise von zwanzig bis drei- und vierhundert Ducaten. Ein besonderes Kennzeichen der ächten von den unächten besteht darin, dafs die ersteren nicht etwa aus einem Stücke bestehen, sondern aus mehreren zusammengestickt sind, doch so, dafs der Zusammenhang der Muster und Zeichnung nicht unterbrochen ist. Die meisten Shwals, welche zum Verkauf angeboten werden, sind alt, daher oft fadenscheinig und mit kleinen Löchern versehen, so dafs man beim Kauf sehr vorsichtig zu Werke gehen mufs. An Seide (*äbrischum*) hat bekanntlich Persien einen grofsen Ueberflufs, da die am Kaspi-Meere gelegenen Provinzen *Gilân* und *Mazenderân* so viel erzeugen, dafs ganz bedeutende Quantitäten nach dem Auslande exportirt werden. Die persische Seidenweberei hat heut zu Tage nur als originelle Handarbeit einen besonderen Werth für Europäer. Am berühmtesten sind die starken Seidenwaaren, vor allen die *Tschadir's* oder Frauenschärpen von *Jezd*. Nächst dieser Stadt wird in *Kaschan*, *Kirmân* und weniges auch in Isfahan und Schiraz (wo man in der letzten Zeit die Cultur der Seidenraupe begonnen hat) an Seidenweberei geleistet. *Perdèh* oder seidene Thürvorhänge mit dem stets wiederkehrenden Cypressenbaum als Hauptmuster, *Termeh-numâ* oder die wenig haltbaren façonnirten Seidenstoffe mit shwalartigen Zeichnungen und einzelne Brocate sind die beliebtesten Waaren. In Seiden- und Tuchstickerei wird noch heute zu Tage ganz Aufserordentliches geleistet; vor allen erfreuen sich die Tuchstickereien von *Rescht* durch ihre Schönheit und Gröfse eines wohlverdienten Rufes. Die Stickereien für Pferdedecken, Tisch- und Stuhldecken, Kissenbezüge, Mützen, Schuhblätter und anderes mehr auf Wollenstoffen sind so kunstreich, dafs nichts ähnliches den Leistungen dieser Art an die Seite gestellt werden kann. — Von den Teppichen haben wir bereits früher, was nothwendig schien, ausführlich bemerkt.

Wir beschliefsen die Aufzählung aller Herrlichkeiten, welche sich in den Händen des *Dellâl* befinden, mit

8. den Manuscripten und Zeichnungen, in welchen die ältere und die moderne Wissenschaft und Kunst ihre besondere Vertretung in Iran findet. Die Perser waren von jeher Liebhaber einer schönen Handschrift gewesen und bezahlen noch gegenwärtig alte und neue Schönschriften bekannter Meister mit ungemein hohen Preisen. Oft werden ganz kleine Stücke Papier, welche mit den Schriftzügen von der Hand eines nicht mehr lebenden Kalligraphen bedeckt sind, mit blankem Golde erworben. Die Handschriften werden deshalb neben dem geistigen Werthe nach ihrem *Khät* d. h. nach ihrer Schrift abgeschätzt, und zwar dann um so höher, je reicher sie von Miniaturen und Ornamenten eingefafst sind. Für eine schöne Handschrift ward auch gewöhnlich und wird noch bunt gefärbtes Papier gewählt, ja es ist eine gar nicht seltene Erscheinung, dafs das zu beschreibende Papier ganz mit Goldflecken übersäet ist. Persien darf in der That als das Land der schönsten Schrift und der geschicktesten Kalligraphen gelten und eine Prüfung der von den Dellâlen vorgelegten Manuscripte gewährt dem Kenner und Nichtkenner orientalischer Handschriften einen hohen Genufs, sei es in Bezug auf die Vollkommenheit und Anmuth der Schrift, sei es mit Rücksicht auf die malerische Ausstattung. Wenngleich die Handschriften im Verhältnifs zu der mühevollen Herstellung sehr wohlfeil sind, so erscheint dennoch der Preis einzelner, europäischen Begriffen nach, sehr bedeutend. Für eine gute, mit Malereien ganz und gar bedeckte Handschrift der *Schah-namèh* des unsterblichen *Firdozi* forderte man z. B. eine Summe von nicht weniger als ein hundert fünf und achtzig Thalern. Die Manuscripte, welche uns von den persischen, armenischen und jüdischen *Dellâlen* in Teheran, Isfahan und Schiraz vorgelegt wurden, waren aufser in persischer Sprache auch in arabischer, armenischer, türkischer (sehr selten ost-türkischer) abgefafst und mit äufserst geringen Ausnahmen auf (pers.) Papier niedergeschrieben. Von den mehr als dreitausend Manuscripten, welche uns während der Zeit der persischen Reise vor Augen kamen, waren nur drei, nämlich Koranblätter mit kufischen Schriftzügen und zwei armenische Bücher auf Pergament (*puscht-e-ahu*, wörtlich: Gazellen-Haut) niedergeschrieben.

Die Perser, wie bereits an verschiedenen Stellen dieses Werkes bemerkt worden ist, haben einen entschiedenen Hang zur Malerei und leisten in dieser Kunst bei allen Mängeln richtiger perspectivischer Auffassung ganz Aufserordentliches. Auffallend ist dabei der grofse Unterschied zwi-

schen den Persern und den übrigen mohamedanischen Völkern, bei welchen einem besonderen Ausspruche des Propheten zufolge jede Abbildung von irgend etwas Lebendem durchaus verboten ist. Die Perser haben sich nie daran gekehrt und sind im Gegentheil so erpichte Liebhaber der Nachbildung des Lebenden, dafs selbst die Kunst des Photographirens (*äks endakhtèn*) bei ihnen den leichtesten Eingang gefunden hat. Sogar von Seiten des Schah und mancher vornehmen Kunstliebhaber wird die Malerei besonders beschützt und einzelne ausgezeichnete Künstler werden durch reiche Mittel unterstützt. Der Schah, welcher selbst gern Skizzen entwirft, sandte vor mehreren Jahren den gegenwärtigen Hofmaler oder *Neqqaschbaschi* Namens *Mirza-Abu-l-hessan-Khan-Kaschi* nach Italien, lediglich um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Es ist dies derselbe, welcher bereits seit langer Zeit an dem Prachtwerke der persischen Uebersetzung von Tausend und eine Nacht für die *Mader-e-Schah* oder Mutter des Schah arbeitet, dessen Schönheit von allen Europäern, die es gesehen, in gleicher Weise gelobt und gerühmt wird. So glücklich die persischen Maler in der Nachahmung des Gesehenen sind, bis auf das Porträt (*schäbi*) von Personen hin, so sehr fehlt ihren Leistungen der eigentliche Begriff der Kunst. Sie verstehen es nicht, mit Hülfe der perspectivischen Auffassung und durch den passenden Wechsel von Licht und Schatten in dem Beschauer die Täuschung des Körperlichen hervorzurufen, sondern nur, wenn auch mit nicht zu verkennender Meisterschaft, die Lineamente auf die Fläche zu ziehen. Nach kindlicher Vorstellungsweise heben sie durch gröfsere Gestalt bedeutendere Persönlichkeiten in Personengruppen hervor und fördern so Bilder zu Tage, die lebhaft an die assyrischen und ägyptischen Wandvorstellungen ältester Zeit erinnern. Die eigentliche Blüthezeit der Malerei bei den Persern ist längst vorüber, da die heutigen Leistungen von den Zeichnungen und Gemälden der Meister aus dem funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert weit übertroffen werden. Die Epoche der Regierung Schah Abbas bildet auch hier wieder den Höhepunkt der Kunst. Die Werke dieser Zeit sind von einer aufserordentlichen Schönheit und haben für Europa auch insofern ein besonderes Interesse, als der Einflufs europäischer Kunst, vermittelt durch Kaufleute, Priester und reisende Künstler, durch zahlreiche, zum Theil meisterhafte Kopieen italienischer, französischer, holländischer und deutscher Bilder unverkennbar ausgedrückt ist. Wir haben Kopieen *en miniature* bekannter Werke Raphael's und Albrecht Dürer's aus Persien

mit nach der Heimath gebracht, welche zu dem Schönsten gehören, was je der Pinsel des persischen Malers zu leisten im Stande war. In Isfahan sowohl als in Teheran und Schiraz leben eine Menge von Malern, welche ihre Werke, mehr oder weniger gut und sauber ausgeführt, dem kauflustigen Publicum anbieten und welche gewöhnlich in Gestalt mit Hülfe von Wasserfarben bemalter weifser Blätter in den Bazaren neben europäischen Lithographieen und Buntdrucken ausgehängt sind. Sie leiden ohne Ausnahme an den vorher berührten Mängeln und haben kaum Anspruch auf künstlerischen Werth. Gröfsere Bilder werden mit Oelfarben auf Leinwand ausgeführt, zum Theil noch roher und ungeschickter, als die Vorstellungen auf Papier. Liebesscenen, schöne Mädchen, eitle Stutzer, Costümbilder pflegen den Hauptvorwurf zu bilden. Von der Landschafts (*durnemâ*) - Malerei hat sich der persische Künstler stets fern gehalten; darin verunglücken alle seine Versuche.

Unsere Ausbeute in Isfahan war in Handschriften und Bildwerken ziemlich ansehnlich, für beide wurden jedoch unverhältnifsmäfsig hohe Preise gefordert. Die Schrift der Bücher war nicht so schön, wie die in den Teheraner Manuscripten. Die Vorwürfe der Bilder belustigten zum Theil ungemein, da wir z. B. das Glück hatten, das getreue Konterfei Alexanders des Grofsen, Aristoteles, Platon's und anderer Philosophen und Gelehrten des Alterthumes kennen zu lernen, unter der himmelhohen Betheuerung, dafs die Porträts der genannten Weisen den Vorzug gröfster Treue besäfsen.

Die Dellâle belagerten uns vom frühen Morgen bis zum späten Abend, kramten ihre Säcke durch, breiteten deren Inhalt auf den grofsen Steinplatten des Paradies-Schlosses aus und fingen nun jene umständlichen Unterhandlungen an, welche den Europäer allgemach in stille Verzweiflung zu setzen pflegen. Die Perser im Gegentheil haben sich gewöhnt, eine unendliche Genugthuung in derartigem Schacher zu finden, und je verwickelter die Art des Geschäftes ist, um so höher steigt das Vergnügen. Alles was im Hause an Dienern weilt, bis zur Soldatenwache hin, betheiligt sich an den Verhandlungen, da ein jeder von dem *Dellâl* seine bestimmten Procente erwartet. Der sitzende Wachposten an der Thür, der lauernde *Ferrasch* in dem Vorraume, der wachsame *Pischkhedmet*, alle nehmen ihr Interesse wahr und wehe dem *Dellâl*, welcher es wagen würde, durch andere Protection in das Heiligthum des Herrn einzudringen; eine

Tracht Prügel wäre das mindeste Uebel, was seiner Person geschehen könnte. Der Commissionär läfst indefs mit sich reden, er ist vernünftig, kartet alles vorher mit den Dienern und Soldaten ab, und wird von diesen als ein wahres Muster von Redlichkeit und Biederkeit in die geehrte Gegenwart des Herrn gebracht, der als Europäer kaum ahnt, wie weit verzweigt die Beziehungen des Kaufmanns zu den Dienern seines Hauses sind. Ohne *Mudakhìl* geht es aber einmal nicht ab, und froh darf er sein, wenn er nur 25 bis 30 % über den wahren Werth des gekauften Gegenstandes gezahlt hat. Wir schweigen am liebsten davon, wie es uns erging. Eindringlicher als irgendwo anders ward uns die Wahrheit der goldenen Lebensregel zu Gemüthe geführt, dafs gute Erfahrung theuer bezahlt zu werden pflegt.

V. Kapitel.

Weitere Umschau in Isfahan.

Bei längerem Aufenthalte in persischen Städten ist die Sitte zum Ausdruck der Höflichkeit erhoben, dafs empfohlene Reisende den Spitzen der Verwaltungs- und geistlichen Behörden ihren Besuch abstatten müssen. Solcher Gewohnheit mufste vor allen Rechnung in Isfahan getragen werden, wo ein Onkel S. M. des Schah als Gouverneur und ein *Imâm Dschum'a* und ein *Mudschtehid* als geistliche Oberhäupter residiren. Man sendete nach Landessitte eine Stunde vorher Boten nach den Wohnungen der zu Besuchenden, liefs anfragen, wann der Empfang genehm sei, setzte sich nach eingegangener Rückantwort hoch zu Rofs und ritt nun, von Soldaten und Dienern umgeben, in langsamem Schritte zu den Würdigsten der Würdigen.

Der *Hâkim* von Isfahan, der kaiserliche Onkel *Hanler-Mirza*, wohnte ganz in unserer Nähe. Inmitten eines schönen Gartens stand sein Haus, das *Imaret-e-sedr*, ein altes Erbstück der Sefiden-Dynastie, aber renovirt und wohnbar gemacht. In Begleitung des Wezirs erreichten wir den Garten und sahen bereits von weitem den Schahzadeh, welcher in der Nähe

des offenen Fensters auf einem europäischen Stuhle von Eisen seinen Platz eingenommen hatte. Nach gegenseitiger Begrüfsung betraten wir das Gemach und sahen hier neben dem prinzlichen Gouverneur auf den Teppichen eine ungewöhnliche Fülle von Büchern, Acten und Briefen liegen. Die Gelehrsamkeit und das Geschäftsleben schienen in gleich starker Weise vertreten zu sein. Neben Kaliun, Thee, Kaffee und Zuckerwerk gab es eine kurze Unterhaltung, die alle mögliche Verhältnisse Europas und Persiens berührte, ohne indefs tieferen Anschauungen und Betrachtungen Raum zu gewähren. *Hanler Mirza* ist ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, seine Züge sind mehr freundlich als geistvoll, sein Auge hat etwas Gläsernes, seinen Mund umspielt das Lächeln angeborner Gutmüthigkeit. Will man die Hofetiquette von Isfahan genauer kennen lernen, so wollen wir die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs S. H. weder bei unserem Eintritt noch bei unserem Abschied von ihrem eisernen Stuhle aufstanden. So lange indefs der Besuch währte, waren für sämmtliche Mitglieder der preufsischen Mission Stühle in Bereitschaft gestellt worden.

Vom Schahzadeh aus wendeten wir uns der eigentlichen Stadt Isfahan zu, befanden uns bald in den bekannten Darmverschlingungen orientalischer Gassen und Gäfschen, und standen endlich vor dem Thore eines bescheiden aussehenden Hauses, in welchem der *Imâm Dschum'a* von Isfahan, *Mir-Sejid-Muhammed*, sein Menzil aufgeschlagen hatte. Wir durften erwarten, in dem Hause eines der höchsten mohamedanischen Religionslehrer Isfahans Zeuge jener Einfachheit und Schmucklosigkeit zu sein, welche einem Hohenpriester Gottes so wohl ansteht und mit unseren Begriffen über die Würde eines Geistlichen unzertrennlich verbunden ist. Doch kaum hatten wir den Fufs in das Innere des kaum im Bau vollendeten Hauses gesetzt, als uns ein Luxus und eine Prachtverschwendung in den Räumen des Empfangszimmers entgegenstrahlte, die an das Boudoir eines vollständigen Elegants erinnern liefsen. Man stelle sich einen mäfsig grofsen, im Viereck angelegten Saal vor, der sein Licht durch jenes bunte Treibhaus-Fenster erhält, das wir bereits öfter beschrieben haben. Durch Säulen und Estraden sind in diesem Saale vier Umgänge oder Seitenhallen gebildet, mit Nischen und Thüren zu unsichtbaren Nebengemächern. In der Mitte des Saales sprudelt das Wasser einer Fontäne und erfüllt die Luft mit Kühlung und Frische. Soweit wäre alles recht gut: bescheiden, einfach, angemessen. Nun kommt aber die Hauptsache nach: die Säulen,

die Estraden, die Fontäne, zum Theil auch die Bekleidung der Wände bestehen aus polirtem, schön gezeichneten grüngelblichen Täbrizer Marmor, die Wände sind mit Spiegelfacetten und Spiegeln bedeckt, die wie der Marmor von Goldrändern eingefafst, mit Blumenstücken bemalt und mit ausgeschnittenen europäischen bunten Bildern beklebt sind. Die sonstigen Theile des Saales strotzen von dem Reichthum goldener Inschriften und buntfarbiger Arabesken in Stuck und Malerei, das Ganze ist, um es kurz zu sagen, ein glänzendes Schmuckkästchen, in dem Geschmack ächt morgenländischer Phantasie angelegt, in das eine reizende Odaliske, aber nicht die Figur eines würdigen *Imâm Dschum'a* hineingehört. Am Eingang des Saales stand eine ganze Schaar armer Frauen und Bettler aufmarschirt, die mit bittender Miene die mageren Hände nach einem Almosen ausstreckten. *Mir-Sejid-Muhammed* safs in einen einfachen Rock gekleidet, wie ihn die mohamedanischen Geistlichen zu tragen pflegen, in dem hintersten Säulengange, und zeigte sich auch im Gespräche als ein munterer, vielbewanderter Weltmann, der zu reden verstand und ein sehr richtiges Urtheil entwickelte.

Wir verliefsen befriedigt sein Haus, um auch dem Haupte der christlichen Religion in Persien, dem vielgefeierten Erzbischof Tateos unsere Huldigung darzubringen. Der Ritt nach *Dschulfa* über die lange Bogenbrücke des *Zenderûd* dauerte geraume Zeit und endigte vor dem Eingange zur Hauptkirche in der christlichen Vorstadt, wo der Gesandte von mehreren schwarz gekleideten armenischen Geistlichen empfangen wurde. Die Kirche selber macht einen vortrefflichen Eindruck. Sie ist in Gestalt eines Kreuzes angelegt, mit einer mächtigen Kuppel, auf deren Spitze das vergoldete christliche Kreuz schon aus weiter Ferne sichtbar ist. Das Innere der Kuppel ist mit einer Fülle reizender Blumen und Arabesken in saubersten Malerei, meist auf goldenem Grunde bedeckt, ebenso die Wände, an welchen in dicht gedrängter Reihe neben und über einander ältere Oelbilder, Kopieen guter Originale, aufgehängt sind, deren Gegenstände der heiligen Geschichte und der Legende entlehnt sind. Der untere Theil der Wände ist mit schönen Fayence-Ziegeln mit eingebrannten bunten Blumen auf weifsem Grunde bekleidet. Der persische Einflufs auf die christliche Kunst ist allenthalben sichtbar und erinnert lebhaft an die bereits früher beschriebene Kirche von Etschmiadzin in der Nähe von Eriwan. Durch einen Seitengang, in welchem sich die Gräber der früheren Erzbischöfe von

Dschulfa befinden, gelangten wir über einen Hof mit einem freistehenden Glockenthurm zu der Wohnung des Erzbischofes, die im ersten Stocke des klösterlichen Wohnhauses gelegen war. Alles war hier sauber, aber unendlich einfach, einladend, das kleine Gemach des Erzbischofes in der bescheidensten Weise europäisch meublirt und decorirt.

Ich beklage, dafs meine schwache Feder nicht im Stande sein wird, die würdevolle Gestalt Sr. Eminenz und die herzgewinnende Art und Weise seines Benehmens mit aller Treue zu schildern. Er ist ein Kirchenfürst im vollsten Sinne des Wortes, eine apostolische Figur aus den vergangenen Zeiten des Christenthums, ein Vater seiner Kinder in der ganzen Bedeutung des Ausdrucks. Mit welcher Wärme empfing er uns, wie freundlich geleitete er uns an der Hand zu den bereit stehenden Sitzen, wie strahlte sein mildes, durch den langen weifsen Bart und das silberglänzende Haupthaar doppelt ehrwürdige Antlitz vor inniger Freude, nach drei Jahren langen Wartens einmal wieder Europäer bei sich zu sehen! Die ceremoniellen Formen gesandtschaftlichen Besuches verschwanden vor dem einnehmenden Wesen des lieben guten Khalifen vollständig und bald befanden wir uns so heimisch, als hätten wir das Glück seiner Nähe bereits seit langer Zeit gekostet. Die Unterhaltung wurde in vier Sprachen von den anwesenden Personen geführt, die, aufser uns, aus einem russischen Maler, der im Auftrage des Schah Oelbilder anfertigt, aus zwei Priestern, von denen der eine als Dolmetscher, der andere als Secretair des Erzbischofes fungirt, so wie aus einem sehr melancholisch aussehenden dienenden Bruder Mönch bestand. Bald hörte man russisch, auch der Erzbischof spricht diese Sprache mit ziemlicher Geläufigkeit, bald armenisch, bald türkisch, bald persisch.

Der Erzbischof, damals als wir ihn sahen fünf und sechszig Jahre alt, ist bereits zehn Jahre lang das Haupt der armenischen Christen in Persien und der nach Indien ausgewanderten Armenier. In Persien befinden sich nach seiner ausdrücklichen Versicherung 3,300 armenische *Khanewâr*, in Indien, meist in Batavia, Surat, Bombay und Calcutta, 700 *Khanewâr*. Sein Kirchensprengel umfafst demnach 4,000 Familien oder ungefähr 28,000 Seelen. Die Christen in Indien, wohin von Zeit zu Zeit Priester von *Dschulfa* als Diener der Religion gesendet werden, machen ihm die meiste Arbeit und Sorge, da der Weg so weit und die Correspondenz aus Mangel einer Postverbindung eine so unregelmäfsige ist. Seiner Aussage

Bayerische Staatsbibliothek München

zufolge befinden sich in Dschulfa dreihundert *Khanewâr*, also etwa zweitausend Seelen, in Teheran dagegen hundert *Khanewâr* oder sechs- bis siebenhundert Seelen mit zwei Kirchen, die auch von den dort lebenden Russen besucht zu werden pflegen. Während der Zeit seines erzbischöflichen Amtes in Persien hat er unendlich viel zur Verbesserung der Lage der Christen gethan, und nicht nur aus eigenen Mitteln gewährt, wo die Noth Hülfe erheischte, sondern auch durch sein kluges, verständiges Benehmen die mohamedanische Welt, an ihrer Spitze den *Imam Dschum'a*, zu Gunsten seiner Person und der Christen gestimmt. Mit dem letzteren unterhält er gradezu ein inniges und aufrichtiges Freundschaftsverhältnifs. Beide Kirchenpatrone correspondiren miteinander und beseitigen jede Streitigkeit zwischen Christen und Mohamedanern in der friedlichsten Weise. Dafs hier oft sehr schwierige und heikle Verhältnisse dazwischen treten, hat dennoch das gegenseitige gute Einverständnifs in keiner Weise getrübt oder unterbrochen. Viele mohamedanische Familien und einzelne Personen haben sich ihm z. B. vorgestellt, um zum Christenthum überzutreten. Er mufste sie leider jedesmal zurückweisen, da ihm dies die Tractate ausdrücklich vorschrieben. Dafür räth der *Imam Dschum'a* jedem Christen den Uebertritt zum Islam ab und versäumt nie, den Thatbestand dem christlichen Erzbischofe zur Begutachtung vorzulegen. Vor mehreren Jahren erklärte eine Armenierin dem *Imam Dschum'a*, durchaus Mohamedanerin werden zu wollen. Vierzig Tage lang suchte er ihr diese Absicht auszureden, jedoch ohne Erfolg. Sie trat zum Islam über, kehrte indefs bald wieder in den Schoofs ihrer Kirche zurück, ohne dafs mohamedanischer Seits dieser Schritt im mindesten angefochten worden wäre. Solche Beispiele gehörten in früherer Zeit gradezu zu den Unmöglichkeiten, sind aber gegenwärtig nicht selten. Der politische Zustand der Armenier ist daher unter der Regierung des gegenwärtigen Schah, der dem Erzbischof persönlich sehr geneigt ist und ihn durch seinen höchsten Orden geehrt hat, keinesweges beklagenswerth, und man hat seit dem Jahre 1848 weder von Verfolgungen, noch Ermordungen, noch gesetzwidrigen Erpressungen und Bedrückungen gehört. Im Wohlthun macht der hochherzig denkende Erzbischof zwischen mohamedanischem und christlichem Elend keinen Unterschied und theilt seine Gaben, bis zu den ärztlichen Medicamenten hin, mit gleicher Freigebigkeit aus. Es ist nicht zu läugnen, dafs die russische Protection, deren sich der Erzbischof und die christliche Kirche in Persien erfreut,

viel zu dieser verbesserten Lage der Christen beigetragen hat, — hat doch sogar durch Vermittelung des Erzbischofes von Dschulfa der mohamedanische *Imam Dschum'a* vom Kaiser Nicolaus eine goldene Dose mit dessen Bildnifs als Anerkennung für sein Verhältnifs den Christen gegenüber erhalten, — der Hauptsache nach hat indefs der christliche Khalifa das Meiste gethan, um so glückliche äufsere Zustände für seine Gemeinde hervorzurufen. An trüben Augenblicken fehlte es zwar auch nicht, doch trug die Rechtschaffenheit des christlichen Oberhauptes stets den Sieg davon. Zu den schlimmsten Epochen seines Aufenthaltes in Persien gehörte die Zeit des persisch-englischen Krieges, hervorgerufen durch die bekannte Murraysche Affaire. Man hatte den Erzbischof bei dem Schahzadèh-Gouverneur von Isfahan verläumdet und ihn sogar beschuldigt, mit den Engländern in einem geheimen Briefwechsel zu stehen. Nur den zahlreichen und klaren Beweisen seiner Unschuld, welche den Weziren vorgelegt wurden, hatte er es zu danken, dafs der drohende Sturm spurlos an ihm vorüberzog, und dafs die Ränkemacher und ihre Intriguen vollständig blofs gestellt wurden. Wie in allen übrigen Dingen, so ist auch der Erzbischof im Punkte der Gastfreundschaft von der zuvorkommendsten Freigebigkeit. Sein Tisch und seine Küche, in welcher drei Köche ihre culinarischen Dienste leisten, ist täglich so reich ausgestattet, dafs ein hinreichender Vorrath vielen Gästen zu Gebote gestellt ist. Einer mit gröfster Herzlichkeit ausgesprochenen Einladung, an dem Frühstück Theil zu nehmen, konnten wir kaum widerstehen, um so weniger, als uns dadurch die günstige Gelegenheit geschenkt ward, uns der Anwesenheit des ehrwürdigen, dem Leben durchaus nicht abgestorbenen Kirchenvaters noch länger zu erfreuen. Die Tafel war mit den leckersten armenischen Gerichten besetzt, selbst Kaviar und Schinken — beide Spenden des Nordens freilich mumienhaft ausgetrocknet, — fehlten nicht bei der Fülle des Mahles, bei welchem isfahaner Weifs- und Rothwein aus den Klosterkellern des Erzbischofes eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Der Rothwein, den armenische Winzer nach ihrer Weise behandeln, ist stark und gar nicht übel; er mundete um so besser, als der Herr des Weinbergs Bachus freundliche Gabe durch die heiterste Unterhaltung würzte. Es gab ein *be-selamèt-e-fulân* oder Toast nach dem andern und bald ging die ganze Gesellschaft in die ungezwungenste, natürlichste Lebensfreude auf. Die Unterhaltung wurde so persisch geführt, dafs selbst bekannte Dichterverse citirt wurden, und als nun gar erst russische Cigaretten

und der persische Kaliun den Freunden des Rauchens gereicht wurde, meinte der lebenslustige schwarze Priesterdolmetsch, dafs der persische Dichter wohl Recht gehabt habe zu singen:

Arm nenn' ich den, der nach der Atzung
Nicht an der Wasserpfeife saugt.

Die vorläufige Trennung von dem würdigen Kirchenvater war uns herzlich schwer, wiewohl uns die Hoffnung tröstete, ihn nach unserer Rückkehr von dem südlichsten Punkte unserer persischen Rundreise wiederzusehen und dann — so war es ja sein wiederholentlich ausdrücklich ausgesprochener Wunsch — in seiner eigenen Behausung zu Dschulfa die Gastfreundschaft auf längere Zeit anzunehmen.

Wir kehrten mit schönen und angenehmen Erinnerungen an Dschulfa nach Isfahan zurück, um einer weiteren Höflichkeit insofern zu genügen, als der hochweise Mudschtehid der Stadt, *Hadschi Sejid Aestullah*, durch den Besuch der preufsischen Mission den besonderen Ausdruck der Hochachtung erhalten sollte. Welch ein Unterschied zwischen ihm und dem glanzvollen *Imam Dschum'a*! Durch ein Labyrinth von Gassen und Strafsenwinkel gelangten wir nach der ärmlichen Behausung des grofsen Gelehrten, der einen besonderen Werth in der schmucklosen Einfachheit seiner Wohnung gelegt zu haben schien. Den Eingang in den winzig kleinen Hof hielten eine Menge persischer Verehrer des *Mudschtehid* aus allen Ständen der isfahaner Bevölkerung besetzt. Bei unserer Ankunft machten sie ehrerbietig Platz, um sich gleich darauf mit uns und hinter uns in die heiligen Räume des grofsen Religionslehrers hineinzudrängen. Ein schmales, weifsgetünchtes Zimmer, in welches das Tageslicht nur durch die geöffnete Thür einzudringen vermochte, schien der Empfangssalon zu sein. Der *Mudschtehid*, dessen Haupt ein sauberer Turban bedeckte, kauerte nach persischer Sitzmethode auf dem einfachen Filzteppich, mit welchem der Boden des engen Gemaches der Länge nach bedeckt war, und lud uns ein, in gleicher Weise ihm gegenüber auf dem Teppich Platz zu nehmen. Als wir uns, so gut es für schwerfällige europäische Kniegelenke eben gehen wollte, zurechtgesetzt hatten und dichtgedrängt neben einander hockten, schaute uns der *Mudschtehid* mit seinen stechenden Augen, die dem feinen Gesichte desselben den Ausdruck höchster Energie verliehen, der Reihe nach an, rief uns die wohlbekannten persischen Begrüfsungsformeln entgegen und begann nun eine längere Unterhaltung, die sich meist auf Fra-

gen über unser preufsisches Vaterland erstreckte. Bisweilen unterbrach er sich selber durch ein leise hingemurmeltes *la illah ill allah* „Es giebt keinen Gott aufser Gott!“, von dem sich schwer sagen liefs, ob es innere Befriedigung oder höchste Ungeduld ausdrückte, oder warf schnell mitten in die Erzählung ein unbestimmtes *khub* „gut“ hinein. Das Peinliche der augenblicklichen gegenseitigen Stimmung wurde kaum durch die einfache, aber charakteristische Art der Bewirthung unterbrochen, die in einer Wasserpfeife mit — Stangenkandis bestand. Den letzteren brach er in Stücke, reichte einem jeden von uns eine kleine Stange und schien so etwas wie einen Segen darüber zu lispeln. Neidisch auf diesen Vorzug schaute die draufsen stehende Perserwelt durch die Thür auf uns hin, als ein Mann in bittender Stellung mit den Worten *nakhosch-em* „ich bin krank“ sich mit dem halben Körper in die Thür hineinbog, um mit dankenden Blicken eine gleiche, segenbringende Gabe aus der Hand des geheiligten Mannes zu empfangen, die er sofort mit inbrünstigen Küssen bedeckte.

Wir verliefsen bald die ärmlichen Räume des *Mudschtehid*, um zu Pferde zu steigen und unseren Gedanken über den seltsamen Unterschied zwischen den beiden grofsen Geistlichen Isfahans nachzuhängen. Einer, so schien es uns, mufste ein Heuchler sein; war es der lebenslustige, gesprächige *Imam-Dschum'a* in der glänzenden Halle oder der blutarme *Mudschtehid* in dem bescheidenen Kämmerlein? Gott, der in das Herz der Menschen sieht, wird es allein und am besten wissen.

Ueber alte Kirchhöfe nahmen wir den Rückweg nach unserm Menzile. Die Steine lagen ordnungslos nebeneinander, die Gräber waren zerfallen, das Mauergewölbe hatte Risse bekommen, hier und da kroch ein furchtsamer Hund durch die Oeffnung in das Innere der schattigen Todtenkammer. Die Grabdenkmäler waren der Mehrzahl nach mit herrlichen Inschriften in reichster Ornamentik bedeckt und bestanden aus hartem Stein. Sie hatten die Gestalt unserer Todtenkisten, den Deckel weggedacht, und ruhten ehemals auf einer Schicht nebeneinander gelegter Steine, die unmittelbar auf der Erde und über dem eigentlichen Grabgewölbe liegen.

Als wir aus den Hallen der grofsen Bazarstrafse Isfahans auf den *Meidan* hinaustraten, ging die Sonne eben zu Rüste und der Moment nahte, an welchem die Abendmusik auf dem *Neqqra-khanèh* ausgeführt werden sollte. Da sich das letztere in unserer Nähe, dicht am Bazarthore, befand, so konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, bis zur zweiten Gallerie

des sehr zerfallenen Gebäudes hinaufzuklettern, wo so eben das Orchester seine seltsame Musik eröffnete. Die langen Trompeten schmetterten ihre gellenden Töne auf den *Meidan* hernieder, zehn rasselnde kleine Handpauken wirbelten tactlos dazwischen, die spielende Musikbande fing förmlich zu rasen an. Der Höllenlärm erhielt einen dämonisch-theatralischen Anstrich durch die Anwesenheit vier rothgekleideter Tänzer, denen man ihr schändliches Nebengewerbe auf den ersten Blick ansah. Langsam begannen sie unter dem Geklingel ihrer kleinen Metall-Castagnetten die schlüpfrigsten Tänze, die mit den wahnsinnigsten Pirouetten endigten. Die tolle Wirthschaft, die sich allabendlich wiederholt, mufste in Isfahan etwas sehr Gewöhnliches sein; kaum dafs dieser und jener Spaziergänger auf dem *Meidan* einen Augenblick stille stand, um einen Blick nach der belebten Gallerie zu werfen. Wir waren aufrichtig gestanden froh, als die letzten Töne der barbarischen Musik verhallt waren, kletterten schliefslich auf das zerfallene Dach der Gallerie, um von hier aus den Blick über die tief zu unseren Füfsen liegende Stadt Isfahan zu werfen, deren höchste Punkte von den scheidenden Strahlen der sinkenden Sonne mit dem letzten Rosenschimmer übergossen waren. Die Aussicht war in keiner Weise lohnend; der Anblick einer zerfallenen, zerborstenen Häusermasse aus dunklem Erdschlamme mit wenig hervorragenden Gebäuden betrog alle unsere Erwartungen in arger Weise, so dafs wir eigentlich erst zufrieden waren, als wir durch die „hohe Pforte“ in das Innere der paradiesischen Königsgärten einziehen konnten.

Die letzten Tage unseres kurzen isfahaner Aufenthaltes, der mit dem zweiten October sein Ende nahm, waren unseren Arbeiten und kleineren Wanderungen in die Bazarstadt hinein gewidmet und bemerkenswerth durch ein Abenteuer, das leicht sehr üble Folgen für uns alle hätte haben können.

Es war am Abend des 30. Septembers. Wir safsen in unserem Nachtigallenschlofs, der eine schreibend oder lesend, der andere mit den *Dellâlen* eifrig unterhandelnd, als plötzlich durch den Haupteingang unseres Gartens, von der Seite der grofsen Allee her, ein Haufe von etwa zwanzig *Gholâm* mit gezogenem Säbel eindrang und mit lauten Verwünschungen auf unseren fliehenden Küchenjungen loshieb, dem als einzige, freilich sehr schwache Waffe eine europäische Kasserolle und ein Wischtuch zu Gebote stand. *Hassan*, der Küchenjunge, hätte durch sein Geschrei die Siebenschläfer erwecken können, wie viel mehr nicht die muntere Die-

ner- und Soldaten-Schaar unserer Gesandtschaft, welche mit gezücktem Dolche und mit gefälltem Bajonet auf die verfolgenden *Gholâm's* eindrang und bereits ins Handgemenge mit ihnen gekommen war, als die Stimme unseres Eltschi ein plötzliches Halt gebot. Nach einigem Zögern traten die kecken und augenscheinlich durch den Genufs von Arak oder Opium betrunkenen *Gholâm* ihren Rückzug an, während Soldaten und Diener unserer Gesandtschaft den befreiten *Hassan* in ihre Mitte nahmen und siegesberauschten Blickes vor den erstaunten Eltschi führten. Ein kurzes Verhör stellte sehr bald die Thatsache fest. Die *Gholâms*, welche das heilige Recht der Gastfreundschaft in so unzarter Weise verletzt hatten, sollten dem keinesweges schönen und anmuthigen Jüngling *Hassan* Ungebührliches zugemuthet haben, von ihm mit bittern Worten zurückgewiesen sein und darauf aus Rache den Säbel gezogen und das Leben des keuschen Küchenjungen bedroht haben. *Hassan* befand sich grade an einer Wasserrinne in der grofsen Allee, beschäftigt, die erwähnte Kasserolle zu reinigen, als sich die *Gholâms* mit ihren Anerbietungen näherten, worauf er schleunigst das Reifsaus nahm, um in unserem isfahaner Menzile eine sichere Zufluchtsstätte zu suchen. Ein so ungewöhnliches Ereignifs, das durch den Gegensatz zwischen Teheranern und Isfahanern nur noch dunklere Farben annahm, hatte die ganze persische Welt im Nachtigallen-Garten in Aufregung versetzt und war zuletzt, darüber hinaus, zu den Ohren des gestrengen Herrn Prinzen-Gouverneurs gedrungen. Am Abend desselben Tages erschienen Soldaten mit dem gebundenen Rädelsführer der *Gholâm*, um denselben Namens und im Auftrage des Schahzadèh dem „geehrten Wezir“, unserem Eltschi, zur Bestrafung zu übergeben. Das Urtheil fiel mild genug aus: Herr v. Minutoli verzichtete auf jede Strafe, und da seinerseits *Hassan* die ausgestandene Angst bereits vergessen hatte, so lag kein Grund zu harten Behandlungen vor, obgleich einer unserer Ferraschen ernstlich seine Meinung dahin äufserte, dafs man dem Schuldigen den Kopf vom Halse abschneiden, in eine Kiste packen und eingesalzen mit nach Teheran nehmen müsse.

Bei unseren Wanderungen, die uns die Gelegenheit verschafften, die Bazare und Werkstätten Isfahan's näher kennen zu lernen, wollen wir zum Schlusse des Besuches einer Seidenfabrik gedenken, in welcher auf sehr einfach construirten Webestühlen seidene Vorhänge, Kleiderstoffe, Badtücher, Teppichüberzüge und ähnliches von jungen Leuten bis zum Knabenalter hin gewebt wurden. Zum Glätten der Zeuge diente eine gut und

sauber gearbeitete Maschine, deren Hauptbestandtheil eine grofse kupferne Walze ausmachte. Die Stoffe werden hier nicht nach der Elle, wie bei uns, verkauft, sondern nach dem Gewicht. Persische Vorhänge, welche wir einen jeden für den Preis von vier Toman und zehn Schahi erstanden, wurden nach Miskal zu fünf Schahi verkauft. — Die isfahaner Teppiche, welche sich hier und da in den Bazaren vorfanden, waren seltener und dabei von geringerer Güte, als sich von vornherein annehmen liefs. Die Mehrzahl der hier angefertigten Teppichwaare geht mit den Karawanen nach Hamadan, Täbriz und Teheran.

Am letzten Abend unseres Aufenthaltes in Isfahan hatten wir noch den traurigen Anblick gefangener Personen, welche sich in sicherem Gewahrsam in einem der zahlreichen Gärten mit Nebenhöfen unseres Revieres befanden. Als Staatsgefängnifs in Isfahan dient nämlich ein Anbau des ehemaligen Gerichtshofes, eines Pallastes, dessen Spiegelnischen und Malereien sich noch ziemlich gut erhalten haben. Die Gefangenen, sieben der Zahl nach, safsen in einem engen Zimmer, dessen Fenster sich nach dem Hofe hin öffnete. Sie hockten auf einer breiten, mit Matten bedeckten Mauerbank und waren durch eine lange und schwere eiserne Kette miteinander verbunden. Bereits seit mehreren Jahren lebten sie in diesem Raume, ohne dafs sie sich, wie es schien, über besonders schlimme Behandlung zu beklagen gehabt hätten. Der eine von ihnen, ein Bakhtiaren-Häuptling, safs im achten Jahre in diesem Loche. Als wir eintraten rauchte er in gröfster Gemüthlichkeit seine Wasserpfeife und grüfste nach seiner Weise höflich die eintretenden Fremden.

VI. Kapitel.

Reise von Isfahan nach Schiraz.

Unsere Abreise war auf den zweiten Tag des Monats October 1860 angesetzt. Unser Personal war um ein europäisches Mitglied vermindert worden, da der deutsche Koch Schutter von einer so heftigen Blutruhr befallen war, dafs er an eine Weiterreise gar nicht denken konnte. Die

Güte des Erzbischofes hatte ihm ein Asyl bis zu unserer Heimkehr aus dem Süden in den Räumen des Klostergebäudes gesichert. Die Thiere hatten sich dagegen um einen Gaul vermehrt, den Hr. v. Grolman in Isfahan für zwanzig Ducaten erstanden hatte und dessen Haupteigenschaft durch das Wort des Verkäufers bezeichnet ward: *khub mi-schewèd* „er wird einmal gut werden". In Isfahan scheint ein grofser Mangel an Pferden zu sein, und ein Ueberflufs an schönen ist vollends nicht nachweisbar. Unsere Karawane stand mit Sonnenaufgang fertig zum Aufbruch da, und war aufser unserer gewöhnlichen Reise-Equipage und den gemachten Einkäufen und den erworbenen Naturalien mit einer kostbaren Gabe aus den erzbischöflichen Kellern belastet, die in vierunddreifsig Flaschen dschulfaer gekelterten Rebensaftes bestand.

Einzelne Diener des Schahzadèh und eine kleine Abtheilung von Serbazen der Besatzung Isfahans gaben unserem Eltschi das Geleite, der ihnen schliefslich an der Brücke von Dschulfa das übliche *Murekhès* d. h. den Abschied bewilligte. Wir durchzogen in der angenehmen Frische eines persischen Herbstmorgens den mittleren Gang der langen Brücke, woselbst uns ein dort etablirter Theehändler einen Abschieds-Kaliun und einen Abschieds-Thee mit vieler Höflichkeit kredenzte. Die Christenstadt Dschulfa blieb darauf zu unserer Rechten liegen, wir schlugen den Weg am *Zenderud*, uns links wendend, ein und liefsen die schönen Trümmer ehemaliger Prachtschlösser Schah Abbas, welche auch diese Seite des Flufsufers in beinahe ununterbrochener Folge bedecken, langsam an uns vorüberziehen. Wir sahen versunkene Terrassen, verfallene Springbrunnen und Kanäle mit Wasserfällen, grofse Sommerpaläste, die sich bis zu den Ufern des Flusses ausdehnten und reiche Erinnerungen an den Glanz der mächtigen Sefiden-Dynastie erweckten. Den soliden Schlufspunkt der langen Pallastzeile bildete das starke Schlofs, welches unter dem Namen *Heft-dest* oder des „Siebenhalligen" bekannter ist, dicht an der herrlichen Steinbrücke alten Datums, welche die Anlagen von *Heft-dest* mit dem gegenüber gelegenen Theile von Isfahan in Verbindung setzt. Das Schlofs tritt dicht an das Flufsufer heran, an welchem sich ein prachtvoller Quai von behauenen Steinen bis zur Höhe der Strafse erhebt. Der Unterbau des königlichen Hauses besteht aus scharf behauenen Granitquadern, auf welchen scharfkantig die eigentlichen Mauerwände, grofse Blöcke wohl zusammengefügten Sandsteines, emporsteigen. Im Innern des festen, wie für die Ewigkeit ge-

schaffenen Baues, sieht's öde und leer aus, keine historische Spur gemahnt an die ehemaligen Bewohner und ihre Grofsthaten, die nur noch auf gelbem Papier und in dem Munde des Volkes fortleben. Nur die Baumeister- und Steinhauerzunft hat sich in jenen räthselhaften Steinmarken verewigt, von denen ich früher bereits gesprochen, und welche auch hier die gewaltigen Blöcke des ganzen Baues bedecken. Ein hoher Talar neben dem „siebenhalligen“ Schlosse lag bald hinter uns und wir standen auf dem Pflaster der zweiten Steinbrücke Isfahans, die durch den Plan ihrer gallerieartigen Anlagen und durch die Schönheit der Ausführung die Brücke *Allah-Werdi-Khan's* fast noch zu übertreffen schien. Der Kunstbau setzt sich hier bis zum Grunde des Wassers fort, wo Schleusen und kaskadenartig angelegte Wassersperren in den letzten Bögen der Brücke neues Staunen erregten. Dem ganzen Plan liegt der grofsartigste Gedanke und eine technische Vollkommenheit zu Grunde, die man heutigen Tages in Persien vergeblich suchen würde.

Kaum hatten wir den diesseitigen Brückenkopf erreicht, so überraschte uns der unerwarteste und malerischste Anblick. Eine lange Steinallee, welche mit den regelrechtesten Sandsteinquadern wie der Boden eines Ballsaales parquettirt war, bildete die Fortsetzung der Brücke in grader Verlängerung. Rechts und links war sie von Gärten und den dazu gehörigen Mauern eingefafst; ein doppelter Weg war auf dem schlüpfrigen Fufsboden für Reiter und Fufsgänger freigelegt und durch Kanäle und Springbrunnen, die letzteren aus purem Alabaster oder Täbrizer Marmor, begrenzt, deren feuchter Inhalt in früheren Zeiten den erhitzten Besuchern dieser Strafse die angenehmste Befriedigung gewähren mufste. Jetzt freilich sah es anders aus. Die schönen Kanäle lagen trocken da, die Springbrunnen zeigten nur noch ausgedörrte Oeffnungen, welche im Kleinen, wie ausgebrannte Krater im Grofsen, dem Reisenden als stumme Zeugen früherer elementarer Thätigkeit dienten. Hat man zuletzt noch treppenartig angelegte niedrige Terrassen überwunden, so steht der Strafse in das Freie Nichts weiter entgegen, als ein alter, verfallener Todtenacker, der die Karawanenstrafse zu beiden Seiten einfafst und unter seinen verfallenen Leichensteinen die Gebeine manches edlen Isfahaners der persischen Glanzzeit birgt. Wir sahen unter den erhaltenen Resten der alt-isfahanischen Nekropolis einen stehenden Löwen mit Mannesgesicht, aus dem härtesten Granit gemeifselt, auf der rechten Seite des Thierkörpers waren die Bilder eines Bogens und

zwei Schilde eingegraben. Ruhig und ernst schaut die wunderliche Androsphinx vor Isfahan den vorüberziehenden Pilgrim an, als wollte sie ihm erzählen von den alten vergangenen Tagen und von den alten Heldengeschlechtern, den Löwen im Felde, die hier im dunklen Schoofs der Erde den ewigen ruhmlosen Todesschlaf ruhen. Die Inschriften, welche sich auf einzelnen Steinplatten noch ziemlich gut erhalten hatten, waren in schönen Charakteren mit Hülfe des Meifsels und Hammers von der Hand des Bildhauers in den harten Stein eingeschrieben und erinnerten durch ihren Inhalt an die Vergänglichkeit alles Irdischen und an die ewige Barmherzigkeit des Einen Gottes. Nicht selten zierte ein Reitersmann die kalte Steindecke oder der morgenländische Todtenbaum, die Cypresse, aus deren Spitze bei einzelnen das Symbol der Hoffnung, die sich öffnende Lilienknospe, emporstieg. Neben so beweglichen Grabzeichen bedeckt eine Zeile von Baulichkeiten in Gestalt kleiner Imamzadèh das Todtenfeld, unwillkürlich an die mohamedanische Gräberstadt bei Kairo erinnernd, wenn auch die letztere durch Ausdehnung und künstlerische Ausführung die isfahanische Nekropolis bei weitem übertrifft.

Ein kleiner Höhenzug legt sich bald darauf quer vor die Strafse, jede Aussicht nach dem Süden hin versperrend. Braun, roth, grün, gelb gefärbtes Gestein bildet den Rücken der versteinerten Welle und scheint auf vulkanischen Ursprung hinzuweisen. Die Bergstrafse führt in Schlangenwindungen bis zum Gipfel der Hügelkette, von wo aus sich ein weites Panorama über Dschulfa und Isfahan hin öffnet. Von dieser Seite aus bietet die Stadt indefs keinesweges einen entzückenden Anblick dar, vielmehr trägt die langgedehnte Häusermasse eine unendlich eintönige und langweilige Physiognomie an sich, welche kaum durch vereinzelt stehende Minarets und Moscheenkuppeln für wenige Augenblicke unterbrochen wird. Beim Niedersteigen zogen wir auf unserer Strafse bei zwei niedrigen Baulichkeiten aus gebrannten Ziegeln vorüber, in denen sich Cisternen mit schlechtem brackigen Wasser befinden, das einzig und allein von den Saumthieren getrunken werden kann.

Die grofse Ebene hinter der eben beschriebenen Hügelkette ist beinahe von allen Seiten durch hohe und niedrige Bergzüge mit sanften Rücken oder mit zackigen Kämmen eingeschlossen und enthält eine Anzahl vereinzelt liegender Dörfer, Baumgruppen und Taubenhäuser. Die Karawane lenkte linker Hand von der Strafse ab, um auf das heutige Menzil *Kitschi*

loszusteuern, während wir Reiter einen Umweg in Gestalt eines rechten Winkels machten, dessen Spitze eine in grader Linie vor uns liegende einsame Karawanserai bezeichnete. Wir zogen in die Richtung der letztgenannten weiter, ohne zu wissen, dafs die Karawane hinter uns einen näheren Weg eingeschlagen hatte. Auf unserer Wanderung begegneten wir streckenweise Haufen von Arbeitern, welche sich im Schweifse ihres Angesichtes auf der dürren, sonnigen Ebene abquälten, Gräben aufzuwerfen und die im Innern des Bodens deutlich zu Tage liegende weifsglänzende Gypserde auszugraben und damit die Körbe und Säcke ihrer Lastesel zu füllen. Im Hintergrunde, am Fufse der traurig-kahlen Berggruppen, flohen ganze Heerden leichtfüfsiger Gazellen mit Windesschnelle über den Boden hin und verschwanden hinter niedrigen Hügeln, die aus der Ebene wie Maulwurfshaufen emportauchten. Bei der Karawanserai, einem aus Ziegeln und Feldstein roh aufgeführten Gebäu jüngeren Datums, belehrten uns rastende Pilgrime über die falsche Richtung unserer Strafse und zeigten uns den pfadlosen Weg in der rechtwinkligen Direction nach *Kitschi*. Zwischen Riethgras ritten wir auf dem lockern, mit blendendweifsen Salpeterkrystallen bedeckten Boden einher, der unter den Hufen der Thiere wie Schnee knarrte, und erreichten endlich nach mehr als fünfstündigem Marsche von Isfahan aus das Menzil *Kitschi*, dessen Entfernung von der Hauptstadt aus vier Fersach betragen soll.

Ein kleiner, schnell fliefsender Bach legt sich quer vor *Kitschi*. Eine verfallene Brücke aus gebrannten Steinen führt über das Wässerlein, das mit Tausenden von — natürlich behexten — Forellen angefüllt ist, denen das salzig-bittere Wasser besser zu bekommen scheint, als den daraus trinkenden Menschen und Thieren. *Kitschi* liegt frei und ungeschützt in der weiten Ebene; Festungsmauern, wie sie sonst bei den persischen Dörfern vorkommen, fangen an in der Umgebung Isfahans nach dieser Seite hin seltener zu werden. Das Dorf sieht arm und elend aus. Quartier war für uns bei dem *Kedkhoda* desselben bestellt. Zum grofsen Unglück war der Herr Schulze abwesend und nur eine alte einäugige Frau war als Wächterin des Hauses zurückgelassen. Trotz der vielleicht absichtlichen Unsichtbarkeit des *Kedkhoda* hatte unsere Karawane auf dem Hofe seines Grundstückes Halt gemacht und unsere Ankunft abgewartet, um die Thiere abpacken zu können. Als wir nahten, um ein Zimmer als Nachtquartier zu erbitten, erhob die Alte einen Teufelslärm, schrie Feuer und Mordio und

hätte uns sicher zum Abzuge genöthigt, wäre nicht plötzlich ein Stellvertreter des Herrn *Kedkhoda* erschienen, um uns in höflichster Weise zum Bleiben zu veranlassen. Wir erhielten ein grofses, mit weiten Bögen gewölbtes Gemach, weifs angestrichen, an verschiedenen Stellen mit den schwarz geschriebenen Worten *Ya Ali* „o Ali" bemalt. Bei unserem Eintritt in das geräumige Zimmer war die Alte damit beschäftigt, ein Kind in Windeln aus seiner Wiege zu nehmen, die nach Dörfler Weise in folgender Art construirt war. Man hatte an den beiden Schmalseiten eines Schaffelles Stöcke befestigt, und an den Enden eines jeden lange Stricke angebracht, die durch zwei Ringe an den beiden gegenüberstehenden Wänden hindurchgezogen waren. Das Kind wird auf das Schaffell gelegt, fest geschnürt und diese improvisirte Wiege nunmehr nach Art einer Schaukel in Bewegung gesetzt. Neben dieser Wiege-Hängematte haben die Perser eine Art niedrigen hölzernen Bettgestelles für Kinder, das ganz ähnlich den unsrigen, nur darin wesentlich verschieden ist, dafs sich unten in dem Bettbrett ein Loch befindet, durch welches eine hölzerne Röhre mit einer Vorrichtung zum Auffangen von Flüssigkeiten angebracht ist. Die jungen Kinder werden in diese Wiege in entsprechender Weise hineingebettet, ohne dafs die Mutter nöthig hätte, mit Rücksicht auf die praktische Construction der Wiege, die Windel zu wechseln. Unter den Modellen persischer Haus- und Ackergeräthe, welche wir während unseres Aufenthaltes in Tiflis in den Sammlungen des Fürsten Bariatinsky Gelegenheit hatten kennen zu lernen, befand sich auch das Modell einer derartigen persischen Wiege, die also auch den Russen auffallend genug erscheinen mufste, um neben Pflug und Schippe en miniature zu paradiren.

Den kurzen Aufenthalt in *Kitschi* zeichnete nichts Besonderes aus, das bittere Wasser abgerechnet, welches nicht einmal zum Kochen verwendet werden konnte. Gegen Abend kehrte der *Kedkhoda* von seiner Ausfahrt heim und war nicht wenig erstaunt, in seinen vier Pfählen fränkische Gäste anzutreffen. Er schnitt ein unzufriedenes Gesicht und hatte nicht übel Lust, die ungebetenen Gäste zu exmittiren, als das eiserne Schicksal in der Person eines Bakhtiaren noch zur rechten Zeit dazwischen trat. Selbiger war seit langen Jahren Büchsenspanner des Schahzadèh von Isfahan, hatte seine bakhtiarischen Manieren fein abgelegt, persische Sitten und Gewohnheiten dagegen angenommen und war so wenig auch seinem Aeufseren nach von einem Perser zu unterscheiden, dafs ihn nur seine enganliegende Filzkappe

mit dem fest darum geschlungenen Tuche und eine unzertrennliche Lanze von ungewöhnlicher Länge als den ehemaligen Sohn der Berge kennzeichnete. Der Gouverneur hatte ihn als unseren Tschapar oder Quartiermacher auf dem isfahaner Territorium ausersehen, ihn bald nach unserem Abzuge aus der Stadt uns nachgeschickt und so traf er grade, ein *deus ex machina*, wie aus den Wolken geschneit in *Kitschi* ein, als der Hader mit dem *Kedkhoda* seine Spitze erreicht hatte. Der Tschapar, höchlichst entrüstet, ergriff sofort seinen Kantschu, um im geehrten Namen S. E. des Gouverneurs von Isfahan den obstinaten *Kedkhoda* durchzubläuen. Als ihm diese Art den Streit zu schlichten ernstlich untersagt wurde, stand er respektvoll davon ab. Unsere Diener konnten indefs eine derartige Humanität nicht begreifen und äufserten laut, wie es gar nicht zu verwundern wäre, wenn wir von nun an bei einem solchen Verfahren alle Achtung bei den Eingeborenen einbüfsen müfsten.

Der Ritt am 3. October dauerte volle sieben Stunden und betrug nach der Angabe des kundigen *Tscherwadar's* sechs Fersach. Bereits vor Sonnenaufgang sagten wir dem ungastlichen *Kitschi* unser Valet und ritten in der Kühle des Morgens einem mäfsig hohen Bergzuge entgegen, der sich allmählig zu einem Querthale mit steilen Granitwänden zu beiden Seiten verengte und zuletzt durch einen steilen treppenartig bearbeiteten Gebirgspafs abgesperrt war. Die Eingeborenen bezeichneten ihn unter dem Namen *Kotel-i-Ordschini* (oder *Ortschini*). Man hat — wohl in der guten alten Zeit — mit grofser Sorgfalt eine Strafse in den Berg gehauen, die etwa für zwei Thiere Raum giebt, aber gegenwärtig so abgetreten und glatt geworden ist, dafs die Thiere schwer festen Fufs fassen können und der Reiter genöthigt ist, vom Pferde herunter zu steigen, will er sich nicht der Gefahr eines schlimmen Sturzes aussetzen. Zur rechten Seite sind Brustwehren angebracht, da hier die Felsentreppe steil abfällt. Hier und da wird sie von künstlichen Bauten gestützt, die nicht vollendet zu sein scheinen, da etliche behauene Blöcke mit den oben besprochenen Steinmarken unbenutzt zwischen groben Felsstücken und Steingeröll liegen geblieben sind. Auf der Höhe des Passes befinden sich Spuren eines thorartigen Baues, als habe hier einst eine Thorsperre bestanden. Auf beinahe unzugänglicher Felsenspitze, dem höchsten Punkte dieses wilden Berglandes, überragt ein Thurm die ganze Gegend. Von hier aus soll nach den zahlreichen Räubern, die hier ihr Handwerk arg trieben, ausgelugt und im

Nothfalle angegriffenen Reisenden und Karawanen Hülfe gewährt worden sein. Die ganze Gebirgsgegend mit ihren zahlreichen Schlupfwinkeln ist in der That wie geschaffen für Wegelagerer und Banditen.

Die Bergstrafse nimmt allmählig breitere Dimensionen an und öffnet sich zu einem wildromantischen Felsenthale, das von riesighohen schwarzgrau schimmernden Steinwänden eingeschlossen ist. In dieser schauerlichen Wüstenei herrscht Todtenstille, selten nur unterbrochen durch das heisere Geschrei des Adlers oder des Geiers, der sich im blauen Luftmeere über den Felsenhäuptern mit langsamem Flügelschlage wiegt. Der Anblick der grofsen Ebene, in die man nach etwa halbstündigem Marsche herniedersteigt, wirkt beruhigend und belebend auf den Reisenden, dessen Phantasie, leicht empfänglich für grofse und schauerliche Naturgemälde, mit den Eindrücken des Felsenthales beschäftigt ist.

Die grofse, plateauartige Ebene, länger als breit, bietet den Charakter eines unfruchtbaren Steppenlandes dar. Wenig Dörfer rechter Hand ziehen sich bis zum fernen Horizonte hin; sie schienen bewohnt zu sein, während die Häuser, Karawanseraien und Dörfer an der Karawanenstrafse, sämmtlich verlassen und zerstört, in Trümmer und Schutt dalagen. Ein neuer, quer vorgeschobener Bergrücken führt endlich nach dem Orte *Majâr*, dessen Baumspitzen schon von weitem sichtbar sind. Nur über den Kirchhof mit manchem schön gemeifselten und beschriebenen Grabdenkmal aus älterer Zeit gelangt man von dieser Seite in das Dorf. Unter den eigenthümlichen Zeichnungen, mit welchen einzelne Leichensteine bedeckt sind, fielen mir zwei Figuren auf, die ich anfänglich ihrer Form wegen für Abbildungen der Sonne und des Mondes ansah, bis mich später die Eingeborenen des Irrthums überführten und eines Besseren belehrten. Die runde Scheibe sollte die heilige Siegelerde vorstellen, welche die Perser beim Beten mit der Stirn zu berühren pflegen, das mondförmige Zeichen dagegen, sonderbar genug, einen Toilettengegenstand, den Haarkamm Hinter dem Kirchhof folgen Gärten und eine Menge zerstörter Baulichkeiten. Der bakhtiarische Tschapar sprengte uns hier in vollem Galopp entgegen, schwang seine Lanze in schnellem Tempo um den Kopf und zeigte sich so geschickt in allen Bewegungen, dafs er einem Ulanen-Regimente zur gröfsten Zierde gereicht haben würde. Aus dem Staubwirbel, welchen die Hufe seines schnellen Rosses aufgerührt hatten, traten sehr bald die Gestalten eines ehrwürdigen *Kedkhoda* und seiner Begleiter in den Vordergrund, höfliche

Begrüfsungen wurden zur gegenseitigen Genugthuung auf der Strafse gewechselt und so zogen wir denn in reichlicher Zahl in den umfangreichen Flecken, halb Dorf, halb Stadtruine, ein, um zuletzt vor einer stattlichen Karawanserai mit herrlichem Portale und breitem Thorwege Halt zu machen. Auch dieses Bauwerk ist alt; die Leute erzählten, Schah Abbas der Grofse habe es auf seine Kosten aufführen lassen, und in der That vertritt die schöne Karawanserai in würdigster Weise die glanzvolle Epoche dieses Königs. Das Gebäude ist in einem ziemlich regelrechten Viereck angelegt, das Portal an der Façade tritt etwa zwanzig Fufs zurück, so dafs besonderen Nebeneingängen in den vorspringenden Flügeln rechter und linker Hand hinlänglich Raum gegeben ist. Behauene Granitsteine bilden die solide Unterlage des ganzen Baues, darüber erheben sich mit einem oberen Stockwerk die aus gebrannten Ziegeln höchst dauerhaft aufgeführten Wände, nach Aufsen hin mit einer wahren Musterkarte mosaikartig geordneter Ziegel und bunter Fayence-Steine geschmückt. Trotz des unbeschreiblichen Reichthums der Zeichnungen, die das prüfende Auge in ein unbegreifliches Labyrinth morgenländischer Ornamente führen, ist alles so wohl berechnet, so wohl vertheilt, dafs der Gesammteindruck in keiner Weise durch Ueberladung beeinträchtigt wird. Im Innern des Hofes liegen die festen Magazine und Menzile für die Reisenden, dahinter wieder die breiten und bequem eingerichteten Stallräumlichkeiten für die Lastthiere, im ersten Stockwerke reiht sich Zimmer an Zimmer, meist nach Gallerien mündend, die den erhitzten Pilgern angenehme Kühlung und einen behaglichen Aufenthalt gewähren. Freilich fehlen heute die Thüren und Fenster, welche ehemals die Gemächer von einander abschlossen; der Wind fegt gegenwärtig mit Getöse durch die offenen Hallen und Gänge, manches ist zerfallen und brutal zerstört, doch hindert das nicht, die früheren Annehmlichkeiten vollständig zu würdigen und das Andenken des königlichen Erbauers zu segnen.

Wir logirten uns in einem ziemlich gut erhaltenen Gemache des oberen Stockwerkes ein; die Löcher in den Wänden wurden mit Decken zugestopft, die fehlenden Thüren durch vorgehangene Teppiche ersetzt, bald dampfte der Samowar inmitten des Zimmers und wir befanden uns in der Karawanserai von *Majâr* so wohl, als säfsen wir im Königspallast. Zunächst wurde der Ruhe gepflegt und dann in den Hof hinabgestiegen, um jedes einzelne Ornament, jede Inschrift an den Wänden zu durchmustern.

Welche Macht, welche Mittel mufsten damals noch die persischen Könige besitzen, nur um den commerciellen Zwecken solche Opfer bringen zu können! Je mehr wir prüften, je unbegreiflicher wurde es uns, wie es möglich war, in solcher Wüstenei, als *Majâr* trotz seiner Gärten sonst zu sein scheint, ein so herrliches Werk hinzuzaubern. In der Mitte des Hofes befindet sich, wie gewöhnlich in dem offenen Inneren der Karawanseraien und Posthäuser, eine viereckige erhöhte Estrade, als Lagerplatz von den Maulthiertreibern in schönen Sommernächten benutzt, diesmal aber nicht aus schlechten Backsteinen oder aus elendem Erdschlamm aufgeführt, sondern aus langen und breiten Granitblöcken so scharfkantig zusammengefügt, so für die Ewigkeit geschaffen, als ob der Baumeister der Plateform von Persepolis von den Todten auferstanden wäre und hier seine Hand im Spiele gehabt hätte. Die Steine, wie ich bemerkte, trugen wiederum jene seltsamen Marken, die mir uralten Ursprunges zu sein scheinen, und weiter wandernd fand ich sie von Neuem an den Granitblöcken des ganzen Unterbaues vor. Unsern Persern schien die Estrade für gemeine Maulthiertreiber viel zu nobel zu sein, so dafs sie behaupteten, hier hätten allabendlich die weiland *Busurk-hâ*, das sind die Grofsen des Landes, gesessen, um mit Wohlbehagen ihren Thee zu schlürfen. Schreitet man hinaus aus dem Portale, dessen hölzerner Thorweg mit arabischen, persischen, türkischen, ja sogar europäischen Gedenkinschriften bedeckt ist, so liegt vor der Karawanserai linker Hand ein schöner *Ab-embâr* oder Wasserbrunnen, eine persische Cisterne im besten Stil der Zeit des grofsen Abbas. Er befindet sich in der Nähe des Portales nach dem linken Seitenflügel zu, dicht bei einem grofsen Felde, welchem dürre Baumwollenstauden wenig Leben verleihen. Zwölf breite Granitstufen führen in einen kellerartigen Erdbau, der mit einer glatten Mauer endet, in deren Mitte ein drehbarer Messinghahn angebracht ist. Drittehalb Jahrhunderte haben die wohlthätige Anlage nicht zerstören oder aufser Dienst setzen können, denn das Wasser strömt noch heute so ergiebig aus dem aufgedrehten Messinghahn, wie damals als die reichen Handelskarawanen der englischen und holländischen Compagnieen von Isfahan über *Majâr* nach Schiraz und *Bender-Buschehr* zogen. Zur Erhaltung dieses grofsartigen Baues geschieht von Seiten der Regierung Nichts, vielmehr werden Steine und Blöcke losgerissen, um zu modernen Bauzwecken verwendet zu werden. Ein alter Insasse fegt Jahr aus Jahr ein den aufgehäuften Schmutz vom Boden der Gemächer fort, und fristet

als Kastellan in der herrlichen Karawanserai sein armseliges Leben von den geringen Spenden der Reisenden und Tscherwadare. Kommen Europäer, so giebt's einen Festtag für den Alten, der darum auch doppelt geschmeidig wird und den Besen mit jugendlicher Leichtigkeit führt.

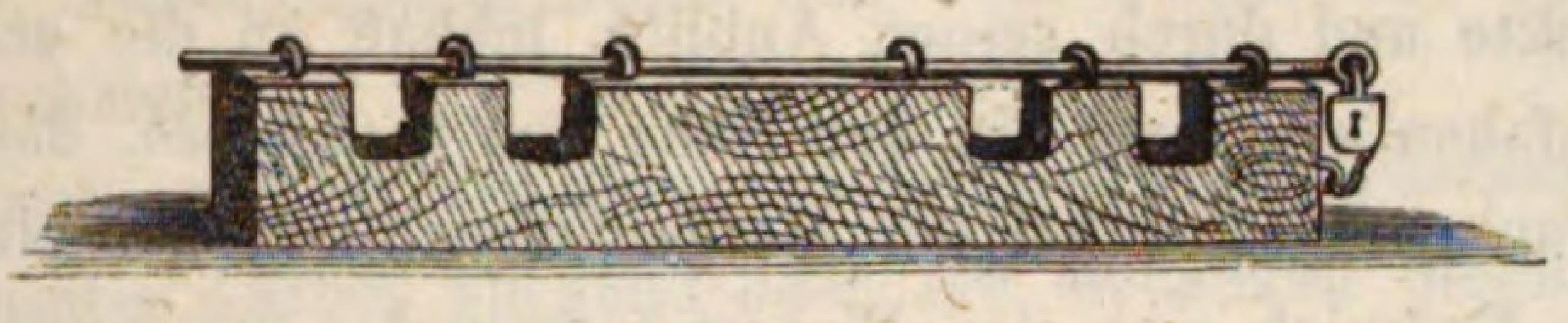
Am heutigen Tage logirten mit uns in dem stattlichen Hôtel ohne Wirth noch Kellner hunderte von Reisenden und — Eseln, die Gott weifs von woher gekommen waren, um sich hier ein *Rendez-vous* zu geben. Das Geschrei der „Grofsväter der Dummheit“ tönte Mark und Bein erschütternd den ganzen Rest des Tages über so vornehmlich durch die weiten Räume der Karawanserai, dafs wir zuletzt nach gerade genug davon hatten und baldige Weiterreise wünschten. Der Wunsch erhielt eine kräftige Unterstützung durch den Mangel guten Trinkwassers, da auch hier, wie auf der vorigen Station, das Wasser so sehr *schûr* d. h. salzig war, dafs es nicht einmal die Thiere trinken mochten. Unsere körperlichen Leiden nahmen dabei nicht ab, sondern an Heftigkeit zu. Am meisten beängstigte uns die heftige Dysenterie unseres Chefs, der lautlos die brennendsten Schmerzen, an seinem Feldtische arbeitend, zu bekämpfen suchte.

Der 4. October sah uns bereits eine Stunde vor Sonnenaufgang auf dem Marsche nach der nächsten Station, der Stadt *Qumischèh*, die nach den Angaben unserer Maulthiertreiber sechs Fersach von *Majâr* abgelegen sein soll. Bei der anfänglichen Finsternifs liefs sich wenig von dem eigentlichen Charakter der Landschaft erkennen. Wir durchmafsen auf guter ebener Karawanenstrafse ein grofses Plateau, das, so schien es, in der weiten Runde von schwarzen zusammenhängenden Bergmassen eingefafst war. Die Karawane eröffnete den Reisezug, wir Reiter folgten in einer nicht gar zu grofsen Entfernung nach, hinter uns kamen in ziemlich weiter Distanz die Handpferde mit den persischen Reitknechten, die sich aus irgend welchem Grunde verspätet hatten. Schweigsam ritten wir in der Stille der Nacht nebeneinander, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, die sich gewöhnlich bis zur traulichen Heimath hin verstiegen, als unsere Aufmerksamkeit plötzlich durch eine seltene Begegnung wach gerufen wurde. Zwei Bakhtiaren in vollem Waffenschmuck, die lange bepuschelte Lanze halb schräg über den Pferdehals gelegt, kamen uns in langsamem Reiseschritt entgegengeritten, zogen ohne Grufs schweigend an uns vorüber und setzten bald darauf ihre Pferde in Galopp. Unserem stets aufmerksamen Chef schien die so plötzliche Eile ein schlechtes Omen zu sein, da die ver-

rufenen Gesellen der schwarzen Berge sehr leicht einen Handstreich gegen die hinter uns folgenden Pferdeknechte und Thiere ausführen konnten. Auf Kommando wurde sogleich Kehrt gemacht und hinter den Bakhtiaren in langem Galopp drein gesetzt. Unsere Besorgnifs war indefs unbegründet, die Pferdeknechte hatten sie ruhig an sich vorüberziehen sehen und so waren wir wieder einmal der Gelegenheit eines besonderen Abenteuers beraubt.

Bald trat das erste Zwielicht in Gestalt heller Streifen am östlichen Himmel ein. Die Sonne tauchte endlich aus einem sehr bemerkbaren Dunstmeer am Horizonte empor. Dichter Nebel lag auf der ganzen Landschaft. Er zerstob selbst nicht einmal am Tage und hüllte die ferner liegenden Berge wie mit einem dünnen Schleier ein. Die malerischen Formen der langen Bergzüge rechter und linker Hand bei Seite gesetzt, war die Natur des Landschaftlichen auf dem ganzen ersten Theile der Reise unendlich traurig und eintönig. Erst auf dem zweiten Theile des ermüdenden Marsches belebte der Anblick einzelner Dörfer auf der rechten Seite der Karawanenstrafse das todte Bild, obgleich auch sie in der gewaltigen Leere zu Nichts verschwammen, kleinen grünen Punkten auf gewaltiger graubrauner Fläche vergleichbar. Nachdem wir uns dem rechten Bergzuge genähert hatten, öffnete sich plötzlich das Plateau und wir bogen rechter Hand in ein Seitenthal ein, in welchem zu unserer Freude sehr hübsche, von langen Erdmauern eingeschlossene Gärten zur Einkehr einzuladen schienen. Dahinter erhob sich auf einer Höhe gelegen ein schönes, in geschmackvollem Stil erbautes Haus, halb wie ein Pallast, halb wie eine Moschee aussehend. Balcone, gestützt von zierlichen Säulen mit Nischen-Kapitäl, mufsten eine weite Aussicht in das Freie gewähren und in der That schienen Gruppen hockender Weiber, welche die hochgelegenen luftigen *Balakhanèh* besetzten, sich hier in aller Gemüthlichkeit der Natur zu freuen. Sah es hiernach aus, als sei das Haus von irgend einem Grofsen dem Haremsleben geweiht, so gemahnte andererseits die domartige Kuppel an den Moscheendienst. In der That hörten wir später, dafs der Bau ein wohlbekanntes, dem *Schekh* (hier *Schah* ausgesprochen) *Rizâ* geweihtes *Imamzadèh* sei. Unverständlich blieb es immer, wie die Weiber zu der Ehre kamen, in den Räumen der posthumen Wohnung des Heiligen die jedenfalls besten Plätze einzunehmen. Demselben Heiligen mag es wohl zuzuschreiben sein, dafs sich hinter dem *Imamzadèh*, welches rechter Hand liegen blieb, ein ehemaliger Leichenacker

weit ausdehnte. Die Grabsteine waren zum grofsen Theil mit vieler Kunstfertigkeit behandelt. Eine nicht geringe Zahl war aus felsenhartem Granit gemeifselt und mit schönen Inschriften bedeckt, welche zu den besten Proben persischer Schrift-Sculptur gehörten. Aus ihrer Mitte erhob sich einsam und trauernd ein halb zerbrochener Granitlöwe, der hier wie so häufig anderwärts das Grab irgend eines Helden vergangener Zeiten schmückte. Eine halbe Stunde weiter führt über sehr unebenes, hügeliges Terrain hinweg die Strafse nach einer schlechtgemauerten graden Brücke und endet zuletzt in einen Pfad, der deutlich sichtbar zu dem nächstgelegenen Stadtthore von *Qumischèh* geleitet. Der Anblick der letzteren ist eigenthümlich genug und überrascht den von Norden kommenden Wanderer nicht wenig. Ziemlich regelmäfsig angelegt, nach persischer Städtebefestigungsregel in einem Viereck, ist sie von einem Mauer- und Thurmgürtel umgeben, über welchem sich eine wahre Unzahl dünngestalteter Taubenthürme erheben. Es sieht aus, als seien die fetten dickleibigen Thürme von Isfahan zu mageren schmächtigen Gestalten zusammengeschrumpft. Trotz des Sonderbar-fremdartigen hat dennoch dieser Anblick etwas ungemein Munteres. Hinter Gräben und Gruben führt das kleine Stadtthor in das Innere von *Qumischèh*, wo der *Eltschi* gleich bei seinem Eintritt von dem *Hâkim* oder Gouverneur der Stadt (abhängig von dem isfahanischen *Schahzadèh*) und den bedeutendsten Persönlichkeiten derselben durch eine feierliche Anrede begrüfst wurde. Er geleitete uns durch etliche Strafsen des ziemlich reinlich aussehenden, wenn auch verfallenen Ortes nach unserem Menzile, einem kleinen Hause mit gepflastertem Hofe, in dessen Mitte sich neben einem Beete halb welker Herbstblumen ein gefülltes Wasserbassin befand. Unsere Zimmer lagen wie gewöhnlich nach diesem Hofe hinaus, waren mit nebeneinander laufenden Tonnengewölben überdacht, und die Fenstergatter der kleinen viereckigen Fensteröffnungen mit Papier verklebt. Die von Rauch geschwärzten Decken lieferten den Beweis, dafs die Kamine im Winter arg rauchen müssen und dafs den Leuten in *Qumischèh* nicht viel daran gelegen ist, ob das Zimmer weifs oder schwarz aussieht. In der finsteren Nebenkammer des Gemaches, in welchem Hr. v. Grolman und meine geringe Person das heutige Quartier aufgeschlagen hatten, entdeckten wir neugierige Europäer ein sonderbares Instrument, welches folgendermafsen gestaltet war:



Was sollte das bedeuten, ein Holzbalken mit vier Einschnitten, darüber eine bewegliche Eisenstange, die mittelst eines Schlosses unbeweglich wurde? Unsere Perser erklärten mit gröfster Ausführlichkeit den Zweck jener Maschine, welche sie mit dem Namen *Tärezu* bezeichneten. Es war eine Fufsklammer für zwei Personen, so eingerichtet, dafs eine Doppel-Bastonade *optima forma* applicirt werden konnte. Das Nebenkämmerchen, in welchem sich das eben beschriebene Instrument vorfand, dient aufserdem als Gefängnifs für solche, welche sich Uebertretungen schuldig gemacht haben. Natürlich war unser Wunsch, für die Zeit unseres Aufenthaltes keine criminelle Nachbarschaft in nächster Nähe zu geniefsen.

Von *Qumischèh* an nahmen die Leiden derer unter uns, welche an gastrischen Uebeln befallen waren, einen höchst bedenklichen Charakter an. Wir safsen schweigsam und traurig in unserem Menzile, und versuchten, leider vergeblich, durch medicinische Mittel unserer leidenden Natur einige Hülfe zu verschaffen. Die stärksten Dosen sonst kräftig wirkender Medicamente blieben vollständig erfolglos. Vor allen hatten wir den Schmerz, unseren hochverehrten Chef in einem so bedenklichen Zustand zu sehen, dafs wir trotz seiner Gegenvorstellungen gemeinsam den Entschlufs fafsten, unseren Aufenthalt in *Qumischèh* mindestens um einen Tag länger auszudehnen. So verlebten wir denn in trübster Stimmung den ganzen folgenden Tag, den 5. October, in dem einsamen Menzile.

Um fünf Uhr Morgens, d. 6. October, zogen wir bereits wieder mit Sack und Pack aus dem Stadtthore in das Freie hinaus. Die frische Luft, vor allen jedoch der angenehme Anblick der uns umgebenden, von Menschenhand gepflegten Natur schien wohlthuend auf unseren Körper und Seele zu wirken. Beinahe ohne Unterbrechung dehnte sich von *Qumischèh* an bis zum nächsten, vier Fersach abgelegenen Menzile eine lustige Reihe von Gärten und Dörfern mit Taubenthürmen aus, die einer reichen Wasserader ihr fröhliches Aussehen zu danken hatten. Linker Hand zog sich die Karawanenstrafse an einem Bergzuge mit Steilabfall hin. Von hier aus rechter Hand lag ein wenig tiefer das bebaute Land, das sich bis zum Fufse der gegenüberliegenden kahlen Bergkette in der Länge wie ein grünes

Band ausstreckte und durch seinen Anblick lebhaft an die schönen Thalgründe vor Isfahan erinnerte. In der Nähe von *Qumischèh*, das mit seinen zahlreichen Taubenthürmen bei der Morgenbeleuchtung gar einladend aussah, war das Erdreich von den Wasserstürzen des vergangenen Winters ganz zerklüftet, so dafs wir auf der Karawanenstrafse ohne Unterlafs bald aufwärts, bald abwärts steigen mufsten, eine Bewegung, die freilich unseren dermaligen Zuständen nicht besonders günstig war. Gegen halb zehn sahen wir bereits das festungsartig angelegte Dorf *Wehscharèh*, die heutige Station, mit seinen fahlbraunen Erdmauern rechter Hand von der Strafse vor uns liegen. Ein wenig abseits lag wie gewöhnlich die *Tschaparkhanèh* oder das Posthaus, in welchem der vorangerittene dienstfertige Bakhtiare des Schahzadeh von Isfahan Quartier für uns bereitet hatte. An Ehren hatte er es nicht fehlen lassen, denn kaum näherte sich unser Eltschi dem Hause, so wurde derselbe von einer Versammlung männlicher Bewohner des Dorfes begrüfst, an ihrer Spitze der *Kedkhodâ*, welcher Hrn. Baron v. Minutoli seine besonderen Wünsche in einer für uns neuen Weise auszudrücken sich beehrte. Er überreichte einen Teller, auf welchem sich neben einigen Stücken Zuckerwerkes ein kleiner Spiegel befand, mit dem sich nach den Erklärungen der uns begleitenden persischen Diener eine eigene symbolische Bedeutung verbinden sollte. Der Spiegel — die handgreiflichste aller Vorspiegelungen — drückt den Wunsch für gute Gesundheit und glückliche Reise aus. Wenn ein Perser eine Reise antritt, so ist es ihm angenehm, wenn eine Person einen Spiegel vor ihm, eine zweite einen Spiegel hinter ihm eine Zeit lang herträgt. Nun, meint er, werde ihm das Glück nicht fehlen. Oft giefst man auch Wasser schnell vor ihm aus, eine Handlung, welche eine ganz gleiche Bedeutung haben soll. Nach einigen Minuten längeren Haltens, wobei es nicht an gegenseitigen sehr höflichen Reden zwischen dem preufsischen Eltschi und dem Kedkhoda von *Wehscharèh* fehlte, steuerten wir in grader Richtung auf das Thor der Tschaparkhanèh los, von welcher uns ein drei bis vier Fufs breiter wasserleerer Graben trennte. Jenseits des Grabens harrte des Eltschi ein neuer, diesmal blutiger Ehrenzoll. Ein Perser hockte daselbst auf dem Boden; die rechte Hand hielt ein langes Messer, die linke ein unschuldiges Lamm, dem er mit einem Ruck den Kopf vom Leibe abtrennte, als sich das Pferd des Eltschi dicht vor ihm befand. Unser ganzer Trofs mufste darauf, nach

Landessitte, zwischen dem Kopfe und dem Körper des blutenden Opferlammes durchziehen.

Bald lagen wir in den finsteren Kammern des Posthauses von *Wehscharèh*, unseres Leibes pflegend oder mit Gedanken beschäftigt, wie sie so häufig den Reisenden plagen, der elend und matt, weit weg vom heimischen Herde, sich durch miserable Zustände hindurchwinden mufs, und mehr als einmal die sonderbare Frage an sich stellt: warum hast du diese Reise angetreten? — Alles war still und ruhig, Knechte und Thiere lagen lang ausgestreckt neben einander und schliefen den Schlaf übermüdeter Pilger, selten nur hörte man das Klappen der Pantoffeln eines Persers, der durch die Pforte seine Füfse in langsame schlürfende Bewegung setzte: als plötzlicher Lärm und Schreien das ganze Haus mit Halloh erfüllte. Unsere persischen Diener hatten eine vollständige Rebellion angefangen, die spafshaft genug enden sollte. Des Ministers deutscher Diener Rabe hatte, — eine nicht auffallende Erscheinung im Morgenlande, — einmal wieder die Geduld verloren, und erbofst über die Faulheit unserer Perser, gegen einen derselben, der sich weigerte, eine ihm zukommende Arbeit zu verrichten, die Hand erhoben. Als ehemaliger Husar würde er nicht lange gewartet haben, die geballte Rechte in schnellstem Tempo sinken zu lassen, wären nicht die übrigen Perser ihrem Landsmann beigesprungen. Natürlich erklärte sich der hiermit verbundene Lärm. Ein Perser, der bei uns die Stelle eines *Kaliundâr* oder Pfeifengebers vertrat, warf sich als Rädelsführer auf, erschien ziemlich aufgeregt vor dem Minister und verlangte trotzig und hochmüthig das *Murekhès* oder seine Entlassung. Der Eltschi, wohl bekannt mit den Eigenthümlichkeiten persischer Seelengröfse, bewilligte ihm denselben augenblicklich oder — eine gehörige Tracht Prügel. Er zog sofort die letztere vor und blieb wie bisher ein Diener der preufsischen Gesandtschaft. Das persische Raisonnement bei dergleichen Fällen ist so: entweder ich setze meinen Trotz durch, dann bin ich dein Herr, oder ich setze ihn nicht durch, dann bist du mein Herr, — mein guter Herr, wenn's obenein Prügel setzt. Ländlich, sittlich! anders geht es einmal in Persien nicht her.

Nach diesem häuslichen, bald beigelegten Zwiste entwickelte sich ein neuer Streit, bei welchem diesmal die Bevölkerung von *Wehscharèh* die eine Partei, wir Fremdlinge in der *Tschaparkhanèh* die andere Partei bildeten. Die Sache ging so her. Unsere Pferdeknechte und der *Tscherwadâr*

unserer Karawane hatten sich nach der „Festung“ begeben, d. h. nach dem Dorfe, um gegen baare Bezahlung für die Thiere Gerste zu erhandeln. Man war mit den Bewohnern über den Preis schliefslich einig geworden, die Wehscharener hatten sogar das Geld bereits in Empfang genommen, brachten aber mit persischer Schlauheit nur etwa die Hälfte des abgehandelten und zu liefernden Getreides zum Vorschein. Der Streit blieb nicht aus, es kam bald zum Handgemenge auf offenem Platze im Dorfe und der dienstwillige, aber etwas stürmische Bakhtiare, ebenso wie der *Tscherwadâr* erhielten Beulen und Wunden. Man stellte nothgedrungen den Rückzug an und trug dem Gesandten den Gewaltstreich der Leute in der Festung in angemessener Weise vor. Nicht Gegenschlag, sondern die Macht des Rechtes konnte allein den so böse begonnenen Streit zu einem guten Ende führen. Nach kurzer Berathung was zu thun sei, wanderte der getreue *Jahijâ* in Begleitung unseres Wekil-Baschi's und unserer aus drei Mann bestehenden militärischen Bedeckung nach der Festung, um in feierlicher Weise den im Namen S. M. des Schah ausgestellten Reise-Firman im Angesicht der Alten des Dorfes aufzurollen und Genugthuung für ein so ungastfreundschaftliches Benehmen zu fordern. Beim Eintritt in die Feste war alles wie ausgestorben. Der *Kedkhodâ* und sämmtliche übrigen männlichen Bewohner hatten, vom bösen Gewissen geplagt, es vorgezogen sich zu verbergen und den Weibern die Sorge der Vertheidigung überlassen. Kaum hatte *Jahijâ*, den Firman in der Hand, seinen Mund geöffnet und nach dem Verbleib der Männer gefragt, als die versammelte Weibermenge, Alte und Junge, ein ungeheures Geschrei erhob, das über die Festungsmauer hinweg bis nach unserer *Tschaparkhanèh* herüberschallte. Mit Thränen in den Augen und mit erhobenen Armen baten sie jammernd um Gnade, besonders als der nachträglich hinzugekommene Bakhtiare anfing ganz lästerliche Drohreden auszustofsen. Wuthschnaubend und rasend verschwur er sich hoch und theuer, dafs sein *Schahzadèh* diesen Söhnen Lot's ohne Barmherzigkeit den Kopf würde absäbeln lassen und dafs die Festung am längsten eine herrliche Festung gewesen sein würde. Was sollte mit den Weibern allein angefangen werden? Da kein einziger Mann sich blicken liefs, denn der Perser ist ebenso anmafsend und hochmüthig als furchtsam und feig, zog die Deputation unverrichteter Sache ab und es blieb dem *Eltschi* nichts anderes übrig, als einen Klagebrief gegen das Dorf an den *Schahzadèh* aufzusetzen, denselben nach Isfahan zu adressiren und dem

Bakhtiaren, der von hier an Abschied von uns nehmen mufste, zur Besorgung zu übergeben. Somit war der Lärm vorläufig zu Ende geführt, doch wurde der Bakhtiar ein Paar Stunden darauf im eifrigsten Gespräch mit zehn Dorfbewohnern überrascht, die hinter einer abseit liegenden Mauer mit ihm Platz genommen hatten, den gefüllten Kaliun der Reihe nach herumwandern liefsen und augenscheinlich über geeignete Mittel und Wege verhandelten, das drohende Unwetter von *Wehscharèh* abzulenken. Dafs sein Vortheil — das unvermeidliche *Mudakhìl* — dabei eine sehr bedeutende Rolle spielte, läfst sich von vornherein leicht errathen.

Wir waren ziemlich unmuthig ob der überstandenen Aergerlichkeiten und verlebten den Abend schweigsam mit uns selber beschäftigt auf dem Dache der *Tschaparkhanèh.* Die Aussicht von hier aus war nicht ohne landschaftlichen Reiz, besonders als die Sonne zu Rüste ging und das gegenüberliegende, zerstörte grofse Dorf *Mahsudbèg* an der Strafse von *Qumischèh* nach *Eminabâd* und die Bergkette dahinter wie in Rosenschimmer zu zerfliefsen schien, bis allmählig dunkle Schatten den Zauberglanz verwischten und die Nacht mit ihren schwarzen Flügeln die ganze Landschaft verhüllte.

Unser Eltschi liefs in der Finsternifs so frühzeitig das Zeichen zum Aufbruch geben, dafs wir bereits eine Stunde nach Mitternacht aus dem Thore der *Tschaparkhanèh* hinauszogen, um über Gräben und löcherige Felder hinweg die grofse Karawanenstrafse wiederzugewinnen. Der Tagemarsch für den achten October war voraussichtlich lang, ob langweilig sollte sich erst später entscheiden. Um ein Uhr waren wir abgezogen, um neun Uhr Morgens erreichten wir das nächste Menzil, die Felsenstadt *Jezdekhâst.* Die Kälte war grimmig, ein rauher Wind fegte über die breite Thalfläche einher, wir mufsten uns dicht und fest in unsere Reisemäntel hüllen. Links und rechts von der Strafse zogen die lang ausgedehnten Ruinen, Schutthügel und leeren Taubenthürme von *Mahsudbèg* an unseren Blicken vorüber, schreiende Eulen flatterten um die hohlen Thürme und in den verlassenen Strafsen des Ortes umher und vermehrten durch ihre spukhafte Erscheinung das Traurige des Eindruckes einer Nachtreise durch Trümmer verwüsteter menschlicher Wohnstätten, die sich auf beinahe eine Stunde Weges in ununterbrochener Folge ausdehnten. Von hier aus bis nach *Emîn-abâd* hin, das wir kurz vor Sonnenaufgang erreichten, war keine Hütte sichtbar; zerfallene Wachtthürme, einst vom Emir zum Strafsenschutz der Karawanen gegen die räuberischen Anfälle der Bakhtiaren angelegt, waren die einzigen

stummen Zeugen ehemaliger Ansiedelungen in dieser so einsamen Gegend, durch welche die Grenzlinie der Regierungsbezirke von Isfahan und Schiraz in der Richtung von Osten nach Westen hindurchgeht. Trauriger noch als die Strafse vor dem Dorfe *Emîn-abâd*, das auf der rechten Seite des Weges gelegen ist, geschützt durch eine ziemlich starke Mauer mit Thürmen und Angesichts einer gut erhaltenen Karawanserai aus älterer Zeit, ist der Anblick der todten Hochfläche, welche sich hinter dem Dorfe in unabsehbarer Weite ausdehnt. Hier windet sich in langen, schneeweifsen Linien das breite streifige Band der Karawanenstrafse entlang, welche nach dem vorher bereits erwähnten Menzile *Jezdekhâst* führt. An malerischen Partien fehlt es freilich nicht. Der ganze weite Horizont ist von schwarzgefärbten Bergwänden eingeschlossen, vor und hinter welchen wunderliche Bergkolosse in die reine blaue Luft hineinragen. Aber diese Malerei leidet zu sehr an dem Eindruck des gewohnten Anblicks.

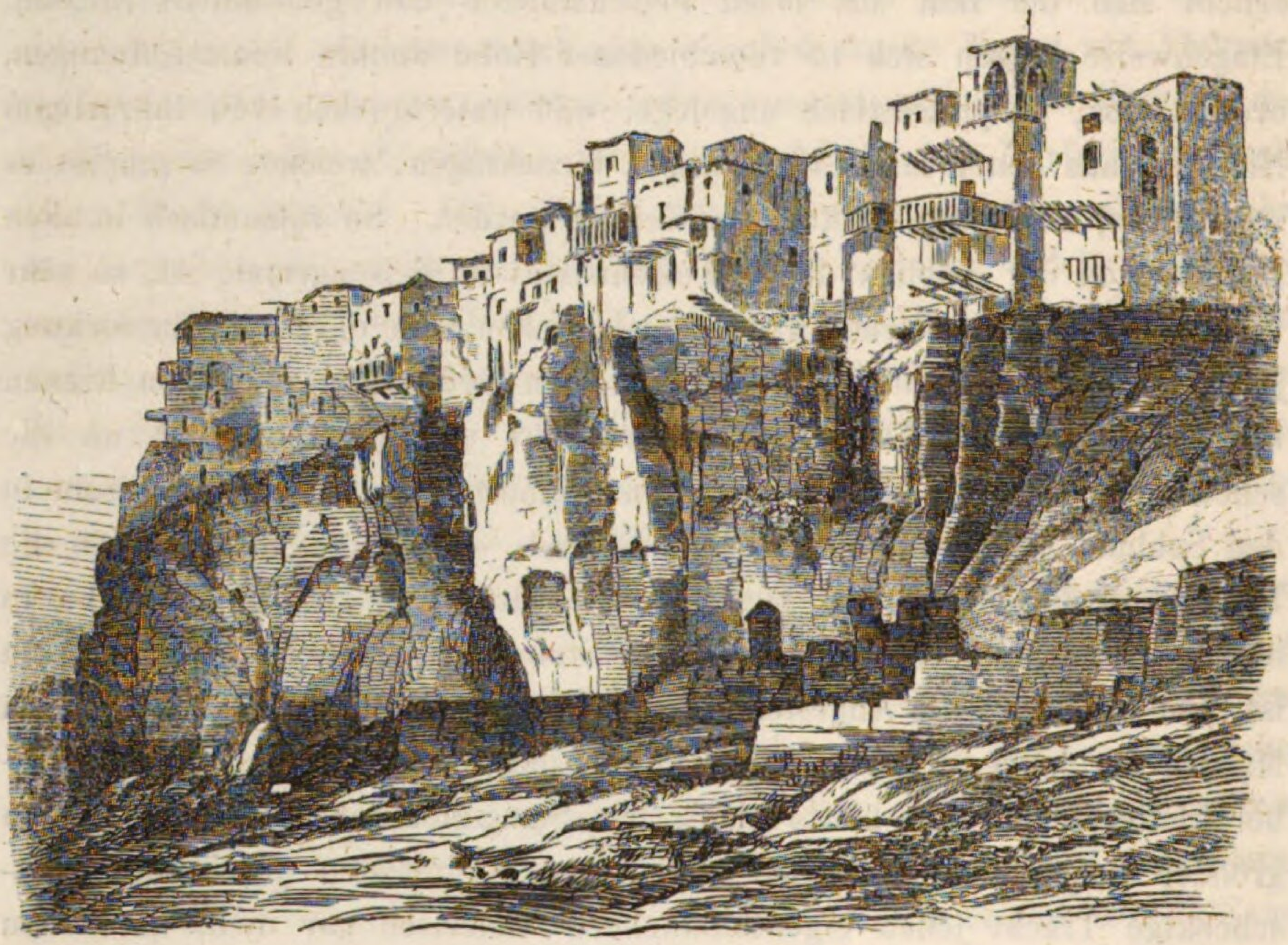
Jezdekhâst, eine der wundersamsten Städte in ganz Persien, wird erst sichtbar, wenn man wenige Schritte davor steht. Ehe man ihr Gebiet berührt, mufs man dicht an dem alten Todtenacker vorüber, der wie gewöhnlich von der Pilgerstrafse durchschnitten wird. Er ist eben so ausgedehnt als grofsartig durch die Schönheit und treffliche Erhaltung seiner granitnen Leichensteine. Jedes Denkmal, das die sterblichen Reste der Altvorderen von *Jezdekhâst* bedeckt, athmet vergangene Gröfse, Macht und Kultur. Kaum hat man, in sanfter Ansteigung des Terrains sich weiter bewegend, die ehemalige Nekropolis hinter sich, so öffnet sich mit einem Male vor den Augen des erstaunten Reisenden ein Panorama, so seltsam, so anziehend, so abweichend von dem sonstigen Anblick bewohnter Stätten, dafs der fremde Pilger unwillkührlich dem Röfslein Halt gebietet, um mit Ruhe und längere Zeit das Bild seinem Gedächtnifs in unvergefslichen Zügen einzuprägen.

Man versetze sich im Geiste an den Rand eines langen und breiten Erdspaltes, der den ebenen Boden zerrissen hat. Die steilen Wände dieses Schlundes sind durchlöchert und zerfressen und bieten — dürfen wir das seltsame Bild gebrauchen — den Anblick eines Gerippes von Felsenknochen dar. Wie eine Insel aus dem Meeresgrunde, so steigt aus diesem Riesenloche eine durchwühlte, durchhöhlte und, wie es scheint, aus Conglomeratgestein bestehende Felsenmasse in die Höhe, welche in eine Unmasse dicht zusammengedrängter viereckiger Thürme endet, die wie ein einziges ge-

waltiges Bauwerk, wie ein vergrautes Riesenschlofs oder wie ein uralter Riesendom sich in die blaue Luft hinaufrecken. Die Grundlage der Thürme, deren jeder ein besonderes Haus darstellt, giebt der Felsen ab, darüber erhebt sich der Bau aus losen Felsenstücken und gebrannten Ziegeln. Etagenweise zeigen sich in verschiedener Höhe dunkle Fensteröffnungen, ordnungslos, unsymmetrisch angelegt, und unterbrochen von thürartigen Nischen, aus denen lange Holzstangen hinausragen, welche, so scheint es wenigstens, als luftige Balkone verwendet werden. So romantisch in allen Beziehungen der Anblick dieses Felsennestes im Felsengrunde ist, so sehr vermindert sich die Freude an der malerischen Seite durch die Entdeckung jener ekelhaften Beigabe, die aus einzelnen Oeffnungen in langen Rinnen die Aufsenseite der Thurmhäuser verunziert und unwillkührlich an die scheufsliche isfahaner Häuserdecoration erinnert. Wir stiegen behutsam in den Schlund hin, wandten uns linker Hand, — rechts von uns blieb die Felsenstadt liegen, — und zogen in die *Tschaparkhanèh* ein, welche in einiger Entfernung von der gewaltigen Steininsel ziemlich einsam gelegen ist. Bei unserem Ritte Angesichts von *Jezdekhâst* belebten sich die dunklen Mauern der langen Thürme plötzlich mit den buntesten Farben. Die Weiber kletterten auf die halsbrecherischen Stangenbalkone, hockten sich in gröfster Bequemlichkeit darauf nieder und veranlafsten durch ihre buntscheckige Tracht jenen eigenthümlichen, malerisch gar nicht unschönen Farbenwechsel.

In der *Tschaparkhanèh* sieht es nicht besser und nicht schlechter wie in allen übrigen Posthäusern des persischen Reiches aus, doch hat sie den Vorzug, von der Höhe ihres flachen Daches aus dem Reisenden ein ganz eigenthümliches Panorama zu gewähren. Man kommt sich wie auf einem Schiffe vor, das auf einem Flusse zwischen hohen Felsenufern dahingleitet und auf eine dicht vorliegende Felseninsel lossteuert. Von diesem Dache aus haben wir die umstehend befindliche Zeichnung aufgenommen, welche eine getreue Abbildung von *Jezdekhâst* nach der der *Tschaparkhanèh* zugelegenen Seite gewährt.

Die Aussicht in den Grund der breiten Spalte ist nicht sehr malerisch; die hohen Felswände zu ihren beiden Seiten erdrücken Alles in der Tiefe zu ihren Füfsen Liegende durch ihre Massenhaftigkeit und die todte Farbe ihres durchlöcherten Gesteines. Hier und da zeigt sich ein Stück grünes Land, seltener mit Bäumen bepflanzt, welche nach den uns dargebotenen



Früchten zu urtheilen, mit recht reifen, aber fade und holzig schmeckenden Aepfeln und Birnen beladen waren. Eine dünne Wasserader rinnt schwerfällig die Erdspalte entlang; eine aus Ziegeln und Felssteine erbaute Bogenbrücke führt darüber hinweg und geleitet zunächst nach einer Karawanserai älterer Zeit, die wir näher zu untersuchen leider nicht Gelegenheit fanden.

Der Zugang zu *Jezdekhâst* findet nur von einer Seite aus Statt, von derjenigen nämlich, welche an dem entgegengesetzten Ende des Posthauses gelegen ist. Eine Art von Zugbrücke führt durch ein enges Thor in die einzige Strafse des Ortes, in welche sämmtliche Thüren der Häuser münden und die so schmal und zum Theil von oben her so verdeckt ist, dafs kaum dem lieben Himmel ein schwacher Blick in diese seltsame Gasse gestattet bleibt. Man sieht es dem ganzen Bau an, dafs dies in älteren Zeiten ein stark und mit grofser Vorsicht angelegter Platz war, wohl im

Stande, sich lange Zeit zu vertheidigen und allen Angriffen kräftig zu widerstehen. Hier und da befinden sich die deutlich unterschiedenen Reste uralten Mauerwerkes, das von den Bewohnern der Stadt als *Gebrhâ*-Ziegelwerk d. h. als ein Bau der ehemaligen Feueranbeter bezeichnet wird. Die Stadt besteht in der Gegenwart aus etwa zweihundert Häusern, von denen ein grofser Theil in Folge eines vor mehreren Jahren Statt gefundenen Erdbebens arg demolirt ist, grofse Risse hat oder ganz darnieder liegt. Die Erdbeben sollen nach den Beobachtungen und Aussagen derselben Bewohner alle dreifsig Jahr wiederkehren und die Erklärung für die überreiche Fülle von Felsblöcken und Mauersteinen abgeben, mit welchen der ganze Boden nach der Aufsenseite der Stadt, rings um den Inselfelsen, besät ist.

Unser Aufenthalt in der alten Geberfeste, die schon durch ihren Namen an die gegenwärtige Hauptkultusstätte der Feueranbeter *Jezd* erinnert, wurde leider getrübt durch die plötzlich eintretende Verschlimmerung unserer gastrischen Zustände. Bei dem Dragoman unserer Gesandtschaft, der im hohen Alter vor einer so beschwerlichen Reise nicht zurückgeschreckt war, stellte sich eine bedenkliche Schwäche ein, und meine eigene Wenigkeit wurde so matt, dafs sie nicht mehr zu stehen, sondern nur eine sitzende oder liegende Stellung einzunehmen im Stande war.

Unsere Leiden, welche von Tag zu Tag beunruhigendere Erscheinungen zeigten, konnten in der langweiligen Reise keine Erleichterung finden, die wir am nächsten Tage (d. 8. October) zurücklegten, um das Menzil *Schulgistân* zu erreichen. Wir verliefsen in aller Frühe das Posthaus von *Jezdekhâst*, überwanden auf der Steinbrücke den beinahe wasserleeren sogenannten *Rudekhanèh* oder das „Flufshaus", liefsen die alte Karawanserai rechter Hand abseit liegen und kletterten nun, nicht ohne grofse Anstrengung der Thiere, den steilen felsigen Aufgang hinauf, der aus dem Felsenloche von *Jezdekhâst* nach der freien Höhe führte. Bald hatten wir die Spuren der Karawanenstrafse wiedergewonnen und legten nun bei trostloser, wüstenartiger Einförmigkeit der uns umgebenden Natur den sechs Fersach langen Weg in sieben Stunden zurück. *Schulgistân*, von unseren Leuten mit dem unvermeidlichen langgedehnten *û*, das in *Sultûn, hamûm, dûnisten* und andern Wörtern gradezu unerträglich klingt, *Schulgistûn* ausgesprochen, bot uns beim Einzug, dicht an einer Karawanserai vorbei, eigentlich seine Kehrseite dar. Wie meist alle Kehrseiten in der Welt, so

war auch diese durch keinen besonderen Vorzug malerischer Wirkung ausgezeichnet: eine lange und schiefe Mauer von grauen Erdziegeln ungleicher Höhe mit kleinen Gucklöchern in verschiedener Lage, mit langen Rissen und Spalten, gekrönt hier und da von Decken-Tonnengewölben, natürlich so zerklüftet wie das ganze zugehörige Haus, zerfallene Thürme an den Ecken der hinteren Häusermauer, an einem Ende eine rumpelige Moschee, aus grauen Erdschollen aufgebacken, in die man als besondere Zierde nicht geringeres als alte, blau bemalte — englische Fayence-Teller eingemauert hatte, oben auf dem sogenannten *Imamzadèh* so Etwas wie eine Spitze, natürlich schief wie Alles in der Umgebung, das war das wenig reizende Bild der Kehrseite von *Schulgistân*. In der Nähe derselben liegt das Posthaus, eine wahre Musterwirthschaft dem Dorfe gegenüber, in dessen engen, verstaubten und zuchigen Unterzimmern, eigentlich Menschen-Ställen, wir für die Nacht ein bescheidenes Unterkommen fanden. Um bei Leibe keine Merkwürdigkeit zu vergessen, gedenken wir noch einer Wasserader mit „behexten" Fischen an der Seite des Posthauses, aus welcher Mensch und Thier seinen Durst löschte, in welcher die Weiber ihre schmutzige Wäsche wuschen, und neben welcher, eigentlich und genauer über welcher eine Erdmauer aufgeführt ward, um eine Oertlichkeit abzugrenzen, die näher zu bezeichnen mir Anstand und gute Sitte verbietet. Alles, was nur immer menschlich und unmenschlich erscheinen konnte, war hier bei der Quelle von *Schulgistân* vereinigt.

Nach einer entsetzlichen Nacht, in welcher mich die Schmerzen keinen Augenblick schlummern liefsen, brachen wir wie gewöhnlich beim ersten Frühroth auf, um unser Menzil für den neunten October fünf Fersach weiter südlich zu versetzen. Der Ort, eigentlich der ganze Bezirk, auf welchen wir über ein fortgesetztes Wüstenplateau ohne allen Reiz der umgebenden Natur lossteuerten, führt den gehaltvollen Namen *Abadèh*, so viel als bebaute und bewohnte Stätte bezeichnend. Je näher man demselben kommt, je mehr leuchtet, zur grofsen Freude der Reisenden, die Wahrheit dieser Benennung ein. Bereits eine Stunde vor *Abadèh* zeigen sich in grünem Pflanzenschmuck weitausgedehnte Felder und Gärten, sich hinziehend bis zum Fufse der dunkelen Berge im Hintergrund, auf derem einen, oben auf dem Gipfel, ein *Imamzadèh*, als Wallfahrtsort wohlbekannt, schon in weiter Ferner sichtbar ist. Dorf reiht sich da an Dorf, bis endlich das stattlichste aller, *Abadèh*, links von der Karawanenstrafse, in der

Nähe einer Wasserader, in den Vordergrund tritt. In der That darf sich *Abadèh*, das bereits von älteren persischen Schriftstellern als starke „Festung" erwähnt wird, seiner hohen und derben Mauern und Thürme rühmen. Selbst der Eingang, vor welchem sich der unvermeidliche — der Leser erräth nunmehr schon — Leichenacker ausdehnt, macht den Eindruck solider und zweckmäfsiger Bauart und sogar die ersten Häuserreihen, zwischen welchen wir hindurchritten, bildeten leidliche Strafsen und Gassen, freilich enge, da *Abadèh* eben eine „Festung" ist, wenn auch auf deren Bazar oder *Bazartscheh* sogar — Wiener Streichhölzer, irren wir nicht mit der deutschen Firma Polack, verkauft werden. In einer Nebengasse linker Hand von der Hauptstrafse bezogen wir ein recht gehäbiges, leer stehendes Gehöft, dessen Besitzer gestorben war und das nun unter Administration stand. Wir nahmen von zwei verschiedenen Gemächern Besitz, die Diener und Soldaten Nebenkammern, und hatten bald nach unserem Einzug die Genugthuung, Feldtische und Stühle mit eigenthümlichen Raritäten bedeckt zu sehen. Wer in Persien gewesen ist und mit den Dellalen zu thun gehabt hat, wird sich erinnern, Holzschnitzereien aller Art gesehen zu haben, als deren Herkunft *Abadèh* bezeichnet wird. Die Leute hier zu Lande besitzen in der That eine staunenswerthe Fertigkeit, aus dem Birnbaumholze so vortreffliche Gegenstände aller Art zu schnitzen, dafs man nicht müde werden kann, die zahlreichen Proben ihrer Kunstfertigkeit zu durchmustern. Theils sind es Kasten, die mit reichen Zeichnungen, Ornamenten und Inschriften bedeckt sind, theils Kalemdan's oder Schreibgefäfse, theils Spiegeletuis, theils grofse und kleine Löffel, theils anderes, was eben dem persischen Geschmack zusagt. Die Löffel, für warme Suppen und kalte Scherbets eingerichtet, erregen das meiste Erstaunen durch die Feinheit der durchbrochenen Arbeit ihrer Stiele, die ohne Uebertreibung füglich mit einer Spitzenarbeit in Holz verglichen werden kann. Von besonderem Interesse sind nebenbei für den Neuling die portativen Reiselöffel, so eingerichtet, dafs oft über ein Dutzend, einer immer kleiner als der andere, in einander gelegt werden können. Die Arbeiten von *Abadèh*, ausgezeichnet auch durch einen besonders feinen und hellen Lacküberzug, gehen durch ganz Persien und erfreuen sich eines wohlverdienten Rufes. Unser Menzil wurde nicht leer von Bewohnern des Ortes, welche die hübschen Arbeiten ihrer Hände zum Verkauf anboten und das Glück hatten, ebenso zufriedene als willige Käufer zu finden. Ja der Vorrath reichte nicht aus

und es wurden Bestellungen im Voraus für die Zeit unserer Rückkehr verabredet.

Meine kranke Wenigkeit verlebte von neuem eine Schreckensnacht in Abadèh. Meine Schwäche nahm so sehr zu, meine Kräfte so sehr ab, die Dysenterie hatte mich so gepackt und meinen Körper so zerrüttet, dafs ich deutlich fühlte, es ging mit meinem bischen Leben auf die Neige. Meine ganze Nahrung bestand seit Isfahan nur noch aus Suppe und Reiswasser. Ich wollte wenigstens nichts unversucht lassen, was ich nach meinen ägyptischen Reiseerfahrungen als Heilmittel gegen das Uebel, dem ich anheim gefallen war, hatte nennen hören, und erinnerte mich zur guten Stunde des Ricinusöles, das bisweilen nicht ohne Erfolg in den Nilländern angewendet wird. Die wohlbezahlte Dienstfertigkeit eines persischen Ferraschen verhalf mir nach langem, anfänglich vergeblichen Suchen zu einer Flasche *Raughèn-gertschèk-tâzèh* oder frischen Ricinusöles, aus der ich den Abend zu Abadèh einen guten Schluck that, zugleich mit dem festen Vorsatz, da ich das gänzliche Schwinden auch der letzten Kraft voraussah, in *Abadèh* zurückzubleiben und die Rückkehr der preufsischen Karawane auf Leben und Tod abzuwarten.

Hr. Baron v. Minutoli wandte seine ganze Ueberredungskraft an, um mich von meinem Entschlufs zurückzubringen. Alle seine so herzlich gut gemeinten Gründe fruchteten nichts, nur einer schlug durch: die Aussicht hier zu bleiben und die nahe gelegene Ruinenstätte Persepolis nicht zu sehen. *Aut-aut!* ich schlug freudig-traurig ein, den Versuch der Weiterreise zu wagen, und vertraute meinem Gotte, ohne dessen Willen ja kein Sperling vom Dache fällt. Unser Dragoman hatte gleichfalls in *Abadèh* den Höhepunkt seiner abnehmenden Kräfte erreicht. Er vermochte nicht mehr aufs Pferd zu steigen und zog es vor, mit seinem persischen Diener in *Abadèh* zu bleiben und die Rückkehr der Karawane abzuwarten. Die Europäer und Perser in Teheran hatten Recht gehabt. Es ist nicht gerathen, bevor man sich acclimatisirt hat, am allerwenigsten aber in der Herbstzeit, wo Fieber und Dysenterien in Iran grassiren, eine gröfsere Reise durch Persien zu unternehmen, will man sich nicht möglicherweise den schlimmsten Folgen aussetzen, wie dies leider die Erfahrung an uns allen, bis zu dem unglücklichen Ende unseres vortrefflichen Ministers hin, in so trauriger Weise bestätigt hat.

In der ersten Frühe des zehnten Octobers nahmen wir Abschied von

unserem kranken Mitgliede der Gesandtschaft, zogen bis zum Thore der Festung *Abadèh*, an welchem der verschlafene Wächter sich erst geneigt zeigte, den schweren Riegel zurückzuschieben, nachdem ihm ein *Enâm* gespendet worden war, und erreichten endlich das Freie, woselbst die nächtliche Kühle bereits anfing sich in der empfindlichsten Weise bemerkbar zu machen. Unsere Reise war nach dem Dorfe *Murghâb* gerichtet, in dessen Nähe sich mit vieler Wahrscheinlichkeit die Trümmerhaufen von Pasargadä befinden. Zwei Wege führen in verschiedenen Stationen dahin. Der eine, der Winterweg, geht in ziemlich grader Richtung über *Surmèh*, *Khanèh-khorrèh* und *Dehebîd*, der andere, der Sommerweg, über die Berge, wobei er die weiter unten genannten Stationen, zunächst *Jeklîd*, berührt. Der bergige Sommerweg ist im Winter der Kälte halber kaum zu passiren, der ebene Winterweg im Sommer kaum vor Hitze. Wir wählten an der Grenzscheide zweier Jahreszeiten, ungewifs wie Hercules am Scheidewege, den Winterweg, lang und schlecht, aber kühl und luftig. Bis *Jeklîd* sind's fünf Fersach, etwa sieben Stunden Rittes, das Dorf ist grofs und schön, so reich mit Wasser versehen, dafs man von den Bergen herniedersteigend an das Ufer eines mächtigen Stromes zu kommen vermeint. Eine herrliche Vegetation bietet den entzückendsten Anblick dar, schattige Bäume mächtigen Umfanges, grofses und kleines Gesträuch in dichten Gebüschen, prangende Gärten und Felder wechseln in unterbrochener Folge ab, während sich die Häuser des Dorfes unter dem breiten Schatten der Bäume oder im grünen Gehege lieblich verbergen. Färber waren eifrig beschäftigt, im klaren fluthenden Wasser ihre Zeuge zu waschen, die Frauen, in lange weifse Tücher gehüllt, standen am Ufer, um uns neugierigen Blickes nachzuschauen, an ihnen vorüber zogen wir zwischen lustigen Gärten und leidlichen Gehöften einher, um nach dem langen Ritte das ziemlich hoch gelegene Quartier, unser heutiges Menzil, mit der stillen Hoffnung auf behagliche Ruhe zu beziehen. Das von uns bewohnte Haus sah etwa wie das Kastell eines verarmten Landedelmannes aus. Alles bis auf die Wände hin zeigte von ehemaliger Prachtliebe und Wohlhäbigkeit, war aber heut zu Tage bereits alt und abgenutzt. Meine fortdauernden Schmerzen gestatteten mir leider keine auch noch so kurze Excursion, so dafs ich neben der Naturschönheit dem Orte, welchen die alten Geographen *Iqlîd* schreiben, nur nachrühmen kann, was die Bücher vermelden, dafs nämlich etliche Gelehrte daraus hervorgegangen sind.

Sieben lange Fersach wurden am nächsten Tage (d. 11. October) in zehn Stunden ohne Rast bis *Dälli-Nazer* zurückgelegt. Der Weg führte über einen gräulichen Pafs von nahe 7,000 Fufs Höhe durch wildromantische Felsparthieen, die einem rauhen, unfruchtbaren Massengebirge angehörten. Auf den dürren Hochflächen hatten *Ilât*, ächtes Perservolk aus *Fars*, ihre dunklen Zelte aufgeschlagen; ziemlich unbekümmert um die fremden Reisenden liefsen sie unsere lange Karawane ganz in der Nähe ihrer traurigen Hütten vorüberziehen. Das oben bereits genannte Dorf ist befestigt und von einem häfslichen Volke bewohnt. Ich war dem Sterben nahe, beinahe unfähig, mich ferner noch auf dem Pferde zu halten. Die engen Löcher unserer Wohnung, mit Schmutz und Rauch erfüllt, die schreienden und lärmenden Kleinen, die sich zwischen den Heerden herumtummelten, verkümmerten die so nothwendige Ruhe in arger Weise.

Ueber ein welliges Hügelland führte die Karawanenstrafse nächsten Tages, fast immer dem Laufe eines vielfach gewundenen Baches folgend, vier Fersach weiter südlich nach der *Qal'a Qaziûn*, wie das vorige Dorf ein fester Platz wandernder Nomaden. Die Heiterkeit des Tagemarsches lag neben seiner Kürze, so wohlthätig für die Stimmung, in dem Anblick hellgrünen Gesträuches, das in der Nähe des Wassers bis zu halber Mannshöhe üppig emporgeschossen war und unwillkührlich an den grünen Uferschmuck der Kura in der sonst so traurigen Karaja-Steppe erinnerte. Die *Qal'a* ist hoch gelegen und bietet von weitem, aber auch nur von weitem, einen recht schmucken Anblick dar. Der Farbenzauber der persischen Luft läfst die scheinbar so malerische Bergfeste in dichter Nähe zu einem schmutzigen Erdklumpen auf sandigem Hügel zusammenschrumpfen. Die Sonne schien bei unserer Ankunft mit mildem Strahle, und doch war es den vorangegangenen Theil des Tages so kalt gewesen, dafs sich an dem ledernen Wasserschlauch unseres *Abdâr* kleine Eiszapfen gebildet hatten. Wunderbar wie im Menschen, so sind auch in der ganzen übrigen Natur des persischen Landes die Gegensätze schroffster Art.

Wir hielten unseren Einzug in *Qaziûn*, anfänglich, ohne es zu wissen, auf den Dächern einer Reihe von Hütten, die in einem Nebelhügel vor der *Qal'a* eingegraben waren. Die Anwesenheit grofser Glasstücke, die in der Mitte runder, mit dem Erdboden gleichfarbiger flacher Dachkuppeln als Fenster angebracht waren, erinnerte uns erst an das Dasein menschlicher Wohnstätten und Wesen unter uns, die voller Schrecken aus ihren Erd-

löchern hervorstürzten, um sich von dem ungewohnten Lärmen auf ihrem Dache zu überzeugen. Sie umstanden uns voller Verwunderung, aber zutraulich nach Art der *Ilât* und geleiteten uns die wenigen Schritte bis zum Eingangsthor der eigentlichen *Qal'a*, aus welcher ein würdiger Greis in Gesellschaft der Aeltesten des Dorfes hervorschritt, um in seiner Eigenschaft als *Kedkhodâ* die fremde Gesandtschaft nach Landessitte zu begrüfsen, zugleich aber als devotes Zeichen seiner besonderen Verehrung einen Sack mit rothen Granatäpfeln Sr. geehrten Excellenz zu Füfsen zu legen. Dafs diese seltsame Gabe morgenländischer Gastfreundschaft, welche später einmal allein übertroffen wurde durch ein unterthänigstes *Pischkesch* einer Viertelmetze Kartoffeln, nach der Gesinnung des Gebenden auf das gebührendste abgeschätzt wurde, müssen wir um deshalb schon hinzufügen, als der freundliche Spender der Gabe den äufseren Werth seines Geschenkes, den Sack abgerechnet, auf acht Schahi oder etwa drei und einen halben Silbergroschen veranschlagte. Im Hause des *Kedkhodâ*, das im günstigsten Falle und bei bescheidenen Ansprüchen an den Rang einer europäischen Scheune voller Rumpeleien heranreichte, für die *Ilât* indefs so etwas wie ein Pallast war, schlugen wir Frengi-Reisende in allen Ecken unsere Lagerplätze auf. Der Minister und sein Neffe Herr v. Grolman auf einem Haufen Getreide, meine Wenigkeit mit den Dienern in einer stockfinstern, verräucherten Kammer, in welcher der Besitzer auf meine Bitte sofort ein Fenster anbringen liefs. Sein Bube mufste von aufsen auf das Kuppeldach hinaufsteigen, mit einem eisernen Nagel ein Loch hineinschlagen, grade über der Stelle meines Schmerzenslagers, so dafs mich das persische Mauermaterial vollständig überschüttete und — das Fenster war fertig. Ich hatte nun freilich Licht und Luft, dafür aber als wenig wünschenswerthe Zuthat das Vergnügen, alle Augenblick ein persisches Weiber- oder Kindergesicht zu erblicken, das unter lautem Kichern die ganze Rundung des Loches einnahm und meine wunderbare Frengigestalt ein wenig näher in Augenschein nahm. Nachdem ich mich an diese Freude bereits einigermafsen gewöhnt hatte, ward mir der gewifs unerwartete Besuch eines — Arztes zu Theil, der durch unsere persische Diener von meinem elenden Zustande gehört haben mufste und mich um jeden Preis von meinen Leiden zu befreien kam. Der Arzt, der mit bemerkbarer Zuversicht sich mir näherte, trug die Kleidung eines ächten Nomaden, sah so gebräunt und schmutzig wie die Söhne der *Ilât* aus, nur ein gewisses Etwas in sei-

nem Wesen unterschied ihn in auffälliger Weise von seinen Brüdern. Er war bescheiden genug, mir seine Dienste mit der aufrichtigen Erklärung anzubieten: dafs er von allem ein wenig verstände, liefs sich meine Zunge zeigen und betastete meinen Puls in der kunstgerechtesten Weise. Meine Krankheit schien ihm bedenklich, weil viel Volks daran gestorben sei, hinwiederum gab er mir den trostreichen Zuspruch, dafs es mitunter auch nicht an Heilungen gefehlt habe. Zum Schlufs verordnete er mir als einziges Medicament *Ab-i-hindewaneh* oder den zuckersüfsen Saft der persischen Wassermelone, den ich so viel ich nur immer im Stande wäre trinken sollte. Unter andern Umständen würde ich dieses Recept als höchst gefährlich von vornherein verworfen haben, in der verzweifelten Lage, in welcher ich mich befand, war mir schliefslich jedes Mittel recht und gut und ich fing an, den kühlenden Saft der Wassermelone in langen Zügen zu trinken. Ganze Flaschen wurden aufserdem damit angefüllt, um während der Reise als medicinischer Trank zu dienen. War mir's bereits schlecht ergangen, so waren meine ausgestandenen Leiden doch in keiner Art und Weise zu vergleichen mit den Höllenqualen, die in Folge des Trankes meine Eingeweide zu zerreifsen schienen und mich immer näher an den Abgrund des Todes führten. Ich hörte mein letztes Stündlein schlagen, empfahl meine Seele Gott, schrieb mit zitternder Hand einen, meiner Meinung nach den letzten Brief an meine Lieben in der Heimath und versank in einen fast lethargischen Schlummer.

In aller Frühe des dreizehnten Octobers bewegte sich unsere Karawane bereits wieder aus dem Thore von *Qaziûn*, um die Weiterreise bis zur nächsten Station, *Murghâb* genannt, anzutreten. Ich klammerte mich an die Mähne meines Pferdes krampfhaft fest, und liefs mich, sprach- und theilnahmlos vor mir hinstarrend, von dem getreuen Thiere forttragen. Die Reise dauerte sieben Stunden, führte durch ein wasser- und vegetationsreiches Bergland, in welchem wir zum erstenmale wild wachsende, wenn auch vereinzelt stehende Bäume entdeckten, die sich die ganzen Abhänge entlang zogen, wie kugelrunde Orangenbäume aussahen und deren Aeste mit rothen Fruchtbeeren reichlich besetzt waren. Etwa eine kleine Stunde vor dem Menzile spaltet sich die Strafse nach zwei Richtungen. Die Karawane hatte die linker Hand liegende eingeschlagen, wir anderen den rechts ab führenden Weg, der uns schliefslich über eine niedrige, aber felsige Bergkette hinweg nach dem wasserreichen *Murghâb* führte,

das am Eingange einer grofsen Ebene ziemlich malerisch gelegen war. Hier fängt der eigentlich klassische Boden Persiens an; die Namen Pasargadä und Persepolis gewinnen von hier an Fleisch und Blut, das Alterthum tritt uns in deutlichen Spuren und ehrwürdigen Resten entgegen.

Murghâb, auch *Meschhed-Murghâb* genannt, an dem gleichnamigen Wasser gelegen, ist ein, wenn auch grofses, so doch elendes Dorf. Eine wenig schmeichelhafte Seite im Charakter seiner Bewohner scheint der Mangel an Gastfreundschaft zu sein, wenigstens hatten wir bei unserem Einzug keine Gelegenheit gefunden, für bewiesene Gefälligkeit nach dieser Seite hin besonders dankbar zu sein. Es gab einmal wieder eine Scene, die an die Isfahaner und Wehschareher Prügeleien erinnerte. Unser nestorianischer Diener, *Jahijâ*, war mit dem schmiegsamen Wekil-Baschi der Militärmacht unserer Karawane vorangeritten, um nach gewohnter Weise, natürlich nur gegen Geld und gute Worte, Quartier für uns Nachkommende zu bereiten. Der *Kedkhodâ* hatte beide nach dem Posthause dicht am Eingang in das schmutzige Dorf gewiesen. Nachdem die beiden Gesellen sich überzeugt hatten, dafs die *Tschaparkhanèh* besetzt war, es auch wider Anstand und Sitte war, den augenblicklichen Gast, einen fahrenden persischen Prinzen oder Schahzadèh, ohne Weiteres auszutreiben, kehrten sie nach dem hochgelegenen Dorfe zurück, um auf den Dächern der zunächst liegenden Hütten wegen eines Unterkommens im Dorfe zu unterhandeln. Da erhob ein Dörfler die Hand, bald ein zweiter, ein dritter, zuletzt die ganze Masse, Männer und Frauen, und die beiden gesandtschaftlichen Couriere erhielten mit einem Male und unerwartet so viel Schläge, dafs sie für lange Zeit daran genug haben konnten. Als sie eben im Begriff waren, sich mit vorgehaltenen Armen und Händen deckend, ihren Rückzug anzutreten, erschienen wir Europäer. Unser Anblick mufste den Durchgebläuten ganz unerwartet neue Kraft einflöfsen; wie gereizte und plötzlich losgelassene Hunde sprangen sie auf ihre Bedränger los und entwickelten eine beispiellose Tapferkeit, die aber von Seiten der Dörfler nicht unerwiedert blieb. Es entstand bald ein heilloser Wirrwar. Das ganze Dorf eilte herbei, von unserer Seite stürzten die persischen Diener, Tscherwadare, Knechte und Soldaten mit gezogenen Messern in den Knäuel von Menschen und eine vollständige Schlacht würde bei *Murghâb* geschlagen worden sein, wäre es unserem Eltschi und seinem braven Neffen nicht gelungen, mit geladenen Revolvern in die gährende Masse einzudringen unter der Androhung, denjenigen niederzuschiefsen, der

noch einen Arm erheben würde. Der Anblick der Pistolen wirkte wie ein elektrischer Schlag. Man beruhigte sich, schimpfte zwar noch fort, fand es aber nunmehr gerathen, sich zu verziehen, um den Alten des Dorfes die Sorge der Unterhandlungen zu überlassen. Die Hauptpersonen hatten sich freilich versteckt: der *Kedkhodâ* safs in irgend einem verborgenen Winkel und war durchaus nicht zu finden, ebenso wenig die eigentlichen Urheber des Streites, welche unsere Leute zuerst geschlagen und von dem Dache einer Hütte heruntergeworfen hatten. Da Herr v. Minutoli darauf bestand, diese Personen vor sich geführt zu sehen und da dieser Aufforderung nicht Genüge geleistet war, so war er eben im Begriff, nach dem in der Nähe von *Murghâb* wohnenden Besitzer des Dorfes, einem vornehmen Perser Namens *Dscha'fer-Khan*, zu senden, um eine eclatante Genugthuung zu fordern, als das ganze Dorf in bittender Stellung nebst Geschenken in Naturalien erschien und flehentlich um Verzeihung bat. Unser Eltschi gewährte dieselbe auch gern, fügte aber gleichzeitig hinzu, dafs der geschlagene Unteroffizier im Dienste S. M. des Schah stünde und er ihm seine Erklärung vorbehalten müsse. Auch dieser vergab und so war, wie der Eltschi in seinem Tagebuche bemerkt hat, Friede und Freude hergestellt.

Wir bezogen nunmehr zwei gastlich eingeräumte Hütten, so niedrig, dafs man kaum im Stande war, aufrecht darin zu stehen. Die ministerielle Wohnung war ziemlich reinlich und hatte den Vorzug gröfseren Raumes, da der persische Besitzer gütig genug war, seinem persischen Hausrath bis zur Handmühle hin draufsen vor der Thür einen Platz anzuweisen. Ich selber kroch in die Hütte des Dorfschulmeisters, die mit Getreide, Früchten, Stroh, Holzgeräthschaften, Lumpen und Lappen bis zur Uebersättigung ausgestopft war und kaum so viel Platz gestattete, um das Haupt niederzulegen. Die Bibliothek des Schulmeisters hatte sicher die bescheidenste Stelle im ganzen Zimmer, denn sie befand sich in Gesellschaft fettiger Oelfläschchen und in Form vermoderter Bücher, Handschriften des Koran und einiger persischer Dichter, in der schmutzigen Nische über dem oberen Thürbalken des Einganges. In *Murghâb* erlebten wir sonst nicht viel Neues, wenn ich nicht eines Geschenkes zweier Gazellen gedenken will, die unserem Eltschi vom Mollah präsentirt wurden, sich aber, wie sich später herausstellte, auf eine einzige reducirten, die man in zwei verschiedenen

Malen vor die Augen des Beschenkten zu führen für gut befunden hatte, natürlich in der Erwartung eines doppelt berechneten Geschenkes.

In der Frühe des vierzehnten Octobers hatten wir die Freude, uns von einem persischen Regierungs-*Tschapâr* erreicht zu sehen, der von Teheran aus ein dickes Packet Briefe aus der Heimath überbrachte. Wie immer, so war die Ankunft der Depeschentasche ein ganz besonders frohes Ereignifs. Jeder hockte auf dem Erdboden hin, und die lautlose Stille wurde eine halbe Stunde lang nur durch das Geräusch beim Oeffnen der Briefcouverts unterbrochen.

VII. Kapitel.

Pasargadä und Persepolis.

Eben erhob sich die Sonne am östlichen Himmel hinter einem matten Nebelstreifen, als wir uns mit unserer Karawane bereits am Ausgange des Dorfes, in der Nähe des Posthauses von *Murghâb*, befanden, um die lange Strafse einzuschlagen, welche sich in der Nähe des kanalartigen *Ab-i-Murghâb* quer durch die lange Ebene von Pasargadä hinzieht. Rechter Hand lagen uns die massigen Bergrücken in ziemlicher Nähe, sich zu hügeligen Vorbergen absenkend; linker Hand, in weiter Ferne von unserem Standpunkte, zog sich ein Bergrücken hin, dessen Länge sich vorläufig gar nicht absehen liefs, denn vor uns schien die Ebene durch dunkelbraun gefärbte Felsmassen und hellere Hügelgruppen gleichsam abgesperrt zu sein. Wir hatten die Verabredung getroffen, dafs Herr v. M. und sein Neffe auf persischen Courierpferden vorausreiten sollten, um die von unserer Strafse seitwärts ab gelegenen Ruinen von Pasargadä zu besichtigen, während wir übrigen mit der Karawane ruhig unseres Weges zogen, um später in dem Dorfe *Kämîn* mit den genannten Herren nach Vollendung unseres Tagemarsches zusammenzutreffen. Obgleich *Kämîn* ein wenig abgelegen von der gewöhnlichen Strafse ist und von den Reisenden *Derbènd* als Rastort gewählt zu werden pflegt, so hatten wir dennoch mit Rücksicht auf eine die ganze Gegend mit Angst erfüllende Nachricht hin dem erstgenannten

Menzile den Vorzug geben müssen. Es war nämlich seit Kurzem die Cholera in Fars ausgebrochen und hatte bereits in den umliegenden Dörfern ihre Opfer gefordert. Wie gewöhnlich war diese Krankheit, von den Persern *Webâ* genannt, von Indien auf dem Landwege über *Belutschistân* nach den südlich gelegenen Theilen Persiens gelangt, um sich von hier aus, wie weiter unten ausführlicher erzählt werden soll, in grofsen Sprüngen über Teheran und Kirmanschahan nach Baghdad zu versetzen. Dafs diese Nachricht nicht sehr ermuthigend auf diejenigen wirkte, welche, wie ich, von der Dysenterie geplagt waren, braucht wohl nicht erst weiter berührt zu werden.

Auf unserer Wanderung nach *Kämîn*, — neben uns das frische Wasser, ein Anflug wiesenartigen Bodens unter unseren Füfsen, über uns der herrliche blaue Himmelsdom, — begleiteten uns, seltsam genug, vierbeinige Gesellschafter zur gröfsten Unzufriedenheit unseres stattlichen Jagdhundes Caro, oder wie ihn die Perser in falscher Auffassung des Fremdnamens zu rufen pflegten: *Karoul* d. h. Wachtposten. Es waren dies sogenannte Karawanenhunde (*sek-i-kefalèh*), unansehnlicher Gestalt, aber äufserst wachsam, welche die Gewohnheit haben, von einer gewissen Station bis zu der nächsten mit den Karawanen zu ziehen, um sodann mit einer andern Wandergelegenheit wieder zurückzugehen. Eine so augenscheinliche Aufmerksamkeit gegen den wandernden Menschen hat etwas Rührendes, so dafs wir es uns nicht versagen konnten, unsern Dank den vierbeinigen temporären Freunden in den reichsten Efsspenden auszudrücken. Der Hund hat in Persien von Alters her eine höhere Bedeutung, als sie sich aus dem bekannten Schimpfworte *Püser-i-sèk* „Hundesohn!“ herausahnen liefse. Er wird noch heute von den Bewohnern Iran's besonders gehegt und gepflegt, vor allen die unserem Windspiel täuschend ähnliche Rasse der Jagdhunde, welche von den Jagdliebhabern oft mit grofsen Summen bezahlt werden. Wie ihren Lieblingspferden, so geben sie auch ihren Hunden besondere Namen, welche nicht selten bis in die altpersische Helden- und Sagenwelt hinaufsteigen.

Nach einem zweistündigen Ritte auf der grofsen Ebene von *Murghâb* erblickten wir rechter Hand von der Strafse oben auf der Seitenhöhe eines etwa funfzig bis sechszig Fufs hohen Hügels ein eigenthümliches Gebäu, einer Terrassenanlage nicht unähnlich, das uns von den Eingeborenen als *Takht-i-mader-i-Suleimân* bezeichnet wurde. Was es mit diesem „Thron der Mutter Salomo's“ für eine Bewandtnifs hat, werden wir weiter unten

zu erörtern Gelegenheit finden. Etwas dahinter auf einer ebenen Fläche liegend, sahen wir die hellschimmernden Reste alter Bauten mit dem weithin sichtbaren Grabdenkmale Königs Cyrus. Wir zogen in diesem Augenblick an Pasargadä alten Angedenkens vorüber. Trotz meiner mehr als fühlbaren Leiden wirkte der Anblick der Ruinenstätte erhebend auf mich und verdrängte auf kurze Zeit jeden Todesgedanken.

Eine halbe Stunde später bog die Strafse in der Richtung nach rechts in das malerische Felsenthor eines wildromantischen Thales ein, das an Schönheit des Anblickes alles zu übertreffen schien, was die Natur, soweit wir in Persien bekannt waren, bis jetzt geleistet hatte. Zu beiden Seiten stiegen die Felsenmauern zu steilen Höhen mit Schwindel erregenden Abhängen hinan, die sich bald in die dunkelsten Schatten, bald in den hellsten Farbenschimmer kleideten und mit jenem eigenthümlichen Baumwuchs geschmückt waren, dessen wir bereits oben ausführlicher gedacht haben. Die Bäume, aus deren Blüthen oder Blumen, wie die uns begleitenden Perser wiederholt versicherten, ein *Mum* oder Balsam bereitet werden soll, schienen nach der steilen Höhe zu zwergartigem Gesträuch zu verkrüppeln. Vielleicht auch, dafs die Entfernung nur eine Täuschung veranlafste. Das Thal endete zuletzt in einer von zahlreichen Berggruppen eingefafsten Hochfläche, in welcher, bereits von weitem sichtbar, das grofse und baumreiche Dorf *Kämîn*, unser Menzil für den heutigen Reisetag, gelegen ist. Neben einem ärmlichen *Imamzadèh* vorbei zogen wir in die Gartenstrafsen desselben ein, hocherfreut durch die Fülle des Baumschmuckes, der hier in vollster Farbenfrische prangte und nirgends die Spuren herbstlicher Jahreszeit verrieth. Eine elende Karawanserai, in welcher eine Menge von Insassen, Männer, Frauen und Kinder, ihren bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen hatten, diente uns und unseren Thieren als Ort der Rast, obgleich die Einquartierung wiederum nicht ohne Streit und Lärm vorübergegangen war. Der Perser im Süden hat etwas Obstinates in seinem Charakter, das an die alte Rasse aus Persis erinnert, um so mehr, als die edle Gesichtsbildung bei einzelnen Veranlassung zu interessanten ethnographischen Vergleichungen wird, die zuletzt in Persepolis ihren entschiedenen Abschlufs finden.

Unser Eltschi und Hr. v. Grolman rückten erst nach uns in's Quartier ein, befriedigt von ihrem ersten Ausfluge nach den Denkmälern von Pasargadä. Sämmtliche Briefe wurden noch einmal gelesen, die europäi-

schen Zeitungen durchwühlt und jedes wichtige Ereignifs, deren jüngstes bereits zwei Monat alt war, so eifrig besprochen, als habe das betreffende Zeitungsblatt erst am vergangenen Tage die Presse verlassen.

Am fünfzehnten October, dem Geburtstage unseres Herrn und Königs, sagten wir der Karawanserai von *Kämîn* Valet, um vier Meilen südlicher in der Richtung nach Persepolis zu pilgern. Um nach der nächstgelegenen Station *Seidân* oder *Seidûn* zu gelangen, mufsten wir über die Berge wandern, bei welcher Gelegenheit uns die Bekanntschaft mit einer ächt südpersischen Felsenspalte, dem *Teng-i-Parû* oder der „Enge von Paru" zu Theil wurde. Unvergefslich wird mir das Hinabsteigen in die höllischste aller Felsenspalten sein! Oft kaum so breit, dafs zwei Personen neben einander zu gehen vermögen, bietet der Pafs eine so steile Felsentreppe dar, dafs man schleunigst und ohne Besinnen vom Pferde herunterklettert, um nicht Leib und Leben bei einem Sturze daran zu setzen. Bald ist der Felsenboden so glatt, dafs man meint auf spiegelglatten Eisflächen herabzurutschen, bald wieder mit spitzkantigen Felsblöcken grofsen und kleinen Umfangs bedeckt, als habe der Schöpfer dieser sogenannten Strafse alles aufbieten wollen, um den gewöhnlichen Begriffen von Weg und Steg Hohn zu sprechen. Bald wieder giebt es rechts oder links von der hervorragenden Felsenwand einen Schlag, als sollte der Körper zermalmt werden, ist man nicht geschickt genug, bei den vielen Biegungen und Windungen rechtzeitig auszuweichen. Ist der Reiter, der sein Pferd hinter sich am Zügel führt, vollauf mit sich und seinen Beinen beschäftigt, die alle Augenblick Gefahr laufen, in den Ritzen, Kanten und Unebenheiten jeder Art zu straucheln, so ist zeitweise, gleichsam zur Abwechselung aller möglichen Schwierigkeiten, ein Zusammentreffen mit dem Kopfe des Pferdes unvermeidlich, das mit seinen vier Beinen hin und herrutscht und beinahe mit voller Körperlast gegen den Rücken des voranschreitenden Reiters zu fallen pflegt. Wie die bepackten Pferde, Maulthiere und Esel im Stande waren, diese Felsenleiter zu überwinden, bleibt mir bis diese Stunde ein vollständiges Räthsel.

Nach einem halbstündigen Kampfe gegen die starrköpfigste und eigensinnigste aller Strafsenlaunen erreichten wir endlich todtmüde, zerschlagen, zerstofsen und zerschunden, mit weitgeöffnetem Stiefelleder, eine breite Strafse, immer noch von Felsenmauern eingeschlossen, immer noch mit einer Steinsaat bedeckt, die sonst noch wo ihres Gleichen suchen sollte.

Doch liefs sich's freier athmen und besser marschieren, so dafs die Schwachen wieder muthvoll den Pferderücken erklimmten. Unser *Eltschi* bewies hier wie überall die ausdauerndste, bewunderungswürdigste Geduld und Körperstärke. Er war der letzte, welcher zu Pferde stieg, um sich im bequemen Sattel über das Steinparquet tragen zu lassen. Der Pafs mündete zuletzt, wie ein Strom in das Meer, in mächtiger Breite in eine Hochfläche von nicht geringer Ausdehnung, rings eingeschlossen von Bergmassen, deren Höhe sich kaum annäherungsweise abschätzen liefsen. Wir folgten dem Felsennachbar dicht an unserer rechten Seite, in deren Nähe die Karawanenstrafse zu dem hochgelegenen Dorfe *Seidân* führt, dem Menzile des heutigen Tages.

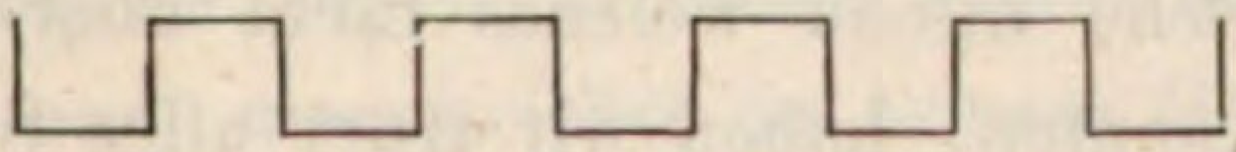
Das Dorf, ziemlich baumreich, nicht ohne malerische Wirkung von der Ferne aus, liegt hart am Felsenrücken, der ihm mit einer klaren frischen Quelle das schönste und wohlthätigste Geschenk zu Theil werden läfst. Sie sprudelte mit lautem Gemurmel durch ihr enges Bett dahin und fiel zuletzt als Wasserstaub in eine ansehnliche Tiefe thalabwärts in die Ebene herunter. Ueber den Quelllauf hinweg erreichten wir die lange Dorfmauer mit einem grofsen Platz davor, auf welchem sich im Hintergrunde ein einsames Posthaus erhebt. Ein enges Thor, kaum so hoch, dafs ein Reiter aufrecht auf dem Pferde sitzend hineinzureiten im Stande ist, geleitet in die schmale Hauptstrafse des Dorfes, in welcher linker Hand das uns bezeichnete Quartier gelegen war. Die hölzerne Hausthür desselben war verriegelt und verrammelt, hinter derselben erhoben schimpfende und schreiende Weiber einen Mordspectakel, fest entschlossen, allen vernünftigen Vorstellungen auf das hartnäckigste Trotz zu bieten. Je mehr wir sie zu beruhigen suchten, je toller tobten sie gegen uns los. Was Wunder, wenn Einem unserer Leute die Geduld ausging, dem allzudienstwilligen *Abdâr*, einem Aliallahi und ehemaligen Raubgesellen, der sich nach manchen stürmischen Erlebnissen mit der Menschheit auf Friedensfufs gesetzt hatte und in Herrendienste sein Leben fristete. Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit hob er die Thüre trotz Riegel und Verschlufs aus ihrer Stelle, wie weiland Simson das Thor von Gaza, so dafs wir wie die Wölfe in den Schafstall einbrachen. Die Weiber waren mit einem Male verschwunden; wir fanden sie indefs bald auf, da sie sich in dem Hintergemache der Hofzimmer verborgen hatten, und nach kurzer Unterhandlung, bei welcher hauptsächlich die Frage der Belohnung erörtert wurde, liefsen sie uns un-

angefochten ein Paar leergemachte Räumlichkeiten des Hauses in Beschlag nehmen. Wir begingen hier in stillen Erinnerungen die Geburtsfeier unseres Königs, dessen leidender Zustand, so meldeten es die neuesten Zeitungsnachrichten, sich eher verschlimmert als verbessert hatten. Freudiger als es uns gestattet war, durfte von den Dienern der festliche Tag gefeiert werden; einige Hämmel gaben den hierzu nöthigen Stoff her und nicht lange dauerte es, als die Perser im Kreise beisammen safsen, um beim Pilau, Tschilau und Kebâb sich des preufsischen *Padischah* in dankbarster Weise zu erinnern.

In der morgentlichen Kühle des sechszehnten Octobers stiegen wir von unserem Menzile in die Ebene hernieder, um das hohe Ziel *Persepolis* zu erreichen. Von *Seidân* bis zu den Trümmern der alten Perserstadt sind es drei volle Fersach. Herr Baron v. M. und sein Neffe hatten sich auf Tschapar-Pferde gesetzt, um der langsam gehenden Karawane einen Vorsprung abzugewinnen und ohne Zeitverlust diejenigen Reste des Alterthums kennen zu lernen, welche in der Nähe der persepolitanischen Ruinen und auf den Bergen gelegen sind. Unter der Leitung eines Führers zu Pferde ritten sie „über den Kyros nach den Marmorbrüchen von *Naksch-i-Rustem*, nahmen die achämenidischen Königsgräber, die Felssculpturen der Sassaniden, die Säule, die Sonnenaltäre, den Feuertempel, die Opferstelle in Augenschein und ritten mit einem grofsen Umweg, um die Sümpfe des Thales zu umgehen, nach *Naksch-i-Redscheb*, den Felsenreliefs in einer grofsen Grotte, sahen den Marmorbau einer grofsen Grabterrasse und ritten nach Persepolis, wo sie das Lager an der Freitreppe bereits aufgeschlagen fanden“ (eigenhändig verzeichnete Stelle aus Herrn v. M.'s Tagebuche).

Unsere Reise bewegte sich in der Nähe des vielfach geschlungenen *Murghâb* mit hohen, abschüssigen und sandigen Ufern, auf einer breiten und bisweilen sehr unebenen Karawanenstrafse nach zwei deutlich von einander geschiedenen Felsenmassen zu, welche sich thorartig näherten und den Eingang in die grofse Ebene von *Merdâscht* bildeten. Ehe wir uns indefs in der unmittelbaren Nähe des langen Felsenthores befanden, hatten wir die Freude, dicht an der Strafse auf einen antiken Säulenfufs von ziemlichem Umfange zu stofsen. Die Nähe von Persepolis machte sich hier zum erstenmale bemerkbar. Weiter zogen wir und weiter kamen Spuren alten Perserwerkes zum Vorschein. An der Felsenwand linker Hand, auf der Seite östlich vom *Ab-i-Murghâb*, erschienen hier und da

seltsame Sculpturen, einfach, gering an Umfang, aber bedeutungsvoll, vielsagend durch ihren Ursprung und doch so räthselhaft durch ihren Zweck. Der Fels ist an verschiedenen Stellen in einer Höhe von acht bis zehn Fuſs glatt gemeiſselt, mit einer Nische von kaum einem Kubikfuſs Inhalt versehen, über welcher als Ornament gleichsam wie ein Gesims eine Leiste mit Zahnschnitt in dieser Gestalt



aus dem Gestein gemeiſselt ist. Offenbar steckt in dieser einfachen Form, wie sie in dem Stein als altpersische Sculptur-Reminiscenz verewigt ist, eine Erinnerung an den Holzbau, da jene steinernen Würfel nichts anderes darstellen sollen, als die hervorragenden Enden einer parallel nebeneinander fortlaufenden Balkenlage. So erinnert in ganz ähnlicher Weise die runde Thürtrommel über den Eingängen der ägyptischen Gräber um die Pyramiden an den runden Palmstamm, welcher den Querbalken der Thür bildete und bestimmt war, die über ihm liegende Last des Hauses zu tragen.

Immer enger wird der Felseneingang, immer reicher die Spuren vom alten Glanzorte Persepolis. Im Angesicht der massiven Bergwand hüben und drüben zeigen sich in der Nähe der linken montanen Gruppe, auf dem östlichen Ufer des *Murghâb*-Flusses, der in seinem steilen grünbewachsenen Bette brausend dahinfährt, die Reste eines soliden Steinbaues, fenster- und thürartig gestellte Steinpfeiler auf langen Steinblöcken mit Architraven. Kein inschriftlicher Schmuck löst das Räthsel der ehemaligen Bestimmung dieses steinernen Baukastens. Die modernen Perser, nie verlegen um die Erklärung und Bezeichnung von Dingen, die einem Archäologen den Stoff zu ganzen Bänden gelehrter Erörterungen und Schlüsse gewähren könnten, nennen dies Gebäu kurzweg *Derwazèh-i-schehr* „das Thor der Stadt", nämlich Persepolis, und die gelehrten Erklärer scheinen dieser Auffassung diesmal beizupflichten, da sie diesen sonderbaren Trümmerrest, der mir übrigens für ein Thor viel zu klein erscheint, unter der Benennung des Stadtthores in die Beschreibungen von Persepolis eingeführt haben. Nach dem Flusse zu, zwischen diesem und dem „Stadtthore", ganz in der Nähe des südlich gelegenen Dorfes *Takht-i-taus*, des „Pfauenthron", erinnert zunächst eine einsam stehende Säule wiederum an einen klassischen Fleck. Die Säule, von etwa einem Fuſs Durchmesser und zwanzig Fuſs Höhe, cannelirt, mit einem jener architektonisch so merkwürdigen Kapi-

täler, welche aus einem Doppelvordertheil zweier Stiere bestehen, zwischen deren Nacken der tragende Abacus angebracht ist, erhebt sich aus einem wüsten Haufen gefallener Schwestern, die in alten Zeiten die Halle irgend eines Prachtschlosses schmückten. Einzelne halbe Wände, aus grauem Sandstein aufgeführt, sind alles, was von dem *Imarèt* oder Pallast, wie die anwohnenden Perser diese Ruine bezeichnen, übrig geblieben ist. Inschriften oder Ornamente, welche irgend welches Licht über den Ursprung dieses Werkes verbreiten könnten, haben wir trotz alles Suchens nicht zu entdecken vermocht. Persepolis, oder wie die spätere sassanidische Stadt bis auf den heutigen Tag bezeichnet wird, *Istakher*, beginnt hier in dem engen Felsenthale, durchströmt von dem Wasser des Mardus (*Murghâb*), an dessen Ufern sich die Reihe der Denkmäler in der Tiefe wie an den anliegenden Felswänden in ununterbrochener Folge bis zur Ebene von *Merdâscht* hinzogen. Dicht am Rande des Flusses, der sich allmählig bis an die starre Felswand östlich heranschmiegt, führt die Karawanenstrafse an den wunderlich geformten Felsmassen vorbei, die oftmals das Ansehen übereinander liegender Terrassen oder breiter Stufen darbieten. Was zufällige Bildung der Natur zu sein scheint, kann vielleicht in der That durch Sturm der Zeit verkommenes Werk von Menschenhand sein. Dicht am Ausgang in die breite Ebene von *Merdâscht* leuchtet am gegenüberliegenden Felsstock, auf der Westseite des klassischen Mardus, ein gelblich schimmernder Felsstock entgegen, merkwürdig durch seine reihenweis gelagerten senkrechten Wände, aus denen die Gräber und Felsenbilder von *Naksch-i-Rustèm* in deutlich sichtbaren Umrissen bereits von weitem heraustreten. „Rustem's Bild“ gemahnt an den Pehlewanen der alten persischen Lieder, doch hat Held Rustem ebenso wenig mit den Bildern zu thun, als die Roland-Steine und Roland-Male in Deutschland mit dem gefeierten Helden der fränkischen Karls-Sage.

Aus dem engen Thale linker Hand umbiegend, ritten wir um den flach sich absenkenden Fufs des Berges, der sich in der Hauptrichtung von Westen nach Osten lang hinzieht. Es ist das der graue Marmorberg von *Rahmèd*, an dessen Fufse der grofse, weltberühmte *Ark* von Persepolis gelegen ist. Unsere Erwartung wurde von Minute zu Minute gespannter, Persepolis mit seinen Trümmern, die alte Perserstadt, sie mufste sich jeden Augenblick unseren suchenden Blicken zeigen. Ehe wir den halbstündigen Weg zurücklegten, traten wir auf halber Entfernung in eine grottenähnliche Fel-

sentiefe, mit Bildern aus der Sassanidenzeit geschmückt und mit Resten altpersischer Feuerverehrung. Endlich erschien hinter einem Felsenvorsprung, der bis dahin den Anblick der Ruinenstätte unseren Blicken neidisch versteckt hatte, Persepolis und mit lautem Zurufen wiesen unsere persischen Begleiter mit der Hand nach „Dschemschid's Thron", *Takht-i-Dschemschîd*. Da lag mit einem Male in brennendem Glanze der persischen Sonne das Bild vergangener Gröfse in seinen steinernen Ueberresten hehr und majestätisch vor uns, unvergefslich in seinem Gesammteindruck, inmitten der schweigenden todten Felsen. Was sich zunächst erkennen liefs war eine Terrasse von ziemlicher Ausdehnung, die sich vom hellen Boden der Ebene am Fufse des Berges *Rahmèd* in dunklen Rändern abhub, oben auf der Plateform zu luftiger Höhe aufsteigend. Die schlanken Säulen, Portale, Thore und Mauern des alten Königspallastes tauchten in kantiger Schärfe aus den Schatten der dahinter liegenden dunkelen Felsen hervor, der höher und höher ansteigend dem ganzen Bilde ein unendlich malerisches Relief verlieh. Und im Berge, dicht hinter den Säulen, so schien es, doch hoch über der Terrasse, leuchteten in tiefem Schatten zwei Oeffnungen, in denen die oftmals beschriebenen alten Achämeniden-Gräber keinen Augenblick zu verkennen waren. Ich sah in Persepolis nicht zum erstenmale eine zusammenhängende Ruine des Alterthumes. Aegypten und ein längerer Aufenthalt in diesem Lande der Vorzeit hatten mich an den erhebenden Anblick gewöhnt. Und dennoch mufs ich gestehen, dafs Persepolis und seine Reste einen tiefen Eindruck in mir hervorriefen, ganz verschieden von dem, welchen ich bei dem Anblick altägyptischer Denkmäler zu empfinden pflegte. Während es hier die körperliche Masse ist, welche den Eindruck des Grandiosen hervorruft, wirkt die persepolitanische Ruine grade in entgegengesetzter Richtung durch das schlanke, luftige, fast möchte man sagen zierliche Element ihrer Formen und Umrisse. Sie gemahnt in mancher Beziehung an eine griechische Verwandtschaft, die vielleicht thatsächlich begründeter ist, als sie auf den ersten Augenblick erscheinen möchte. Lassen wir jetzt den ersten Eindruck vorübergehen, geben wir dem Pferde die Sporen, um von der Westseite her über eine Sand- und Felsenbrücke grade auf die Terrasse hinauf zu reiten, um den geeignetsten Ort zum Aufschlagen unserer Reisezelte ausfindig zu machen.

Persepolis ist nach der Ostseite hin, wie wir bereits weiter oben bemerkten, von einem Berge grauen Marmorgesteines begrenzt, der nach

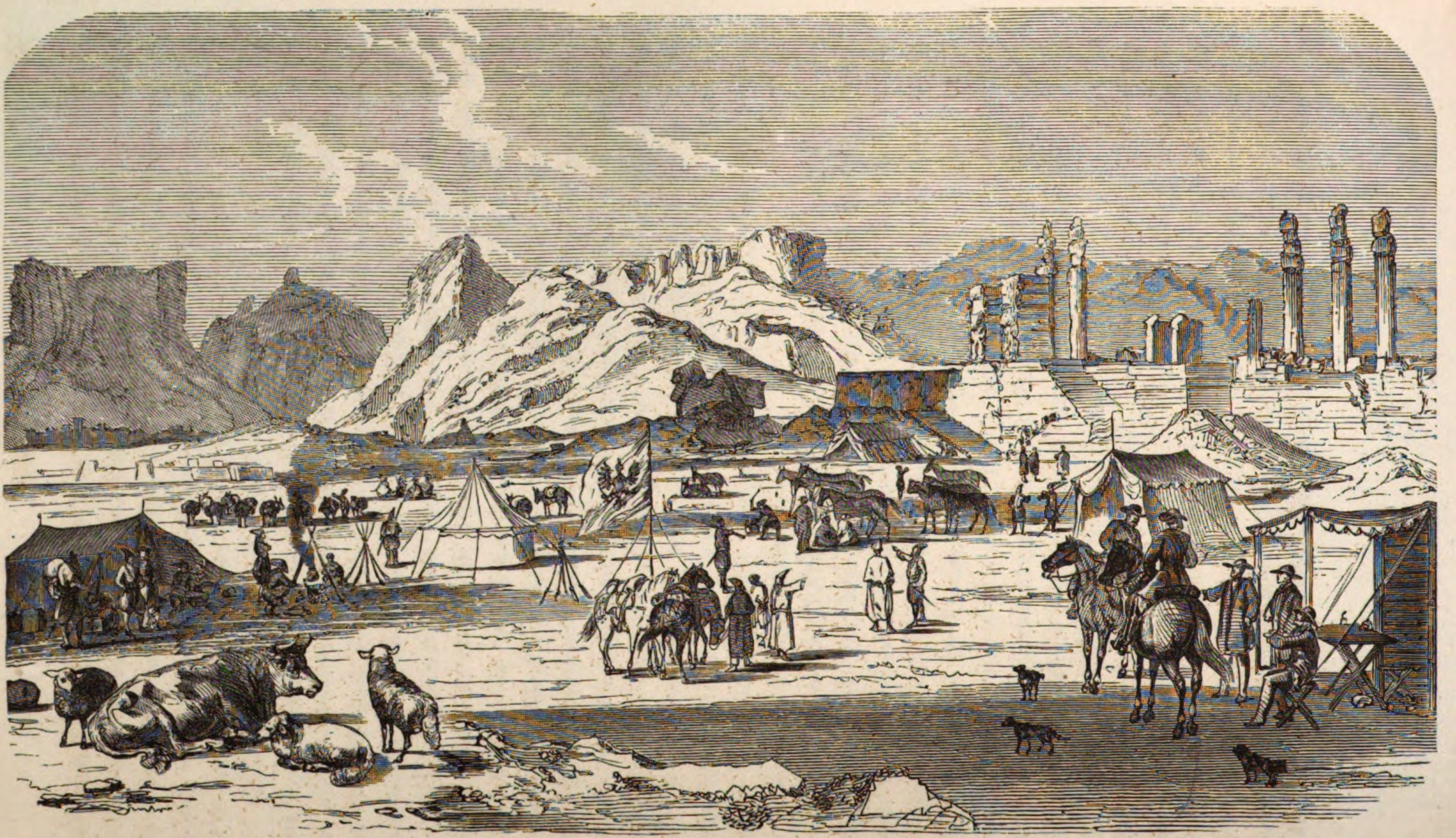
Westen hin bis zur Felsenenge am Wasser *Murghâb* sanft abfällt, hier und da Berglehnen zeigt, und nach Westen zu einen Felsenfufs in die Ebene setzt, auf welchem zum Theil die grofse Terrasse in verschiedener Höhe und Abstufung angelegt ist. Die Gestalt derselben ist die eines ziemlich regelmäfsigen Viereckes mit Spitzen, Vorsprüngen und Ecken, die eben durch die Form des darunter liegenden Felsens bedingt sind, aber im Grofsen und Ganzen an der Vierecksgestalt wenig ändern. Nach den drei Seiten hin, welche sich nicht an den Berg im Osten anlehnen, sondern frei nach der Ebene hin gerichtet sind, ist die Terrasse durch eine künstliche Mauer von behauenen Steinen abgeschlossen, die sich je nach den Unebenheiten des Bodens zu einer Höhe von fünfzehn bis vierzig Fufs erhebt. Die gewaltigen Steine liegen so scharfkantig aneinander, dafs es scheint, als hätten sie sich aneinander festgesogen. Von den eisernen Klammern, die sie zum Ueberflufs miteinander verbunden hatten, sind nur noch die Spuren der Löcher übrig geblieben. Den Aufgang zu der Terrasse, auf welcher der grofse Tempelpallast von Persepolis gelegen war, mit dessen Ruinen wir uns weiter unten beschäftigen wollen, bildet eine Doppeltreppe, königlich grofsartig angelegt, mit schwarzen Marmorstufen so lang und breit, dafs mehrere Reiter bequem hinauf galoppiren konnten. Sie liegt an der Westseite, nicht ganz in der Mitte, sondern ein wenig mehr nach Norden zu. Die Stufen bestehen nicht etwa aus je einem Steinbalken, sondern mehrere derselben sind, sammt dem daran stofsenden niedrigen Geländer, aus einem einzigen Felsblocke sauber und scharfkantig zugerichtet und die letzteren zu einem Treppenabsatz miteinander verbunden. Ein Ruheplatz folgt auf den ersten Treppenabsatz, die zweite Treppe führt, in der entgegengesetzten Richtung der ersten, nach der oberen Terrasse. Noch sind da auf dem steinernen Boden die grofsen Löcher deutlich zu erkennen, in welchen sich die Zapfen der schweren Thüren bewegten, welche nach rechts und nach links hin die Zugänge von der Doppeltreppe aus absperren konnten. Die Aussicht von hier aus über die grofse Ebene von Persepolis hin, oder wie dieselbe von den heutigen Persern genannt wird *Merdâscht*, ist grofsartig. Das Panorama ist nach allen Seiten hin von einem Rahmen dunkler, massifer Felsenberge und grotesker Felsenkegel eingefafst, deren wunderliche Formen man nicht müde wird bis zu dem fernsten Horizonte zu verfolgen. Grade aus, in der Hauptrichtung nach Südosten hin, ziehen sich zwei Riesenmauern hin, deren Fufs der tosende *Bendemîr* bespült und die ein

breites kolossales Thor bilden, durch welches die Strafse in südwestlicher Direction nach dem Herzen der modernen Persis, nach dem neupersischen Athen, der Stadt *Schirâz* führt. Die nordwestliche Seite der Ebene von *Merdâscht*, von einem grofsen Gebirgsbogen gebildet, der sich an den westlichen Theil der eben erwähnten Felsenmauer anschliefst und in weiter Ferne zu nebelblauen Höhenzügen verschwimmt, gewinnt durch den Anblick einsam stehender dunkler Kegel mit breitem Rücken an malerischen Reiz. Kaum ist man im Stande, dem Gedanken allen Glauben zu versagen, dafs hier auf diesen steilen, schwer zugänglichen Höhen der Mensch ehemals eine feste schützende Stätte gesucht haben sollte. Die Kegel, besonders die nördliche aus drei felsigen Erhebungen bestehende Gruppe, sind auf dem Kamme breit genug, um eine hinreichende Menschenmenge aufzunehmen und ihre Kanten so eigenthümlich gestaltet, als habe die Natur sich im Bau einer Felsen-Bastei hervorthun wollen. Darf es darum Wunder nehmen, wenn die heutigen Bewohner der Ebene von *Merdâscht* steif und fest behaupten, hier auf diesen platten Kuppeln habe ehemals die *Ark* oder Akropolis von Istakher gelegen, und wenn ein Menschenkind nur in dem Besitz der geheimnifsvollen Zaubermittel sei, so würde es ein Leichtes sein, die Schätze der alten Perserkönige aus ihrer langen Verborgenheit dem hellen Tage wiederzugeben. — Lichter wird es nach Osten hin, wo die Längsketten der grofsen Ebene der alten Coele Persis den Salz- oder *Bakhtegân* krebsscheerenartig umspannen, in die ferne Weite zu dunkelblauen niedrigen Massen verlaufend. Bekannt ist's, dafs der rauschende *Bendemîr* oder *Kurâb*, das *Kur*-Wasser, der Kyros der Alten, nach derselben Richtung durch die Ebene dahinstürzt, um sein süfses Wasser mit dem salzigbittern des genannten Sees zu vertauschen.

Ehe wir unsere Wanderung auf der Terrasse unternehmen, sei es uns vergönnt, zunächst für unsere Unterkommen in Persepolis Sorge zu tragen. Was unter der Firma des grofsen Alexander Hetären-Laune und Griechenhafs verschont haben sollte, hat der Zahn der Zeit so gründlich beseitigt, dafs vom ehemaligen Prachtbau nur das Knochengerüst stehen geblieben ist und kein dunkles Gemach, keine schattige Halle mehr dem Reisenden ein Obdach zu gewähren im Stande ist. Wir liefsen deshalb unsere Zelte vor der grofsen Freitreppe aufrichten, die Pferde wurden nach persischer Sitte mit Fufsstricken angekoppelt und Wachen ausgestellt, um den verrufenen Dieben dieser Gegend die Gelegenheit zu Erwerbungen auf

unsere Rechnung rechtzeitig zu nehmen. Die Nähe so denkwürdiger steinerner Nachbarschaft hatte zugleich unseren Nationalstolz entflammt, denn es dauerte nicht lange, so wehte der preufsische Adler in die persepolitanische Luft hinein, als flüchtiges Wahrzeichen, dafs hier an dieser Stelle die erste preufsische Gesandtschaft in Persien ihr Lager gehalten hat. Unser für alles Schöne und Erhabene in gleicher Weise begeisterter Chef liefs es sich nach seiner Ankunft in Persepolis sofort angelegen sein, sein Malertalent zur Geltung zu bringen und ihm verdanken wir die Zeichnung unseres Campement am Fufse von König Dschemschid's Thron.

Von unseren Zeltthüren aus hatten wir Mufse genug, mit neugierigem Blick die weite Ebene zu durchmessen, aus welcher hier und da ein persisches Dorf in scharfen Umrissen emportauchte, während dicht in unserer Nachbarschaft *Ilât* ihre braunen Zelte aufgeschlagen hatten, aus deren Mitte in langen grauen Säulen schwelender Rauch zum Himmel emporwirbelte. Die Männer und Frauen brachten uns freundlich genug Brot, Milch und was sonst zu einer Küche vor Persepolis von den Nomaden geliefert werden kann und hatten dafür die Plage, von uns gründlich nach allen Seiten hin ausgefragt zu werden, als ob sie in directer Linie von den Achämeniden abstammten und genaue Kunde von den Werken ihrer Altvorderen geben könnten. Statt aller Antwort lächelten sie, schüttelten mit dem Kopfe, oder wiederholten immer und immer wieder das so räthselhafte Wort *Jstakher* und das verständlichere, aber durchaus nicht richtigere *Takht-i-Dschemschîd* „Thron Dschemschid's“. — Es darf vorausgesetzt werden, dafs wir nicht unterliefsen, die *Ilât* und Dörfler nach vorhandenen Resten kleiner Antiquitäten auszuforschen, um so mehr, als wir bemerkt hatten, dafs die Weiber als Halsschmuck manche ältere Münze und manchen geschnittenen Stein trugen. Leider war die Ausbeute geringer, als von vornherein zu erwarten stand. Die Münzen gingen nicht über die Sassaniden-Zeit hinaus und die geschnittenen Steine zeichneten sich durch keine einzige Spur von Kunst oder durch das besondere Interesse der dargestellten Gegenstände aus. Man sah hier einen Scorpion, dort eine Antilope oder ein ihr ähnliches Thier, hier einen Zebu-Stier, über seinem Rücken die Sonne, den Mond und ein Paar Sterne, dort einen Feueranbeter mit erhobenen Armen stehend, also mit einem Worte Dinge ganz untergeordneter Natur und Vorstellungen, welche in keiner Weise an die herrlichen Sculpturen der persepolitanischen Tempelreste erinnerten. Dafs



Lager der preussischen Gesandtschaft bei Persepolis.

die guten Leutchen schliefslich sehr bedeutende Summen für die *Souvenirs de Persépolis* forderten, hätte uns billig weniger in Erstaunen setzen sollen als es der Fall war, da die *Ilât*, wie wir wissen konnten, keine Kunstkenner und Historiker sind und das Geschäft nur mit Rücksicht auf unsern Eifer so sehr in die Hausse getrieben hatten.

Es ist jetzt an der Zeit, bei der langen Mauer vorbei, welche hier und da von grünem Buschwerk in der natürlichsten Weise bekränzt ist, die schöne Freitreppe hinaufzusteigen und oben, auf dem Treppensöller, das Gesicht dem Berge *Rahmèd* zugewendet, die Wanderung durch die Steinwelt anzutreten. Wir geben bei so gründlichen Beschreibungen, wie sie nach den Berichten der Reisenden der grofse Geograph Ritter und der scharfsinnige Orientalist Lassen geliefert haben, jeden Versuch einer neuen Schilderung auf. Lassen hat ganz Recht. Für Persepolis ist noch ein systematisches Studium nach gehöriger Vorbereitung nöthig. „Damit, dafs einer hinreist und besieht und beschreibt, was schon zwanzig gesehen und beschrieben haben, werden wir niemals zum vollständigen Verständnifs dieser merkwürdigen Ueberreste gelangen.“ Was wir liefern soll kein Beitrag für den Archäologen sein — wie konnte dazu überhaupt der kurze Aufenthalt hinreichen, — sondern nur der grofse Umrifs eines Bildes der Ruinen von Persepolis, mit Einschlufs des für alle monumentalen Studien so nothwendigen historischen Elementes.

Kuru-Kyros, der Stifter und Begründer des persischen Reiches, war den Nachrichten der Alten zufolge zugleich der Erbauer der Stadt *Pasargadae* in der grofsen, von uns durchpilgerten Ebene von *Murghâb*. Er hatte die Stadt zum Andenken an seinen Sieg über die Meder aufführen lassen, um den Königen als Krönungsplatz und Schatzkammer zu dienen. Als er gestorben war, begruben ihn die Perser auf dem Gebiete seiner Stadt in jenem einfachen Grabdenkmal, das der Sturm der Zeit von seiner Stelle bis auf den heutigen Tag noch nicht hat wegfegen können und das wir auf unserer Rückfahrt gen Isfahan näher kennen zu lernen Gelegenheit finden werden. Die Nachfolger *Kuru's*, inschriftlich nachweisbar König *Dârayavus*-Darius, König *Khsayârsâ*-Xerxes und König *Artakhsatrâ*-Artaxerxes III. übertrugen Residenz, Schatzkammer und Grabmalstätte von der freien Ebene von *Murghâb* nach der schwer zugänglichen Stelle bei Persepolis und hielten hier in dem grofsen Pallaste Hof, inmitten der Akopolis, von welcher uns *Diodor* folgende Beschreibung hinterlassen hat. „Die

10*

Akropolis rühmlichen Andenkens ist mit einer dreifachen Mauer umgürtet. Die erste davon ist mit vielen Kosten aufgerichtet, hat eine Höhe von sechszehn Ellen, und ist mit Zinnen versehen. Die darauf folgende ist der ersten ganz ähnlich in der Ausführung, jedoch um das Doppelte höher. Die dritte hat eine quadratische Gestalt und steigt zu sechszig Ellen Höhe auf und war aus einem harten und wie für die Ewigkeit geschaffenen Stein wohl zusammengefügt. An jeder Seite befinden sich eherne Thore und daneben eherne Stiere von zwanzig Ellen Höhe, diese um durch ihren Anblick Schrecken einzuflöfsen, jene zur mehreren Sicherheit des Ortes angebracht. Auf der östlichen Seite der Akropolis befindet sich in einem Abstand von vier Plethra ein Berg, den man den königlichen heifst, in welchem die Gräber der Könige lagen. Denn der Fels war dort ausgemeifselt, und hatte nach der Mitte hin mehrere Räume, in denen sich die Grabstätten befanden, ohne irgend einen durch Kunst gemachten Zugang, denn die Särge der Verstorbenen wurden dorthin mittelst künstlicher Maschinen hinaufgehoben. In der Akropolis selber waren viele Herbergen für die Könige und Feldherrn mit bedeutendem Aufwand hergerichtet und Schatzkammern zur Aufbewahrung der Schätze in sehr zweckmäfsiger Weise angelegt."

Dieser Beschreibung zufolge bildete die Terrasse von Persepolis, wie die Perser es nennen würden: das *Ark* oder die Akropolis der Stadt, welche man sich, grade wie es noch heute bei dem persischen Städtebau der Fall ist, von derselben abgesondert liegend vorzustellen hat. Die eigentliche Stadt lag aufserhalb der drei Ringmauern, die unwillkührlich an die herodotische Schilderung Ekbatana's erinnern (vergl Bd. I. S. 366), und deren dritte, die quadratisch angelegte und sechszig Ellen hohe, sicher dieselbe ist, welche wir als die äufsere Umfassungsmauer der Terrasse von Persepolis bezeichnet haben.

Als Alexander mit seinen Macedoniern die persische Königsburg erreicht hatte, da soll, der Sage nach, jene Plünderung und Zerstörung Statt gefunden haben, der die neueste Geschichte die Plünderung eines chinesischen Königsplatzes in würdiger Weise an die Seite setzen darf. Ja mehr noch als dies, — als Alexander an der Seite der schönen atheniensischen Buhlerin *Thaïs* zu Persepolis dem asiatischen Bachus und der Venus seine schwelgerischen Huldigungen darbrachte, da soll die trunkene Gesellschaft, an ihrer Spitze das schöne Weib, brennende Fackeln in die Räume des

Pallastes geworfen und das ganze Gebäude in Flammen gesteckt haben. Zum Brennen gehören vor allen Dingen brennbare Stoffe, steinerne Gemächer zünden nicht. Persepolis — mag Alexander oder die Buhlerin Brandstifter gewesen sein oder nicht — mufste jedenfalls eine hinreichende Menge Holz aufzuweisen gehabt haben, um mit einem Male in Flammen stehen und, wie die Berichterstatter hinzufügen, in Asche versinken zu können. Diese Vorstellung eines nothwendigen Holzbaues in Persepolis ist wichtig genug; sie giebt einzig und allein das Mittel an die Hand, die leeren Räume zwischen den einsam stehenden Thoren, Wänden und Nischen und zuletzt das fehlende Dach in der passendsten Weise auszufüllen. Persepolis bestand aus einer Verbindung des Holzbaues mit dem Steinbau; in welcher Weise der erstere auch immer zu Grunde gegangen sein mag, der letztere allein hat als unzerstörbares Knochengerüst Jahrhunderte bis auf die gegenwärtige Stunde überdauert.

Schreiten wir in der Richtung nach Osten vorwärts, so begrüfsen uns die seltsamsten Thorhüter in Gestalt jener geflügelten Thiere, die als Doppelpaar die vier Pilaster eines Doppelthores schmücken und aus ihnen gleichsam herauszutreten scheinen, das aller Vermuthung nach den Haupteingang in den königlichen Pallast bildete. An den Pilasterwänden, ein herrlich weifsglänzender Marmor, befinden sich in langen Reihen Texte von Keilschrift, welche ohne Veränderung des Inhaltes sich mehrere Male wiederholen. Sie melden, dafs König Xerxes, der bekannte Griechenfeind, diesen Thorweg habe ausführen lassen. Wir geben als Beispiel des altpersischen Lapidarstiles die Worte der Inschrift nach Spiegel's vortrefflicher Uebersetzung:

Ein grofser Gott ist Auramazda, welcher diese Erde schuf, welcher jenen Himmel schuf, welcher den Menschen schuf, welcher die Annehmlichkeit schuf für den Menschen, welcher den Xerxes zum König machte, den einzigen König Vieler, den einzigen Gebieter Vieler.

Ich bin Xerxes der Grofskönig, der König der Könige, der König der Länder, die aus vielen Stämmen bestehen, König dieser grofsen Erde auch fernerhin, Sohn des Königs Darius, der Achämenide.

Es spricht Xerxes der Grofskönig: Durch die Gnade Auramazdas habe ich diesen Thorweg gemacht, der alle Völker

zeigt. Es giebt auch viel anderes schönes Werk in Persien das ich gemacht und das mein Vater gemacht hat. Jedes solches Werk welches schön aussieht haben wir Alles durch die Gnade Auramazdas gemacht.

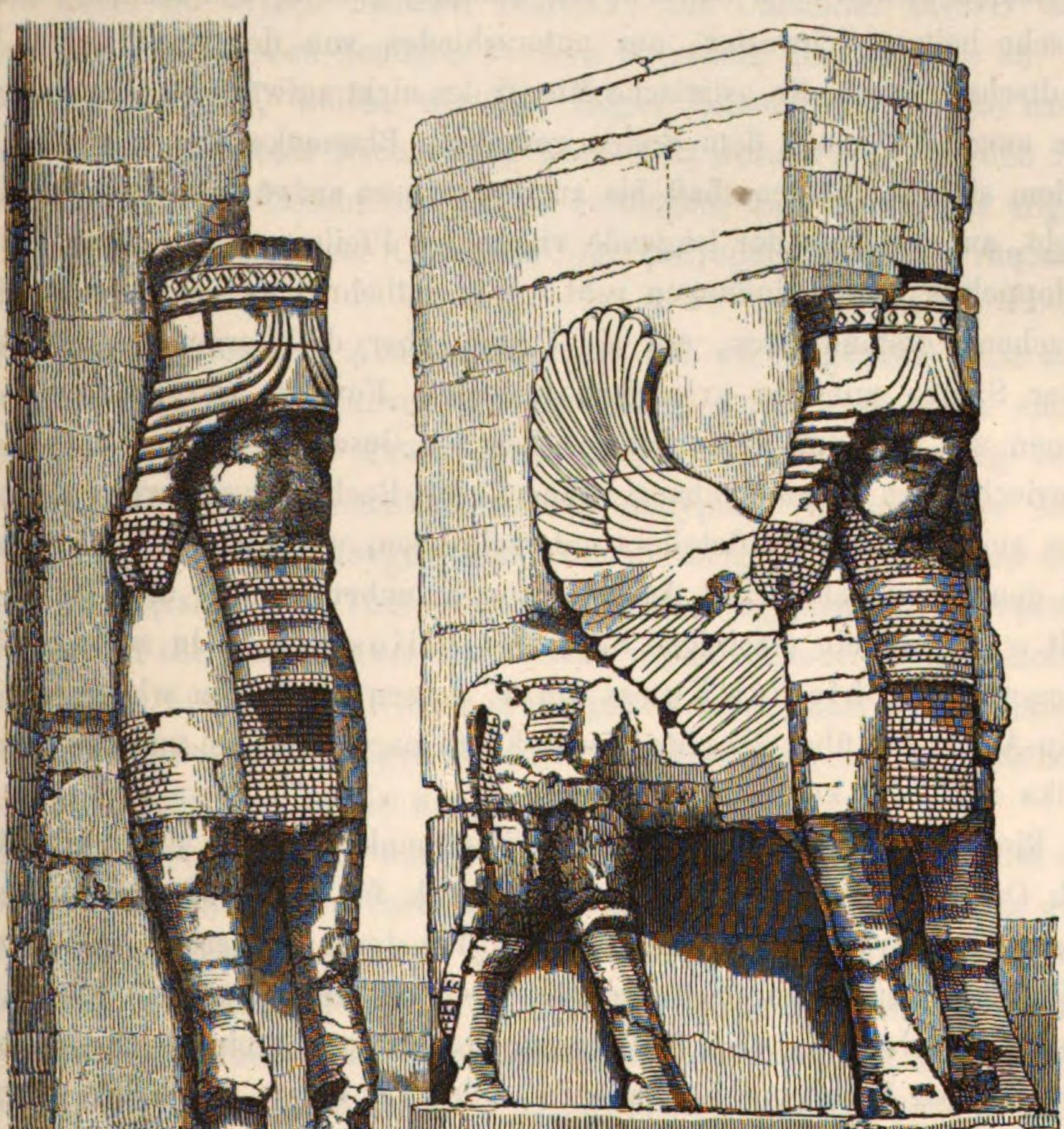
Es spricht Xerxes der König: Auramazda möge mich schützen und mein Reich und was ich gemacht und was mein Vater gemacht hat, das möge Auramazda schützen.

Das einzige historische Räthsel, welches die persischen Keile des gewaltigen Thorweges sprengen, ist die Erwähnung, dafs Xerxes, durch Auramazdas Huld Grofskönig von Persien, diesen Bau ausgeführt hat.

Wie bemerkt worden ist, treten aus den beiden Wandpfeilern des Thorweges nach der Ebene und Treppe zu zwei Riesenthiere dem Eintretenden entgegen, urkräftige Stiergestalten, denen Barbarismus die Köpfe abgeschlagen hat. Gewaltig-erhaben in ihrer Ausführung, erscheinen sie ernst-drohend als Wächter des Thores, durchaus entsprechend den Urstieren der Thore der assyrisch-babylonischen Denkmäler. Ihre Anwesenheit giebt ohne Zweifel einer bisher, wie wir glauben, unrecht verstandenen Stelle Diodors, derselben welche wir weiter oben in einer deutschen Uebersetzung ausführlich vorgelegt haben, die einzig richtige Deutung. *Ἑκάστη δὲ τῶν πλευρῶν ἔχει πύλας χαλκᾶς, καὶ παρ᾽ αὐτὰς σταυροὺς χαλκοῦς εἰκοσιπήχεις, οὓς μὲν πρὸς τὴν ἐκ τῆς θέας κατάπληξιν* etc. sagt der sicilische Schriftsteller, indem er von der dritten, im Viereck angelegten Umfassungsmauer der Akropolis von Persepolis Bericht abstattet. „Jede von den Seiten hat eherne Thore und daneben eherne Pallisaden von zwanzig Ellen Länge, die letzteren um durch ihren Anblick Schrecken einzuflöfsen.“ Es hält schwer, sich eine Vorstellung von dem zu machen, was es heifsen soll, Pallisaden, die durch ihren Anblick schrecken, und nun gar erst ein Pallisadenwerk von zwanzig Ellen Höhe! Wie unschön, vor allen aber wie unnöthig mufs es nicht von vornherein erscheinen, dafs man die Thore in solcher Weise ornamentirt habe. Viel näher liegt es, in der Diodor'schen Angabe von den Pallisaden (*σταυροὺς*) einen Fehler der Abschreiber zu erkennen, und an Stelle des unverständlichen *σταυροὺς* mit Weglassung des ersten *σ* das wohlbekannte *ταύρους* d. h. Stiere zu setzen; eine Veränderung, die um so näher liegt, als offenbar jenes störende *σ* durch das Schlufs-*ς* des vorangehenden Wortes *αὐτὰς* unwillkührlich angezogen ist. In dieser Weise haben die Stiere, welche durch ihren Anblick

Schrecken einflöfsen, einen Sinn und stehen im Einklang mit den noch vorhandenen Resten von Persepolis. Nach Diodor sollen sie freilich von Erz gewesen sein, allein diese Angabe scheint eben so irrig aufgefafst zu sein, als die ehernen Thore und die vier (statt drei) Umfassungsmauern, in deren jeder ein solches Stierthor den Zugang öffnete.

Die hintere, dem Berge zugewandte Seite des Thorweges, von dem vorigen in alter Zeit durch vier Säulen getrennt, enthält gleichfalls Stierbilder in schreitender Stellung, doch im Ganzen besser erhalten als ihre westlichen Brüder. Aus den gewaltigen Körpern wachsen Sphinxflügel hervor, und ein, gegenwärtig freilich sehr verstümmeltes, menschliches Angesicht, langbärtig, langhaarig, mit einer seltsamen Hörnerkrone auf dem



Kopfe vollendet die überlebensgrofse Sphinxgestalt, welche mehr als alles andere an die assyrisch-babylonische Verwandtschaft erinnert. Wir dürfen als einfache Reisebeschreiber uns nicht in Vermuthungen über die räthselhafte Bedeutung jener kolossalen Thorwächter ergehen, und überlassen es dem denkenden Leser, sich eine Vorstellung darüber zu bilden, wozu ihm die vorstehende, nach der Natur und nach der Photographie aufgenommene Abbildung nicht ohne wesentlichen Nutzen sein wird. Die beiden Portale mit ihren drohenden Urstier-Zwillingspaaren hatten offenbar eine Holzbedachung und führten das eine hinein, das andere hinaus in eine Halle und aus einer Halle, die von vier schlanken Säulen getragen wurde, deren Holzdach, wie alle übrige Holzbekleidung, längst spurlos verschwunden ist. Zwei von den Säulen stehen noch aufrecht da, schlank, gefällig und schmuck wie die jonische heitere Schwester, nur unterschieden von der griechischen Verwandtschaft durch die asiatische Mitgift des nicht aufwärts strebenden, sondern umgekehrt nach dem Boden gesenkten Blumenkelches, aus dem und in dem sich der Säulenschaft bis zu dem oberen aufwärts gerichteten Kelch erhebt, auf welchem der tragende viereckige Pfeiler mit jonischen Voluten in doppelten Rollenwindungen ruht. Wir entbehren zu sehr des architektonischen Verständnisses, um ein Urtheil über die Formenverwandtschaft dieser Säulen mit den griechisch-jonischen Formen zu gestatten, doch können wir hier nur wiederholen, dafs der Gesammteindruck entschieden an griechischen Zusammenhang erinnert. Mit Recht müssen wir das Urtheil eines geistreichen Schriftstellers unterschreiben, welcher den jonischen Stil „als den gemeinsamen Stil Asiens schon in unberechenbar alter Zeit“ hinstellt. „Es ist ein mächtiger Stil, fügt Julius Braun in seiner gehaltvollen Geschichte der Kunst hinzu, dessen Sendboten wir durch ganz Klein-Asien und über die phönizische Küste nach Karthago und in's innerste Afrika verfolgen können.“

Richten wir den Blick von dem Standpunkt inmitten der vier Säulen nach Ost und Süd hin, so ist der Anblick für das prüfende Augenpaar beinahe verwirrend. Thore und Thüren, Fenster und Nischen wie einzelne Pfeiler dastehend, ohne Seitenwände, Treppen die auf und ab führen, dazwischen Säulen, die wie Schiffsmaste im Hafen aus einem scheinbar unregelmäfsigen Steinlager hervorragen, alles auf einem herrlichen Marmorpflaster ruhend, das ist das Ergebnifs einer ersten Anschauung der persepolitanischen Ruine. Lichter und klarer wird alles, sobald man von

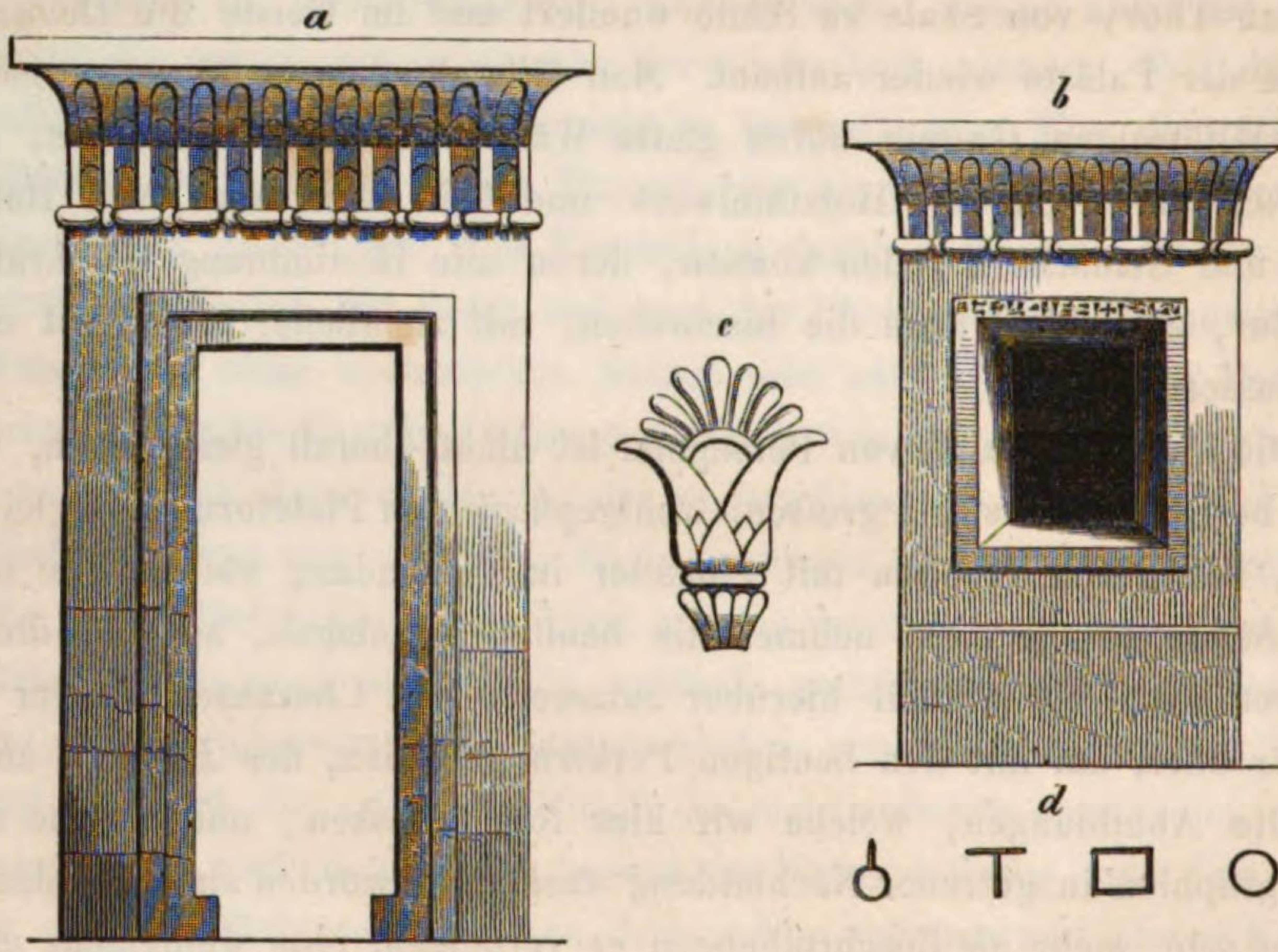
Thor zu Thor, von Säule zu Säule wandert und im Geiste die ehemalige Anlage der Paläste wieder aufbaut. Man fülle die leeren Räume zwischen dem vielförmigen Gestein durch glatte Wände von Erdziegeln aus, man bekleide das Dach mit Holztäfelwerk und bald wird man von Hallen, Sälen und Gemächern reden können, deren alte Bestimmung die kräftige Sculptur, znm Theil auch die Inschriften, mit ziemlicher Sicherheit errathen lassen.

Die obere Terrasse von Persepolis ist nicht überall gleich eben, vielmehr besteht sie aus drei grofsen, wohlgepflasterten Plateformen ungleicher Höhe, die durch Treppen mit einander in Verbindung stehen. Je mehr nach Süden zu, je mehr nehmen die baulichen Anlagen, so weit die erhaltenen Reste ein Urtheil hierüber zulassen, den Charakter innerer Gemächer oder, um mit den heutigen Persern zu reden, des *Enderûn* an.

Die Abbildungen, welche wir hier folgen lassen, und welche nach Photographien in getreuer Nachbildung ausgeführt worden sind, werden im Stande sein, mehr als Beschreibungen es vermögen, eine wenigstens allgemeine Vorstellung von dem Charakter der persepolitanischen Trümmer zu geben.

Wir beginnen mit den Abbildungen, die auf der folgenden Seite angeschlossen sind und von denen die Zeichnung *a* die Vorderseite eines Thores oder vielmehr einer Thüre darstellen soll. Wunderbar genug versetzt uns dieser Anblick unmittelbar nach Aegypten. Obgleich der eingestufte Thürrahmen eine unägyptische, fremde Beigabe ist, so giebt das krönende Hohlgesims der Thüre den eigentlichen ägyptischen Charakter wieder, bis auf die Blätterreihen hin, welche neben einander in dem Hohlgesims parallel fortlaufen. Wieder unägyptisch ist's, dafs diese Blätter dreimal auseinander aufzusteigen scheinen, während sie im ägyptischen Sculpturstil ununterbrochen ein e i n z i g e s Blatt bilden.

Dasselbe Hohlgesims mit der oben beschriebenen Blätterreihe krönt in Persepolis die Nischen und Fensterpfeiler, von denen wir unter *b* eine getreue Abbildung gegeben haben. Niedriger als die Thüren haben diese Nischen eine Constructions-Form, die, wie sich leicht erkennen läfst, unmittelbar aus dem Thürstil hervorgegangen ist. Keilinschriften pflegen den oberen Rand der Nische oder des Fensterrahmens zu schmücken. Der Stein, schwarzgrauer Marmor, hat besonders im Innern der Nische seine alte Politur auf eine wunderbare Weise bewahrt. Wir sahen Nischen, deren



Spiegelglätte an den Steinglanz der Apis-Sarkophage des Serapeums bei Memphis erinnerte, welche in dieser Beziehung bis jetzt als ein Muster alter Steinpolitur mit Recht gelten dürfen.

Wir haben bei der Zeichnung unter *c* ein Ornament wiedergegeben, das sich als eine charakteristische Beigabe der persepolitanischen Sculptur auszeichnet, und sich wieder nicht nur in Aegypten wiederfindet, sondern durch Asien bis nach Griechenland hin gewandert ist. Es tritt in Persepolis in einer doppelten Anordnung auf; bald nämlich stehen ganze Reihen dieser Blume übereinander, bald laufen sie nebeneinander fort, an dem Untertheil ihrer Kelche durch halbkreisartig gestaltete Bänder miteinander verbunden. Sie bilden in dieser doppelten Anordnung Rahmen von Verzierungen, welche grofse Sculpturflächen einzufassen bestimmt sind und mit der einfachen Rosette abzuwechseln pflegen.

Die unter *d* vermerkten Zeichen sind von uns theils auf verbauten, theils auf freiliegenden behauenen Steinblöcken aufgefunden und kopirt worden. Es sind alte Steinmarken, auf deren Bedeutung und Zusammenhang mit den modern-persischen Steinzeichen wir bereits oben in nachdrücklicher Weise aufmerksam gemacht haben. Wir hoben damals hervor, dafs sich diese seltsamen Steinmarken (Reste eines alten Alphabetes?) so-

gar auf den behauenen und verbauten Blöcken in den ägyptischen Tempeln vorfinden, und können gegenwärtig hinzufügen, dafs Reisende dieselben Zeichen auf den Steinen libyscher Bauten vorgefunden haben.

Die folgende Abbildung führt uns in das Bereich der persepolitanischen Sculptur. Obgleich die grofse Zahl der Sculpturwerke von *Istakher* eigent-



lich historische Gegenstände nicht berührt und daher von minderem Interesse und untergeordneter Bedeutung für die geschichtliche Forschung ist: so sind andererseits die Darstellungen von besonderem Werthe für die Kenntnifs des persischen Hoflebens. Bald sehen wir den König, in faltenreichem Gewande, mit sauber gekräuseltem Bart- und Kopfhaar,

den langen Königsstab in der Rechten, umgeben von seinem Sonnenschirmhalter und seinem Fliegenwedelträger. Beide Hofbeamte erinnern unwillkührlich an die gleichen Aemter am Hofe der ägyptischen Pharaonen. Bald wiederum sind es die vornehmsten Hofdiener und Beamten, welche in langen Reihen nebeneinander fortschreiten, in officiell steifer Tracht und Haltung, ruhig und gemessen, wie es die Gegenwart des Königs der Könige nach persischer Hofetiquette erheischte. So ernst wie die vornehme Beamtenwelt, so ernst und würdevoll stehen die speertragenden Leibwächter des Königs auf den steinernen Pfeilern da, hintereinander einherschreitend, in ceremoniellster vorschriftsmäfsiger Rangordnung. Unsere Abbildung stellt zwei solcher Leibwächter am Hofe des grofsen Königs dar, bemerkenswerth, wie alle Figuren persischer Hofbeamten, durch das faltenreiche Gewand und das starke, eigenthümlich gelockte Bart- und Kopfhaar.

Andere Darstellungen, — wir denken vorzüglich an die reiche Sculptur neben der Aufgangs-Doppeltreppe zur zweiten Terrasse, — zeigen lange Reihen tributbringender Völker, ein jedes ausgezeichnet durch seine besondere Physiognomie, Tracht und die Art seiner Tribute. Diese oft beschriebenen Abbildungen gewähren den besten Commentar für die bekannten Inschriften, in welchen die persischen Könige die Listen der von ihnen überwundenen Völker aufführen.

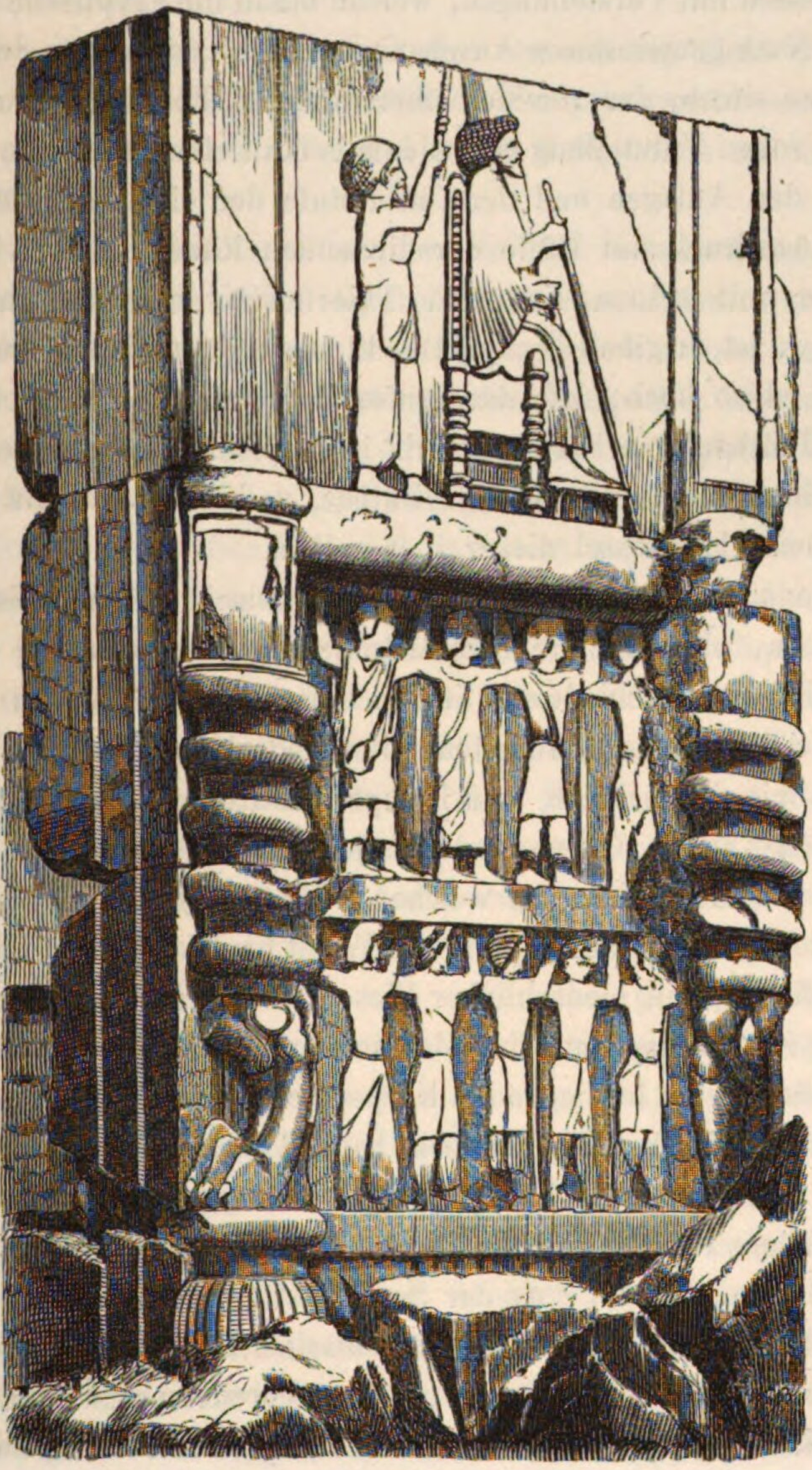
„Ich bin Darius der Grofskönig, — so berichtet unter andern eine dieser persepolitanischen Inscriptionen, — der König der Könige, der König dieser zahlreichen Gegenden, der Sohn des Vistâçpa, der Achämenide.

Es spricht Darius der König: Durch die Gnade Auramazdas sind es diese Länder, die ich regiere mit diesem persischen Heere, welche sich vor mir fürchteten und mir Tribut brachten: Die Bewohner von Susiana, die Meder, die Babylonier, die Araber, die Assyrer, die Aegypter, die Armenier, die Cappadocier, Çparda, die Griechen des Festlandes und die der Inseln, und diese Länder im Osten: Die Sagartier, die Parther, die Zarakas, Aria, Baktrien, Çugda, Chorasmien, die Sattagyden, Arachosien, Indien, Gandâra, die Çakas und die Makas.

Es spricht Darius der König: Wenn du so denkst: „vor keinem Feinde möchte ich zittern“, so schütze dieses per-

sische Heer. Wenn das persische Heer geschützt ist, so wird das Glück für die fernste Zeit ununterbrochen bleiben, diese Herrin wird herabkommen auf diesen Clan" (vergl. Fr. Spiegel, Die altpersischen Keilinschriften S. 47 fl. J).

Unter den Sculpturen in dem sogenannten Thronsaal der Terrasse von



Persepolis ist diejenige besonders merkwürdig, von der wir, gleichfalls nach einer Photographie, die umstehende Abbildung unseren Lesern vorlegen.

Der königliche Thronstuhl ruht auf einem zweiten Riesenthron, der im Innern von den Händen und Armen überwundener Völker getragen wird, deren jedes durch seine Tracht als nichtpersisch ausgezeichnet ist. Auch diese Darstellung ist, wenn auch nicht entlehnt, so doch im Zusammenhang stehend mit Vorstellungen, welche bis in die ägyptische Altzeit hinaufsteigen. Nach gemeinsamer Anschauung der Altzeit mufste der König auf einem Throne sitzen, der von den überwundenen Feinden getragen wurde. Der sinnlich rohen Vorstellung lag jedenfalls ein tieferer Gedanke zu Grunde, der je nach den Anlagen und der Culturstufe der einzelnen Völker seinen besonderen Ausdruck mit Hülfe der dienenden Kunst erhielt. Der Thronsessel selber mit seinen Knäufen, Thierfüfsen, umgekehrtem Blumenkelche u. s. w. ist originell genug. Das kleinere Exemplar, auf welchem der König sitzt, ist so hoch, dafs der grofse Herr nur im Stande ist, ihn mit Hülfe einer Fufsbank zu besteigen. Er ist bequem, denn die hohe Rückenlehne war sicher keine überflüssige Zuthat, und darf wohl als das Muster der asiatischen Thronsessel dieser Zeit gelten.

Wir können von den Sculpturen der persischen Akropolis nicht Abschied nehmen, ohne an die eigenthümlichen Thiergestalten erinnert zu haben, welche an verschiedenen Stellen der erhaltenen Bauten die glatten Flächen der Seitenwände und Seitenpfeiler bedecken. Bald sind es Kämpfe eines Löwen mit einem Stiere, bald Kämpfe des Königs mit jedem der beiden ebengenannten Thiere. Offenbar stellen jene Thiergestalten die Prototypen der *Diwe* oder Unholde dar, mit welchen noch heutigen Tages die persische Phantasie die Malereien auf Papier und Wand bevölkert. Die Thiere, ebensowohl als die Figuren menschlicher Wesen, haben in Persepolis ungemein viel von der Zerstörungswuth der Mohamedaner zu leiden gehabt, die sich meist auf alles was die freiliegenden Körpertheile, wie Hände und Füfse, vor allen was das Antlitz betrifft, erstreckt hat. Wenn nicht das ganze Gesicht, so ist doch wenigstens die Nase zerstört; beklagenswerth genug, da sich fast kein einziges Porträt vollständig wohl erhalten hat. Dennoch ist immer noch so viel zu erkennen, dafs der Sculpturstil von Persepolis, obwohl ein Senkzweig der älteren ninivitisch-babylonischen Kunst, als eine Veredelung derselben bezeichnet werden mufs, als eine Veredelung in dem Sinne, dafs die überstark aufgetragene Muskulatur allmählig verschwindet und sanfterer

Auffassung Platz macht, die anfängt sich mit der Natur regelrecht in Harmonie zu stellen. Vollkommen ist jedoch der Stil ebensowenig, als der ägyptische Renaissance-Stil der Psammetiche der griechischen Kunst gegenüber. Der persischen Kunst fehlt, wie der ägyptischen, die Perspective. Jede Figur ist nach einem bestimmten Schema gearbeitet, das im einzelnen oft musterhaft ausgeführt ist, im Grofsen und Ganzen aber des höheren Kunstbegriffs vollständig baar ist.

Ich kann bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung nicht unterdrücken. Sie berührt die Inschriften, von denen die Sculpturwerke meistentheils begleitet sind, und hat mir an Ort und Stelle Gelegenheit zu folgender Betrachtung gegeben.

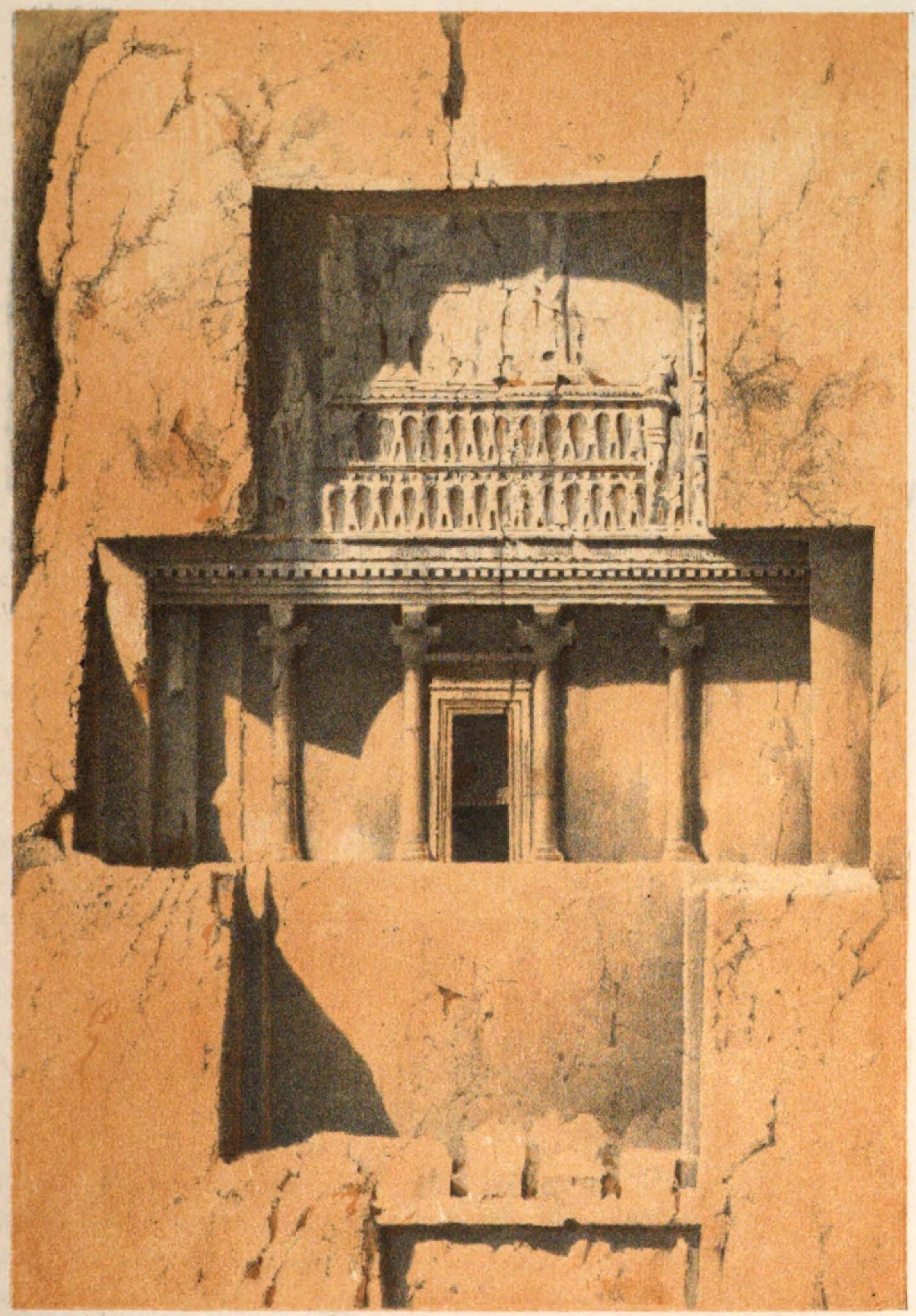
Die persischen Keilinschriften, welche an verschiedenen Stellen der persepolitanischen Denkmäler angetroffen werden, haben durchaus nicht, etwa wie die ägyptischen, einen decorativen Zweck. Ganz abgesehen von der Unschönheit der Charaktere stehen die Inschriften oft so unsymmetrisch, die einzelnen Zeilen laufen so schief und so ungleich aus, dafs Jedermann auf den ersten Blick hin zugeben mufs, dafs hier in Persepolis von eigentlichem Inschriften-Schmuck gar nicht die Rede sein kann. Vielmehr sollten die Keilbuchstaben nur als historische Notizen dienen und hatten nur als solche ihre besondere Bedeutung. Merkwürdiger Weise läfst sich nun mit vollständiger Sicherheit der Beweis führen, dafs ursprünglich sämmtliche Sculpturen beschrieben werden sollten — die leeren Stellen dazu sind bei den meisten deutlich auf dem Stein ausgespart worden, — dafs aber in Folge irgend welcher störender Ereignisse die Ausführung unterblieben ist. Wir bezweifeln, besonders hierauf gestützt, dafs Persepolis jemals ein vollendetes Bauwerk gewesen ist. Es war — wie so mancher Tempel des Alterthumes, ja wie so manches grandiose Bauwerk unserer Zeit, — nach einem grofsartigen Plane von einem Könige angelegt, die Nachfolger desselben hatten weiter daran gebaut, bis endlich ein Stillstand eintrat, der durch das Schicksal der Achämeniden-Dynastie nicht schwer nachzuweisen ist.

Hinter der Terrasse von Persepolis, deren neupersische Bezeichnung *Tschehil-minâr* „der Vierzigsäuligen" d. h. der Vielsäuligen den Säulenüberresten des grofsen Säulensaales zu danken ist (dreizehn Säulen stehen allein heutigen Tages noch aufrecht), erhebt sich der Marmorberg *Rahmèd*, der Königsberg der Alten, mit seinen beiden Gräbern und weiter ab mit

einem dritten unvollendeten Grabe. Die Gräber gehören wie die von *Naksch-i-Rustèm* den Achämeniden an, welchen? darüber sind die Gelehrten nicht ganz einig. Man vermuthet, dafs das eine *Darius II.*, das zweite *Artaxerxes II.* und das nie vollendete dem unglücklichen *Darius Kodomanus* zugeschrieben werden dürfte

Diese drei Gräber sowohl als die vier von *Naksch-i-Rustèm* haben mit sehr geringen Abweichungen ein und dieselbe Gestalt und ein und dieselbe Art der Ornamentation. Wir nehmen als Muster der Beschreibung eines der am besten erhaltenen, das Grab des Darius von *Naksch-i-Rustèm*, das als solches durch eine besondere Keilinschrift gekenntzeichnet ist. In einer Höhe, die ungemein schwer zugänglich ist, haben die Alten den Berg zu einer senkrechten Wand abgeglättet und darauf in Kreuzesform die Grabfaçade mit Hammer und Meifsel zu einem eigenthümlichen Sculpturwerk ausgearbeitet. Der untere Theil der in Kreuzform angelegten Wand ist leer, ohne eine Spur von Bildhauerei. Der mittlere längste Theil erinnert von Weitem an den Anblick der ägyptischen Felsengräber von Benihassan. Vier Säulen treten in halber Dicke aus dem Felsen hervor. Ihre Kapitäle stellen dieselben eigenthümlichen Formen dar, welche wir bereits im „*Imarèt*“ von Istakher (S. 142) und in Persepolis kennen gelernt haben, d. h. zwei knieende Halbstiere, zwischen deren Nacken die tragende viereckige Steinplatte ruht. In der ganzen Länge des mittleren Raumes tragen diese vier Säulen das Gebälk, das zunächst, einfach und an den griechischen Stil erinnernd, aus drei hervorspringenden Längenbalken besteht, auf welchen die bereits oben näher beschriebene Querbalkenlage ruht, die mit ihren auslaufenden Balkenköpfen den so charakteristischen Zahnschnitt bilden. Ueber diesem Gebälke erhebt sich schliefslich der glatte Fries, mit einfachen Rosettenornamenten, die indefs bei einigen Gräbern fehlen. Zwischen den beiden mittleren Säulen zeigt sich in jener früher erwähnten ägyptischen Gestalt die Thür, ursprünglich blind, geschlossen, ähnlich wie die geheimnifsvollen Thürblenden der altägyptischen Gräber und Grabkapellen.

Die Hauptdarstellung folgt nunmehr: Das reiche Sculpturwerk auf dem Dache der Tempelfronte, — denn die Vorderseite einer Tempelhalle sollte sicher die breite vorher beschriebene Säulenfaçade vorstellen, — in der obersten Nische des kolossalen Felsenkreuzes. Der persische Thronsessel ist zu einem bett- oder lagerartigen Gestell lang ausgezogen, das von



Königsgrab zu Persepolis.

einer Doppelreihe nicht-persischer, fremder Unterthanen getragen wird. Selbst an den Füfsen des Thrones sind Personen beschäftigt, ihre Arme und Beine als Stütze anzubieten. Rechts und links von diesem Gestell stehen Speerträger übereinander. Auf dem Throne erhebt sich ein Altar; die heilige Flamme lodert auf ihm hell empor. Davor steht der König auf einer Art von Treppe, die linke Hand stützt sich auf den Bogen, die rechte ist wie zur Anbetung erhoben. Wie über dem Altar eine Kugel, so schwebt über dem König die höchste Gottheit: ein bärtiger Mann mit Flügelpaar, das sich an einen Kreis ansetzt, der nach unten hin in einen Vogelkörper endet. Die Gottheit hält den bedeutungsvollen symbolischen Ring in der Hand.

Wir haben in dieser Darstellung das erste Beispiel einer Opferscene nach altpersischem Ritus, wobei das Feuer eine Hauptrolle spielt. Ob aber diese Darstellung funerärer Natur sei, wie dies bis jetzt die Ausleger behauptet haben, wage ich um so weniger zu glauben, als die Keilinschrift in der Nähe des beschriebenen *Darius*-Grabes dieser Ansicht zu widersprechen scheint. Nach der gewöhnlichen officiellen Introduction, welche mit einer Erwähnung *Auramazda's* beginnt, zählt darin der Grofskönig seinen Stammbaum und die von ihm beherrschten Völker und Länder auf. Sich rühmend seiner besonderen Macht und Gröfse durch die Gnade *Auramazda's* fährt der altpersische Padischah dann wörtlich fort:

„Wenn du so denkst: „„wie vielfach waren die Länder, welche der König Darius regierte!““ so sieh dieses Bild an: sie tragen meinen Thron, damit du sie kennst. Wirst du dann noch nicht wissen, dafs die Lanze des persischen Mannes weithin reichte? Wirst du dann noch nicht wissen, dafs der persische Mann fern von Persien Schlachten gefochten habe?“

Es kommt uns hier auf die Stelle vom Thron an, der ausdrücklich als solcher, nicht als Leichenbett oder Katafalk aufgeführt wird. Es ist der langgezogene Thronstuhl der persischen Könige mit jener Darstellung, welche sich speciell auf die altpersische Feuerverehrung bezieht.

Die Gräber, schwer zugänglich ihrer Steilheit und Höhe wegen, hatten im Alterthum keine sichtbaren Zugänge. Die heute zu Tage vorhandenen Oeffnungen an und neben den Blendthüren gehören der rohen Gewalt einer plünderungssüchtigen späteren Zeit an. Im Innern erblickt man aus dem Stein geschnittene gewölbte Todtenkammern mit Sarkophag-Nischen, auf

deren Boden bisweilen geöffnete Särge und Sargdeckel aus Marmor — doch verschieden von dem des Felsens — liegen. Der ehemalige Eingang zu diesen Todtenkammern ist gegenwärtig unbekannt. Wohl ist es möglich, wie man vermuthet hat, dafs unterirdische Gänge, die später sorgfältig vermauert und verdeckt wurden, zu diesen Grabkammern geführt haben. Vielleicht, dafs man durch die räthselhaften Gänge unter der Terrasse von Persepolis zu den Gräbern im Berge *Rahmèd* gelangte, ähnlich wie man ja auch bei den ägyptischen Felsen-Königsgräbern zu Theben eine unterirdische Verbindung mit der Ebene und den Tempeln an den Ufern des Nil nicht ohne grofse Wahrscheinlichkeit voraussetzt. Die Gräber von *Naksch-i-Rustèm* gehören den unmittelbaren Nachfolgern des grofsen Kyros an, dessen einsame Grabstätte wir später besuchen werden. Hier in diesen vier Gräbern lagen der Reihe nach die Leichen der Könige *Kambyses*, *Darius I.*, *Xerxes* und *Artaxerxes I.* und ihre Weiber und Kinder. Die Felssculpturen unter den Grabfaçaden, von denen wir so eben gesprochen haben, rühren aus der sassanidischen Periode und wiederholen jene eigenthümlichen Gruppen zu Fufs und zu Pferd, die sich in *Naksch-i-Redschèb*, in der Nähe von Persepolis, und sonst finden. Figuren in römischem Costüm erinnern an die Berührung des Westens mit dem Osten zur Zeit der Parther und der sassanidischen Dynasten. Pehlevi und griechische Inschriften bestätigen die späte Zeit dieser Sculpturwerke, die in dem mysteriösen Ringe der Weltherrschaft ein altpersisches Element streng bewahrt haben.

Es darf von uns wiederholt werden, was von allen Reisenden bereits ausdrücklich hervorgehoben worden ist, dafs die Ruinen von Persepolis gründlichere Untersuchungen verdienen, als diejenigen sind, welche von verdienstvollen Forschern angestellt worden sind. Neben einem längeren Aufenthalte, welcher dem genauen Studium der noch vorhandenen Denkmäler gewidmet sein mufs, gehören dazu vor allen Ausgrabungen und Untersuchungen nach noch unbekannten Denkmälern, die sicher in den Bergpartieen der Ebene von *Merdâscht* verborgen sind. Freilich sind die Schwierigkeiten ungewöhnlich grofs: Mangel an Nahrung, wie sie Europäern zuträglich ist, das schlechte, Fieber erzeugende Klima, Mangel an Arbeitern, welche zu den Nachgrabungen zu verwenden wären, schliefslich auch noch das Mifstrauen der Anwohner und die Unsicherheit des Ortes tragen dazu bei, die Nachforschungen ungemein zu erschweren, ja beinahe

unmöglich zu machen. Dafs zwei Tage nicht ausreichen würden, Persepolis von Grund aus kennen zu lernen, das sahen wir voraus: es ist aber etwas anderes, ob eine Gesandtschaft ihr Lager vor Persepolis aufgeschlagen hat, oder eine wissenschaftliche Expedition. Jedenfalls benutzte ein Jeder von uns die kurz zugemessene Zeit, um in Persopolis herumzuwandern, besondere Sehenswürdigkeiten zu notiren und unvergefsliche Eindrücke mit nach der Heimath zurückzunehmen.

Mir selber erging es in Persepolis schlecht genug. Kaum hatte ich soviel Kraft, die breiten Treppen der altpersischen Akropolis hinaufzuklimmen. Die umgestürzten Säulen und Blöcke auf der Terrasse mufsten mir alle Augenblicke als Ruhepunkte dienen. Dennoch war ich glücklich, Persepolis zu sehen, und bereue bis auf den heutigen Tag nicht den Entschlufs, mich krank und elend bis nach „*Dschemschid's* Thron“ geschleppt zu haben.

Am 18. October liefsen wir in aller Frühe die Zelte abbrechen, die Karawanen-Thiere beladen und die Reisepferde satteln, um in der Richtung nach *Schirâz* die Weiterreise bis zur nächsten Station *Zergân* oder *Zergûn* — vier Fersach südlicher — anzutreten. Wir durchmafsen die ganze Ebene von *Merdâscht*, welche von vielen Kanälen durchschnitten ist, wendeten uns dabei rechter Hand, um die grofse Karawanenstrafse von Isfahan nach Schiraz zu erreichen, und standen zuletzt vor einem wirklichen Flusse, der in sehr hohen abschüssigen Ufern mit lautem Tosen und mit schäumenden Wellen dahinrauschte. Die Perser bezeichneten denselben ausdrücklich mit dem Namen *Pul-khân* und wiederholten, so oft ich auch die verschiedensten Personen der Gegend danach fragte, diese Benennung, welche sie noch weiter auf jene bereits oben von mir beschriebenen Felskegel von *Istakher* ausdehnen, da sie dieselben gleichfalls als *Kuh-i-Pulkhân* d. i. „Berg von Pulkhân“ erwähnten. Die Alten nannten den Flufs auch *Araxes*, das würde heut zu Tage *Haras* oder *Aras* sein, so viel als „der Rauschende, Tosende“, und in der That pafst eine solche Benennung nirgends besser als hier für diesen Flufs, welcher somit der dritte Araxes ist, den wir auf unseren Reisen im Lande Persien kennen lernen.

Eine hohe steinerne Brücke mit einem abscheulichen Steinpflaster und halb zerstörtem Geländer führt über den Flufs. Zwei gröfsere und drei kleinere Bogen stützen sie. Am Brückenkopf, auf dem diesseitigen, dem linken Ufer waren recht ordentlich aussehende Soldaten aufgestellt, welche

einen Cholera-Cordon vorstellen sollten. Der Unteroffizier trat bei unserer Annäherung mit militärischem Anstand hervor, überreichte dem Eltschi eine persisch geschriebene Papierrolle, um sich in seiner Eigenschaft als Chef des Cholera-Cordons zu documentiren. Die persische Regierung steht noch in dem Glauben, dafs die Cholera durch Absperrung an ihrer weiteren Verbreitung gehemmt werden könne, und zieht deshalb bei dem Herannahen dieser Krankheit, welche alle drei bis vier Jahr den Süden Persiens heimsucht, militärische Gesundheits-Cordons, welche indefs niemals verhindert haben, dafs nicht diese Krankheit über den Cordon hinaus weiter gewandert wäre.

Ein mäfsig hoher, aber sehr steiniger Pafs, hinter der Brücke, führt zu einer neuen, rings von Bergzügen eingeschlossenen Hochfläche. Wir hielten uns in der Nähe der Felsenwand linker Hand, während zu unserer Rechten ein lang sich hinziehender Steindamm mit Brücken liegen blieb. Wenn sich die winterlichen Regengüsse ergiefsen und der Flufs zu schwellen beginnt, so ist die ganze Gegend hier überschwemmt und die Pilger und Karawanen können deshalb nur auf jenem erwähnten Damme ihre Strafse weiter ziehen. Der Verkehr mufs hier von Schirâz aus ziemlich lebhaft sein, wenigstens begegneten wir auf unserem Marsche ungewöhnlich vielen Kameel-Karawanen, auch einem Geldtransport für die Regierung, der von mehreren Soldaten escortirt wurde.

Die Felswand zur linken Hand biegt beinahe rechtwinklig in derselben Richtung nach Osten zu ab und bildet hier mit den umgebenden felsigen Bergnachbarn einen Kessel, dessen Charakter der eines vollständigen Alpenlandes ist. Die Felsenwände, ohne jede Spur vegetativen Lebens, starren in düsterer Färbung zu dem reinen blauen Himmel der *Coele Persis* empor, scharfkantige Ränder bildend, auf welchen nur Geier und Adler einen Ruheplatz suchen. Von der schwindelnden Höhe aus spähen die gefiederten Raubritter mit scharfem Auge nach der Beute in der Tiefe und schiefsen mit mächtigem Flügelschlage von der luftigen Höhe zur Ebene hernieder. *Zergân* liegt dicht am Felsenrücken des Bergkessel; davor der Leichenacker mit *Imâmzadèh's* und alten und jungen Leichensteinen. Von aufsen sieht das amphitheatralisch aufsteigende Dorf, das aus etwa tausend *Khanewâr* besteht, recht schmuck und sauber aus. Die Dächer sind mit Rohrlagen bedeckt, die Häuser aus ordentlichen Ziegeln aufgeführt, sogar ein kleiner Bazar zieht sich hinter dem Posthause fort. Ein heruntergekommener *Khân*

war so gastfreundschaftlich, sein Haus, in der Mitte des Dorfes, als Menzil für uns Europäer anzubieten. Das Bild der Zeit und der heutigen persischen Zustände wiederholte sich in kleinem Maafsstabe auch hier: ehemals schön und solid aufgeführt, war das Haus in allen seinen Theilen zerfallen und baufällig geworden. Die Steine waren zerborsten oder hatten sich losgelöst, die Treppenstufen waren verschoben, das Holzwerk bis zu den Fenstergittern hin morsch und zerfressen. Summa Summarum, es war alles aus dem Leim gegangen, selbst die Bäume und das Bis'chen Grün in dem Hofgarten schienen nur kümmerlich zu gedeihen und an der traurigen Umgebung ihren Theil zu haben. Der *Khân* war ein freundlich zuthulicher Mann, ein Liebhaber schöner Hunde und Pferde, passionirt für noble Zerstreuungen und, wie es schien, grofsmüthig bis in das Unglaubliche hin. Er war untröstlich, als Herr Baron v. M. sich auf das entschiedenste weigerte, ein junges arabisches Pferd, das er zufällig gelobt hatte, sofort als Geschenk aus seiner Hand zu empfangen. Auch der *Kedkhodâ* des Ortes liefs sich die Ehre nicht nehmen, dem fremden Gesandten als *Tä'erûf* eine Schüssel mit Aepfeln, Granaten und aufserdem vier Rebhühner zu überreichen. Leider verbitterte er die Freundlichkeit der Gabe durch eine Fragesucht und Geschwätzigkeit, die sich bis zum Unleidlichen verstieg, so dafs wir zuletzt ihm gegenüber stumm wie die Fische wurden. Da erst hielt er's für das Gerathenste, seine Unterhaltungen abzubrechen und sich zu trollen.

Am 19. October — die Sonne war noch nicht aufgegangen und Finsternifs deckte die ganze Landschaft — brachen wir nach Schirâz auf. Dicht hinter dem Dorfe hatten wir eine kleine Wasserader zu passiren, die uns eine kurze Strecke linker Hand zur Seite blieb, sofort aber verschwand, als wir bergauf stiegen, um an dem Abhange niedriger Vorberge die Strafse nach Schirâz zu verfolgen. Wir stiegen ohne Unterlafs bergan, erreichten bald hinter einem einsam stehenden Hause eine Pafshöhe, von der aus man in ein schmales steiniges Längenthal, eigentlich nur eine Felsenspalte herniedersteigt. An der gegenüberliegenden Seite, in dem Thale, lag linker Hand von der Strafse, in der Nähe eines zweiten Passes, eine Karawanserai. Sie ist sehr solid aus Feldsteinen, die mit Mörtel aneinander gekittet sind, aufgeführt. Davor stehen ein Paar grünbelaubte Bäume, die ihr Leben in dieser traurigen Steinöde von einer hell sprudelnden Wasserader fristen. Die Hitze fing von hier an, trotzdem es noch früh am

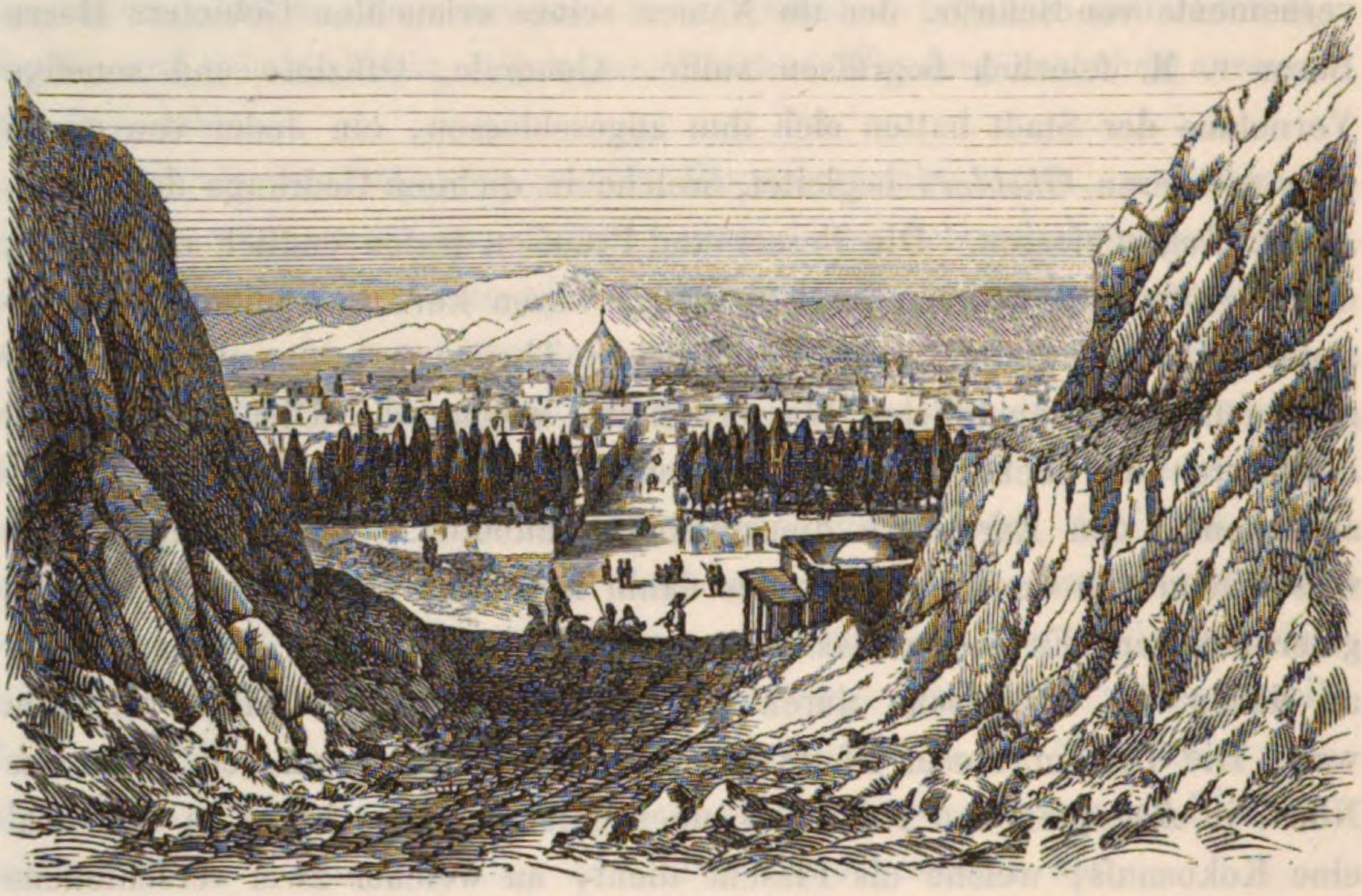
Morgen war, drückend zu werden. Kein Wölkchen bedeckte den Himmel, nur hin und wieder zogen mit lautem Geschrei Wandergänse über unseren Häuptern dahin.

Sobald wir die Höhe des zweiten Passes erreicht hatten, marschirten wir in einem öden, steinigen, vielfach gewundenen Felsenthale neben einer schmalen Rinne einher, deren klares frisches Wasser mit leisem Gemurmel dahinflofs, immer in der Richtung unserer Strafse. Unsere Perser schöpften mit den Händen das lebendige Wasser und riefen sich einander das Wort *Roknabâd!* zu. Wer ein Perser ist, kennt sicher den Namen der persischen Hippokrene, welche der unsterbliche Dichter *Hâfiz* so sehr gepriesen hat, und wenn er auch nicht aus ihr schöpft, um zu gleichem Sange begeistert zu werden, so weiht er doch gern dem Andenken des gefeierten Liederhelden den frischen Labetrunk aus dem klaren Quell *Roknabâd*. Hier und da belebt ein schattiger Baum in der Nähe eines zerfallenen Gebäu's die wüstenähnliche Umgegend, in deren trauriger Einsamkeit der Dichter manche seiner herrlichen Oden gesungen hat.

Während wir verwundert ob des wüsten Antichambre's unmittelbar vor Schirâz vielgepriesener Schöne langsam einherritten, bald hier bald dort über Lachen des übergetretenen *Roknabâd* hinwegschreitend, kam der vorausgesendete nestorianische Diener *Jahijâ* mit der Nachricht zurückgesprengt, dafs sich der preufsische Eltschi auf einen feierlichen Empfang vorbereiten möchte. Kaum hatte er die letzten Worte seiner Mittheilung ausgesprochen, als auch bereits an einer Felsenwendung die ersten Pferdeköpfe eines grofsen Reiterzuges sichtbar wurden. Eine Schaar von mehr als hundert Reitern, theils persisch, theils europäisch costümirt, bildeten den prächtigsten *Istakbâl*, den wir je in Persien zu sehen Gelegenheit gehabt haben. Die Reiter, den schönsten Typus des Perserstammes zeigend: ein volles, rundes, wohlgestaltetes Gesicht mit brennend schwarzen Augen, mit halbmondförmig gebogenen Augenwimpern darüber, mit gewaltigen schwarzen Bärten, waren eben so sauber als reich gekleidet und ritten auf Pferden, die zu den herrlichsten Thieren gezählt werden durften, die wir jemals in Persien oder sonst wo bewundert haben. Freilich waren sie auch ächt arabischer Abstammung, so edlen Blutes, wie ihre Herren, die zum gröfsten Theile aus *Fars*, dem alten Stammlande der Perser, gebürtig waren. An der Spitze des *Istakbâl's* ritt als vornehmste Person des ganzen Zuges der *Wezir-i-daulèt* oder Minister des Gou-

vernements von Schirâz, der im Namen seines erlauchten Gebieters Herrn Baron v. M. feierlich begrüfsen sollte. Generale, Offiziere und sonstige Vornehme der Stadt hatten sich ihm angeschlossen, ein Jeder von einem oder mehreren *Gholâm's* begleitet, welche in dichtem Gedränge den imposanten Zug schlossen. Die Perser und Preufsen trafen endlich zusammen, die Begrüfsungen nahmen ihren Anfang, waren kurz und bündig und bestanden ihrem zweiten, sehr wesentlichen Theile nach aus silbernen und goldenen, reich emaillirten Wasserpfeifen, welche die Diener, hier und dort durch die dichte Masse mit ihren Pferden sehr geschickt hindurchsprengend, den Europäern dienstbeflissen anboten. Die Kaliune waren verschieden von denen, die wir bis dahin in Persien als Hauptform kennen gelernt hatten. Es waren dies sogenannte *Dschauzèh's* d. h. Wasserpfeifen, an denen die Glasflasche durch ein kokosnufsförmiges Gefäfs vertreten war. Die Urform dieser Pfeife hatte ich schon früher an den Ufern des Niles, in Aegypten und Nubien, kennen gelernt. Dort ist es in der That eine Kokosnufs, welche als Flasche dient, an welcher zwei verschiedene hölzerne Röhren befestigt sind, die eine zum Mundstück, die andere zum eigentlichen Pfeifenrohr bestimmt. Der Unterschied zwischen der ägyptischen *Gozèh* und der persischen *Dschauzèh* ist aber nebenbei der, dafs aus jener meist der betäubende Haschisch oder Hanf, aus dieser der wohlduftende persische Tumbaki eingezogen (*keschidèn*) wird.

Wir dampften mit den Persern um die Wette. Das Gespräch belebte sich allmählig, freilich oft durch unsere und der Perser bissigen und schlagenden Pferde unterbrochen, welche mit einander gar keine Freundschaft schliefsen zu können schienen. Das Thal verengte sich zusehends, da plötzlich — unvergefslich steht uns der Anblick noch heute vor Augen — öffnete sich wie eine Theaterbühne der Berg nach beiden Seiten hin und in anmuthigster Gestalt zeigte sich einem Zauberbilde vergleichbar in einiger Ferne zu unseren Füfsen liegend die Stadt Schirâz. Die lichten Farbentöne, welche dieses Bild in zarten Duft einhüllten, stachen wundersam genug von den eintönigen dunklen Wänden des Felsenthales der *Roknabâd*-Quelle ab. Die Stadt, in tiefem Hintergrunde von einer hellschimmernden Bergkette begrenzt, dehnte sich in regelmäfsiger Gestalt mit ihren hellbraunen Häuserwürfeln vor unseren Blicken nach beiden Seiten hin aus, scharf begrenzt durch das kantige Felsenthor vor uns. Aus der Häusermasse tauchte ballonartig eine grünlich leuchtende Moscheenkuppel empor.



Eine lange und gerade Strafse zog sich von der eigentlichen Stadt aus nach uns zu hin, im Vordergrunde, rechter und linker Hand, durch Gartenmauern abgeschlossen, aus denen ein Wald dunkler Cypressen zum blauen Himmel hinanstieg. Er gab dem hellen Bilde durch den Farben-Contrast einen eigenthümlichen Reiz, der sich unmöglich in Worten beschreiben läfst. Beim Anblick der Schirazer Herrlichkeit brachen wir Europäer unwillkührlich in ein staunendes Ah! aus und begriffen vollkommen die eigenthümliche Benennung, mit welcher mohamedanische Anschauung das Felsenthor vor Schirâz beehrt hat. *Allahu akber* „Gott ist sehr grofs!“ pflegen die Morgenländer auszurufen, wenn sie voll Bewunderung für eine ihnen auffällige Schönheit erfüllt sind, sinnig und fein andeutend, dafs das höchste Wesen als der Urheber des gelobten Gegenstandes zu preisen sei, nicht aber der Gegenstand selber, wie wir Abendländer es zu thun pflegen, wenn wir sagen: wie schön ist dies und jenes! *Teng-i-allahu-akber* „der Pafs von Gott ist sehr grofs!“ benennen sie darum das Felsenthor, indem sie nach ihrer Art zu verstehen geben, wie herrlich der Anblick von Schirâz für den Wanderer sein mufs, der aus der Wüstenei urplötzlich zu dem felsigen Passe gelangt.

VIII. Kapitel.

Schiraz.

Es ist wahr und mufs wahr bleiben, dafs Schirâz den Vorzug wunderbarer Landschafts-Malerei vor den übrigen persischen Städten verdient. Man fühlt sich wie durch Zauberei nach einer anderen Region versetzt, der Himmel, Licht und Wärme, die ganze Natur hat einen anderen Charakter angenommen, den des heiteren, lichthellen südlichen Klima's. Mit Recht setzen die Perser Schirâz daher in die Region des *Germesir* oder der warmen Zone, die hier nach ihren Aussagen ihren Anfang nimmt.

Langsam stiegen wir mit unsern Pferden den abschüssigen Weg in die Ebene hernieder, in welcher die Stadt gelegen ist, betraten, von dichten Staubwolken umhüllt, die breite Gartenstrafse, durchzogen dieselbe ihrer ganzen Länge nach, wobei wir über eine steile Brücke ein ziemlich leeres *Rudkhanèh* oder Flufsbett zu passiren hatten und befanden uns schliefslich in einer Umgebung zerfallener Hütten, in denen Thee, Kaliuns, Granatäpfel, Datteln, und wie sonst die Leckereien der Perser heifsen mögen, feilgeboten wurden. Gleich dahinter erhob sich das Stadtthor mit dem persischen Löwen- und Sonnenwappen darüber, rechts und links daran lehnten sich die rundgekanteten Stadtmauern, welche festungsartig die ganze Stadt umgeben, freilich hier und da von Rissen und Spalten zerklüftet, welche ihren Ursprung dem letzten grofsen Erdbeben danken. Eine niedrige Palme erhob sich einsam in dichter Nähe des Stadtthores, das erste Wahrzeichen des Südens als der Palmenregion. Durch das Stadtthor, woselbst eine persische Wache lungerte, zogen wir in die längste Strafse von Schirâz ein, die zugleich den Bazar derselben bildet. Seiner ganzen Länge nach ist der Bazar mit hohen Wölbungen versehen, nur auf der ersten Strecke sind dieselben in Folge des Erdbebens eingestürzt, so dafs der blaue Himmel auf die Strafse hineinschaut. In diesem Theil der Marktstrafse hat auch die ärmere Klasse der Kaufleute ihre Buden aufgeschlagen, woselbst billiges Zeug: Töpferwaare, kunstlose Holzschnitzerei, Kurzwaaren, Victualien und dergleichen mehr zum Kaufe auslag. Käufer und Verkäufer, welche hier herumstanden und gingen, traten bei der Ankunft unseres

stattlichen Zuges an die Seite oder krochen in ihre engen Buden, um verwundert oder laut lachend die neuangekommenen fränkischen Gäste näher in Augenschein zu nehmen. Die Höflicheren unter ihnen stellten sich nach persischer Sitte aufrecht hin, die Arme und Hände ehrfurchtsvoll an den Körper legend; den gröberen Sohn von Schirâz, welcher in sitzender Stellung dem nächsten Nachbar seine humoristischen Bemerkungen zum Besten gab, erreichte bisweilen der schnellgeschwungene, wohlgeflochtene Kantschu eines Gholâms, dafs er plötzlich in die Höhe schnellte, das lachende Gesicht in ernstere Falten legte und seinem Körper den Ausdruck unterthänigster Höflichkeit gab, den wir bereits auf den Basreliefs von Persepolis zu bewundern Gelegenheit hatten. In dem wohlerhaltenen Theile des Bazars sah es sauber und nett aus; die Buden der Kaufleute, mit geschnitzten hölzernen Vorgittern versehen, bargen ganze Ladungen persischer und ausländischer Waaren, vor denen dicht gedrängt die kauflustige Menge stand und mit dem Kaufherrn feilschte oder schwatzte. Vor einer Bude, die eine gröfsere Tiefe als die übrigen zu haben schien, und mit englischen Kattunwaaren und mit persischen Seidenstoffen und Stickereien angefüllt war, handelte eine muntere Schaar tiefverhüllter Weiber um Gegenstände des weiblichen Luxus. Unter den lebhaftesten Gesticulationen mit Kopf und Armen schienen sie dem Kaufmann klar beweisen zu wollen, dafs seine Waare schlecht und seine Forderung zu hoch sei. Neben dem Schirazer Gerson war in amphitheatralischer Ausstellung ein grofses Fruchtlager ausgestellt, in welchem süfsschmeckende Limonen und an Fäden aufgereihte Datteln für uns neu waren. Ungefähr in der Mitte des Bazares bildet eine lange, rechtwinkelig gelegte Bazarstrafse ein Kreuz, in dessen mittlerem Raume sich ein eigenthümliches Holzgerüst befindet, das ungemein reich mit bunten Teppichen behängt war. Dies ist der Ort für den Mollah, welcher hier öffentlich um die verschiedenen Zeiten des Gebetes die Leute in den Bazaren zur Andacht auffordert und mit lauter Stimme die vorgeschriebenen Gebete hersingt. Neben aller Heiterkeit und Ausgelassenheit, welche den Grundcharakter der Schirazer Bevölkerung bildet, tritt gleichsam als Gegengewicht eine scharf ausgeprägte Intoleranz und ein unglaublicher Fanatismus entgegen, der von der Geistlichkeit stark genährt und ausgebildet wird. Wir selbst hatten dies zu erproben, als wir den Bazar durchritten; trotzdem wir in der officiellsten Weise und auf das Höflichste von den obersten Behörden der Stadt empfangen und begleitet

wurden, fehlte es dennoch nicht an fanatischen Personen, welche sich das Gedränge zu nutze machten und gegen uns und unsere Pferde grofse Steine schleuderten.

Von den Bazars aus führte ein wahres Labyrinth enger Gassen mit Häuserwänden, denen man die Spuren des letzten Erdbebens gleichfalls ansah, nach dem Menzile, das man für uns als Quartier von Regierungswegen bestimmt hatte. Das Aeufsere des Hauses bestand aus einer schmucklosen Wand aus gebrannten Ziegeln mit einer kleinen Thür, vor welcher persische Soldaten mit rothen Uniformsjacken und weifsen Hosen eine Ehrenwache bildeten. Kaum waren wir von den Pferden gestiegen und in das Innere des Hauses getreten, so überraschte uns die reizendste Anlage, die wir je in Persien sahen. Die eigentliche Wohnung lag im ersten Stock und bestand aus sauberen Zimmern und Sälen, mit überdachten Vorterrassen, die nach dem Hofe, d. h. nach einem Garten hinausgelegen waren, in welchem fruchttragende Orangenbäume, an deren Stamm sich von der Erde aus Schlingpflanzen mit violetten Blüthen hinaufgerankt hatten, duftende Rosenhecken, an welchen Rosen in weifsem, gelbem und rothem Farbenschmuck prangten, und Blumenbüsche aller Art die Ränder gefüllter Wasserbecken einfafsten, in deren klarem Wasser hellleuchtende Fische hin und her schossen. Balsamische Düfte erfüllten die ganze Luft, dazu der tiefblaue Himmel, der sich wolkenlos über unsere Häupter ausspannte, die Frühlingsmilde des südlichen Klima's, und man wird zugestehen müssen, dafs uns der Aufenthalt im persischen Athen von vornherein mit den angenehmsten Eindrücken erfüllen mufste. Kaum hatten wir uns in dem paradiesischen Menzile einigermafsen zurecht gefunden und einquartirt, als auch sofort die officiellen Besuche, das Ueberreichen von Geschenken und Früchten, Zuckerwerk und Kuchen hintereinander erfolgten, so dafs unserm Eltschi der Athem ausgehen mufste. In seiner Nähe befanden sich zwei Wezire, der des Prinzen-Gouverneurs und der der Regierung, ein indischer Prinz, welcher hier mit dem Amte eines englischen Vice-Consuls betraut ist, und zwei armenische Priester in ihrer düsteren schwarzen Tracht. Der Eine von ihnen sollte in zwei Tagen über *Buschèhr* nach Bombay in Indien abreisen, um an letztgenanntem Orte während des vorgeschriebenen Zeitraums von sechs Jahren den Gottesdienst der armenischen Christen zu leiten.

Erst nachdem sich sämmtliche Besuche entfernt hatten, schöpften wir

einigermafsen Luft und gewannen die nöthige Zeit, um uns in vollständiger Ruhe des anmuthigen Aufenthaltes unter Schirâz herrlichem Himmel zu erfreuen. Unsere Diener tummelten sich derweil im Hofe herum, rissen als ächte teherâner Kinder Orangen und Rosen von den Bäumen und Sträuchern los, knüpften mit den vier Ferraschen oder Lakaien des Schahzadeh von Schirâz, die Herrn v. M. zur Aufwartung beigegeben waren, nähere Bekanntschaft an und blähten sich in froschähnlicher Aufgeblasenheit als Begs, als ein Etwas von grofser Bedeutung, in der lächerlichsten Weise auf.

Wenn man das Glück hat, nach beschwerlichen Märschen in Schirâz anzulangen, da darf es wohl verzeihlich sein, den Drang nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt sobald als möglich zu befriedigen. So erging es uns. Kaum hatten wir die erste Nacht in Schirâz zugebracht, als wir bereits am frühen Morgen auf unseren Pferden safsen, um einen Ritt durch die Stadt nach den nahe gelegenen merkwürdigsten Punkten derselben zu unternehmen. Wir durchzogen zunächst die engen Strafsen des Judenviertels, in welchem unser reizendes Menzil gelegen war, freundlich begrüfst von jüdischen Männern und Frauen, welche an den niedrigen Thüren ihrer Häuser standen, und wendeten uns dann durch ein Zickzack kleiner Gassen, an deren Ecken die *'Attar's* oder Apotheker ihre Läden in Gestalt bescheidener, mit vielen Flaschen besetzter Marktbuden aufgeschlagen hatten, dem Bazar zu. Die Menschenmenge darin war weniger zahlreich, als am vorhergehenden Tage. Es war früh am Morgen und die Mehrzahl der Bewohner daher noch in ihrer Häuslichkeit beschäftigt. Denselben langen Weg, den wir gestern zurückgelegt hatten, mufsten wir noch einmal, wenn auch heute in gröfserer Ruhe, durchmessen. Bald lag das Stadtthor hinter uns, mit seiner einsamen Palme, bald auch die steinerne Bogenbrücke. Wir befanden uns schliefslich beinahe am Ende der herrlichen Cypressengärten, Angesichts des Felsenthores von *Allahuakber*, als uns die Schirazer Führer nach einem rechter Hand gelegenen Garten geleiteten, der nicht gar grofs im Viereck von einer hohen Erdmauer umgeben war. Durch eine niedrige kleine Thür betraten wir das Innere desselben. Wir befanden uns auf einem Begräbnifsplatze, der mit Grabsteinen aller Zeiten und aller Formen auf das dichteste besetzt war, die ein weiter Kranz von Hecken blühender Rosen umgab. Ein Paar Cypressen und ein Wasserbassin zeigten sich zwischen den Grabstätten. Linker Hand, nach dem Eingang zu, führte man uns nach einem vor allen

übrigen sich auszeichnenden Grabdenkmale, das aus einer mächtigen Platte wohlgeschliffenen, gelblichen, geäderten Marmors aus den Steinbrüchen bei *Jezd* bestand, auf welcher in erhabener Art und in den schönsten persischen Schriftzügen lange Inschriften eingemeifselt waren. Wir standen vor dem Grabe des Dichterfürsten *Hâfiz*, dessen Gesänge seiner Vaterstadt den höchsten Ruhm verliehen haben. *Hâfiz* und *Schirâz*, beide sind sie unzertrennlich geworden. Obschon seit langen Zeiten im Schoofs der kühlen Erde ruhend (er starb bekanntlich im Jahre 1388 der christlichen Aera) hat *Hâfiz*, oder wie er mit seinem eigentlichen Namen hiefs *Schems-ed-din* (Sonne des Glaubens) *Muhammed* die Unsterblichkeit durch seine Lieder erreicht, deren begeisterungsvoller Schwung noch heute den Perser mit unbeschreiblicher Wonne erfüllt. Der Derwisch *Hâfiz*, dessen Bild wir nach einem alten persischen Gemälde hier anfügen, hat in seinen erotischen Liedern zwar nur die Liebe und den Wein gepriesen, allein die feurige



Gluth seiner Gesänge erwärmte Alt und Jung und nöthigte selbst die frömmsten Mollah's, den Diwan des *Hâfiz* als eine der herrlichsten Leistungen auf dem Gebiete der persischen Dichtkunst anzuerkennen. Der Weg, den sie einschlugen, war sonderbar genug, aber morgenländisch klug. Der persische Anakreon wurde zu einem mystischen Dichter umgewandelt, seine Lieder, so hiefs es, bezögen sich nicht auf die sinnliche irdische Liebe, nicht auf den feurigen Wein, sondern auf die himmlische Liebe, auf die überirdische Begeisterung. Commentare wurden geschrieben, jedes Wort zergliedert, und so ist denn gegenwärtig *Hâfiz's* Diwan, aus dem sich die heutigen Perser ihre *fâl* oder Omina zu suchen pflegen, besonders gern vor seinem Grabe, ein allgemeines Schulbuch geworden, das neben dem Koran und *Sadi's* Liedern den Buben und Mädchen in die Hand gegeben wird, um daraus lesen und denken zu lernen. Die Klügeren unter den Persern begreifen ihren *Hâfiz* besser. Er ist ihnen keine „Zunge des Geheimnisses", sondern das, was er sein wollte, ein fröhlicher Derwisch, der in seine Welt mit lauter Stimme hineinsang, was das glühende Herz empfand, der bei der aufrichtigsten Verehrung des Göttlichen dem rein Menschlichen seine Huldigung nicht versagte.

Die Inschriften auf des Dichters Grab, das jeder Perser mit besonderer Andacht zu besuchen pflegt, enthalten zwei Oden aus seinen Liedern, die eine auf der Mitte des Steines, die andere rings herum gemeifselt. Beide gehören zu den am wenigsten sinnlichen Ghazelen des Dichters; die am erstgenannten Orte befindliche preist Allah und drückt den Wunsch der Vereinigung mit dem höchsten Wesen aus, die zweite erhebt sich zum dichterischen Lobe des frommen Imâm Ali.

Eine offene Halle, von vier steinernen, bunt bemalten Säulen gestützt, trennt den eigentlichen Begräbnifsplatz von einem Garten dunkler, mächtiger Cypressen, deren Anblick seltsam auf die Seele wirkt. Wie die Gräber mit ihren bunten Steinen in keiner Weise den Gedanken an Tod und Verwesung aufkommen lassen, so erregt der wenn auch malerische Durchblick auf den Cypressengarten hinter dem Talar die Gefühle unbeschreiblicher Wehmuth und düsterer Trauer. Ich wendete mich mit stillem Schauer von dem Anblick der einsamen Cypressen-Todtenstrafse weg, um noch einmal nach dem Grabe des heiteren Sängers die Schritte zu lenken, das ich im Leben wahrscheinlich niemals wieder sehen werde.

Wenn es gestattet ist, von der Erhaltung der Gräber auf die Verehrung

der Lebenden den Todten gegenüber einen Schlufs zu fällen, so müssen die Perser *Hâfiz* viel lieber als den zweiten Dichterfürsten *Sadi* haben. Die Gebeine des moralisch-ernsten Sängers, dessen anmuthig-einfache Gesänge und Erzählungen auch in Europa längst Eingang gefunden haben, ruhen (seit 1291) eine Viertelstunde Weges ab vom Grabe *Hâfiz's* in der Nähe des Gebirges. Sein Grab, wie das des *Hâfiz* von einer Mauer umschlossen, ist zerfallen und vernachlässigt, eigentlich nur ein elender Steinhaufen, in einer Baulichkeit gelegen, in deren offenen Räumen Derwische und armes wanderndes Volk zu hausen oder zu nächtigen pflegen. In dichter Nähe liegt ein Teich mit „behexten" Fischen und ein einsames Dorf desselben Namens, *Sadîjeh*, als des Dichters Grabstätte.

Die vornehmen Perser, welche die Kosten zu tragen im Stande sind, lassen sich gern in der Nachbarschaft verstorbener, heilig gesprochener Personen begraben. *Hâfiz's* Grabstätte kann als ein Muster guter Gesellschaft nach dem Tode gelten. Ein lustiger Schirazer, von der Hofbedienung, der auf dem Wege nach der *Hâfizijeh* oder der Hâfiz-Grabstätte an meiner Seite ritt, machte mich auf diese Sitte besonders aufmerksam. Wünschet Ihr nicht, fiel ich ein, dereinst an der Seite Eurer Dichtersonne zu ruhen, vorausgesetzt, dafs Ihr die Mittel dazu habt?

„Beim Ali, nein! Euer Diener liebt Weiber und Wein und gehört nicht in die Gesellschaft frommer Scheikhs", gab er als Antwort. „Doch weifs ich eine Stelle", fuhr er fort, „die mir nach dem Tode besonders behagen würde und nebenbei weniger Kosten als selbst ein bescheidenes Begräbnifs verursacht."

Und wo wäre diese Stelle? fiel ich neugierig ein.

„Sahab, schaut einmal dort drüben nach dem Berge hin. Nicht weit von der *Sadijeh* ist ein tiefer Brunnen in den Fels gebohrt. Da wäre ein Plätzchen für Euren Diener!"

Und warum?

„Ah, das ist eben die Sache! Es ist der Weiberbrunnen, er steckt voller hübscher Weiber. Freilich sind es Ehebrecherinnen, die da hineingestürzt werden, allein es bleiben doch immer hübsche Weiber und Allah's Barmherzigkeit ist ja keinem verschlossen."

Ich verstand den lockern Vogel.

Der Brunnen, etwa 500 Schritt von der *Sadijeh* entfernt, führt bei den Persern den Namen *Tschâq-Kalibendèh.* Wirft man einen Stein hinein, so

kann man von eins bis fünfzehn zählen, ohne einen Schall zu hören. Dann schlägt der Stein plötzlich an, und geht lautlos weiter. So erzählte mir der schwedische Arzt Dr. Fagergrin aus Schiraz, welcher das Experiment mehremal unternommen hat.

Der ganze nach dem *Teng-i-Allahu-akbar* gelegene Theil der Stadt ist voller sehenswerther Gärten und Bauten, deren Gründung meist in die Zeiten der vor-kadscharischen Dynastieen fällt und die in vielen Beziehungen an Isfahans *Bâgh's* und *Imâret's* erinnern. Zunächst pflegen Reisende, wie wir, den *Bâgh-i-tschehil-ten* oder den „Garten der Vierzig-Körper“, dicht bei der *Hâfizijeh*, zu besuchen. Die Schirazer, welche uns begleiteten, machten uns weifs, er habe diese Benennung von vierzig Derwischen erhalten, die sich gegenseitig getödtet hätten und deren Leichen hier in langen Reihen nebeneinander lägen. Dunkle Cypressen bilden Alleen in dem von einer Mauer umschlossenen Garten. Die Gräber liegen dicht an der Mauer, einfache schmuck- und inschriftenlose Steine bezeichnen die Stellen, wo unter ihnen die Derwischkörper ruhen. Ob es grade vierzig sind, weifs ich nicht zu sagen, offenbar spukt in der Vierzig die beliebte morgenländische Bezeichnung der Vielzahl, die sich in so vielen andern Namen persischer Localitäten wiederfindet.

Der Garten und das kleine *Imarèt* in ihm, das Grab irgend einer heiligen Person, deren Namen wir sonderbarer Weise nicht erfahren konnten, datirt aus den Zeiten der Regierung *Kerîm-Khan's*. Er gehört gegenwärtig Niemandem d. h. er ist königliches Eigenthum. Der Zustand vollständiger Verwilderung, in welchem er sich zur Zeit befindet, läfst voraussehen, dafs er dem Schicksal persischer Bauten der Altzeit baldigst anheimfallen wird. Gegenüber von der Grabstätte des Sängers der Liebe und des Weines befindet sich, an der entgegengesetzten Seite der langen Gartenstrafse, ein wohlumhegtes Gartenschlofs aus den Zeiten des grofsen *Feth-Ali-Schah*. Es gehört mit zu den Glanzbauten dieses Königs und ist in dem bunten Stil der modernen persischen Baukunst aufgeführt. Terrassenförmige Anlagen, Springbrunnen und Kanäle, eingefafst von bunten Blumenbeeten geben der nächsten Umgebung des *Imarèt* ein heiteres Ansehen. Unendlich prachtvoll und poetisch schön ist die Aussicht von der obersten Terrasse am Fufse des luftigen Schlosses durch den Gartenwald riesiger Cypressen und breitblättriger Platanen über die Stadt Schirâz im Hintergrunde hin. Es ist ein Stück orientalischer Schönheit, wie sie die Phantasie des Abend-

länders aus den Beschreibungen morgenländischer Natur-Herrlichkeit nur immer zu träumen vermag. Heilige Ruhe herrscht in den von Blüthenduft erfüllten Räumen des Schlosses und Gartens. Lautlos wanderten wir durch die Hallen des *Imarèt*, dessen gröfster Saal mit wunderlichen Bildern der persischen Neuzeit geschmückt ist, schlenderten durch die Gänge des wohlgehegten *Bâgh*, angenehm berührt durch die Gastgeschenke des persischen Schlofsgärtners, der jedem von uns ein wohlriechendes Bouquet Rosen und Orangenblüthen überreichte.

Wir ritten von hier aus nach der Stadt denselben Weg zurück, den wir bereits kennen. Die Sonne brannte heifs über uns; erst in dem schattigen kühlen Bazar empfanden wir die Wohlthat bedeckter Strafsen orientalischer Städte. Die Juden und Judenweiber standen wiederum vor den niedrigen Thüren ihrer Häuser, grüfsten freundlich und höflich die fränkische Cavalcade und schienen sich sicherer als je durch den Gedanken zu wissen, dafs in ihrem Viertel eine europäische Gesandtschaft, wenn auch nur auf kurze Zeit, ihr Quartier aufgeschlagen hatte.

Den Rest des Tages widmeten wir der weiteren Kenntnifs der Stadt und ihrer Bewohner, wobei uns die persisch-schirazische Umgebung die nöthige Auskunft ertheilte. Wir wollen dabei nicht unerwähnt lassen, dafs an demselben Datum Hr. Baron v. M. durch eine besondere Aufmerksamkeit des Prinzen-Gouverneurs von *Schirâz* auf das unvermuthetste überrascht wurde. Mehrere Diener desselben brachten nämlich einen prächtigen Steinbock angeschleppt, den der Schahzadèh auf der Jagd eigenhändig erlegt hatte. Nach den Knotenringen der gewundenen Hörner zu schliefsen, konnte das Thier etwa sechs Jahr alt geworden sein; jedenfalls gehörte dasselbe zu den besten Leckerbissen, die wir je in Persien genossen haben. Unsere mohamedanischen Diener, sonst nicht sehr gewissenhaft im Punkte des *Nedschis* oder Religiös-unreinen, rührten nichts von dem trefflichen Braten an. Es mufsten ihnen somit aus irgend welchen Gründen schwere Bedenken gegen den Genufs des Fleisches vorliegen.

Wir lassen nunmehr eine Beschreibung dessen folgen, was wir an Ort und Stelle über *Schirâz* gehört und in unser Tagebuch verzeichnet haben. Die Verantwortlichkeit für das Gegebene tragen unsere schirazer Gewährsmänner.

Kyros, — bemerken wir vorerst, — der Stammkönig des persischen Reiches, hatte seine Residenz in der sonnigen Ebene bei *Murghâb* angelegt.

Pasargadä nannten die Alten das *Paï-takht* oder seine Residenz. Die Achämeniden, denen er Thron und Scepter übergab, verlegten den Königshof weiter südlich an den Fufs des *Kuh-i-Rahmèd.* Persepolis erstand, um Alexanders des Grofsen Waffenruhm und griechischem Rachegeiste zu erliegen. Die neue Residenz der sassanidischen Dynastie baute sich in der Nähe von Persepolis und aus den Trümmern der altpersischen Hauptstadt um die Felsenkegel von *Istakher* auf. Da kommen die mohamedanischen Araber, bereiten auch diesem Königshause (632 n. Chr.) ein trauriges Ende und aus dem grofsen Heerlager auf der Ebene von Schirâz erhebt sich die neue mohamedanische Residenz. So hat das Schicksal in zwölf Jahrhunderten die Hauptstadt der alten Provinz Persis viermal verlegt. Auch das moderne *Schirâz* hat sich nur mühsam und schwer aus den dynastischen Kämpfen herausgerettet. Aber neben den Wandelungen, denen die Stadt in Folge historischer Ereignisse unterliegen mufste, hat auch die Natur ihre vernichtende Macht gegen sie bis in die neueste Zeit hin ausgeübt. Erdbeben haben nicht aufgehört die Ruhe der Einwohner zu stören und in gewissen Zeiträumen zu verwüsten, was des Menschen Hand sorgsam aufgeführt hat. Erdstöfse werden alle Jahre in der Stadt verspürt, sie gehen aber meist mit unschuldigen Schwingungen vorüber. Erfahrungsmäfsig kehren die grofsen zerstörenden Erdbeben alle achtundzwanzig Jahr wieder. Das letzte grofse Naturereignifs dieser Art fand im Frühling des Jahres 1853 Statt. Es kam wie der Dieb in der Nacht. Kein Anzeichen hatte die unglückliche Stunde in der Nacht des ersten Mai des genannten Jahres vorausahnen lassen. Die guten Schirazer lagen in tiefem Schlummer. Die *Muezzîn* forderten gegen den Anbruch des Morgens von den Moscheen herab die Leute zum üblichen ersten Gebete auf. Die Frommen unter den Gläubigen *Muhammed's* erhoben sich vom Lager, kleideten sich an, um Waschung und Gebet zu verrichten. Mitten im Gebete fing es im Bauch der Erde an zu rollen und zu toben, in einem Umkreis von zehn Meilen schwankte der Boden, Moscheen, Palläste, Häuser stürzten ein und begruben die schlafenden Menschen unter ihren Trümmern. Die Angst und der Schrecken waren furchtbar, alles floh aus den Häusern, um auf der freien Ebene eine Zufluchtsstätte zu suchen. Der anbrechende Tag beleuchtete zehntausend erschlagene Menschen, die in *Schirâz* und in den Dörfern in der Umgebung der Stadt ihren Tod gefunden hatten. Die Mollah beuteten das furchtbare Naturereignifs weidlich aus, indem sie darauf hinwiesen, dafs Gott die un-

frommen Mohamedaner in so sichtbarer Weise habe strafen wollen. Seit dem Erdbeben, welches wir so eben erwähnt haben, ist man in *Schirâz* beim Häuserbau auf seiner Hut. Man baut fest und solid und sucht sich so viel als möglich vor ähnlichen Folgen zu schützen.

So herrlich der Anblick des Himmels, so milde die Luft, so reizend der Pflanzenschmuck in und um *Schirâz* sein mag, so wenig zuträglich ist das Klima, so sehr leidet der Mensch an den tödtlichsten Krankheiten. Dafs die Kinder und Ausländer hierbei an der Spitze stehen, versteht sich von selbst. Fieber und Typhus zeigen sich in allen Formen und die Cholera verfehlt nicht, alle drei bis vier Jahr ihre regelmäfsigen Besuche zu wiederholen, obgleich sie, wenn bei Zeiten richtige Mittel in Anwendung gebracht werden, in den meisten Fällen heilbar ist. Die Fieberregion beginnt hier mit der nördlichen Grenze der Palmenzone und dehnt sich, mit zunehmender Intensität, bis zum Küstenrande des persischen Golfes aus. Der Unter-Resident der englischen Regierung in *Bender-Buschèhr*, wo bekanntlich eine englische Flotte stationirt, war entsetzt von den Wirkungen des mörderischen Klima's. Mr. Disbrown, den wir in *Schirâz* kennen zu lernen Gelegenheit hatten, konnte nicht genug Worte finden, um die Leiden zu malen, welchen er während seines achtjährigen Aufenthaltes in diesen ungesunden Gegenden ausgesetzt war. Nur im März ist seinen Angaben zufolge das Klima schön und gesund, auch im November noch einigermafsen zu ertragen; in der übrigen Zeit ist es verderbenbringend. Seine Berichte wurden uns später von Dr. Fagergrin, dem von acht Kindern nur eine Tochter leben geblieben ist, in jeder Weise bestätigt. Die fieberreiche Küste von *Buschèhr*, *Bender Abassi* u. s. w. läfst sich durchaus mit der tscherkessischen Küste vergleichen. Hier wie dort erreicht die Mortalität unter den Soldaten der Garnisonen eine erschreckende Ziffer. In dem wenig erforschten *Lâr* oder *Laristân*, dem südlichen Theile der Provinz *Farsistân*, treten neue Plagen zu den eben beschriebenen Leiden hinzu. Moskitos von ungewöhnlicher Gröfse durchschwärmen bei der sommerlichen übergrofsen Hitze die Lüfte und fallen bei Tag und bei Nacht den Menschen mit stechendem Saugrüssel an. Um sich bei Tage zu schützen, kriecht man in die dunklen fensterlosen Erdhütten, bei Nacht in die sogenannten *Poschadôn*, grofse viereckige Moustiquièren, in welchen fünf bis sechs Personen Raum zum Schlafen finden. Dazu leiden die Einwohner den empfindlichsten Mangel an gutem Trinkwasser. Nur einmal

im Jahre, zur Zeit der Regen, benetzt feuchter Niederschlag den ausgetrockneten Boden. Das Wasser wird dann in grofsen und tiefen *Ab-embâr* oder Wasserbehältern, Cisternen gesammelt, und hieraus für das ganze kommende Jahr der nöthige Bedarf entnommen. Lange, rothe Würmer beleben schliefslich das feuchte Element und erfüllen mit Ekel und Abscheu vor dem Genufs des fauligen Wassers. Die Leute im Lande schreiben dem Tranke die Bildung einer Krankheit zu, welche die entsetzlichsten Schmerzen in dem davon heimgesuchten Menschenkinde hervorruft. Der lange Fadenwurm, derselbe, welchen die Engländer mit dem Namen *Guinea-worm* belegt haben, erzeugt sich unter der Haut, besonders in der Lendengegend, um Qualen zu bereiten, die nur durch eine geschickte Operation zu beseitigen sind. Man sucht sich nämlich das eine Ende des Wurmes unter der Haut auf, öffnet an dieser Stelle die Haut und wickelt ihn nun an einem Stäbchen langsam aus. Zerreifst er, so darf man sicher sein, dafs die Leiden von Neuem ihren Anfang nehmen, da der Wurm dem Bandwurm gleich sich vollständig wieder ausbildet. Die Perser bezeichnen diesen ungebetenen Parasiten mit dem Namen *Peijùk*.

Solche Berichte, wie sie uns von allen Seiten zukamen, schwächten unsere Begeisterung vom schirazer Klima ziemlich ab und führten die Sehnsucht nach *Schirâz* auf das richtige menschliche Maafs zurück. Wer mag auch in das herrlichste Paradies auf die Dauer einziehen wollen, wenn solche Todesengel mit flammendem Schwerte den Eingang bewahren? Der Winter, wenn man eine etwas rauhere Jahreszeit so bezeichnen darf, beginnt für Schirâz gegen Ende des Monates Dezember, der Regen in der ersten November-Dekade. Die bebaute Erde trägt immer ein grünes Kleid und jede Jahreszeit hat ihre Blumen und Früchte, das Wasser ist in hinreichender Fülle und Reinheit vorhanden, nach dieser Seite also allen nur erdenklichen Wünschen Rechnung getragen.

Schirâz, von einer Mauer umschlossen, die eine Fersach beträgt, zählt im Ganzen etwa 5,000 *Khanewâr* und 30,000 Bewohner, deren Hauptmasse aus Persern von reinstem Wasser besteht. Die Juden, deren Schicksal in *Schirâz* wie in den meisten übrigen Städten Persiens grade nicht beneidenswerth erscheint, bilden eine Gemeinde von drei- bis vierhundert Köpfen. Sie sind industriell ungemein thätig und treiben mit Vorliebe das Handwerk der Goldschmiede, in welchem sie recht gute Arbeit liefern. Nebenbei haben sie sich als anhängliche Nachkommen Noah's auf die Weincultur

und den Weinverkauf gelegt; die Erlaubnifs dazu ist ihnen für eine tägliche Abgabe von vier Ducaten von dem Gouverneur der Stadt gnädigst gewährt. Wenn auch die Anhänger des nicht mystischen Hafis durchaus keine Verächter der edlen Gottesgabe sind, die sie nebst Arak als unrein betrachten, daher sie beim Genufs dieser Getränke das gefüllte Glas oder die Tasse mit Hülfe von Papier oder Brodkrume anfassen, so darf sich dennoch kein Weingefäfs auf öffentlicher Strafse zeigen, ohne sofort in Stücke zerschlagen zu werden. Bei dieser Gelegenheit wollen wir sogleich bemerken, dafs der vielgepriesene Schirazer *Scharâb* oder Wein gar nicht einmal in Schiraz wächst (der darin gezogene und gewonnene ist nämlich kaum zu trinken), sondern von dem Dorfe *Khollâr*, acht Fersach weit von der Stadt ab, herkommt. In ähnlicher Weise erfreut sich der Wein von Isfahan eines besonderen Rufes, ohne im mindesten dazu eine Berechtigung zu haben. Der Isfahaner Wein ist spottschlecht, nur der in dem nahegelegenen *Nedschefabâd* gewonnene rothe Wein ist gut und trinkbar. Uebrigens schmeckte mir selbst der *Khollâr*-Wein gar nicht so besonders; er ist so feurig-scharf, als sei ihm Pfeffer oder sonst ein scharfes Gewürz beigemischt. Wie der Schirazer Wein, so ist auch das Schirazer Rosenöl eine leere Erfindung. Letzteres ist eine indische Waare, nur das Rosenwasser von *Schirâz* ist eine Wahrheit.

Aufser den Juden bilden die Armenier eine besondere kleine Gemeinde nicht persischen Ursprunges in *Schirâz*. Ihre Zahl, die sich ehemals auf mehrere Tausende belief, ist gegenwärtig sehr zusammengeschmolzen. Die Gemeinde bestand zur Zeit unserer Anwesenheit aus drei oder vier *Khanewâr*, welchen ungefähr dreifsig Seelen angehörten. Sie betreiben vorzüglich Handel und haben in jeder Beziehung sich einer viel erträglichern Behandlung Seitens der Perser zu erfreuen, als die arme Judenschaar.

Sonstige fremde Elemente in Schirâz lassen sich zählen. Die Neger, meist über *Buschèhr* von Zanzibar aus heimlich eingeführt (der Handel mit Sclaven ist in Persien untersagt), bilden die gröfsere Zahl. Ihnen schliefsen sich in der Minderheit ein Paar Inder, Araber, Türken und ein Europäer (der oben schon genannte schwedische Arzt Dr. Fagergrin) an. Unter den indischen Bewohnern nimmt unser Hauswirth den hervorragendsten Rang durch Geburt und Stellung ein. Es ist dies ein indischer *Nawab* oder Prinz aus der Königsfamilie der *Mussalipaten*, welche den Engländern freiwillig ihr Land und ihre Herrschaft abgetreten haben und von der

britischen Regierung eine Pension beziehen. Unser prinzlicher Hauswirth bekleidete in *Schirâz* den Rang eines *Wekil-i-daulet-i-ingelizeh* oder englischen Consuls. Es braucht kaum erwähnt zu werden, dafs ihm ein solcher Titel den gröfsten Respect den Persern gegenüber verschafft.

Die persischen Bestandtheile der Bevölkerung von *Schirâz* sind aus denselben Elementen zusammengesetzt, welche die Typen der Bewohner aller grofsen persischen Städte wiederholen. Den gefürchtesten Theil derselben bilden die *Luti's* oder Bummler, welche durch ganz Persien hin in dem schlimmsten Renommée stehen. Zweien grofsen Partheien angehörend, die in verschiedenen Stadttheilen ihre Wohnsitze haben, bilden sie organisirte Räuberbanden unter Oberhäuptern, *Luti-Baschi's*, die am liebsten im Trüben fischen und bisweilen sogar, wie es auch in Teheran und Isfahan vorgekommen ist, im Solde hoher Regierungsbeamten stehen. Ihre Verbindungen erstrecken sich weit hin; sie haben sogar ihre besonderen Aerzte, denen verwundete Personen, die von ihnen mit blutigen Malen gezeichnet worden sind, zur Weiterbeförderung in das Jenseit übergeben zu werden pflegen. Manche Personen, die oft nothgedrungen ihnen Dienste leisten, geniefsen nur durch sie Sicherheit in und um Schirâz. Am tollsten wirthschafteten die Luti's beim Tode *Muhammed-Schah's*, des Vorgängers *Nasreddin's*. Wie gewöhnlich bei einem Thronwechsel, so entstand bei der Nachricht von dem Tode des genannten Schah's ein Aufstand in *Schirâz*, welcher allmählig eine gewaltige Ausdehnung annahm und mit dem gröfsten Blutvergiefsen zu Ende geführt wurde. Ganze Banden bewaffneter Luti's durchzogen Strafsen und Bazare der Stadt, drangen mit Gewalt in die Wohnungen der Vornehmen und Reichen, die ihr Leben nur um hohe Summen erkauften, öffneten die Buden der Kaufleute und plünderten und mordeten nach Herzenslust. Auch Dr. Fagergrin, der sich zu der Zeit bereits in *Schirâz* befand, wurde rein ausgeplündert und rettete nur mit genauer Noth sein Leben. Bei einem etwanigen Aufstande würde er sicher einer der ersten sein, dem man alles nehmen und rauben würde. Dafs man des Nachts, sowohl in der Umgebung von *Schirâz* als in den finsteren Strafsen der Stadt, auf seiner Hut sein mufs, um nicht solchen Teufelskerlen in die Hände zu fallen, ist erfahrungsmäfsig eben so wahr, als es ein schlimmes Zeugnifs für die öffentliche Sicherheit in dieser Stadt abgiebt. Die militärische Besatzung von *Schirâz* bestand zur Zeit unserer Anwesenheit daselbst aus zwei *Fôtsch* oder Regimentern zu je achthundert

Mann, das eine aus *Arabistân*, das andere aus *Azerbeidschân* hierhergezogen. Morgens und Abends hatten wir die Freude, die französischen Hornsignale von ihren Kasernen her gut und deutlich blasen zu hören. Gouverneur der Stadt war damals, als wir in *Schirâz* weilten, der *Hâkim* und *Schahzadèh: Sultân-Murâd-Mirzâ*, einer der vielen Onkel des regierenden Schah. Um ein für alle mal die Besprechung der Hauptglieder des gegenwärtig regierenden persischen Königshauses zu erledigen, geben wir die Genealogie desselben von *Feth-Ali-Schah*, dem ersten regierenden Schah an in folgender übersichtlichen Tafel.

Feth-Ali-Schah
(1798—1834).

Abbas-Mirza,
Naib Sultaneh und Hâkim v. Täbriz.

Muhammed-Schah (1834—1848).	*Bahram-Mirza* H. v. Täbriz.	*Hamza-Mirza* in Khorassân.	*Ferhad-Mirza* in Teherân.	*Sultan Murad-Mirza* H. v. Schirâz.	*Firuz-Mirza* H. in Teherân.	*Bahman-Mirza* lebt in Tiflis.	*Mamd-Ali-Mirza* in Kermân.

Söhne des Muhammed-Schah:

Nasr-ed-din, Schah seit 1848.	*Naib Sultaneh*, verbannt in Kerbela.

Söhne des Mamd-Ali-Mirza:

Tamasp-Mirza H. v. Schirâz.	*Khanler-Mirza* H. v. Isfahân.

Der Gouverneur residirt in dem Pallaste, welcher sich in der Burg oder *Ark* von Schirâz befindet. Hier auf einem offenen Platze liegen zugleich die Gebäude der Regierung.

Der Charakter der Einwohner von *Schirâz* hat wenig angenehme Seiten. Indem er chamäleonartig die Farbe wechselt, bleibt Treulosigkeit und Doppelzüngigkeit eine Hauptuntugend desselben. Unverschämtheit ist nebenbei eine wenig erfreuliche Zugabe. Würde man seinem Schirazer Diener einen Qrân bieten, um die Stubenthür zu öffnen, so würde derselbe sicher dafür zwei Qrân fordern. Diener aus Schirâz sind darum wenig beliebt. Die ganze Schattenseite des Schirâzer Charakters sollte ich selber später auf das Bitterste in dem Benehmen des Karawanenführers kennen lernen, das selbst der äufsersten Grenze der Geduld und Nachsicht Hohn spottete.

Unter den Sitten des Volkes heben wir hier vor allen die Blutrache hervor. Sie gehört leider zu den altübererbten morgenländischen Anschauungen vom Vergeltungsrechte und findet hauptsächlich in diesen südlichen Theilen Persiens ihre häufige Anwendung. Ein interessanter Fall wurde uns darüber von einem Augenzeugen erzählt, den wir als belehrendes Beispiel unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Ein Perser, aus einem Dorfe in der Nähe Teherans gebürtig, hatte einst aus irgend welchem Grunde einen seiner Landsleute getödtet. Nachdem er den Mord vollbracht hatte, kam er zur Besinnung und entzog sich der Blutrache durch schleunige Flucht. Er nahm einen andern Namen an, durchwanderte herumirrend das Land und kam zuletzt nach *Schirâz*, woselbst er in die Dienste des *Hâkim's* der Stadt (damals Prinz *Tamasp-Mirza*) trat. Dreifsig Jahre waren inzwischen über den Mord hingegangen, unser Perser hielt sich für vollständig sicher. Eines Tages schickte ihn der Prinz mit einer Pferde-Karawane ab. Nachdem er mit seines Herren Pferden nach *Kischt*, einem Orte zwischen *Kâzerun* und *Dollaki* auf der Strafse nach *Bender-Buschèhr*, gekommen war, machte er Halt und schlug hier für die Nacht sein Lager auf. Der Mann, besorgt um die Sicherheit der ihm anvertrauten Thiere, bat acht *Tufengtschi*, die sich zufällig in *Kischt* befanden, mit ihm gemeinschaftlich die Nachtwache zu übernehmen. Man setzte sich in einen Kreis, liefs ein Feuer auflodern, und die *Tufengtschi's* fingen an einzeln und im Chor Lieder ihrer Heimath zu singen. Ueberrascht von dem Inhalte und der Melodie eines Liedes fragte der Diener des Prinzen den betreffenden Sänger, ob er nicht aus dem und dem Dorfe in der Nähe Teherans wäre.

Beinahe jedes Dorf in Persien hat nämlich neben seinem bestimmten Dialekte seine bestimmten Lieder. Der Gefragte bejahte dies. Ein zweiter neben ihm sitzender *Tufengtschi* wurde bei dieser Unterhaltung aufmerksam und legte dem Diener die Frage vor, ob er denn jemals in dem erwähnten Dorfe gewesen wäre. „Ja", erwiederte dieser unvorsichtig genug, „vor dreifsig Jahren." Nachdem der Frager, der kein anderer war als der Sohn des Erschlagenen, diese Angabe vernommen, stand es ihm fest, dafs er den Mörder seines Vaters vor sich habe, da auch der falsche Name, den er später kennen gelernt hatte, mit dem des prinzlichen Dieners übereinstimmte. Als der letztere in der Nacht eingeschlafen war, näherte sich ihm der Sohn des vor dreifsig Jahren Ermordeten und sendete ihm das tödtliche Blei in das Herz. Die Blutrache hatte ihn erreicht, der Mord seine blutige Sühne erhalten.

Nach der Seite des Talentes hin hat sich *Schirâz* von jeher einen gewissen Ruf begründet und denselben bis heutigen Tages bewahrt. Eine Menge intelligenter Köpfe sind aus Schirâz hervorgegangen und der Beiname des persischen Athen als *Dar-el-ilm* „Haus des Wissens" ist nicht grundlos. In neuester Zeit haben sich als gute und vielgeschätzte Dichter und Schriftsteller die Söhne eines gewissen *Mirza-Wessâl* aus *Schirâz* besonders ausgezeichnet.

An Schulen hat die Stadt keinen Mangel, doch hat sich bis jetzt auch nicht die leiseste Spur europäischer Bildung, wie dies z. B. in Teheran der Fall ist, geltend gemacht. Der Unterricht besteht im Lesen des Korans und der Dichter *Hâfiz* und *S'adi.* Wer mit Hülfe mechanischer Mittel multipliciren und dividiren kann, gilt schon als ein Mirza. Die Mädchen, gewöhnlich vier bis sechs, erhalten ihren Unterricht von Perserinnen, die hierdurch ihr Leben zu fristen suchen.

In der Industrie wird wenig geleistet, so dafs der Fremde bei Einkäufen keine besondere Auswahl hat. Neben theuern Kaliuns, in Gold oder Silber mit emaillirter Arbeit, und Waffen, besonders Säbelklingen, die indessen den Khorassanern an Güte nachstehen, dürften billige Manuscripte (deren Handschrift indefs von dem Teheraner *Hät* übertroffen wird), theuere geschnittene Steine und alte Münzen (viele nachgemacht) das Wenige sein, was sich zum Ankauf empfehlen möchte. An *Dellâlen* fehlt es natürlich nicht, die den Fremden mit ihren Besuchen heimsuchen.

Die Lebensmittel sind in Schiraz wohlfeiler als an irgend einem an-

dern Orte Persiens. Dennoch ist das Leben im Ganzen für einen Mann von Welt kostspielig, da das Halten zahlreicher Diener und häufige Einladungen zu Gesellschaften viele Geldausgaben verursacht. In den Soiréen der Schirâzer dürfen geschickte Tänzerinnen und gute Musikanten nicht fehlen, auch an Lichtglanz und Erfrischungen darf kein Mangel sein, so dafs nach dieser Seite nicht geringe Kosten erwachsen. Im Haushalt selber liebt man einen gewissen Luxus und vergeudet grofse Summen für schöne Möbel, Stoffe und dergleichen mehr. Im Ganzen sind die reichen Schirazer, wie alle vornehmen Perser ungeheuer verschwenderisch, mehr als unter gleichen Verhältnissen in Europa wohlhabende Leute. Die leichte Weise, in welcher sie das Geld verdienen, macht ihnen den Werth desselben gleichgültig und das Geben nicht schwer. Man darf nur einen Gegenstand loben, so schenken sie denselben sofort. Andererseits sind sie eben so ungenirt im Fordern dessen, was ihnen gefällt. Diese Freiheit legen die Europäer meist als Unverschämtheit aus, ohne die Sitte des Landes in Erwägung zu ziehen.

Die Einnahmen der Stadt und der Provinz, um auch darüber ein Wort zu sagen, belaufen sich zufolge einer Mittheilung aus guter Quelle auf 350,000 Tomân. Diese Summe wird als jährliche Steuer an die Krone gezahlt, soll aber, — wo bleibt sonst das *Mudakhìl?* — bis auf 500,000 hinaufgeschroben werden. Die Mauth von *Schirâz* ist für 15,000 Tomân, die von *Bender-Buschèhr* für 18,000 verpachtet. In welcher splendiden Weise Verdienste um den Staat Anerkennung finden, mag daraus hervorgehen, dafs der Gouverneur von *Fars* allein 60,000 Tomân Zulage für besondere Belohnungen etc. innerhalb seiner Verwaltung erhält.

Die Einkünfte aus der Mauth von *Buschèhr*, welche sich nach der obigen Angabe auf 18,000 Tomân (54,600 Thaler) belaufen, erreichen bei weitem nicht die Höhe des Zolles früherer Zeit. Der Handel hat nach dieser Seite hin nachgelassen und wird nur in geringem Mafsstabe mit Indien, den Euphrat-Ländern und mit der ostafrikanischen Küste unterhalten. Der Hafen von *Buschèhr* ist so schlecht und seicht, dafs Schiffe nur in der Entfernung einiger englischen Meilen die Anker werfen können und nur kleinere Kähne im Stande sind, die mastenlose Rhede von *Buschèhr* zu erreichen. Zu diesen Schwierigkeiten treten neue in Gestalt beinahe unpassirbarer Bergstrafsen, über deren grauenvollen Zustand die Berichte aller Reisenden einmüthig lauten. Die *Kotèl's* oder Engpässe, besonders

der *Kotèl-i-pir-i-zèn* (über 7,000 Fufs hoch) oder „der alte Weiber Pafs“ und der *Kotèl-i-dukhtâr* oder „der Jungfern-Pafs“ auf dem Wege von *Schirâz* nach *Qasrûn* und die von *Komarèdsch* (in einer vollständig alpinen Landschaft) und *Mallu* auf der Strafse von *Qasrûn* nach *Dollaki* und *Buschèhr* sollen unerreichbar dastehen in allem, was die Natur der Strafsenbahn als Hindernifs in den Weg legen kann. Dafs die Karawanen auf solchen Strafsen stets mit Verlusten an Waaren, Thieren, ja selbst bisweilen an Menschenleben zu kämpfen haben, ist thatsächlich Jahr aus Jahr ein erwiesen und schreckt die kaufmännische Speculation zurück. Der Import ist daher von dieser Seite aus unbedeutend, obgleich immer noch gröfser als der Export, welcher sein Hauptziel an den Küsten Indiens findet.

Das zwischen *Schirâz* und *Bender-Buschèhr* gelegene *Tengistân* oder Pafsland, durch welches sich auf so schwierigen Bergpfaden die uralte Königstrafse hinzieht, ist von jeher ein strategisch wichtiger Theil der Provinz Persis oder *Fars* gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben. Hat man von *Buschèhr* aus die traurige verbrannte Ebene *Daschtistân* zurückgelegt, so erhebt sich in der Nähe des ärmlichen Dorfes von *Dollaki* und über die Palmenwälder desselben eine steile Felswand, welche den Zugang zu den terrassenförmig ansteigenden Erhebungen der Hochthäler, durchbrochen von Querketten, zwischen *Dollaki* und der Ebene von *Schirâz* bilden, und nur auf jenen oben von uns aufgeführten *Kotèl's* zu überwinden sind. Die erwähnten Pässe sind so leicht zu vertheidigen, dafs nur wenige Mann nöthig sind, um einem ganzen Heere das Vordringen unmöglich zu machen und ein schweres Geschütz mörderische Wirkungen hervorbringen müfste. Hier ist der Schlüssel zu Schirâz, hier das einzige Thor, welches den Eingang nach Persis öffnet. Die Geschichte hat bewiesen, welche Bedeutung das orographisch so wichtige Bergland von *Tengistân* von jeher für das Schicksal von *Farsistân* hatte. Um ein Beispiel aus der neueren Geschichte Persiens anzuführen, haben wir nur nöthig, an *Kerîm-Khân*, den Nachfolger *Nadir-Schah's* zu erinnern, dessen geschickte Manöver im *Tengistân* anno 1753 von Erfolgen gekrönt wurden, die ihn schliefslich durch die Besitznahme des persischen Thrones das höchste Ziel seiner Wünsche erreichen liefsen. *Kerîm-Khân's* Andenken zeigt sich noch heute in manchen Resten schöner und solider Bauwerke in *Schirâz*, woselbst der glückliche Kronprätendent seine bleibende Residenz aufgeschlagen hatte. Ein seltsames Gegenstück zu dem erwähnten Beispiel bot die neueste Ge-

schichte Persiens in dem Kriege der Engländer und Perser dar, in Folge der Murray'schen Affaire. Die einzelnen Thatsachen, so unglaublich sie klingen, sind uns von Augenzeugen bestätigt worden, die weder nationales noch Sonderinteresse daran hatten, in dieser Beziehung Lügen aufzutischen.

Bekanntlich rückte ein englisches Heer, aus Infanterie, Kavallerie (von *Hindostân*) und einigen Kanonen bestehend, im Ganzen acht Tausend Mann stark, von dem persischen Hafen von *Buschèhr* aus in die Richtung auf *Schirâz* bis in die Nähe von *Dollaki* vor, woselbst die persische Armee, fünf Tausend Mann, in entsprechender Entfernung ein Lager aufgeschlagen hatte. Beide Heere hatten nicht die geringste Vorstellung von ihrer gegenseitigen Stärke und, wie es gewöhnlich bei grofsen Ereignissen entscheidender Natur zu geschehen pflegt, die Zahlen wurden auf beiden Seiten bis in das Märchenhafte hin übertrieben. Hätten sich die Perser einfach damit begnügt, die Pässe des *Tengistân* zu besetzen, so würde es ihnen ein Leichtes gewesen sein, die Engländer — und wären es selbst, wie sie annahmen, dreifsig Tausend Mann gewesen, — zurückzuhalten und Monate lang zu narren. So lagen sich beide Armeen gegenüber, ohne dafs die Führer den Angriff gewagt hätten.

Der persische General *en chef* befand sich in wahrer Todesangst, liefs bald vorwärts, bald rückwärts marschiren, ja sogar in einer Nacht auf gut Glück hin ein Paar Kanonenkugeln nach der Richtung des englischen Lagers werfen. Als diese zufällig ein Paar Engländer getödtet hatten, gerieth wiederum hier die Armee in Besorgnifs, da sie sich nicht verhehlen konnte, dafs die Perser eine ausgezeichnete Artillerie besitzen müfsten, um bei Nacht so gut zielen zu können. Hier also wie dort Furcht und panischer Schrecken. Der Muth fing bei den Persern an zu wachsen, als ihre herumstreifende Kavallerie zufällig drei Soldaten eines englischen Vorpostens überrumpelt hatten, denen sie, nach persischer Sitte im Kriege, die Köpfe abschnitten, um sie als Trophäen ihrem General vorzulegen. Nach ihrer Ankunft fanden im persischen Lager Scenen Statt, würdig in der Geschichte *Hadschi-Baba's*, des Barbiers von Isfahan, eine Stelle zu finden. Die drei Köpfe wurden in dem Zelte des Generales auf einem Tische zur Schau öffentlich ausgestellt und das ganze Heer lief herbei, um sich an dem Anblick der Köpfe dreier berühmter englischer Feldherren zu weiden. Jetzt wuchs allen der Kamm. Man setzte sich per-

sischerseits in Marsch — drei berühmte Feldherrnköpfe fehlten ja den Engländern — und wurde schliefslich von den letzteren in die Pfanne gehauen und geschossen, besonders als die englische Hindostani Kavallerie vorrückte, um persischen Rücken blutige Denkzeichen einzuprägen. Zum Ruhme mufs es den persischen Serbazen nachgesagt werden, dafs sie standhaft aushielten und erst dann Kehrtum machten, nachdem ihre Offiziere, der General *en chef* an der Spitze, die Flucht ergriffen hatten. Der letztere war so von Schrecken erfafst, dafs er vierzehn persische Fersach ohne Aufenthalt zurückgelegt haben soll, wahrscheinlich nicht in der Absicht, um die Siegesnachricht mit möglichster Schnelligkeit nach Teheran zu überbringen. So endete der Krieg zwischen den Engländern und Persern, ohne dafs die Armeen beider sich besonders durch Muth und Tapferkeit hervorgethan hätten. Die Engländer hielten es nicht einmal der Mühe werth, nach ihrem errungenen Siege die flüchtigen Perser zu verfolgen und in das Herz von Farsistân, nach Schirâz vorzurücken. Obgleich Herren des ganzen Gebietes von *Dollaki* bis nach *Bender-Buschèhr* hin, kehrten sie nach dem letzterwähnten Orte zurück, um nie wieder persische Serbazen zu sehen.

Hielten wir es nicht für unangemessen, durch Schilderung einzelner Charaktere auf eine ganze Nation ein trübes Licht zu werfen, so könnten wir aus dem englisch-persischen Kriege Episoden erzählen, die zu dem Spafshaftesten gehören, was je auf dem Kriegstheater erlebt worden ist.

Zwischen *Schirâz* und *Bender-Buschèhr* findet kein Tschaparen-Dienst mehr Statt. Man befördert die Briefbeutel durch Boten, die sogenannten *Kassîd*, welche den weiten Weg zwischen den beiden Punkten zu Fufs in vier Tagen zurücklegen. Sowohl die persische Regierung als die englischen Residenzen unterhalten auf ihre Kosten diese Fufs-Tschaparen. Dafs der Regierungs-Nimbus diese Boten nicht immer schützt, bewies das Schicksal des letzten englischen *Kassîd*, der vor unserer Ankunft in *Schirâz* von Lutis ausgeplündert wurde. Man nahm ihm den Inhalt des Briefbeutels ab, und fand später die persisch geschriebenen Briefe in einer Moschee, die englischen an einem anderen Orte wieder. Nur ein englischer Brief war verschwunden. Zufällig war es grade der wichtigste.

Die Thierwelt, welche in den Bergen zwischen *Schirâz* und *Buschèhr* haust, vorzüglich Löwen und Panther, hat sich allmählig von der be-

lebten Strafse zurückgezogen und ist in keiner Weise den Wanderern gefährlich. Tiger (*bebèr*) finden sich hier nicht vor, sondern diese sind in den sumpfigen Wäldern Gilâns und Mazenderâns, an den Ufern des kaspischen Meeres, anzutreffen.

Am 21. October, es war ein Sonntag, besuchten wir die christliche Kirche in *Schirâz*, eigentlich nur ein Betsaal, der kaum hundert Personen zu fassen im Stande ist, um dem Gottesdienst der Armenier beizuwohnen. Derselbe darf nur vor dem Aufgang der Sonne Statt finden, eine Sitte, welche in Folge einer mohamedanischen Vorschrift entstanden ist. Zwei Marmortafeln, welche an der Wand links und rechts an den Längsseiten des Saales stehen, sind mit englischen Inschriften geschmückt und der Erinnerung zweier in Schirâz gestorbener und hier an heiliger Stätte begrabener Engländer geweiht. Bei unserem Eintritt in die halbfinstere Kirche, die in der Mitte eines ziemlich geräumigen Hofes gelegen ist, waren die Priester und Laien, zehn an der Zahl, bereits mit den gottesdienstlichen Handlungen beschäftigt, die in einer Menge schnell hintereinander folgender Ceremonien bestanden. Nur ein einziger Zuhörer war anwesend. Schliefslich mehrte sich die Zahl der Kirchgänger, die aus etwa zwanzig oder fünfundzwanzig Männern und Weibern bestehen mochten. Die letzteren hockten getrennt von den Männern im hinteren Kirchenraume. Den Gottesdienst schlofs das Herumreichen eines Tellers, auf welchem sich der Heilige Leib des Herrn in Gestalt zerbröckelten Brotes befand, und das Küssen der Heiligen Schrift von Seiten der ganzen Gemeinde. Nach kaum einstündigem Aufenthalte verliefsen wir die kleine Gemeinde, traten in das Gewirr enger Gassen hinein, um unsern Rückweg nach dem Menzile anzutreten. Die Sonne war eben aufgegangen, dennoch waren die von uns durchwanderten Strafsen noch öde und menschenleer.

An demselben Tage war nach vorheriger Anfrage, wie es bei persischen Besuchen Sitte ist, der Besuch bei dem damaligen Gouverneur oder *Hâkim* der Stadt, dem Schahzadèh *Sultan-Murad-Mirzâ* zwei Stunden vor Sonnenuntergang angesetzt worden. Unserem Gesandten hatte er zur festgesetzten Zeit Diener entgegengeschickt, welche einen reichgeschirrten Schimmelhengst am Zaume führten, den sie Hrn. v. M. im Auftrage ihres hohen Gebieters zu besteigen nöthigten. Wir andern schlossen uns dem an der Spitze reitenden Chef an, umgeben von einer starken Begleitung von Soldaten, Dienern und neugierigen Personen. Der Prinz bewohnte

ein in der Citadelle oder *Ark* von *Schirâz* gelegenes *Imarèt.* Vor dem Eingange in dasselbe war eine Compagnie Serbazen in rother Uniform aufgestellt, welche bei der Ankunft des Hrn. v. M. die Trommel rührten und das Gewehr präsentirten. Wir stiegen sämmtlich von unsern Pferden ab und folgten dem wohlbeleibten *Wezir-i-Schahzadèh* oder Wezir der Prinzlichen Hoheit, welcher Hrn. v. M. sehr höflich unter dem Portale des *Imarèt* empfing und über den Hof zu dem grofsen Empfangssaale geleitete. In dem Hofe, der von einem grofsen Viereck halb neuer halb alter Gebäude eingeschlossen ist, sah es ziemlich anmuthig aus. Wohlgefüllte Wasserbecken und Rinnen, frucht- und blüthetragende Bäume und Gebüsche unterbrachen gruppenweise angelegt das glatte Steinpflaster des Bodens, auf dem wir einhergingen. An derselben Seite des Einganges ist die kleine Thür gelegen, welche über mehrere Stufen zum grofsfenstrigen Imarèt hinaufführt. Der untere Theil des Hauses, ganz aus Sandstein hergerichtet, zeigte mehrere grofse Sculpturen, die im persischen Stile ausgeführt waren und Scenen aus dem *Schahnamèh*, gefesselte Löwen u. s w. darstellten. Der Empfangssaal war geräumig genug, um mit Fug und Recht die mächtigen Teppiche bewundern zu lassen, welche den Boden in seiner ganzen Ausdehnung bedeckten. Der untere Theil der Wände des Saales war mit gelblich schimmerndem Marmor bekleidet, den man mit bunten Blumenstücken bemalt und mit persischem Ornamenten-Flitter vergoldet hatte. Darüber erhob sich, die Decke mit eingeschlossen, ein Spiegelwerk von blendendem Lichtglanz und die sichtbaren Gegenstände im Saale tausendfach wiederstrahlend. Leere Stühle standen in weiter Entfernung an den beiden entgegengesetzten Enden des Saales in der Nähe der halb aufgezogenen buntglasigen Gitterfenster da. Mit ächt persischer Etiquette ging nun die eigentliche Audienz vor sich.

Nach langer Pause erschien aus einer kleinen Seitenthür *Sultan-Murad-Mirza.* Er war von mittlerer Statur, seine Nase wohl gekrümmt, ein stechendes Augenpaar mit dichten Brauen thronte darüber, ein dichter schwarzgefärbter Bart vollendete den Schmuck des klugen blassen Gesichtes. Der Prinz, welcher ein Spazierstöckchen in der Hand trug, schien einen unsichern, schwankenden Gang zu haben, wenigstens machte es ihm offenbar Mühe, seinen Sessel zu erreichen. Er war in einfacher persischer Tracht gekleidet, allein das Diamantschlofs am goldenen Rockgürtel verrieth seinen hohen Rang. Wir mufsten ihm gegenüber Platz nehmen, nur sein

Wezir und der uns begleitende Diener *Jahijâ*, welcher als Dollmetscher dienen sollte und diese seine neue Würde durch einen in *Schirâz* gekauften schwefelgelben Anzug recht sichtbar zu heben suchte, mufsten der Etiquette als Stehende zum Opfer fallen.

Das Gespräch, mit den gewöhnlichen Begrüfsungen beginnend, berührte der Reihe nach politische und commercielle Fragen. Der *Schahzadèh*, der sich als General in dem Feldzuge der Perser gegen *Herât* auf das Vortheilhafteste hervorgethan hatte, verrieth eine sonst nicht gewöhnliche Kenntnifs in der neueren politischen Geschichte Europas und seine Fragen hatten Hand und Fufs. Er bedauerte, dafs sein Wunsch, in den südlichen Theilen Persiens den Handel zu heben, auf so viele Schwierigkeiten stofse, doch hoffe er für die Zukunft bessere Erfolge seiner Bemühungen. Er fügte hinzu, wie er mit Freuden den Aufschwung eines besonderen Industriezweiges in Schirâz wahrnehme, die Zunahme des Seidenbaues, von dem er ganz besondere Resultate erwarte. Kaffee, Kaliun und Thee wurden in Pausen herumgereicht und nach einstündiger Audienz beim *Schahzadèh* von *Schirâz* der Rückzug angetreten. Draufsen vor dem Thor standen noch die Serbâzen, die Pferde wurden bestiegen, die engen Gassen durchzogen und als wir eben vor unserer Hausthüre stille hielten, wirbelten die Pauken und schmetterten die Posaunen des *Neqqarekhanèh* der untergehenden Sonne den üblichen Scheidegrufs zu.

Am Abend, gleich nach unserer Mittagsmahlzeit, verliefs ich in Begleitung eines *Fanus* (Laternen)-Trägers und eines prinzlichen Ferraschen das Haus, um dem in *Schirâz* lebenden einzigen Europäer meinen Besuch abzustatten. Kein Franke, der in den letzten zehn oder eilf Jahren in *Schirâz* seinen Wanderstab auf kürzere oder längere Zeit niedergelegt hat, wird es versäumt haben, den braven schwedischen Dr. Fagergrin aufzusuchen, um mit ihm und bei ihm die persische Umgebung und asiatisches Leben auf Stunden und Tage zu vergessen und die Erinnerungen an das Europäerthum in der wirksamsten Weise aufzufrischen.

Nach vielen Fufswanderungen und manchen Abentheuern hat Dr. Fagergrin das persische Gebiet vor fünfzehn Jahren von Norden her betreten, sich damals einer Karawane anschliefsend, um mit ihr nach Teherân zu ziehen, und des Schicksals härteste Prüfungen auf asiatischem Boden gleich von vorn herein erfahren müssen. An Dysenterie und Fieber leidend, wurde der Arme mitten im harten Winter von der Karawane, der er zu

folgen nicht mehr im Stande war, mitleidslos im Stich gelassen. Unbekannt mit Sprache und Sitten des von räuberischen Kurden bewohnten Landes, in dessen Mitte er sich befand, war er dennoch glücklich genug, in einem Kurdendorfe auf kurze Zeit Aufnahme zu finden, bis man ihn schliefslich hinaustrieb und seinen Weg weiter fortsetzen hiefs. Wie er nach Teherân gekommen, dort aufgenommen, als Arzt in persische Dienste getreten, nach Schirâz versetzt ward, wie er während der Zeit seines zehnjährigen Aufenthaltes hierselbst in drei Feldzügen den Persern die nützlichsten Dienste geleistet hat, das sind Erlebnisse, die den reichen und belehrenden Stoff der Fagergrin'schen Tagebücher bilden und sicher verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden, da sie neben den geographischen, ethnographischen und historischen Bemerkungen die werthvollsten Aufschlüsse über Personen und Charaktere des so merkwürdigen Perservolkes enthalten dürften. Wenn es in der That für einen Europäer bitter ist, in Mangel und Noth räumlich grofse Wanderungen auf wenig bekannten und bereisten Gebieten zurückzulegen und mit den niedrigsten Schichten einer Bevölkerung zu verkehren, ja von ihr abzuhängen, die durch Abstammung und Sprache, Sitte und Religion gleichsam die Kehrseite des Europäerthums bildet, so sind dafür die gesammelten Erfahrungen um so schätzbarer, schon ihrer besonderen Gründlichkeit wegen, und das Urtheil über Land und Leute um so schärfer, schlagender und glaubwürdiger. Freilich sind Beispiele dieser Art um so seltener, als erfahrungsmäfsig europäische Reisende ohne Geld und Mittel in fremden Welttheilen leicht zu gewöhnlichen Abentheurern herabsinken, die mit der Lauterkeit und Festigkeit ihres Charakters jeden innern Werth abgestreift und Sitten und Gewohnheiten angenommen haben, die sie in den Augen ihrer Landsleute und der Eingeborenen verächtlich, lächerlich oder im besten Falle mitleidswürdig erscheinen lassen. Es sind das Charaktere, wie sie Graf Gobineau in seinem bekannten Werke über Persien in einzelnen Beispielen so treffend geschildert hat, und wie sie, leider Gottes! am häufigsten unter uns Deutschen angetroffen werden. Begegneten wir doch in *Täbriz*, wie ich später an Ort und Stelle erzählen werde, einmal zwei deutschen Landsleuten, welche sich quer durch Persien nach Indien hindurchfechten wollten, um sich in *Hindostân* niederzulassen und von ihrer Geschicklichkeit bei den Indern Nutzen zu ziehen. Man mufs dazu wissen, dafs der eine von ihnen Trompeter, der andere Besenbinder war!

Als ich mit meiner persischen Begleitung unser Haus verliefs, war es gegen sieben Uhr Abends, aber bereits so stockfinster, dafs ich nur mit grofser Vorsicht in den schlecht gepflasterten Gassen zu gehen vermochte. Die Buden der Kaufleute waren allenthalben geschlossen, nur vor den Fruchtläden und dampfenden Garküchen erhellten blakende und stinkende Oellampen mit mattem Scheine die Gestalten der Käufer, armes hungriges Volk, das von der Arbeit heimwärts kehrte. Auch die Handwerker hatten die Gitter ihrer engen Buden sorgfältig geschlossen, doch sah ich einen Schuster mit seinen Jungen emsig arbeiten, beim helltönenden Sange eines der jüngsten und kleinsten Burschen. In den Gassen wurde es immer stiller und leerer, hier und da jammerte an den Strafsenecken ein blutarmer Schirâzer sein Bettellied in die Nacht hinein oder winselte ein Hund, durch die Strafsenwanderer von seinem Nachtlager mitten auf der Gasse aufgescheucht. Mit einem Worte, in *Schirâz* ist es Nachts ebenso unheimlich und düster, wie in allen übrigen Städten des Morgenlandes. Das Haus des Dr. Fagergrin lag weitab von unserem Menzile im Judenviertel, inmitten der mohamedanischen Stadt. Sein Besitzer hatte es erst vor kurzem ganz im persischen Baustile für eine Summe von siebenhundert Ducaten aufführen lassen und es war nichts darin vergessen, was irgendwie nach persischen Begriffen nothwendig war, bis zu dem gepflasterten Hofe hin mit seinen Wasserbassins und Blumenanlagen. Nur die Möbel im Innern des Hauses waren europäisch, und eine Sammlung medicinischer Werke und belletristischer Schriften kein schlechter Schmuck des Empfangssaales. Sogar europäische Zeitungen lagen auf dem Tische, obgleich die neuesten Nummern anderthalb bis sechs Monate nach ihrem Datum in *Schirâz* anzukommen pflegen, so dafs jede Neuigkeit bereits eine alte Geschichte geworden ist. Eine Perle im Hause des Doctors und neben einem Töchterchen der einzige Trost seines Daseins unter den Persern, ist seine liebenswürdige Frau, eine geborene Armenierin, welche das Armenische, Persische, Türkische, Französische und Deutsche mit gleicher Geläufigkeit und Leichtigkeit spricht und zu den anmuthigsten weiblichen Erscheinungen gezählt werden mufs, denen ich das Glück hatte auf meinen Wanderungen in Persien zu begegnen. Ich habe kaum nöthig zu bemerken, dafs ich im Familienkreise des schwedischen Arztes einen ebenso angenehmen als lehrreichen Abend verlebt habe, und dafs die Stunden vergingen, als wären es flüchtige Minuten

gewesen. Erst spät trennten wir uns von einander, um das Versprechen auszutauschen, uns sobald wie möglich wiederzusehen.

Der 22. October wurde mit einem Visiten-Reiten eröffnet, das nicht länger als sieben Stunden dauerte und Veranlassung wurde, dafs jeder von uns an zwanzig Tassen Kaffee und Thee herunterschlürfen mufste, die entsprechende Zahl von Kaliuns, Scherbets und Zuckerwerk ganz ungezählt gelassen. Der Reihe nach hatten wir die Ehre, unser Herr Chef an der Spitze, vom *Wezir-i-daulèt*, vom *Wezir-i-schahzadèh*, vom *Beglerbèg Hadschi-Gauwâm* und von etlichen persischen *Sartip* empfangen zu werden, die je nach ihren Verhältnissen mehr oder minder glänzende Haushaltungen zur Schau tragen. Bei der Meublirung war viel englischer Einflufs sichtbar, bis auf die Bilder in Schwarz- und Buntdruck hin, welche man sorgfältig auf die glatten Spiegelflächen der Wandbekleidung geklebt hatte. Die beiden Wezire hatten grofse und geräumige Häuser. Das Bassin in dem Hofe des Wezires der Regierung war von gewaltiger Ausdehnung und über dem Wasser ein hölzernes Gerüst construirt, mit einem Balkone, auf welchem der Herr Wezir im heifsen Sommer wahrscheinlich Kühlung sucht, wenn nicht etwa gar auf ihm schläft. Das prachtvollste Haus war jedenfalls das des *Beglerbèg Hadschi-Gauwâm*, über dessen Persönlichkeit die wunderbarsten Geschichten im Umlauf sind. Ihnen zufolge — wer es nicht glauben will, mag in des Grafen Gobineau, des gegenwärtigen französischen Gesandten zu Teheran, Werk über Persien die betreffenden Stellen nachlesen — ist der Beglerbeg (eine Art von Bürgermeister, mit jeder Machtvollkommenheit, der die Steuern einzieht und dafür jährlich 15,000 Ducaten an die Regierung zahlt, bestraft u. s. w.), welcher von *Teherân* bis nach *Buschèhr* nicht weniger als einhundert und vier Dörfer besitzt, welchem als der wichtigsten und einflufsreichsten Person in ganz *Farsistân* ankommende Perser und Europäer ihre Besuche abzustatten pflegen, — um es gelinde zu sagen: das gefährlichste Subject in der ganzen Provinz. Durch Intriguen und Verräthereien, durch List und Gewalt, wobei ihm die *Lutis* die wesentlichsten Dienste leisteten, verstand er es, die ganze Bevölkerung in Furcht und Schrecken zu setzen. Die Mittel und Wege, deren er sich zur Erreichung seiner nichts weniger als lauteren Zwecke bediente, waren so berechnet, so sicher zum Ziele führend, dafs Jedermann es vorzog, eine kleinere Geldsumme zu verlieren, als durch offenes Auftreten gegen den *Hadschi-Gauwâm* sich die Feindschaft desselben und damit aber auch seinen

vollständigen Ruin zuzuziehen. Der gefürchtete Mann hat dabei das Wunder vollbracht, selbst der Regierung gegenüber den Schein der Redlichkeit zu bewahren und unangetastet während einer langen Reihe von Jahren sein Schäfchen ins Trockene zu bringen.

Ein Mann von solchen Eigenschaften, dem dieselbe Regierung durch Verleihung eines hohen Amtes ihre Huldigung nicht versagt hat, ist in der That eine sehenswerthe Person. Da sich sein Sohn in dem Zuge befunden hatte, der unserem Eltschi als *Istakbâl* entgegengekommen war, so hatte unser Besuch nichts auffallendes, und wir thaten nur, was alle gesandtschaftlichen Personen vor uns gethan hatten. Leider war der alte *Beglerbèg* unsichtbar, Krankheit verhinderte ihn zu erscheinen, und sein Sohn hatte den Auftrag vom Vater erhalten, die Honneurs in der würdigsten Weise zu vollziehen. Das Haus war prachtvoll und glänzend eingerichtet. Die schönsten Malereien d. h. die buntesten und am reichsten vergoldeten, die sauberste Stuccatur, die feinsten Spiegel bedeckten die Wände. An den polirten Thüren mit geschmackvollen englischen Metallschlössern rauschten seidene Portièren schwersten Stoffes. Die feinsten Teppiche bedeckten den Fufsboden und englische Kronenleuchter und Ampeln hingen an den Decken der Zimmer. Nicht minder kostbar waren die geschnitzten Möbel, die, gröfstentheils englische Arbeit, von Indien aus nach Persien eingeführt waren. Pfeifen, Kaffee und Thee wurden in Gold servirt, und ganze Reihen grofser Schüsseln mit Bergen von Früchten, Zuckerwerk und Kuchen dem Minister zu Füfsen gesetzt. Nach ächt morgenländischer Sitte bediente der Sohn des *Hadschi-Gauwâm*, der in keiner Weise veranlafst werden konnte sich zu setzen, unsern Chef selber. Nach einem halbstündigen Aufenthalte in den Prachträumen verliefsen wir das Haus, um die übrigen Besuche abzureiten. Bei dem Eintritt in unser Menzil fanden wir sämmtliche Schüsseln, welche der *Hadschi-Gauwâm* dem Minister-Residenten als besonderes Zeichen seiner Hochachtung verehrt hatte, in langen Reihen auf dem Boden des Empfangssaales unserer Wohnung wieder vor.

Die Besuche, welche wir ohne Unterbrechung den vornehmen Persern in *Schirâz* abgestattet hatten, waren als Unterhaltung wenig erbaulicher Natur und eher eine Last, als ein Vergnügen zu nennen. Man tauschte eigentlich weiter Nichts als endlose Höflichkeiten aus, die sich mit dem gegenseitigen Wohle und der unverhofften und unverdienten Ehre beschäftigten, und war persischerseits auf das ängstlichste besorgt, dafs in der Art der Anreden

und der Bedienung dem Besuchenden ja nichts vergeben werde. In der Unterhaltung selber suchten die Perser den Mangel an Bildung und Kenntnissen durch ein fortgesetztes Fragen und Betheuern zu verbergen, und das „Ihr befindet Euch doch wohl?“ — „Ihr seid willkommen!“ — „Welche Ehre für uns!“ — „Ihr bemühtet Euch!“ — „Möge der Schatten Eurer Freundschaft nie abnehmen!“ wollte gar keinen Schlufs finden.

Der 23. October wurde als Tag der Abreise festgesetzt. Da Baron v. M. auf alle Fälle den Hafen von *Bender-Buschèhr* (gewöhnlich Buschir geschrieben und ausgesprochen) zu sehen wünschte, um einer Dienstpflicht und dem Zwecke der Rundreise durch Persien vollständig zu genügen, so hatte er sich kurz entschlossen, in Gemeinschaft mit seinem Neffen, Hrn. v. Grolman, den beschwerlichen Weg von Schirâz nach dem genannten Hafen, eine Strecke von sechszig Fersach, in Eilmärschen zu Pferde zurückzulegen. Der Verabredung gemäfs sollte ich an demselben Tage aufbrechen, um mit der ganzen Karawane in den gewöhnlichen Tagemärschen nach Isfahan zu ziehen, woselbst unsere Reisenden von *Buschèhr* aus auf Postpferden spätestens am 10. November einzutreffen gedachten. Vereinigt wollten wir dann die Rückkehr nach Teheran auf dem kürzesten Wege über *Kaschân* und *Qum* antreten. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Wer hätte ahnen können, dafs der Ritt nach den Ufern des persischen Meerbusens ein so trauriges Ende nehmen würde? Das Schicksal hatte es anders gewollt. Unser geliebter Chef kehrte nicht mehr zurück, denn der Tod hatte ihn auf dem Rückwege nach Schirâz, kaum neun Stunden vor dieser Stadt, ebenso plötzlich als unerwartet ereilt.

Um nicht dem Gange der Begebenheiten vorzugreifen, knüpfe ich die Schilderung der Reise zunächst an den Augenblick unserer Trennung, an meine eigene Wanderung und an die Begebenheiten während derselben an.

IX. Kapitel.

Von Schiraz nach Isfahan.

In der Frühe des 23. Octobers standen die Pferde, obwohl spät, bereit, welche der Prinz-Gouverneur von *Schirâz* in der gefälligsten Weise aus seinem eigenen Marstall gewährt hatte, um die beiden Reisenden nach *Bender-Buschèhr* zu tragen. Der nestorianische Diener *Jahijâ* begleitete sie und ein *Gholâm* des Prinzen diente als Führer. Das Gepäck war leicht genug. Eine Decke, ein Paar Hemden, etwas Thee, Zucker, Brot und Fleisch war das einzige, was ein jeder mit sich führte. Wehmüthig nahm ich Abschied von meinen theueren Landsleuten. Ich dachte nicht an Tod und Gefahr, wohl aber an die grofsen Beschwerden, denen beide auf einem so anstrengenden Eilritte unvermeidlich ausgesetzt waren, und wünschte ihnen herzlichst eine glückliche Hin- und Herreise. Hr. v. M. war heiter und fröhlich, sein Gesundheitszustand, wenn auch nicht zufriedenstellend, da die gastrischen Leiden immer noch nicht aufgehört hatten, so doch der Art, dafs an eine Gefahr für das Leben nicht zu denken war. Hr. v. Grolman erfreute sich des besten Wohlseins.

Meiner eigenen Abreise von *Schirâz* um dieselbe Zeit stellte der daselbst geborene und sefshafte *Tscherwadâr* die gröfsten Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg. Durch die Abwesenheit unseres Chefs war ihm der Kamm geschwollen und er hielt sich für berechtigt, weder pünktlich noch überhaupt mit seinen Thieren zu erscheinen, um das fertig liegende Gepäck aufzuladen und ungesäumt aufzubrechen. Nachdem ich bei den höchsten Stellen in Schirâz meine Klagen angebracht hatte, erschien er am nächsten Morgen d. h. am 24. October und brach erst gegen Mittag auf, nachdem ich ihm zwanzig holländische Ducaten hatte vorauszahlen müssen.

Einige Strecken ausgenommen, bewegte sich die Karawane auf denselben Strafsen, welche wir auf dem Hinweg von Isfahan nach Schirâz eingeschlagen hatten. Der gute Dr. Fagergrin gab mir das Geleit bis zum *Teng-i-allahu-akbèr*, und mit dem Versprechen, sich der beiden *Buschèhr*-Reisenden bei ihrer Rückkehr nach Schirâz auf das Freundschaftlichste

annehmen zu wollen, nahm er herzlichen Abschied. Die Karawane rückte den Engpafs hinauf; noch einmal warf ich oben von seiner Höhe einen Blick über das so malerisch gelegene Schirâz und befand mich bald wieder an der murmelnden *Roknabâd*-Quelle in dem traurigen Thale vor Schirâz. Kaum hatte die Karawane den Quell im Rücken, so verfinsterte sich der ganze westliche Himmel durch Regenwolken, die bis dahin stechende Sonne verschwand hinter einem dichten Nebelschleier, und ein kühler Wind erhob sich, um die angenehmste Frische zuzufächeln. Zum Regen kam es jedoch nicht. Auf unserem Wege nach der ersten Station *Zergûn* begegneten wir vielen Dörflern, die mit den langen persischen Gewehren oder mit Stöcken bewaffnet werden, an deren oberem Ende ein metallener ausgezackter Knopf angebracht war. Sie trieben ihre Esel vor sich hin, um deren Last, aus Getreide (*gendum*) und Melonen bestehend, den Schirâzern zum Verkauf anzubieten. In *Zergûn* sah es nicht anders als vor den wenigen Tagen aus, als wir dort die letzte Rast vor Schirâz hielten. Ich nahm mein Menzil in dem Posthause, wo ich ein Zimmer im Erdgeschofs bezog, und brachte hier den Rest des Tages (um vier Uhr Nachmittags waren wir angekommen) und die darauf folgende Nacht zu. Auf dem Hofe des *Tschaparkhanèh* fiel mir der Brunnen auf, aus dem die Leute mittelst eines Drehrades und Gefäfses das Wasser schöpften. Schon in Schirâz waren mir diese Brunnen bemerkenswerth geschienen.

Am 25. October erprobte der Herr *Tscherwadâr* meine Geduld einmal wieder in der härtesten Weise. Nachdem er mich um vier Morgens aus meinem Lager hervorgebrüllt hatte, liefs er mich zwei volle Stunden, bis zum Sonnenaufgang warten, ehe es ihm beliebte, die Karawane packen und aufbrechen zu lassen. Die Luft war gradezu kalt zu nennen. Nase, Füfse und Hände froren auf das empfindlichste. Obgleich die Sonne zwei Stunden später anfing ein wenig zu wärmen, so liefs sich der Reisepelz dennoch sehr gut ertragen.

Nach einem Ritte von anderthalb Stunden befand ich mich vor der Brücke vom *Pul-e-khân*. Auf dem jenseitigen Ufer stationirte immer noch die Cholera-Wache. Sie salutirte mit den Worten *khaber-dâd* und gab die Auskunft, dafs die Cholera nicht in *Siwènd*, wohl aber in dem Dorfe *Seidân* (*Seidûn*) sei, das wir diesmal auf unserer Reise zu vermeiden hätten. Auf dem Ritte über die zwei Stunden breite Ebene von *Merdâscht* schlugen wir die Richtung der Ruine von Persepolis ein, um das eine Viertelstunde süd-

wärts davon ab gelegene Menzil *Kenarèh*, ein höchst bescheidenes Dorf ohne *Kal'a*, zu erreichen. Ich war mit dem deutschen Kammerdiener des Ministers der Karawane vorangeritten, hatte aber den Weg verfehlt, und so geriethen wir in ein wahres Labyrinth von Gräben mit und ohne Wasser, die wir mit den Pferden durchwateten oder durch einen kühnen Sprung überwanden. Wir befanden uns zuletzt in der Nähe eines Dorfes, in welchem an funfzig bis sechszig Leute auf dem Dache eines grofsen Hauses versammelt waren, wie es schien, um über irgend einen hochwichtigen Gegenstand Rathes zu pflegen. Sie waren gütig genug, uns den zu machenden Umweg anzuzeigen, um *Kenarèh* zu erreichen, wohin wir endlich nach einem vierstündigen Marsche von *Zergûn* aus gelangten. Der *Tscherwadâr* gab als Entfernung beider Localitäten fünf Fersach an, mit Rücksicht auf die Zeit, den von uns gemachten Umweg mit eingerechnet, konnten es höchstens nur drei persische Meilen gewesen sein.

Auf den bebauten Feldern der Ebene von *Merdâscht* hatte man bereits das Getreide mit der Sichel abgeschnitten, aber bis zu einem und einem halben Fufs Höhe im Stroh stehen lassen. Schaaren wilder Gänse safsen auf dem Boden zwischen den hohen Stoppeln, in geselliger Gemeinschaft mit grofsen, blauschwarz glänzenden Krähen oder Raben, in deren Verfolgung sich unser Jagdhund vergeblich abhetzte.

Meine Wohnung in dem elenden Dorfe schlug ich in der Hütte eines biederen Alten auf. Er hatte mir sehr gefällig das gröfste Gemach eingeräumt, dessen einziger Schmuck aufser dem russigen Ueberzug zwei Thüren und zwei zugestopfte Fensteröffnungen waren. Die Leute im Dorfe versammelten sich in Menge, um meine fränkische Figur anzugaffen, andere kamen, um mir Alterthümer aus „*Dschemschid's*“ Zeit anzubieten. Leider fand sich wenig Interessantes unter den Münzen und geschnittenen Steinen, so dafs die Ausbeute nur eine sehr mäfsige war.

Kaum hatte sich der äufserste Rand der Sonnenscheibe am 26. October über dem Horizont erhoben, so zog unsere Karawane bereits aus dem Dorfe *Kenarèh* in gewohnter Ordnung aus, um Angesichts der malerisch beleuchteten Ruinen von Persepolis beim hellen Klange der Schellen und Glocken der Leitthiere in munterem Schritt über die Felder hinweg den Weg nach der nächsten Station *Siwènd* einzuschlagen. Die Kälte war in der Frühe des Tages nicht gering. Die Zähne klapperten uns im Munde vor Frost und unsere Perser, weniger dicht und warm gekleidet als wir Eu-

ropäer, suchten sich, aber vergeblich, durch übergeworfene Decken und Zelttücher vor dem eisigen Lufthauch zu schützen. Bald war die gewöhnliche Karawanenstrafse erreicht, der Engpafs von Persepolis am steilen Ufer des *Murghâb* wurde durchwandert, am Ausgange desselben noch ein prüfender Blick auf die Reste des „Schlosses" und des „Stadtthores" von *Istakher*, bei *Takht-i-taus* geworfen und wir traten in die weit sich öffnende Ebene ein. Der Weg schien von hier aus in grader Richtung nach dem hochgelegenen Dorfe *Seidân*, woselbst zu der Zeit die Cholera ausgebrochen war, zu führen. Ganz in seiner Nähe jedoch, nachdem wir tief liegende brückenlose Wasseradern an etlichen Stellen durchwatet hatten, machte die Karawane links um und bog in ein enges, aber wasserreiches Seitenthal ein. Ungefähr in der Mitte desselben befindet sich von grünen Weiden eingefafst ein ziemlich gefülltes *Rudkhanèh*, der *Murghâb*, ein alter Bekannter, der hier in den wunderlichsten Krümmungen und Bögen seinen Lauf verfolgt. Die Leute, denen wir auf der Strafse in der Nähe des Flusses begegneten, wufsten in keiner Weise seinen Namen anzugeben, sondern versicherten nur, es käme der schöne Flufs von *Kaziân* her und ergösse sein lebendig fliefsendes Wasser in das *Ser-e-Pul-e-khân*.

Mit den Namen der Berge und Flüsse geht es ganz eigen in Persien. Wie ich bereits früher hervorgehoben habe, ist der Fall denkbar und durch die Erfahrung hinlänglich bestätigt, dafs ein und derselbe Flufs an verschiedenen Strecken seines Laufes die verschiedensten Benennungen erhält oder dafs ein Berg, je nach den daran liegenden Dörfern, an verschiedenen Seiten die verschiedenste Namenstaufe zu erleiden hat. Wie in allen Dingen, so bewahrt auch in dieser Beziehung der persische Orient die charakteristische Seite seines Daseins; er ist kleinlich, der Blick über das Grofse und Ganze fehlt vollständig.

In der Nähe unserer Strafse, am Fufse einer in die Ebene vorgeschobenen Berglehne, hatten *Ilât* an dreifsig schwarze Zelte aufgeschlagen. Ihre Heerden, Schafe und Ziegen, weideten in der Nähe derselben auf den Feldern. Bald liefsen wir das Flufsufer, auf dessen linker Seite wir uns bis jetzt bewegt hatten, abseits liegen, um auf der engen und steinreichen Karawanenstrafse dem Bergzuge zu folgen, der sich rechter Hand in dichter Nähe von uns wie eine Mauer aufthürmte und allerwärts eine Menge scheinbar künstlich ausgehöhlter Oeffnungen zeigte. Rechter Hand that sich, nach einem sechsstündigen Marsche auf einem Wege von fünf Fersach, ein

enges Thal auf, eigentlich nur eine thalartige Vertiefung in dem Bergzuge, eingeschlossen nach drei Seiten hin von riesigen, vulkanisch aussehenden Felswänden bedeutender Höhe. Man steigt allmählig bis zur hintersten Wand auf einem abscheulichen Steinpfade aufwärts und erreicht zuletzt das amphitheatralisch gelegene Dorf *Siwènd*, das wie ein Schwalbennest an dem untersten Theil der Felsenwand hängt. Das Dorf, aus etlichen hundert Hütten bestehend, erscheint in dem wilden Gebirgskessel noch elender und trauriger, als es in der That ist. Die Armuth mufs nach dem äufseren Auftreten der Dörfler zu urtheilen, sehr grofs sein. Von Vegetation in der allernächsten Umgebung keine Spur. Nur ein einziger, halb verdorrter und verkrüppelter Baum erinnerte an das Leben der Pflanzenwelt. Das Wasser müssen die Bewohner wohl eine Stunde weit von den Ufern des *Rudkhanèh* von *Kaziân* herholen und auch sonst ist Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen.

Dafs das Quartier in *Siwènd* nicht besondere Vorzüge enthalten würde, liefs sich voraussehen. In Persien ist man zufrieden zwischen vier Wänden liegen zu können und durch eine Decke darüber vor Sonnenbrand und Nachtkälte geschützt zu sein. Wie eine solche Hütte aussieht, ist ziemlich gleichgültig, nur die Art des Elends und des Schmutzes giebt einem Europäer Veranlassung, interessante Unterschiede herauszufinden, die einen nicht unwesentlichen Theil der Reisestudien bilden und für eine Zeit lang die nothwendige Langeweile des Aufenthaltes unterbrechen. In dieser Beziehung hatte das Menzil in *Siwènd* seine besonderen Vorzüge. Es lag in der Mitte des Dorfes. Die Thüren der Hütte gingen auf einen Hof hinaus, auf welchem sich unverschleierte Hoffräulein ungenirt bewegten, und ein unaussprechliches Geschenk der Kameele zu einem im Morgenlande wohlbekannten Feuerungsmateriale verarbeiteten. Das von meiner Wenigkeit besetzte Loch war mit einer dicken Rufsdecke überzogen und ein ungewöhnlicher Fahnenreichthum bestaubter Spinngewebe hing von der Decke des Gemaches in Drittellänge seiner Höhe in das Zimmer hinein. Wie ich von den Bewohnern hörte, hauste die Cholera bereits auch in *Siwènd*. Unsere Vorsicht war somit unnöthig gewesen, doch hatten wir uns über die eingeschlagene Strafse nicht zu beklagen, da der Karawanenweg von *Siwènd* aus auf die Ruinenstätte von Pasargadä führt, die ich am folgenden Tage ausführlich zu sehen Gelegenheit hatte.

Der Abend in *Siwènd* war meiner Gemüthsruhe in keiner Weise zu-

träglich. Die beiden *Tscherwadâre*, Vater und Sohn, fingen vor der Thür meines Gemaches einen höllischen Lärm an, behaupteten, dafs der Weg von *Siwènd* nach *Murghâb*, dem Menzile des nächsten Tages, zu weit und zu beschwerlich sei, dafs aufserdem Räuber in den Bergen versteckt lägen, mit einem Worte, dafs sie schlechterdings einen anderen Weg einschlagen würden. Da ich indefs mit aller Energie auf meinen Willen bestand, so hatten die Stunden lang geführten Streitigkeiten erst ein Ende, als es bereits spät Nacht geworden war. Ich hatte befohlen, mich eine Stunde vor Sonnenaufgang zu wecken. Die *Tscherwadâre* trommelten mich indefs, aus Rache, bereits um Mitternacht aus dem Schlafe und anderthalb Stunden später verliefs die Karawane das Dorf. Auf dem abschüssigen Bergpfade abwärts steigend, in der Richtung des Weges, den wir an vorigen Tagen aufwärts zurückgelegt hatten, erreichten wir nach etwa halbstündigem Marsche in dem unwirthlichen Bergkessel die grofse Strafse. Uns rechts wendend verfolgten wir sie immer in der Richtung des gewaltigen Bergzuges. Die Luft war lind, der Mond schien hell. Nach einstündigem Ritte zogen wir durch einen engen Thalkessel, den steile, riesig hohe, vom Mondlicht zauberhaft beleuchtete Felsmauern in Gestalt einer Rotunde umschlossen. Mitten durch schofs das Wasser des namenlosen Flusses von *Kaziân* (der *ab-i-Murghâb*), dessen Ufer zur angenehmsten Augenweide von den baumreichsten Gärten und einem unterbrochenen, sich lang hinziehenden Weidenwuchs eingefafst waren. Hier in diesem Kessel begegneten uns grofse Züge leer gehender Kameele. Nachdem wir aus der Felsen-Rotunde herausgetreten waren, hatten wir ein langes Thal zu durchwandern, in dessen Mitte sich der Flufs in vielen Krümmungen dahinschlängelt. An einer niedrigen Stelle des Uferrandes zogen wir sämmtlich hindurch, ohne eine besondere Wassertiefe zu finden. Von da begleitete die Karawanenstrafse die rechte Seite des Flusses, der immer noch von einem reichen, freiwilligen Pflanzenwuchse eingefafst war. Der Mond ging bald unter, eine dichte Finsternifs trat ein, und nur einzelne hellleuchtende Sterne zeigten matt den weifslich schimmernden Weg. Mir schien es, als ob einige Dörfer rechtsab von unserer Strafse die Einsamkeit der Gegend unterbrechen. Als die Morgendämmerung im Osten des Himmels ihre weifslichen Lichtstreifen gezogen hatte, wurde die Luft so kalt und der Wind so schneidend, dafs wir alle, Europäer und Perser, von den Thieren herunterstiegen, um durch Laufen zu Fufs die erstarrten Füfse einigermafsen

zu beleben. Der Flufs lag immer noch in dichter Nähe zu unserer Rechten da, die Ufer wurden jedoch von Minute zu Minute steiler und abschüssiger und zwängten sich zuletzt durch eine Bergspalte hindurch, deren felsiger glatter Pfad nur mit grofser Vorsicht von Mensch und Thier passirt werden konnte. Als wir ihn glücklich durchzogen hatten, öffneten sich die malerischsten Thäler. Während Weidengebüsch in üppigstem Grün und wachholderartige Sträuche mattgrüner Färbung die Uferränder des laut tosenden und rauschenden Flusses bekränzten, zeigte sich auf der ebenen Fläche der Strafse in reicher Abwechselung der Form eine grofse Fülle jener dickstämmigen Balsambäume, welche sich wildwachsend in den Thälern dieser Gegend vorzufinden pflegen und wahrscheinlich zur Gattung der Mastix- oder der Weihrauchbäume gehören. Dazwischen schossen Farren- und andere Kräuter hoch aus dem Boden empor, die Blätter theilweis schon von der herbstlichen Kälte verdorrt und gelb geworden. Baumartige Sträucher stiegen von beiden Seiten unserer Strafse die steilen, ausgehölten und wie mit künstlichen Terrassen versehenen Bergwände an und verschwanden in der Nähe ihrer Kämme zu winzig kleinen Punkten. Eine feierliche Stille herrschte in dem einsamen Thale, durch nichts unterbrochen als durch das Rauschen des strömenden Wassers. In der Nähe desselben machten wir ein kurzes Halt, um nach persischer Sitte dort wachsende vertrocknete Dornsträucher anzuzünden und an der helllodernden Flamme die erstarrten Glieder zu erwärmen.

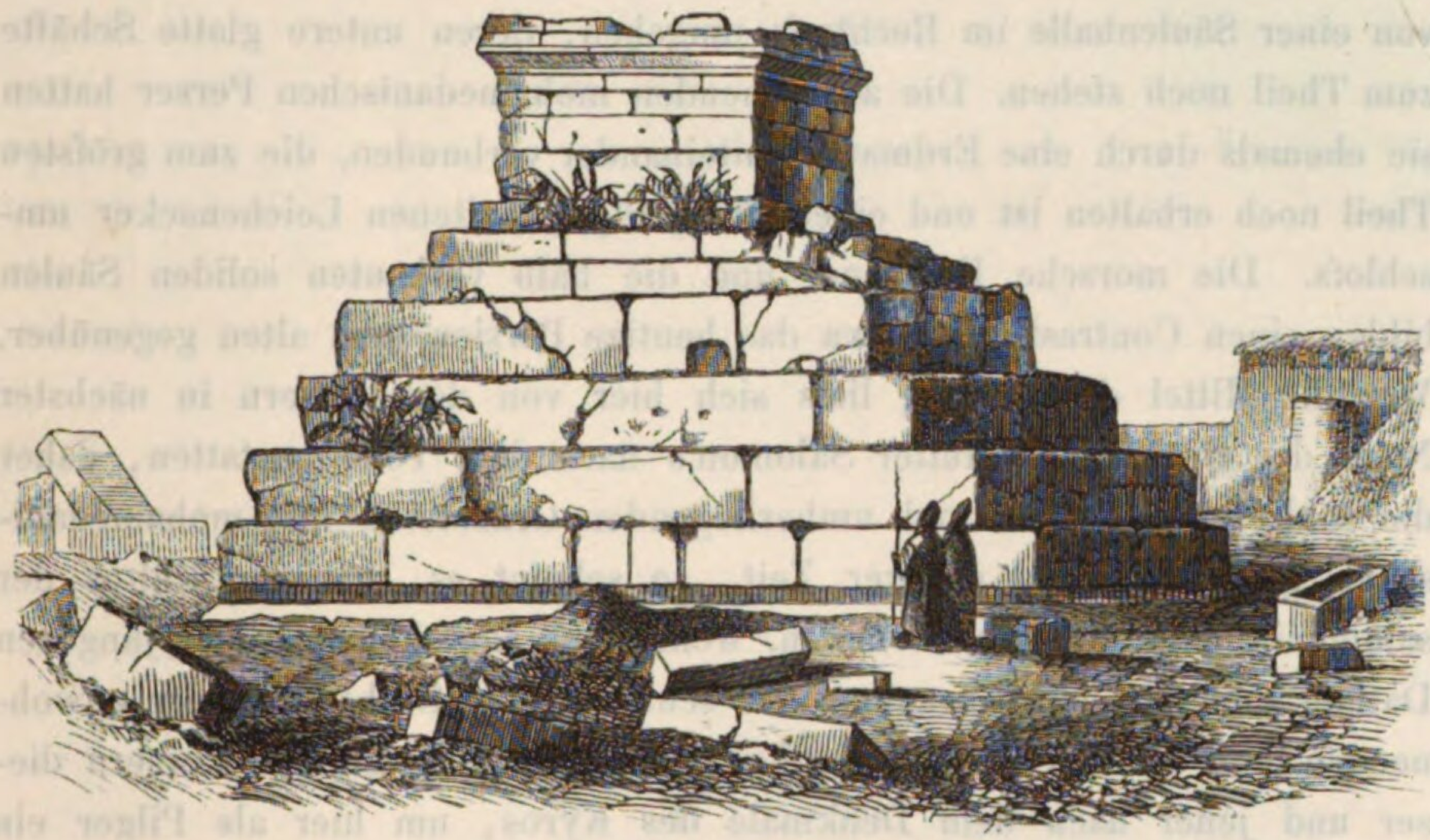
Nachdem wir etliche Quer- und Längenthäler durchzogen hatten, in denen an verschiedenen Stellen der einschliefsenden Felsenwände mitten auf dem zerbröckelten Gestein spiegelglatte Flächen und treppenartig gestaltete Felsstufen (künstlich? alt?) meine lebhafteste Aufmerksamkeit erregten, wurde der sich immer mehr und mehr verengende Felsenweg plötzlich durch eine gewaltige Felsenmasse, so schien es wenigstens, abgesperrt. Wir klimmten indefs, der Weisung unserer *Tscherwadâre* folgend, das glatte Gestein hinan und erkannten nun erst zu unserem grofsen Erstaunen, dafs man mitten in den Felsen eine Strafse eingeschnitten hatte, breit genug, dafs ein beladenes Maulthier passiren kann. Diese Strafse zieht sich in Windungen längs den Felsen und später einen Felsenabhang entlang, von dessen Höhe aus man einen schönen Blick über das tief unten dahin fliefsende Wasser hat. Diese künstlich in den Felsen gemeifselte Gallerie, auf deren Rand, so zeigen es deutlich die erhaltenen Spuren, man

ehemals aus dem Gestein heraus Zinnen gemeifselt hatte, ist sicherlich uralt. Es ist der Felsenpafs, das Felsenthor, welches den Zugang zu Pasargadä, der in der Ebene nahe gelegenen Residenz des alten Kyros, öffnet. Hat man die Felsenstrafse, von den anwohnenden Persern dieser Gegend *Rah-i-seng-i-bur* getauft, und ihre Windungen bis zum Ausgange zurückgelegt, so zeigen sich von der Höhe aus und im hellsten Lichtglanze schimmernd die letzten Reste der ehemaligen Perserstadt Pasargadä. Das Grab des Kyros, die Säule mit seinem Bilde, der Thron der Mutter Salomons, sind deutlich zu erkennen.

Um ½10 Uhr Vormittags berührten wir das Gebiet der nach Persepolis berühmtesten Ruinenstätte Persiens, die Ebene, auf welcher der medische König Astyages Schlacht und Thron im Kampf gegen den muthigen Enkel Kyros verlor. Die Ebene wird durch eine Reihe niedriger Hügel im Hintergrunde begrenzt. Der topographischen Reihe nach folgen als Hauptdenkmäler aufeinander: das Grab des Kyros — die Ruine der alten Stadt — die Terrasse auf dem Vorsprunge eines der Hügel.

Das zerfallene elende Dorf in der Nähe des Kyros-Grabes verschwindet bei dem Anblick dieses ehrwürdigen Denkmales, dem die mohamedanische Perserwelt den Namen des Grabes „der Mutter Salomons“ (*Mader-i-Suleimân*) gegeben hat. Warum? ist schwer zu sagen, thut auch nichts zur Sache. Trotz mancher Bedenken, welche die gelehrte Forschung gegen die Identität dieser ganzen Oertlichkeit mit dem alten Pasargadä aufgestellt hat, scheint mir die Anwesenheit des von den Alten beschriebenen Kyros-Grabes der sprechendste Beweis für die gegenwärtig ziemlich allgemein angenommene Behauptung vom Gegentheil zu sein. Die Abbildung desselben, welche von der Seite des Felsenpasses her aufgenommen ist, wird die folgende kurze Erklärung dazu hinlänglich verständlich machen.

Auf einem steinernen Fundamente, dessen Kanten für das Auge deutlich hervortreten, erhebt sich eine von grofsen Blöcken weifsen Marmors errichtete Stufenpyramide über dem Grundplan eines Rechteckes. Die vier ersten Stufen sind hoch, so dafs von der Eingangsseite aus eine Steintreppe hinaufführt; die drei letzten, nach oben zu, sind niedriger und leicht zu besteigen. Die Blöcke sind zum Theil in ihrer Politur noch gut erhalten, so dafs das Besteigen der Pyramide nur mit Vorsicht zu unternehmen ist. Auf der Höhe des Ganzen erhebt sich die eigentliche Grabkammer in Gestalt eines Sarkophages mit Deckel. Den Eingang dazu



gewährt eine viereckige Oeffnung von vier Fuſs Höhe, welche gegenwärtig durch eine hölzerne Thür versperrt ist. Sie wurde mir erst nach langem Hin- und Herreden von einem der Dorfbewohner geöffnet, da es den Leuten dort nicht angenehm ist, wenn ein christlicher Fuſs die Grabstätte der Mutter Salomon's betritt. Die innere Kammer ist rechteckig, ohne Ornamente, und von Lampenruſs geschwärzt. Die arabische Inschrift und das Ornament an der Wand rechter Hand vom Eingang aus datirt natürlich aus später Zeit. Alte Koranblätter, die der mich begleitende mohamedanische Diener auf das inbrünstigste seinen Lippen näherte, umgeworfene fettige Oellampen und eine Kette, aus allerhand Metallkram zusammengesetzt — alles Andenken frommer Pilger — lagen auf dem Fuſsboden in einer Ecke der Kammer. Eine mächtige Steinplatte bildete die glatte Decke des Gemaches. An einer Stelle hat man eine gewaltsame Sprengung derselben versucht und eine Oeffnung erzeugt, durch welche man den Arm nach einem hohlen (?) Raum über der Grabkammer hineinstecken kann. Hier soll der eigentliche Leichnam gelegen haben. An den Stufen der Marmortreppe sowohl, als an den Steinplatten, welche die Wände der Grabkammer bilden, zeigen sich an verschiedenen Stellen der Fugen kleine Oeffnungen. Sie kennzeichnen die Stellen, an denen ehemals die eisernen Klammern

zum festeren Zusammenhalten zweier aneinanderstofsender Blöcke und Platten gesessen haben. Der ganze so merkwürdige Bau war in alter Zeit von einer Säulenhalle im Rechteck umgeben, deren untere glatte Schäfte zum Theil noch stehen. Die anwohnenden mohamedanischen Perser hatten sie ehemals durch eine Erdmauer miteinander verbunden, die zum gröfsten Theil noch erhalten ist und einen für heilig gehaltenen Leichenacker umschlofs. Die morsche Erdmauer und die halb verbauten soliden Säulen bilden einen Contrast, wie etwa das heutige Persien dem alten gegenüber. Wer die Mittel dazu hatte, liefs sich hier von den Persern in nächster Nähe des Grabes der Mutter Salomon's nach dem Tode bestatten, daher die zahlreichen Gräber und umherliegenden Grabsteine mit mohamedanischen Inschriften. In neuerer Zeit, so scheint es, hat der Kultus der salomonischen Mutter abgenommen, wenigstens sind keine Gräber jüngeren Datums sichtbar, mit Ausnahme der schmucklosen Grabstätten der anwohnenden *Ilât*. Aufser neugierigen Europäern wandert von den Persern dieser und jener nach dem Denkmale des Kyros, um hier als Pilger ein frommes Gebet zu verrichten und, ist er unglücklich oder leidend, einen Fetzen seines Kleides an den geheiligten Strauch auf der Stufentreppe des Kyros-Grabes zu hängen, dafür einen andern von den Zweigen loszureifsen und mit sich zu nehmen. Es ist in Persien nicht selten, dafs man hier und da, besonders an Stätten, deren Heiligkeit notorisch ist, halb vertrocknete Sträucher findet, die zur Hälfte mit Blättern und zur anderen, oft gröfseren Hälfte mit Lumpen und Lappen behängt sind. Der so sonderbar ausgezeichnete Strauch gilt als *nezer-kerdèh* oder „geheiligt“ d. h. irgend ein Imâm hat ihn geweiht oder seinen Segen darüber ausgesprochen. Leidende und kranke Personen pflegen dahin zu pilgern und in der oben bezeichneten Weise einen Lumpentausch vorzunehmen, in der Meinung, die Krankheit werde dadurch geheilt werden.

Die Pilgerschaft nach dem *Meschhèd-i-mader-i-Suleimân* ist sicher die Veranlassung gewesen, dafs die Bewohner des Dorfes den Eingang zur Grabkammer mit einer Thür versperrt haben, und von den Pilgern für die Oeffnung derselben einen Tribut erheben. Sie können dies mit einigem Recht thun, da sie blutarm sind und als *Ilât* diese Stelle von Alters her besitzen. Das Dorf selber scheint von ihnen nicht mehr bewohnt zu werden, da sie ihre luftigen Zelte rings um das Dorf in der Ebene aufgeschlagen hatten und darunter mit Weibern und Kindern campirten.



Ebene von Pasargadä.

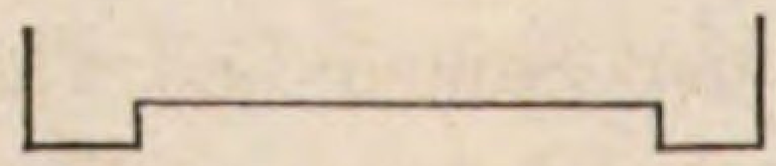
Zieht man vom Kyros-Grabe nach der eigentlichen Stadtruine zu, so bleibt linker Hand das Dorf liegen, aus welchem der Rest eines alten soliden Quadersteinbaues sofort in das Auge fällt, die sogenannte Karawanserai oder, wie mir die Dörfler sagten, die *Madrasseh* d. h. Schule. Wenn nicht das letztere Wort so viel als heiliges Gebäude bezeichnen soll, so weifs ich in der That, wie ich mir eine Schule beim Kyros-Grabe mitten unter den *Ilât* vorzustellen habe. Anzunehmen ist es, dafs hier eine Wohnstätte vom Baumeister des persischen Königsgrabes aufgeführt worden war, die später, in der arabischen Epoche, zu einer Karawanserai umgestaltet worden ist. Vielleicht, dafs an dieser Stelle die Wohnung der Magier gewesen ist, welche das Grab des Kyros zu bewachen hatten. Da hätte die *Madrasseh* dann allerdings einen guten und richtigen Sinn. Ein Viertelstündchen weiter, der Hügelreihe entgegen, wird der Boden von Schritt zu Schritt klassischer d. h. trümmerreicher. Die Strafse ist wie besät mit zerschlagenen und zerbrochenen Werksteinen antiken Ursprunges, die sämmtlich zu den Bauten des Begründers von Pasargadä gehörten und, soweit sie gegenwärtig noch zerstreut auf dem Boden umherliegen, den Umfang der alten Tempelanlage des Kyros bezeichnen. Mitten unter den Resten der Grundmauern, der Säulen und Thore machen sich vor allen zwei Denkmäler bemerkbar und haben von jeher die Aufmerksamkeit aller Reisenden erregt. Das eine, ein Pfeiler mit einem Marmorblock von gewaltigen Dimensionen, zeigt uns in Reliefarbeit das Bild des vergötterten Kyros in einer Auffassung, die einerseits an Assyrien, andererseits entschieden an Aegypten erinnert. Dazu noch vier „windmühlenförmig“ gestaltete Flügel am Leibe des grofsen Königs, über welchem sich folgende Inschrift in Keilschriftzeichen befindet:

Adam	*K'ur'us*	*Khsâyathija*	*Hakhâmanisiya*
Ich bin	Kyros	der König	der Achämenide.

Die Inschrift trotz ihrer Kürze ist erhabener als alle übrigen Texte in Keilschrift, die bisher auf persischen Denkmälern vorgefunden worden sind. Wahre Gröfse bedarf nicht des Lobes langer, auszeichnender Erklärungen, der Name allein reicht aus. Dieses Kyros-Denkmal, wie uns scheint, genügt vollkommen, um die ganze Gegend mit seinem historischen Lichte zu beleuchten. Wir befinden uns auf den Ruinen der von Kyros erbauten Stätte Pasargadä. Freilich ist die Zeit mit eisernem Fufse darüber hinweg

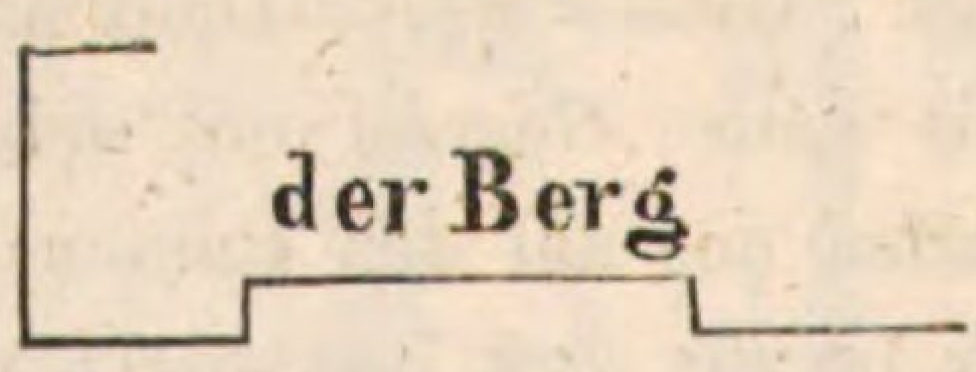
gegangen, zerstörend und vernichtend bis zur Zerpulverung hin, was die alten Baumeister für die Ewigkeit zu schaffen gedachten, aber doch war sie gnädig genug, den historischen Markstein mit der Gestalt und dem Namen des grofsen Königs zu verschonen, und so wissen wir, was uns zu wissen frommt: dafs hier Kyros die grofse Schlacht gegen die Meder gewann, eine Stadt für sein junges Volk, Tempel für seine Götter und ein Grab für sich selber errichten liefs. In Gegenwart so ehrwürdiger Spuren des Alterthumes, Angesichts so redender historischer Zeugnisse erhält der Besuch der Ruinenstätte von Pasargadä den Stempel des Feierlichen, des Erhebenden. Jeder knirschende Stein unter unseren Füfsen erinnert an die Manen des Kyros, an den Glanz und den Ruhm seiner Zeit, nicht ohne trübe Seitenblicke auf die heutigen Epigonen des alten Perserstammes werfen zu lassen.

Bei einer ziemlich gut erhaltenen schlanken, glatten Marmorsäule ohne Kapitäl vorüber, neben Resten alter Fundamente und Pfeiler, gelangte ich schliefslich zu einer freistehenden Wand, die auf diesem Grundplan wohl an funfzig Fufs in die Höhe aufgebaut wurde.

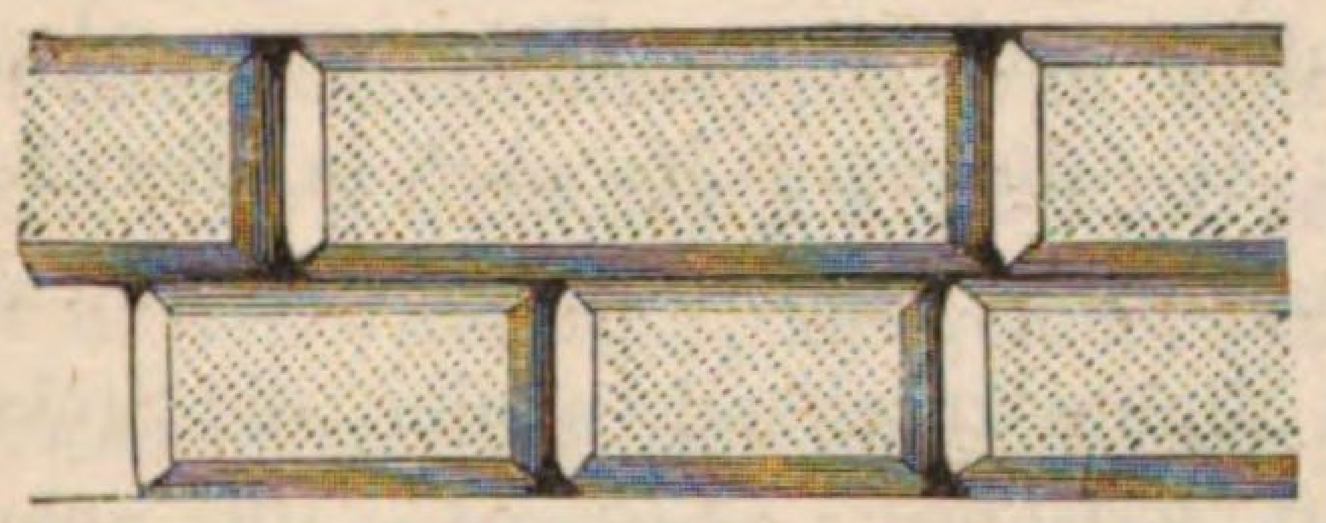


Block ruht auf Block in langer Reihe neben und übereinander; in regelmäfsigen Abständen verbinden verticale Einschnitte je zwei aufeinander liegende Werksteine — zu welchem Zwecke ist mir unklar geblieben, wenn man nicht an eiserne Klammern denken will, die in dem Einschnitt zur gröfseren Festigkeit eingelassen wurden, — ein nur wenig hervorspringendes Gesimms mit Zahnschnitt krönt das Ganze. Man nimmt an, dafs dieses Gebäu der Rest eines ehemaligen Feuertempels sei.

Der gewaltigste Bau, der sich in dichter Nähe der eben beschriebenen Ruinenstätte von Pasargadä vorfindet, bleibt jedenfalls die Terrassenanlage des Hügels hinter Pasargadä. Drei Mauerseiten erheben sich an der Ecke oben am Hügel in einem Umfange von dreihundert Fufs nach folgendem Grundplane:



Die Blöcke, aus welchen dieser Bau in der unzerstörbarsten Weise zusammengefügt ist, liegen scharfkantig neben und übereinander. Die Aufsenseite eines jeden zeigt eine wunderliche Art der Behandlung. Während man die Fläche mit Absicht rauh geschaffen hat, sind die Ränder nach den vier Seiten in glatter Politur abgestumpft worden, so dafs je zwei aneinanderstofsende Werksteine an ihren Fugen eine scharfkantige Steinrinne bilden. Künstlich angebrachte Löcher in den Eckfugen zeigen aufserdem die Stellen der ehemaligen Metallklammern an. Folgendes Stück, das ich getreu nach der Natur copirt habe, wird mehr als jede weitere Beschreibung im Stande sein, die Art des Baues zu erklären.



Die hermetisch schliefsenden Quadern sind aus weifsem Marmorstein gehauen, die Marmorbrüche mit den vorhandenen deutlichen Spuren alter Arbeit noch heute zu Tage in der Nähe von Pasargadä sichtbar.

Die Terrasse, welche gegenwärtig nach der persischen Benennung *Takht-i-mader-i-Suleimân* („Thron der Mutter Salomons") bekannt ist, stellt sicherlich das Fundament einer zu Grunde gegangenen Baulichkeit dar, über deren Natur es frei steht, sich allein in Vermuthungen zu ergehen. Die wahrscheinlichste Meinung erkennt in der grandiosen Anlage den Unterbau eines alten *Ateschgadèh* oder Feuertempels, der zu Pasargadä gehörte und dazu dienen mochte, die priesterliche Menge zu fassen, welche an den persischen Jahresfesten die üblichen Opfer auf dem Feueraltar dem reinen Lichte der Sonne darbrachten. Wir dürfen die Vorstellung nicht ohne Begründung wagen, dafs hier der König Kyros an dem feierlichen *Nauruz*-Feste der Sonne das heilige Feuer gezündet hat.

Bald lagen auch die letzten steinernen Erinnerungen an König Kyros hinter uns. An dem kanalartig sich verkleinernden Wasser des *Ab-i-Murghâb* entlang, das in der Nähe des *Baghistân* oder „Gartenlandes" von *Meschhed Murghâb*, dem Dorfe, in einer Kaskade hinabschiefst, wie man sie nicht alle Tage in Persien findet, gelangte ich mit meiner Karawane, zuletzt bei drückender Hitze, unter Wind und Staub, nach einem Marsche

von zehn Stunden vor *Meschhed-Murghâb* an. Wir nahmen Quartier in der Tschaparkhanèh des garstigen Dorfes und hatten hier Zeit und Mufse genug, den Rest des Tages über an die Unterschiede von Sonst und Jetzt reiflich nachzudenken. Besondere Ereignisse, wie bei unserem ersten Aufenthalte in diesem Dorfe, traten zum grofsen Glücke nicht ein.

Der Weg nach *Dehebid* wurde in der folgenden Nacht um zwei Uhr eingeschlagen. Der Tscherwadâr war zu einem Tyrannen geworden, der uns nicht einmal Nachts die so nöthige Ruhe gönnte. Zunächst verfolgte die Karawane den Weg, den sie von *Kazián* hierher zurückgelegt hatte. Wir zogen über die Hügel linker Hand von *Murghâb*, verfolgten eine traurige Strafse, die sich durch nichts als durch den besonderen Steinreichthum auszeichnete, und hatten nach einem Ritte von anderthalb Stunden das Glück, die Quelle des *Ab-i-Meschhed-Murghâb* in allernächster Nähe kennen zu lernen. Das Gegengewicht dieser Freude sollte nicht fehlen. Der Weg wurde von Minute zu Minute zusehends steiler, die Steine unter den Füfsen der Thiere spiegelglatt, Felsblöcke versperrten alle zehn Schritt die regelmäfsige Passage, mit einem Worte der Weg wurde so toll, dafs es kein Wunder nahm, als der Hüter einer mir vom Dr. Fagergrin in Schirâz verehrten mächtigen Flasche, die wohl an funfzehn Quart persischen Weines enthielt, das grofse Unglück hatte, mit sammt der Flasche vom Saumthiere zu stürzen. Er hatte sich keinen Schaden gethan, desto mehr die Flasche, deren kostbarer Inhalt die Felsenstrafse so nutzlos bespülte. Nachdem wir auf so unwegsamen Pfaden wohl eine Stunde lang durch den Engpafs, der von den Persern *Teng-i-Khunekergân* genannt ward, gewandert waren, ohne von dem Raubgesindel belästigt zu werden, das nach den Angaben unseres Tscherwadârs senior in dieser Gegend hausen soll, erstiegen wir eine Hochfläche, rings von Bergwänden eingeschlossen, mit einem Dorfe im Hintergrunde links von der Strafse. Die Kälte war wieder einmal so empfindlich, dafs wir auf den Pferden wie steifgefroren dasafsen, kaum im Stande abzusteigen, um im schnellen Schritt zu Fufs zu marschiren. Ein lang gewundener steiniger Weg führte von der eben erwähnten Hochfläche aus nach einem in der Tiefe liegenden Plateau, das, wie immer, rings von Bergketten umschlossen war, sich aber weit auszudehnen schien. Trotz seiner abwechselnden Formen, eine Folge vieler Unebenheiten des Terrains, sah es dennoch entsetzlich traurig aus. Die dürren *Botèh*-Sträucher, mit denen die Perser hier zu Lande zu brennen pflegen, bedeckten in gan-

zer Ausdehnung die Fläche, vermehrten aber nur durch ihren Anblick die Eintönigkeit der Gegend. In der Nähe der soliden, aus Felssteinen aufgeführten Karawanserai im Grunde (in einer Entfernung von drei Fersach von *Murghâb* aus), mit einem lebendigen Wasser daneben, spaltet sich die Strafse in zwei Wege. Der eine, linker Hand seine weifsen Furchen weiter ziehend, führt nach *Kaziân* (hier auch *Qaziûn* gesprochen, drei Meilen in grader Linie von *Dehebid* entfernt). Unsere Weiterreise auf der Strafse rechter Hand war durch die furchtbarste Langeweile bemerkenswerth, da die ganze Gegend fortdauernd das Bild einer öden, unfruchtbaren Wüstenei darbietet, nicht einmal ausgezeichnet durch malerische Gebirgsformen. Warum die Karawane grade diese Strafse nach *Dehebid* einschlug, und nicht auf dem bei weitem unterhaltenderen Weg über *Kaziân* ging, hatte seinen triftigen Grund. Das letztgenannte Dorf ist so hoch gelegen, dafs das Wasser daselbst in der Jahreszeit, in welcher wir reisten, bereits zu Eis gefroren war. *Dehebid* dagegen gehört noch dem *Germesir*, dem „warmen Striche" an, obgleich auch da einen Monat später grofse Kälte und massenhafte Schneefälle auf dem ganzen Plateau sein sollen. *Dehebid* ist nur eine armselige Karawanserai mit einem Posthause in der Nähe. Das letztere gewährte uns das Menzil für den 28. October. Zwischen beiden liegen die Reste eines sehr solid aus Erdziegeln aufgeführten Kastelles, das die Regengüsse in einen schwarzen unförmlichen Erdhaufen verwandelt haben. Eine Menge unterirdischer Höhlen ziehen sich in langer Linie in dem Conglomerat-Boden vor dem Kastell fort. Die Paar Bewohner des Posthauses, freundliche Perser, erzählten mir sehr ausführlich, es habe hier in *Olim's* Zeiten eine grofsmächtige Stadt gestanden, deren Reste unter der Erde in vielfachen Spuren verborgen lägen. Das alte Kastell sei ein *Qasr* gewesen und da es den Namen *Bahrâm-gûr* führe, wahrscheinlich von diesem persischen Nimrod erbaut worden.

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, eine Anecdote zu erzählen, welche sich auf *Bahrâm-gûr* d. h. auf *Bahrâm* den „wilden Esel" bezieht. Ein solcher Titel hat etwas Lächerliches für einen, der den persischen Anschauungen ferne steht. Es ist aber thatsächlich ein Ehrentitel, der dasselbe besagt, als ob *Bahrâm*, sein Träger, den Zunamen des Löwen erhalten hätte. Der wilde Esel, *gûr* oder *dschûr*, ist ein tapferes, schnellläufiges Thier, das in der Gefangenschaft schwer zu zähmen ist. Der englische Gesandte zu Teheran, Mr. Alison, besafs ein solches Exemplar,

das um sich schlug und bifs, wie das wildeste Pferd. Von diesem König *Bahrâm* nun, der sich durch seine Leidenschaft für das edle Waidwerk auszeichnete und mit besonderer Vorliebe den *Gûr* oder wilden Esel jagte, cursirt bei den Persern noch heutigen Tages, wenn auch in verschiedenen Redactionen, eine Anecdote, deren Pointe die Sentenz ist: dafs man nur dadurch etwas Gutes zu leisten im Stande sei, wenn man dasselbe häufig übe, oder nach einer andern Auffassung: dafs man in einer Sache Vollkommenheit nur dadurch erreiche, dafs man sie eben nicht halb mache (*kâr niku kerdèn äz pur kerdèn est*).

König *Bahrâm-gûr*, so erzählen die Perser, begab sich eines Tages auf die Jagd, begleitet von einer seiner schönsten Sclavinen, für welche er grofse Zärtlichkeit hegte. Auf einem Hügel machte er Halt, afs und trank und gerieth der Schönen gegenüber in jene fröhliche Laune, welche so oft zu verderblichen Versprechungen geführt hat. Der König wendete sich in diesem Falle an die schöne Frau mit den Worten: „Wünsche dir etwas und ich werde es dir erfüllen, was es auch immer sein möge!“ Zufällig jagte eine Schaar flüchtiger Gazellen vorüber. Sie sehen und dem König sofort entgegnen: „So wünsche ich denn, dafs du die männlichen Thiere dieser Heerde den weiblichen ähnlich machst und die weiblichen ähnlich den männlichen, und ferner, dafs dein Pfeil den Fufs einer Gazelle an ihr Ohr nagele“, — war Sache eines Augenblicks. Der König, der sich weder von der Sclavin, noch von seinem Gefolge verspottet zu sehen wünschte, sendete sofort einen Pfeil nach dem Ohre einer Gazelle. Vom Schmerze getrieben, kratzte sich das Thier mit einem Fufse am Ohre. In demselben Augenblick heftete ein zweiter Pfeil des Königs Ohr und Fufs aneinander. *Bahrâm-gûr* hatte die Hälfte seines Versprechens erfüllt, noch blieb die andere, schwierigere zu erfüllen übrig. Er schwang sich auf sein Rofs, jagte der Heerde nach und schofs mit Pfeilen, an deren Spitze zweischneidige Eisen angebracht waren, die Hörner der männlichen Gazellen ab, während er den weiblichen andere Pfeile einbohrte, die ihnen das Ansehen hörnertragender männlicher Thiere gaben. Triumphirend kehrte er zurück, empfing aber an Stelle des erwarteten Glückwunsches von der Dame die schnippische Bemerkung: *Khub kerdèn, äz bessiâr kerdèn est* „Etwas Aufserordentliches zu leisten sei eine Folge der Gewohnheit“. Der König darüber erbittert jagte die schöne Sclavin fort, die sich in die Einsamkeit zurückzog und damit beschäftigte, alle Tage ein ebengebornes Kalb eine

gewisse Strecke zu tragen. Zuletzt hatte das Kalb die ansehnliche Gröfse eines ausgewachsenen Rindes erreicht. Auf seinen Jagden begegnete ihr der König zufällig, ganz erstaunt, wie sie im Stande sei, eine solche Last zu tragen. Auf seine Frage darüber erwiederte sie: *Khub kerdèn, äz bessiâr kerdèn est.* Natürlich sah der König die Richtigkeit dieses Satzes jetzt ein und nahm die Schöne wieder in Gnaden auf.

Von diesem *Bahrâm-gûr* zählt man in ganz Persien eine Menge Baulichkeiten — oft nur blofse Schutthaufen — auf, die sämmtlich seinen Namen tragen, gewöhnlich mit einem vorgesetzten *Qasr* d. h. Schlofs oder Burg. Dahin gehört auch das *Bahrâm-gûr* bei *Dehebid.* Antiquitäten, wie Münzen, geschnittene Steine und dergleichen mehr giebt es auf dem Terrain von *Dehebid* nicht. In der Nähe desselben führt ein klares Wasser vorbei, das aber salzig schmeckt. Die Steine darin sind ohne Ausnahme mit einem weifsen (Kalk-?) Ueberzuge bedeckt. In der Tschaparkhanèh sowohl als in der Karawanserai sah es elend aus. Weder Hühner noch Eier noch Brot noch Holz waren für Geld und gute Worte zu haben. Alles mufs meilenweit von einem Dorfe *„païn“* d. h. unten geholt werden.

Bei schönem Mondschein und einer Kälte von — 6 ° bis — 7 ° Réaumur zogen wir Morgens vier Uhr unter dem Klange der Karawanen-Glocken zum Thore des Posthauses hinaus. Die grofse Strafse führte in nördlicher Richtung auf niedrige Hügelketten los. Die Wassertümpel in der Umgegend waren mit einer Eiskruste bedeckt und die saure Milch im Beutel zu einer ungeniefsbaren Eismasse gefroren. Die Kälte schien, statt abzunehmen, im Zunehmen begriffen zu sein. Vor allen litt unsere, nur dünn bekleidete persische Begleitung. Die armen Leute safsen erstarrt auf dem Rücken der Saumthiere, sie waren nicht im Stande, auch nur einen Schritt zu gehen. Die bittere Kälte, welche zu dieser Zeit in unserem Vaterlande sicher nicht vorhanden ist, erklärt sich freilich durch die hohe Lage dieses Plateau's, das sich viertehalb bis fünf Tausend Fufs über dem Meeresspiegel erhebt. Nach zweistündigem Ritte wurde die Luft bald nach Sonnenaufgang milder und angenehmer und die erwärmenden Strahlen der Sonne verfehlten nicht, ihre wohlthätige Wirkung auf uns alle auszuüben.

Die lange Hügelkette, von der ich oben gesprochen, trennt das Plateau von *Dehebid* von einem zweiten, in dessen Mitte, weit sichtbar von der Höhe des Bergrückens aus, eine Karawanserai gelegen ist. Sie ist aus Feldsteinen und Mörtel aufgeführt und soll ihren Ursprung bis auf die

Zeiten des grofsen Schah Abbas zurückführen. Das Posthaus in der Nähe bildete unser Menzil an diesem Reisetage, d. 29. October. Wir hatten bis dahin fünf Fersach in sieben Stunden zurückgelegt. Im Hintergrund zog sich eine malerische Bergkette hin, in einem weiten halbmondförmigen Bogen, deren Kämme von den Strahlen der Frühsonne mit mattem Roth übergossen waren. Weit hinter diesem Bergzuge erhoben sich in bläulich violettem Lichtglanze höhere Felsenmassen, auf deren Gipfeln sich der tiefblaue Himmel zu stützen schien. Die Gegend, in welcher das einsame Posthaus gelegen ist, ist öde und wüst, meilenweit kein Dorf sichtbar, die Strafse über alles traurig und melancholisch stimmend. In der *Tschaparkhanèh* war, wie auf der vorhergehenden Station, Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen. Um so dankbarer wurde daher das *Peschkesch* des Postmeisters aufgenommen, dem das Jagdglück auf ebener Erde und in den Lüften wohl gewollt hatte. Mit vieler Höflichkeit legte er seine Beute, aus zwei bereits ausgeschälten Schildkröten und einer wilden Ente bestehend, auf den Boden nieder. Trotz des gewaltigsten Hungers zog ich den Entenbraten der Schildkrötenspeise vor und überliefs die letztere den gaumlustigen persischen Dienern. Nach dem leckern Mahle wurden mit verdoppelter Heiterkeit Briefe an die Lieben in der Heimath geschrieben und zuletzt eine Unterhaltung mit dem Postmeister gepflogen, der mir über die Gegend und ihre Bezeichnung folgende Notizen mittheilte. Zunächst sei der Aufenthalt nicht recht geheuer, da die Wüstenteufel ihren Spuk vorzugsweise hier zu treiben pflegten. Als Beweis führte er mir eine Menge Geschichten an, bei denen er zum Theil Augenzeuge gewesen war, Geschichten so graulicher Natur, dafs ich schliefslich selber gut Lust bekam, gegen die *Diwe* meine Vorsichtsmafsregeln zu ergreifen. Weiter, so führte er an, habe es hier in alter und in neuer Zeit — versteht sich mit Ausnahme der Bewohner des Posthauses — nie an Spitzbuben gefehlt, welche sich des Ortes Einsamkeit zu Nutze machten und den Karawanen gern auflauerten. Eine traurige Berühmtheit habe die Ermordung eines Herrn *Khorrèh* erlangt, der hier von Dieben überfallen den Boden mit seinem Blute benetzt habe. Von der Zeit an heifse auch das Menzil *Khunekhorrèh* d. h. das Blut *Khorrèh's*. Nach diesen ächt orientalischen Unterhaltungen hatte ich einen ziemlich unerwarteten Besuch in der Person eines Arabers aus Baghdâd, der sich meiner Karawane anzuschliefsen wünschte, um in Gesellschaft sein Reiseziel Teheran zu erreichen. Der Araber, ein alter

Hadschi oder Mekka-Pilger, sprach nur arabisch und türkisch. Das letztere erleichterte ihn den Umgang mit den Persern, das erstere verschaffte mir Gelegenheit, einiges über seine Wanderungen zu erfahren, da ich von meinem ägyptischen Aufenthalte her des neuarabischen Idioms mächtig bin. Der alte Mann, der durchaus bis auf den Turban hin in die Tracht der Araber gehüllt war, und dessen ganzes Reisegepäck aus einer türkischen Pfeife, dem sogenannten *Tschibuk*, und einem schlechten Teppich bestand, hatte in seinem Leben nichts anderes gethan als gepilgert. Er war in Tunis, in Algier, in Aegypten, in Arabien, in Indien nnd Gott weifs sonst noch wo gewesen und hatte gegenwärtig von *Baghdâd*, seiner Vaterstadt, aus eine Reise durch Persien nach Teheran vor. In fünfundzwanzig Tagen hatte er zu Wasser und zu Lande die Reise von *Baghdâd* nach *Schirâz* zurückgelegt, natürlich stets in Barken oder zu Fufse wandernd und ohne einen *Schâhi* Vermögen zu besitzen. Er schien ganz verwundert, als ich ihm mein Befremden ausdrückte, wie man so ohne Geld zu reisen im Stande sei, und versicherte, dafs es ihm im Gegentheil nie an dem Nothwendigsten gefehlt habe. Ein Menzil und Mahlzeiten fände er ja überall, sonst habe er nichts nöthig. Da er es sich einmal in den Kopf gesetzt habe, sich die Welt anzusehen, so wolle er dies so lange thun, als seine Füfse zu wandern im Stande seien. Der alte *Baghdâder* war eine vollständige Derwischnatur, die zu erfassen unendlich schwer hält. Wie pilgert er? Wie besieht er Gottes grofse und schöne Welt? Er wandert stumm einher, die Augen auf den Boden geheftet, mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, die ihn im Geiste nur dahin führen, wo er sein Lebtag nie gewesen ist. Die Vergangenheit ist nicht der Quell, aus welchem sein einsamer Geist einen Labetrunk schöpft. Land und Leute, Namen und Geschichte interessiren ihn in keiner Weise. Hält er Ruhe, so ist es ihm gleichgültig, ob er im Pallaste oder im Stalle der Karawanserai schläft, er beklagt sich nicht über Kälte oder Hitze, über gute oder schlechte Nahrung, über Spott oder Theilnahme scheint er kein Urtheil zu haben, mit einem Worte, er ist abgestumpft wie das Rofs oder der Esel, welcher gleichgültig von Ort zu Ort seine Last tragen mufs. Er lebt in der Schöpfung, aber nicht mit der Schöpfung, er verschwindet spurlos wie er gekommen. Die Welt seines Geistes ist unstät, umherirrend, allesvermischend, nichts klar erkennend, ein chaotisches Durcheinanderjagen leerer Gedankenwolken, ein ewiges Sehnen nach dem Unmöglichen und Verschlossenen, eine stete theilnahmlose Verachtung des

Zunächstliegenden, des Nothwendigen, des Nützlichen, dessen was das Leben verschönt und den Menschen veredelt. „Gott weifs ja doch alles besser!“ das ist die Devise des Morgenländers jener zahlreichen Klasse, zu welcher unser Baghdâder gehörte. „Gott weifs alles besser! wozu soll ich mich quälen und abmühen, wozu seiner Schöpfung Wunder mit dem Auge meines Geistes durchmustern? Gott ist sehr grofs und Muhammed, über den der Friede sei, ist sein Prophet!“

Dafs mit einer so bewandten Persönlichkeit die Unterhaltung nicht sehr fruchtbar und lebendig ist, läfst sich ermessen. Sie beschränkt sich auf ein langweiliges Frage- und Antwortspiel, wobei die einfachsten Fragen in der verkehrtesten Weise beantwortet werden. Ich war schliefslich froh, als er um die Erlaubnifs zum Gehen bat, und verlangte kaum nach einer zweiten Zusammenkunft mit dem reiselustigen Baghdâder Alten.

In *Khunekhorrèh* schlief es sich wie überall wenn man müde ist d. h. ganz vortrefflich Die verheifsenen Wüstenteufel waren nicht erschienen, oder sie mufsten in den diebischen Katzen gesteckt haben, welche über Nacht mit ächt persischer Gewandtheit den Rest des Entenbratens aus dem Reisesack herausstahlen und nur seine papierne Umhüllung als Andenken zurückliefsen. Morgens drei Uhr (d. 30. October) erhub der *Tscherwadâr* seinen gewohnten Lärm, zäumte und bepackte die Thiere mit einer Eile, als sollten wir einem nachsetzenden Feinde in gröfster Schnelligkeit entgehen. Der einzige Grund des plötzlichen Aufbruches lag in der Vorstellung der siebenmeiligen Entfernung vom nächsten Menzile.

Der Weg war ganz vorzüglich, so glatt (*sâf*) wie eine Chaussee, dabei ging es allmählig abwärts, wieder dem eigentlichen *Germesir*, der „warmen Zone“ entgegen. Der Vollmond schien klar und hell, und beleuchtete in mildem Lichtglanze die malerischen Berggruppen, welche in weitem Rundbogen die ausgedehnte Hochebene von *Khunekhorrèh* begränzen. Die Kälte, obwohl nicht so streng wie am vorhergehenden Tage, nöthigte uns dennoch den Rücken der Thiere zu verlassen und die wärmende Fufsreise einzuschlagen. In der Nähe einer mächtigen dunkelen Felswand zündeten die Leute unserer Karawane nach ihrer Gewohnheit mehrere Dornbüsche an. Die Flamme wirbelte hell leuchtend hoch auf, weifse Rauchwolken wälzten sich zum Nachthimmel empor und die rothen Funken tanzten hin und her, sich in grellem Lichtscheine von der dunklen Felswand abspiegelnd. — Das Bild des Nachtfeuers schwebt mir noch heute in seinen kleinsten

Zügen lebendig vor Augen. Der Sonnenaufgang war prachtvoll. Ganz am Ende der hellbeleuchteten Hochebene, in der Nähe eines massiven Gebirgsstockes, der sich in nordwestlicher Richtung hinzuziehen schien, lag vor uns in der Tiefe und in einer Entfernung von etwa zwei bis drei Stunden Weges eine lange Reihe von Gärten und Dorfschaften, deren Details sich in der durchsichtigen Luft selbst mit unbewaffnetem Auge erkennen liefsen. Die gröfseren und kleineren Wohnungen der Dörfler erhoben sich in der bekannten Kastengestalt mit Löchern über die Festungsmauern amphitheatralisch in die Höhe und gaben in der grünen Baumumgebung dem landschaftlichen Bilde den Anstrich der anmuthigsten Heiterkeit. Es war noch nicht neun Uhr Morgens, als wir in das Festungsdorf *Surmèh* einzogen, dessen alleinstehendes Posthaus uns Quartier gab. Etwa eine halbe Stunde nach der Höhe zu gelegen, rechts ab von der Karawanenstrafse, zeigte sich in deutlichen Umrissen eine alte Festung, die uns von den Persern im Dorfe unter dem Namen *Qal'a-e-Feïsabâd* bezeichnet wurde. Ganz in der Nähe von *Surmèh* befindet sich ein alter Bau, wahrscheinlich ein Rest aus der Zeit der Feueranbeter, der wiederum auf den alten Waldesel-Schah *Bahrâm* zurückgeführt wird; so läfst sich wenigstens aus dem Namen *Qasr-e-Bahrâm* des vom Regen ausgeschlemmten festungsartigen Baues schliefsen. Wir hatten hier einmal wieder Gelegenheit, die saubere Art persischer Rechnungsweise kennen zu lernen.

Der *Tscherwadâr* hatte uns als Wegentfernung von *Surmèh* bis zu der vorhergehenden Station sieben persische Meilen vorgerechnet, während die wirkliche Distanz höchstens nur vier gute Meilen betragen konnte. Der persische Posthalter in der *Tschaparkhanèh* bestätigte die Entfernung der sieben Meilen, meinte aber ganz unumwunden, er könne nur so Geld von den Reisenden herausschlagen, indem er die Entfernungen an Meilen gröfser angäbe, als sie thatsächlich betrügen. Es wäre ja, fügte er hinzu, keine Betrügerei, wenn man aus grofsen Fersach *sabok* d. h. kleine mache. Selbst um zwölf Uhr Mittags war die Luft noch kalt und rauh, etwa wie bei einem kalten Novembertage in Deutschland, dazu wehte ein eisiger, die Glieder durchdringender Wind.

Das Dorf *Surmèh* liegt in der Nähe einer hügelreichen Bergkette, die in einiger Entfernung von der bewohnten Stätte sanft in die Ebene abfällt. Das Dorf ist unregelmäfsig angelegt, die respectablen Festungsmauern sind an verschiedenen Stellen mit Gewalt zerstört oder eingesunken, und

ein Bach mit klarem Wasser, der *Kedesènk*, zieht sich an der Seite desselben entlang. Die Fische darin erfreuen sich wieder einmal vollständigster Sicherheit vor den Menschen, da sie als heilige Thiere angesehen werden, denen man straflos kein Leid zufügen kann. Der Bach soll in unterirdischen Wasserleitungen in der Richtung von *Abadèh* herkommen. *Surmèh* zählt gegenwärtig, nach der Angabe eines seiner Bewohner, gegen dreihundert Familien, doch mufs, nach der gegenwärtigen Ausdehnung des Dorfes zu urtheilen, die Bevölkerung darin in früheren Zeiten bei weitem zahlreicher gewesen sein. Die ältere Geschichte des Ortes steckt offenbar in dem Ruinenhaufen des *Qasr-e-Bahrâm* verborgen. Derselbe liegt in unmittelbarer Nähe des Dorfes, in der Mitte deutlich erkennbarer, weit ausgedehnter Stadtruinen, deren Trümmer, behauene Steine, rothgebrannte Ziegel, Topfscherben und dergleichen mehr, hügelweise umhergestreut sind. Das aus getrockneten Erdziegeln errichtete Schlofs *Bahrâm's* bildete als *Ark* oder Festung den Mittelpunkt der älteren Stadt. Als Kern desselben erhebt sich aus einem Ringe von Mauerresten mit hervorspringenden runden Thürmen der innere hochansteigende Theil der Festung, welcher als Citadelle und zugleich als bewohntes Schlofs gedient haben mag. Durch die geöffneten und eingefallenen Mauerwände sieht man in das Innere der Festung hinein, und erkennt ein System ziemlich wohlerhaltener Kammern und Gänge, deren Ausgang bald tief, bald hoch gelegen ist. Im Süden der alten Feste befinden sich die Reste eines älteren und eines jüngeren Leichenackers. Auf dem älteren Theil desselben präsentiren sich wie Mausoleen eine Menge hellfarbiger Grabdenkmäler, in deren Mitte sich zur Abwechselung ein dunkler thurmartiger Bau befindet, der mir von einem Bewohner des Dorfes der Sage nach als das *Aschpezkhanèh*, oder die „Küche“ der Tochter des Königs bezeichnet wurde. Münzen, geschnittene Steine und dergleichen Antiken werden hier nicht gefunden, doch glaube ich, dafs Ausgrabungen zu interessanten Resultaten führen könnten, da die Oertlichkeit zu den ausgedehntesten jungpersischen Ruinen gehört, die ich bis jetzt in ganz Iran gesehen habe.

Die Bäume in der Nähe von *Surmèh* fingen schon an herbstgelbe Blätter zu bekommen. Weintrauben und Melonen müssen hier gedeihen, da mir ein Dörfler das unausbleibliche *Peschkesch* in Gestalt getrockneter süfser Weintrauben und frischer Melonen in Erwartung eines goldenen Geschenkes demuthsvoll zu Füfsen legte.

Von *Surmèh* an beginnt wiederum das vegetative Leben in deutlichen Spuren bis hinter *Abadèh* aufzutreten. Das belebende Wasser ist, wie überall in Persien, so auch hier die segensreiche Ursache einer ungewöhnlichen Baum- und Pflanzenfülle. Der Anblick wohlbebauter und künstlich berieselter Felder, welche sich zu beiden Seiten der Karawanenstrafse entlang ziehen, wirkt auf die Stimmung des Reisenden, der bisher öde und wüste Flächen durchwandern mufste, in der wohlthuendsten Weise.

Am 31. October zogen wir um sechs Uhr Morgens mit Sack und Pack aus dem Thore des persischen Posthauses von *Surmèh*, befanden uns bald wieder auf der breiten Strafse, die sich in langer gerader Linie wie ein chaussirter Weg dahin zog. Die Entfernung bis *Abadèh* soll angeblich vier kleine Fersach betragen; wir brauchten, im Schritt reitend, vier und eine halbe Stunde, um sie zurückzulegen. Die Luft blieb bis zu unserer Ankunft kalt und eisig, wie am vorhergehenden Tage, und der Himmel zeigte eine ganz eigenthümliche tiefe Bläue. Rechts und links zogen zahlreiche Dörfer an uns vorüber, einige zerstört, die übrigen bewohnt, und von grünen Gärten umgeben. Zwei Stunden vor *Abadèh* liegt ein Complex zusammenhängender Dörfer und Gärten an dem Fufs der steilen Gebirge entlang, die besonders auf der rechten Seite den Eindruck eines gewissen Wohlstandes empfinden lassen. Wir zogen in das Hauptthor der Festung *Abadèh* ein, in ängstlicher Spannung, ob und wie wir unseren zurückgelassenen kranken Freund, den Dragoman der Gesandtschaft, wiederfinden würden. Aus dem bekannten Hause, unserem früheren *Menzile*, kam er uns unter dem Thorweg mit offenen Armen entgegengestürzt. Er sah elend und abgemagert aus, die Dysenterie war nicht von ihm gewichen. Unter unsäglichen Leiden hatte er inmitten der fanatischen Bevölkerung von *Abadèh* beinahe einen Monat lang europäische Nahrung und europäische Gewohnheiten entbehren müssen, noch überglücklich, guten Essig (*sirkèh*) und *Schiräh*, eine aus Trauben geprefste und zu süfsem Saft eingekochte Flüssigkeit, die wie Oel aussieht und ebenso langsam fliefst, als einzige Delikatessen auf dem Bazar der Festung vorgefunden zu haben.

Man mufs es den Persern lassen, dafs ihnen die Höflichkeit über Alles in der Welt geht, wenn auch der Ausdruck derselben für uns verwöhnte Europäer oftmals unter seltsamer Gestalt auftritt. So erging es mir dem Kedkhoda der Festung *Abadèh*, einem gewissen *Mirza Muhammed Khan* gegenüber. Kaum hatte ich es mir einigermafsen in den reinlichen Zimmern unseres

Menzile's bequem gemacht, so erschienen zwei Diener der bürgermeisterlichen Autorität, welche mir nebst den Grüfsen des Khans eine verdeckte Schüssel als Gastgeschenk ihres Herrn überbrachten. Neugierig hob ich die Decke über der Schüssel ab und wäre beinahe unhöflich genug gewesen, bei dem Anblick einer halben Metze Kartoffeln in ein helles Gelächter auszubrechen. So aber schnitt ich ein erfreutes Gesicht und hörte mit Geduld eine lange Geschichte über die Acclimatisation des *Sib-i-zemîn* oder der Kartoffel mit an. Die in unserem Vaterlande so allgemein verbreitete Erdfrucht ist erst seit wenigen Jahren in Persien eingeführt und angebaut worden, in *Abadèh* seit einem Jahre. Die Frucht wird nie so gut und so schmackhaft wie in Deutschland, und die Proben von *Abadèh* hatten trotz ihrer Aepfelgröfse einen beinahe widerlichen Geschmack.

Der Vorschrift meines abwesenden Chefs entsprechend hielt ich mit der gesammten Karawane, die meiner Leitung anvertraut war, am ersten November einen Ruhetag in *Abadèh*, und benutzte die Zeit, welche mir durch kleine Ausflüge in der Nähe der Festung übrig blieb, zum Ankauf von Holzschnitzereien aller Art. In der Nähe des Ortes besuchte ich den Berg, auf dessen Spitze sich unter einer weithin sichtbaren Kapelle das Grab eines *Scheikhs* von *Abadèh* befindet, zu welchem die Perser aus der ganzen Umgegend häufig zu pilgern pflegen. Ein steiler Pfad zieht seine weifse Schlangenlinie bis auf den Kamm des Berges hinauf, von welchem man eine lohnende Aussicht über die ganze Landschaft geniefst. *Abadèh* liegt in einem breiten Thalkessel, durch welchen eine hellblitzende Wasserfurche, von Gärten, Feldern und Wiesen bekränzt, ihre lange nasse Strafse hinzieht.

Am 2. November verliefsen wir unter Zank und Streit mit den unzufriedenen Hausbesitzern das Menzil *Abadèh* und zogen gegen fünf Uhr Morgens neben dem ausgedehnten, mit schönen Denkmälern älterer Zeit bedeckten Leichenacker im Angesicht der Thorseite der Festung auf die gewöhnliche Karawanenstrafse los. Wir befanden uns jetzt wieder auf bekanntem Terrain, da wir von nun an denselben Weg bis nach *Isfahân* zurücklegen mufsten, den wir bei unserer Hinreise nach *Schirâz* eingeschlagen hatten. Die Strafse führt bald hinter *Abadèh* durch ein mageres Steppenland, dessen zahlreiche Dorfruinen am Fufse niedriger Höhenzüge dem an sich schon sehr ermüdenden Anblick den Stempel des Traurigen aufdrücken. Die Karawanenstrafse war menschenleer; auf einer Strecke

von vier Meilen begegneten wir nur einen einzigen Reisenden in der Person eines persischen Offiziers, der, wie man in Persien zu sagen pflegt, *Tschapari* ritt, das heifst mit der Post reiste. So kurz die Tagereise war, welche im Ganzen sechs und eine halbe Stunde betrug, so entsetzlich lang wurde sie mir durch das Benehmen des *Tscherwadârs*, der fortfuhr die üblen Seiten eines Schirazer Kindes zu zeigen und sein Mögliches that, um meinen Zorn auf das Höchste zu reizen. Da er von Schirâz an gesehen hatte, dafs seine Unverschämtheiten mir gegenüber nicht fruchteten, indem ich mich in allen Beziehungen streng an den Wortlaut des von ihm unterzeichneten Contractes hielt, so suchte er jede mögliche Gelegenheit herauszufinden, mir und meinen Leuten Ungerechtigkeiten und Verstöfse gegen die Paragraphen des Vertrages unterzuschieben. An dem heutigen Reisetage beklagte er sich, dafs seine Thiere mit einem Mehrgewicht von hundert *Män* überladen seien, und als ich ihm Gerechtigkeit verhiefs in der Weise, dafs ich in der nächsten Station sämmtliches Gepäck nachzuwiegen bereit sei, packte er mitten auf der Strafse ein Maulthier vollständig ab und schnitt einem anderen, das so eben einen Bach durchwatete, mit seinem Dolche die Packriemen durch, so dafs die Kisten und Koffer, welche auf dem Rücken des Maulthieres lasteten, kopfüber in das Wasser stürzten. Meine so vielfach erprobte Geduld erreichte ihr Ende, als sich der unverschämte *Tscherwadâr* nach diesen Handlungen so weit vergafs, beleidigende Schimpfworte gegen den abwesenden Minister und gegen die Königliche Gesandtschaft auszustofsen, und aufserdem, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, die Hand an den Dolch zu legen. Ich ritt ihn mit dem Pferde in den Sand, und liefs ihn die flache Klinge meines preufsischen Cavalleriesäbels so lange fühlen, bis er kein Wort mehr zu reden im Stande war. Seit dieser Zeit hatte ich vor meinem Schirazer Ruhe. Es versteht sich von selbst, dafs ich ihm das Versprechen gab, seiner in *Teherân* bei den betreffenden Autoritäten zu gedenken. Kein Europäer, der das Unglück gehabt hat, mit einer Karawane zu reisen und einen Karawanenführer zu dingen, wird von dem unendlichen Aerger befreit gewesen sein, den die Abhängigkeit von dem *Tscherwadâr* nothwendig hervorruft. Die Karawanenführer sind selbst unter den Persern ein berüchtigtes und übel verschrieenes Volk. Der schlechte Ruf, in dem sie stehen, ist nur nach den Orten ihrer Herkunft gradweise verschieden. Dafs

Schirâz an der Spitze aller steht, wie die Perser behaupten, kann ich leider aus eigener bitterer Erfahrung bestätigen.

In der Frühe, fünf Uhr Morgens, waren wir aufgebrochen, und trotzdem wir fortdauernd niederstiegen, war die Kälte so lange empfindlich geblieben, bis sich vier Stunden später die Sonnenwärme allmählig fühlbar machte. Gegen Mittag erreichten wir die traurige Station *Schulgistân*, die schon aus weiter Ferne sichtbar war, und bei dem Mangel jeglicher Baumvegetation einen sehr traurigen Anblick darbot. Vor dem Dorfe weideten Ziegen-, Schaaf- und Rinderheerden vertrocknete Grashalme ab. Unser Nachtquartier wurde wieder in dem Posthause in der Nähe des prosaischen Quelles genommen.

„Beliebt es Eurer Excellenz von Dero Lager aufzustehen, und Eurem Knechte den Befehl zu ertheilen, die Thiere zu bepacken und aufzubrechen?" — Das war ungefähr der Inhalt der Worte, mit welchen mich der höflich gewordene *Tscherwadâr* einige Zeit vor Sonnenaufgang weckte. In der That dauerte es diesmal nicht lange, bis die Karawane marschfertig dastand, so dafs wir ohne Aerger und Aufenthalt um ein halb fünf Uhr in der Frühe des 3. Novembers aufbrechen konnten. Die Reise durch die dorflose Steppe war langweilig genug, und nur die seltsamen Luftspiegelungen der bergereichen Landschaft im Westen unterhielten uns durch den sonderbaren Wechsel ihrer Gestaltungen. Die Fata Morgana schien das Möglichste thun zu wollen, um alle nur erdenklichen Bilder dem getäuschten Auge vorzuführen; und besonders war es ein Berg, auf dessen Spitze das wunderbare optische Spiel in schnellem Wechsel die eigenthümlichsten Gestaltungen hervorrief. Er hatte die Form eines Kegels, dessen Spitze ein wenig eingeknickt war. Bald stand nun ein zweiter Kegel mit breitem Fufse auf der Spitze, bald wurde der Kegel so platt wie eine Scheibe, die tellerförmig hin und herschwankte, bald wieder schien sich der zweite Kegel umzudrehen und mit seiner Spitze auf der Spitze des ersteren unbeweglich zu ruhen. Diese Bilder dauerten die ganze Zeit des Sonnenaufganges über, und hörten allmählig auf, als die Sonne etwa vierzig bis funfzig Grad ihres Bogens durchlaufen hatte.

Die Berglandschaft hat im Ganzen eine Streichungsrichtung, die eine Linie von Ost nach West verfolgt. Die einzelnen Berggruppen und die zusammenhängenden Ketten zeigten ziemlich durchgängig die Gestalt eines rechtwinkligen Dreiecks, dessen Hypotenuse die gerade Fläche der Ebene

bildete. Nach der tief gelegenen Station *Jezdekhâst* hin, deren Häuserspitzen schon in weiter Ferne wie aus dem Boden hervorzuwachsen scheinen, nehmen die Gebirge an Massenhaftigkeit zu und sie scheinen den Urformationen der Bergbildung anzugehören. Sobald man thalwärts herniedersteigt, beginnt wiederum der wohlthuende Anblick bebauter Felder und grüner Gärten, die sich längs der Wasserrinne in der Tiefe der Thalspalte in ununterbrochener Folge hinziehen. Wir nahmen unser *Menzil* in dem oben beschriebenen Posthause von *Jezdekhâst*, nachdem wir kaum so viel Zeit gehabt hatten, einem Leichenzuge auszuweichen, der uns ein Paar Schritte vor dem Thore des Posthauses in den Weg trat. Da es die erste öffentliche Trauerceremonie war, die ich bei der Bestattung eines Todten in Persien gesehen habe, so will ich nicht unterlassen, deren Beschreibung dem Leser zum Besten zu geben. Den langen Zug, an dem sich die gesammte Bevölkerung des Ortes ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters zu betheiligen schien, eröffneten zwei Perser, die auf zwei hohen Stangen fahnenartig ausgebreitete Tücher trugen. Hinter ihnen folgten zwei Pferde, die gesattelt waren, und am Zügel von zwei jungen Männern geführt wurden; hierauf vier Personen, welche die eigentliche Leichenbahre auf ihren Schultern trugen. Die Leiche war mit rothseidenen Tüchern, in welche zahlreiche Schriftzüge eingestickt waren, umhüllt und bedeckt. Die Träger derselben wankten hin und her, bald vorwärts, bald rückwärts, als ob sie im Begriff ständen, sich ihrer Bürde baldigst zu entledigen. Ihnen folgten andere Männer, welche auf dem Kopfe fünf grofse, mit Tüchern verdeckte Schüsseln trugen, die Todtenopfer enthaltend, welche zum Wohle des Verstorbenen den Armen gespendet zu werden pflegen. Verhielt sich der bisher beschriebene Zug still und ruhig, so heulte dagegen der folgende Theil der Begleitung, aus etlichen hundert Männern und hinter ihnen aus einem langen Schwanze weinender und verhüllter Frauen bestehend, in einer Weise, dafs uns ruhigen Zuschauern ängstlich zu Muthe werden mufste. Unter den singend recitirten und klagenden Worten, welche sie unter Thränen ausstiefsen, verstand ich nur den langgedehnten Schmerzenslaut Wai! wai! — Selbst die Dächer und Balkone der Häuser waren mit Frauen und Kindern besetzt, deren Jammern und Klagegeschrei bis in die Tiefe zu uns herniederschallte. Die orientalische Welt bezeugt bei der Freude, vor allem aber beim Schmerze, eine Heftigkeit und Erregtheit, von der man sich bei uns in der Heimath schwer eine Vorstellung machen dürfte.

Die Unbändigkeit der Klage hat etwas Dämonisches, und sie mufs selbst diejenigen fortreifsen, welche, ohne Theil daran zu haben, zufällige Augenzeugen derselben sind. Aber dem Schmerze, so augenscheinlich auch der äufsere Ausdruck desselben ist, fehlt die stille wehmuthsreiche Innigkeit, welche sich dem Herzen des leidtragenden Europäers eingräbt, es fehlt ihm der Balsam religiöser Ergebung, es fehlt ihm die hoffnungsreiche Vorstellung der Wiedervereinigung, des Wiedersehens im Jenseits. Der Schmerz des Orientalen ist der Schmerz eines Mutterthieres, dem man die Jungen geraubt hat, es ist unbändige Wuth und Verzweiflung in ihm enthalten, die aber schliefslich mit der Zeit ihr gutes Ende erreicht. Die persische Todtenklage hat mit der arabischen grofse Aehnlichkeit, die sich hauptsächlich in der Anwesenheit der sogenannten Klageweiber, die gewöhnlich gemiethet werden, kund thut. Von welchen Gefühlen diese Frauen begeistert sein müssen, davon kann ich einen lustigen Nachweis aus meinen ägyptischen Reiseerinnerungen anführen. In dem Dorfe *Saqara*, in der Nähe der Ruinenstätte des alten *Memphis*, war während meines Aufenthalts in demselben im Jahre 1858 ein Mann gestorben, und seine Familie hatte die nöthigen Klageweiber sofort eingeladen, um die übliche Todtenklage in der vorgeschriebenen Weise auszuführen. Da sie in der Nähe des von mir bewohnten Hauses stattfand, so hatte ich die erwünschte Gelegenheit, ein genauer Augenzeuge derselben zu sein. Acht Weiber mit blauen Lappen und Lumpen behängt, setzten sich in hockender Stellung mitten auf der Gasse nieder, tauchten ihre gebräunten Hände in einen grofsen, mit flüssiger Indigofarbe angefüllten Topf, der in der Mitte des Kreises stand, und ohrfeigten sich selber rechts und links eine ganze Stunde lang auf das Wackerste, wobei sie Töne ausstiefsen, welche eher von wilden Thieren, als von Menschen herzurühren schienen. In der Pause, welche nun folgte, nahmen sie bei ganz heiteren Mienen und sich jeweilig unterhaltend Brot, Zwiebeln und Wasser als Nahrung zu sich und liefsen im Kreise die mit *Beledi*-Tabak gefüllte Pfeife herumgehen. Kaum war die Pfeife ausgebrannt, so begann die Klage in der beschriebenen Weise aufs Neue, und wurde den ganzen Tag über von der unermüdlichen Klagewelt so ausdauernd fortgesetzt, dafs ich sie schliefslich zum Teufel hätte jagen mögen. Gegen Abend wurde nun die eigentliche Trauerdekoration vorgenommen: sämmtliche Weiber beschmierten sich der Reihe nach das Gesicht und die offene Brust mit nassem Strafsenkoth. Jetzt

stelle man sich den Anblick einer solchen ägyptischen Donna vor mit einem beschmierten Gesichte, dessen Grundfarbe vor der Menge des aufgetragenen Indigos und Schlammes neben dem herunterlaufenden Blut, das aus den aufgeschlagenen Backen hervorläuft, gar nicht mehr zu erkennen ist, die in der einen Hand ihre Pfeife mit dem Tabaksbeutel, in der anderen vielleicht Brot und ein Paket Zwiebeln trägt, und man wird ungefähr eine Ahnung von dem haben, was es heifst, das Geschäft einer Klagefrau mit Anstand und Würde durchzuführen.

Der Leichenzug bewegte sich über die Bogenbrücke hinweg bei der Karawanserai vorbei nach dem Todtenacker von *Jezdekhâst*, der an dem Fufse der höhlenreichen, steil abfallenden Thalwand gelegen ist. Nach einer Stunde kehrten die Leute, wie es schien nicht sonderlich traurig, von dem Begräbnifs zurück, nur die Familie setzte ihre laute Todtenklage auch bei der Heimkehr fort.

In dem Posthause war es so kühl, dafs ich mich in meinen Reisepelz hüllen mufste, und dafs die Perser gegen Mittag mehrere Zimmer in der *Tschaparkhanèh* zu heizen begannen. Die Art der Heizung bestand darin, dafs man ein rundes Loch, das einen Fufs im Durchmesser hatte und in der Mitte des Gemaches gelegen war, mit glühenden Kohlen anfüllte und darauf Asche streute. Ein Bewohner des Ortes benutzte die Anwesenheit einer fränkischen Karawane, um durch Ueberreichung zweier Teller mit vertrockneten süfsen Aepfeln und schwarzer Weintrauben den Gefühlen seiner unbegränzten Hochachtung einen entsprechenden Ausdruck zu geben. Als ich am Abend gegen sieben Uhr beschäftigt war, meine Correspondenz nach Europa zu beenden, hatte ich das Vergnügen einer Nachtmusik, welche von Hyänen, Wölfen und Schakalen ausgeführt wurde. Die Thiere umgaben von allen Seiten unser einsam gelegenes Posthaus, und zogen sich erst zurück, als man aus dem *Qasr Jezdekhâst* sämmtliches Hundevolk losgelassen hatte, das sich unter heftigem Gebell auf die Wüstenmusikanten losstürzte. Es versteht sich von selber, dafs hierdurch ein Mordspectakel entstand, wie man ihn nicht alle Tage zu hören Gelegenheit hat.

Am andern Morgen um sechs Uhr verliefsen wir mit Sonnenaufgang das Terrain des so merkwürdigen Ortes *Jezdekhâst*, wanderten vier lange Stunden auf der öden Karawanenstrafse einher und machten in einer alten Karawanserai im Angesicht des Dorfes *Eminabâd* einen kurzen Halt. Das

letztere, von einer grofsen Mauer mit Thürmen und Zinnen umgeben, war in früheren Zeiten noch von einem Häuserkram eingeschlossen, der gegenwärtig sämmtlich verfallen ist und in Schutt daliegt. Die Bodencultur ist hier den Krebsgang gegangen, die Vegetation nur dürftig, die Umgebung des Dorfes stellt wie die ganze Strecke von *Jezdekhâst* ab eigentlich nur eine traurige Wüste dar. Von *Eminabâd* an nimmt dagegen die Bodencultur von Stunde zu Stunde an Ergiebigkeit und Ausdehnung zu. Rechter Hand hielten wir uns beim Weiterritt an die Bergkette, an deren Fufs die lang ausgedehnten Ruinen des Dorfes *Mahsudbèg* gelegen sind; linker Hand durchrieselte eine Wasserader den grünen Grund baumreicher Gärten. Nach einem Ritte von sieben und einer halben Stunde erreichten wir das bekannte Posthaus von *Wehscharèh*, woselbst der erboste Postmeister wie ein Wolf auf mich losstürzte. Er behauptete, unser *Eltschi* habe ihm, dem Herrlichen, bei seiner Abreise von hier einen Dukaten als Trinkgeld zugedacht, und unsere Diener hätten ihm statt dessen nur den fünften Theil zukommen lassen. Durch harte Drohungen allein konnte ich mir den Mann vom Leibe halten, in dessen Benehmen sich der zur Mode gewordene Grundsatz, dafs bei Geldangelegenheiten die Gemüthlichkeit aufhöre, in ächt persischer Auffassung geltend machte. Die Langweiligkeit meines Aufenthaltes in einem persischen Posthause suchte ich durch Beobachtung des Himmels einigermafsen zu vermindern, und kann deshalb mit der gröfsten Bestimmtheit versichern, dafs das Himmelsgewölbe den ganzen Tag über mit zerrissenen Windwolken bedeckt war, und dafs es gegen Abend wie Schnee in der Luft aussah.

Wir konnten den Ort nicht verlassen, an den sich die Erinnerung offener Feindschaft zwischen Persien und Preufsen knüpft, ohne über die Folgen der bekannten Affaire von *Wehscharèh* nähere Aufschlüsse erlangt zu haben. Wie vorauszusehen war, hatten die Väter des Dorfes die damals begangene Sünde gegen Gastfreundschaft durch ein Reugeld sühnen und funfzehn Dukaten an den Prinzen von *Isfahan* zahlen müssen, eine Summe, die entweder die grofse Armuth der Zahler oder niedrige Straftaxe in *Isfahan* anzeigt.

Am nächsten Tage, den 5. November, betraten wir wiederum das Gebiet von *Isfahan*, äufserlich durch die Anwesenheit der zahlreichen Taubenthürme so sehr gekennzeichnet. Nach einem Marsche von vier und einer halben Stunde, der vier *Fersach* betragen sollte, ritten wir durch das

Hauptstadtthor in *Qumischèh* ein und bezogen das im Innern derselben gelegene bescheidene Posthaus. Der Weg dorthin führte durch mehrere zerfallene Strafsen. In den noch erhaltenen Gassen erregten die mit Gewölben bedachten Durchgänge, unter denen sich recht saubere, durch viereckige Holzgitter verschlossene *Saqqakhanèh* oder Wassertrinkanstalten befanden, besondere Aufmerksamkeit. Sie hatten eine kleine Oeffnung zum Schöpfen, und ein lederner Becher mit einem Strick daran stand auf dem Rande derselben.

Obgleich der Himmel vom frühen Morgen an mit Regenwolken überzogen war, so hatte die Luft in der Stadt eine drückende Schwüle; sie wich endlich in Folge des ersten Winterregens, der um vier Uhr Nachmittags losbrach und eine gute halbe Stunde anhielt.

Wir hatten um so weniger Grund, in *Qumischèh* längere Zeit zu bleiben, als die Cholera in der Stadt mit grofser Stärke aufgetreten war und bereits viele Opfer gefordert hatte. Man ging uns von allen Seiten um Heilmittel an, allein wäre ich selbst ein europäischer Arzt gewesen, würde ich aufser Stande gewesen sein, irgendwie eine erprobte Heilmethode anzugeben. Vielmehr war ich froh, so früh wie möglich am nächsten Morgen, den 6. November, aufzubrechen und, bei der empfindlichsten Nafskälte unter sonnenlosem und wolkenbedecktem Himmel, den Weg bis zur nächsten Station *Majâr* zurückzulegen. Die Reise dauerte sechs Stunden, die Wegentfernung betrug fünf *Fersach.* In der herrlichen Karawanserai, die bereits oben beschrieben worden ist, bezogen wir ein grofses stallartiges Zimmer, das nach dem inneren Hofe hinausging, und verbrachten den Tag über in ächt orientalischer Faulheit. Am folgenden Tage, den 7. November, hielten wir Rast in *Kitschi.* Um zwei Uhr Nachts hatten wir bei Mondenschein und nicht ganz sternenklarem Himmel die Karawanserai verlassen und um acht Uhr *Kitschi* erreicht. Als wir auf der Höhe des Passes von *Ortschini* standen, im Angesicht der grofsen Ebene von *Kitschi,* brach die Sonne plötzlich durch die Nebelschichten, welche die fernen Berge in einen dichten Schleier hüllten, und beleuchtete mit falbem Scheine eine Landschaft, wie sie von keinem Maler als Bild wiedergegeben werden dürfte, ohne die Natur Lügen zu strafen. Oder sollte es erlaubt sein, grüne Wolken zu malen, die in langen Schichten auf den Kämmen der Berge ruhen, und an die unheimliche Färbung des Himmels in dem schönen Kaulbach'schen Bilde des Thurmbaues zu Babel über und hinter dem sin-

kenden Thurmkolofs erinnerten? Das Salzwasser in dem fischreichen Quell von *Kitschi* war seit unserer Abwesenheit nicht süfs geworden, wenigstens mufste ich einen Diener zu Pferde einen *Meidân* weit schicken, um nur einigermafsen trinkbares Wasser (*âb-schirîn*) zu erhalten. Der Abend in *Kitschi*, woselbst wir die frühere Wohnung bezogen, war nicht sehr erbaulich. Nachdem den Nachmittag über sich dichte Wolkenschleier am Himmel gebildet hatten, welche die Sonne ganz und gar verhüllten, erhob sich nach Sonnenuntergang ein so gewaltiger Orkan, dafs wir mit Grund befürchten mufsten, dafs ganz *Kitschi* von der Stelle gerückt werden würde. Der Leser wird aus den geringen meteorologischen Notizen, die ich bisher angeführt habe, leicht erkennen, dafs der Anfang des Winters in Persien mit Naturphänomenen in Verbindung steht, die auch bei uns zu den gewöhnlichen Vorläufern der kalten Jahreszeit gehören. Der persische Kalender hatte ziemlich Wort gehalten, da er den ersten der Regentage für das Jahr 1860 auf den zwölften November angesetzt hatte. Wir treten jetzt in die persische Regenzeit ein, welche für Reisende auf den Iranischen Hochflächen der gründlichen Hautabkühlung wegen ebenso unangenehm ist, als die glühende Hitze während der sommerlichen Jahreszeit.

X. Kapitel.

Isfahan.

Nach einer kurzen Tagereise von drei Fersach, die in drei und einer halben Stunde zurückgelegt wurden, erreichten wir endlich das ersehnte nächste Hauptziel der Reise, die Stadt Isfahan. Von *Kitschi* aus führt eine nicht sehr bequeme Karawanenstrafse nach einem grofsen Dorfe, das halb in Ruinen daliegt, und geht dann über die Hügelkette weiter, jenseits deren die grofse Ebene von Isfahan gelegen ist. Der *Tscherwadâr* hatte sich anfänglich in der Richtung geirrt, und die grofse Strafse nach *Jezd* eingeschlagen, wurde aber zum Glück der falschen Richtung bald inne. Der Anblick der Stadt *Isfahan* von dem Rücken der erwähnten mit ausgeschlemmter rother Erde bedeckten Hügel aus ist weder grofsartig noch



Lith. v. E. Weidenbach. J. C. Hinrichs'sche Buchhdlg. in Leipzig. Druck d. Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin.

Dschulfa [Jsfahân]

malerisch schön. Obgleich von vielen Gärten eingefafst, welche selten verfehlen, den Bildern persischer Landschaften einen besonderen Reiz zu verleihen, hat die Stadt dennoch das Aussehen einer lang ausgestreckten formenarmen Lehmmasse. Die hier und da emporstrebenden Minarets der Moscheen stehen zu vereinzelt, und sind bei dem grofsen Abstande von einander zu nadelhaft-schmächtig, um die beschriebene Wirkung des allgemeinen Eindrucks zu beseitigen. Selbst die birnförmig gestalteten massenhafteren Kuppeln verschiedener Moscheen, vor allem die der „Königlichen“ Moschee, deren blaue Glasirung weithin glitzert, liegen so entfernt von einander, dafs das suchende Auge ihre Anwesenheit kaum bemerkt. Freilich mufs zugegeben werden, dafs das Naturbild im Hintergrunde so grofsartig, so gewaltig ist, dafs alles Menschenwerk dagegen verschwindet. In den wunderbarsten Formen erheben sich von allen Seiten dunkelgefärbte vegetationsleere Ketten und Kegel, felsige Massen, die zu bedeutenden Höhen emporsteigen und jede Vergleichung zu Schanden machen. Verliert Isfahan durch die Nähe so riesiger Nachbarn an Schönheit als Stadtpanorama, so gewinnt dagegen die links im Vordergrund liegende Christenstadt *Dschulfa*, da sie sich durch malerischen Formenwechsel der Gebäude auszeichnet, vor allem aber durch die Anwesenheit der Thürme auf den christlichen Kirchen, welche bald mit einem Spitzdache, bald mit der birnförmigen Kuppel orientalischer Moscheen bedeckt sind.

Der Leser wolle sich erinnern, dafs der Erzbischof der Armenier unserem Minister bei der Abreise das Versprechen abgenommen hatte, dafs die preufsische Mission nach ihrer Wiederankunft in Isfahan auf alle Fälle in *Dschulfa* und bei ihm wohnen müsse. Ich hatte deshalb bei Zeiten einen Diener vorausgeschickt, um unsere Ankunft anzuzeigen, und um nicht unvorbereitet den Erzbischof zu überraschen. Kaum waren wir über die schöne lange Vor-Brücke von *Dschulfa* geritten, bei den alten verfallenen Königspalästen vorbei, deren Terrassen bis zu den Ufern des *Zajendeh*-Flusses hinabsteigen, so kamen uns bereits freundlich grüfsend die armenischen Diener des Erzbischofs entgegen, um uns nach dem für die Mission in Bereitschaft gesetzten *Menzile* zu führen. Dasselbe lag in der Hauptstrafse des Ortes, einige hundert Schritt von der Wohnung des Erzbischofes entfernt. Die uns begleitenden Armenier bezeichneten es mit dem einladenden Namen eines *Mehman-khanèh* oder Gasthauses, das der Erzbischof

erst vor Kurzem angekauft und wohnlich gemacht habe. Wie alle Bauten in Isfahan und *Dschulfa*, die von einiger Bedeutung sind, in die Zeit der Blüthe dieser Stadt zurückgehen, so gehörte auch das „Gasthaus“ der älteren Epoche an. Natürlich war das meiste zerfallen, aber doch war die Pracht der alten Zeit nicht ganz verwischt, und an tausend Kleinigkeiten durchsichtig zu erkennen. Die Wohnzimmer lagen zur ebnen Erde, und ihre breiten Fenster und Thüren gingen nach einem geräumigen Hofe hinaus, der beinahe noch vollständig sein altes Quaderpflaster erhalten hatte, und mit den Resten alter Gärten und Springbrunnen versehen war. Gegenüber dem Portale mit S-förmig gewundenem Gange erhob sich eine erste Etage mit einem altpersischen stattlichen Saale. Das Fenster darin war so breit wie die ganze Wand, ebenso hoch, und in dem alten Holzschnitzwerk desselben die prachtvollste Fensterglasmosaik (*schischèh muressèh*) in einzelnen Resten noch vollkommen erhalten. Das Gebäude mit Grund und Boden, welches in einer gröfseren europäischen Stadt mindestens einen Werth von zweihundert und fünfzig bis dreihundert tausend Thalern darstellen würde, hatte der Erzbischof erst jüngst für achthundert Dukaten erstanden. Die Zimmer, welche wir bezogen, waren durch seine liebenswürdige Fürsorge vollständig europäisch eingerichtet worden, die persischen kostbaren Teppiche abgerechnet, welche den Boden bedeckten. Sogar die Fenster waren nach europäischem System eingerichtet, so dafs wir uns zum ersten Mal wieder nach langer Zeit der Täuschung hingeben konnten, in einem europäischen Hause zu leben. Freilich durften wir unsere Blicke nicht auf die Inschriften werfen, welche sich an den Wänden befanden und von der Hand früherer Reisenden herrührten. Die französisch oder englisch geschriebenen Worte enthielten gräfsliche Flüche gegen Alles, was den Namen Perser und Persien führt, meist verbunden mit den sehnsuchtsvollsten Heimathsgedanken. Kaum hatten wir unsere Reisekleider gewechselt, so erschien der *Nazir* oder Hausintendant des Erzbischofs mit Dienern, welche Thee brachten, sowie etliche Priester der armenischen Kirche, um uns in der herzlichsten Weise zu bewillkommnen. Der Dragoman und meine Wenigkeit gingen mit ihnen zum Erzbischof zurück, um dem liebenswürdigen Kirchenvater für so zahlreiche Aufmerksamkeiten gegen die preufsische Gesandtschaft zu danken. Beim Eingang in sein bescheidenes Wohnzimmer zog ich nach persischer Sitte die Schuhe aus und betrat mit weifsen Strümpfen die auf dem Boden desselben ausgebreiteten

Teppiche. Nachdem er uns auf das Zärtlichste geküſst hatte, nicht ohne sich angelegentlichst nach dem Befinden des abwesenden Ministers zu erkundigen, bemerkte sein schwaches Auge durch die Brille die bei einem Europäer seltenere Art, ein Zimmer zu betreten. Herzlich lachend gestand er, daſs ich der erste Europäer sei, dessen Schuhe weiſser als sein Bart seien. Von Weggehen durfte nicht die Rede sein. Den Vormittag über, den Mittag, Nachmittag bis zum späten Abend hin muſsten wir bei ihm bleiben, bei ihm essen, trinken, mit ihm plaudern, mit einem Worte, mit ihm zusammen leben. Die Tischgesellschaft bestand aus dem Erzbischof, seinem Priestersecretair, seinem Priesterinterpreten, ferner aus einem stets verhüllten, sehr sanft aussehenden jungen Bruder Mönch, und aus unseren beiden europäischen Personen. Die Zahl der Gäste mehrte sich später durch die Ankunft eines bäurisch aussehenden, dicknäsigen und langbärtigen armenischen Pastors, der seine Glieder von Kopf bis zu den Füſsen in steifen blauen Glanzkattun gehüllt hatte. Er wurde als Vorsteher der drei, dem *Imâm Dschum'a* von Isfahan gehörigen, und von Armeniern bewohnten Dörfern *Feridèn* — oder wie sie bei den Armeniern heiſsen, *Perîeh*, vorgestellt. Gesprächsweise kam es heraus, daſs die Mutter des zwei und vierzigjährigen Vorstehers mit der dicken Nase eine Frau war, die noch in ihrem mittleren Lebensalter stand, da sie mit Nächstem, — natürlich *inschallah!* — vier und funfzig Jahre zu werden hoffte. Eine wunderbare Geschichte wurde über Tisch von einer Stelle auf dem Berge in der Nähe von *Feridèn* erzählt, die ich so wiedergebe, wie ich sie, ohne Miſsverständniſs, gehört habe. Die „reinen" Wolken sollen hier auf das Gestein ein feines Mehl absetzen, das süſser als Zucker schmecke und dabei sehr nahrhaft sei. Von Zeit zu Zeit stiegen die Armenier hinauf, um es sorgfältig zu sammeln, worauf sie es zum Verkauf brächten. Der himmlische Handelsartikel führe alsdann den Namen *Gäz*, und man bereite von ihm ein zähes, mit Mandeln versetztes süſses Zuckerwerk, welches den Namen *Gäzengu* führe. Dicht beim Urumia-See soll in der Nähe eines armenischen Dorfes ein ziemlich ausgedehnter Wald mit Bäumen sein, an deren Rinde sich dieselbe Substanz absetze. Je nachdem die Rinde süſs oder bitter ist, nehme auch die Substanz den entsprechenden Geschmack an, und müsse im bitteren Falle gekocht und gereinigt werden. Die Türken gäben dieser süſsen Masse den Namen *Musch*, bei den Armeniern dagegen heiſse sie *Darun*. Das Thema unsrer Unterhaltung, die unter

den verschiedenen Personen in nicht weniger als sechs Sprachen geführt wurde, nämlich armenisch, persisch, türkisch, indisch, russisch und englisch, berührte lustige und ernste Dinge, wie sie eben der Zufall des Gesprächs nach einem ebenso reichen als wohlschmeckenden Dìner in den Mund legt. Es wurde unter anderem angeführt, dafs in einem uncivilisirten Lande Sitten und Gewohnheiten der Bewohner ansteckend auf den Europäer wirkten, und im Stande wären, Handlungen begehen zu lassen, die, obwohl landesüblich, in Europa sicher verabscheut, vielleicht gar als Verbrechen bezeichnet würden. Folgende erbauliche Geschichte wurde als Beleg dieser Behauptung angeführt.

Bekanntlich haben die Perser eine gewisse Meisterschaft von jeher entwickelt, — schon das Alterthum ist reich an Beispielen, — den Leuten bei kleinen Vergehen die Ohren vom Kopf abzuschneiden, und noch in der Gegenwart ist das Ohrenabschneiden ein so beliebtes Strafmittel, dafs man beinahe jeden Tag in den gröfseren Städten von einer Ohren-Execution hört. Vor zwölf Jahren wurde ein Europäer, Herr N. N., Beamter einer europäischen Gesandtschaft, in wichtigen Regierungsangelegenheiten von *Hamadân* nach der Stadt *Kirmanschahân* (gewöhnlich *Kirmanschai* genannt), auf der grofsen Karawanenstrafse von Teheran nach Baghdâd, gesendet und ihm die schleunigste Eile anempfohlen. Mit einem Courierpafs versehen gallopirte er auf den persischen Postgäulen von *Tschaparkhanèh* zu *Tschaparkhanèh*, und erhielt, wie sich erwarten liefs, in jeder Poststation ein frisches Pferd zur Weiterreise. Nur auf einer Station verweigerte der *Tschapartschi* hartnäckigst ein Pferd, unter dem scheinbar sehr triftigen Vorwande, dafs keins vorhanden sei. Der europäische Courier drohte dem Postmeister anfangs mit Worten, zuletzt mit dem Versprechen ihm die Ohren abzuschneiden. Der Andere zögerte immer noch. Herr N. N. erfafste sein Messer mit der einen Hand, mit der andern das Ohr des Persers und säbelte ihm dasselbe vom Kopf ab, so kunstgerecht, als sei er ein persischer *Mir-kesâb* gewesen, und — erhielt darauf ein Pferd. Der Einohrige verklagte den Europäer beim *Schah*, worauf ein salomonisches Urtheil erfolgte. Nachdem nämlich Hr. N. seine Handlung dadurch gerechtfertigt hatte, dafs der *Tschapartschi* ihm ja ein Pferd gestellt hätte, und das Ohrabschneiden folglich das einzige Mittel zur Erreichung seiner Reisezwecke gewesen sei, gab der *Schah* ihm vollkommen Recht und liefs dem *Tschapartschi* als Strafe sofort das zweite Ohr

absäbeln. Die betreffende Regierung des Hrn. N. entschädigte den armen *Bigusch* (Ohneohr) durch ein angemessenes Schmerzensgeld.

Ernster Natur war eine Nachricht, welche über Teheran nach Isfahan gekommen war, die Hiobspost nämlich, dafs das ganze persische Heer, welches man gegen die Turkomanen geschickt hatte, von den letzteren in der Nähe von *Meschhed* geschlagen, das Lager geplündert, die Waffen geraubt, und der gröfste Theil der Soldaten, bis zu den Offizieren hin, zu Kriegsgefangenen gemacht worden seien. Weiter wurde erzählt, dafs in *Teherân* eine Hungersnoth bevorstehe und dafs bereits das Brot eine enorme Höhe im Preise erreicht habe. Das waren keine günstigen Aussichten, die sich für uns bei dem Gedanken an die Rückkehr nach *Teherân* eröffneten, und der Erfolg hat gelehrt, dafs alle unsere Ahnungen noch in weit schlimmerer Weise, als wir anfangs befürchtet hatten, in Erfüllung gehen sollten.

Der gute Erzbischof hörte nicht auf uns in der liebenswürdigsten Weise mit Aufmerksamkeiten zu überschütten, und jedem von uns als einziges Zeichen von Dankbarkeit die Pflicht aufzuerlegen sein täglicher Gast zu sein. Die armenischen Diener seines Hauses überbrachten uns von Zeit zu Zeit mächtige Flaschen rothen und weifsen Weines aus den erzbischöflichen Kellern im Kloster, Arak, Zuckerwerk und dergleichen als Geschenke ihres Herrn, und stellten wir uns anstandshalber und aus Zartgefühl, eine so herzlich angebotene Gastfreundschaft zu mifsbrauchen, nicht rechtzeitig zum Frühstück ein, so konnten wir sicher sein, dafs der verehrungswürdige Greis mit seinen Priestern in eigener Person erschien, um uns zum verspäteten Mahle abzuholen.

Flossen somit die Stunden unseres Aufenthaltes in Isfahan wie Minuten in der Nähe des würdigen Khalifen hin, so überschlich uns dennoch eine ängstliche Bangigkeit, als weder der so pünktliche Minister-Resident und seine Begleiter, noch irgend welche Nachricht von ihm, die uns über den Grund des längeren Ausbleibens beruhigte, eintrafen. Der angesetzte äufserste Termin der Rückkehr war schon verflossen, wir weilten bereits länger als eine Woche im Hause des Khalifen, kein Vorwand zur Erklärung eines so unbegreiflichen Mangels jeder Nachricht reichte hin uns zu beruhigen. Da — es war gegen Abend des 14. Novembers — kam mir ein Diener unserer Gesandtschaft, der in Isfahan Einkäufe besorgt hatte, mit der niederschlagenden Meldung entgegen, dafs vor wenigen Stunden ein

Tschapar aus Schiraz angelangt sei, ein gewisser *Mirza-Ali-Muhammed-Khân*, Wekil der Regierung, welcher von *Sultan-Murad-Mirza* mit Depeschen nach Teheran gesandt war, und die Nachricht mitgebracht habe, dafs unser vortrefflicher Minister vor acht Tagen in der Karawanserai von *Khanèh-Zenjân*, der letzten Station vor *Schirâz*, auf seiner Rückkehr von *Bender-Buschèhr* den Mühsalen der Reise erlegen sei. Krank und matt habe er sich zu Pferde und zuletzt in einem Tragkorbe sitzend bis dorthin geschleppt, dann aber nicht mehr weiter gekonnt und über Nacht seinen Geist aufgegeben. Die Hülfe des augenblicklich herbeieilenden schwedischen Arztes Dr. Fagergrin sei leider zu spät gekommen. Die Leiche sei darauf in einen *Takhterewân* (die gewöhnliche persische Reisetragbahre) gelegt und in Begleitung einer grofsen Menge von Soldaten und Dienern des *Schahzadèh* von *Schirâz* nach dem Schlosse *Takht-e-Kadschâr*, eine Meile von Schirâz entfernt, geführt und auf dem armenischen Kirchof bestattet worden.

Der Schreck, welchen mir diese Unglückspost einflöfste, machte mich starr und brachte mich einer Ohnmacht nahe; er löste sich erst nach und nach in thränenreichen Schmerz auf als ich meine ganze Umgebung, Europäer und Perser, wie Kinder um den Verlust eines geliebten Vaters weinen sah. Die Nachricht schien mir dennoch so unglaublich, so unmöglich, dafs ich geneigt war sie beinahe für erfunden zu halten, und deshalb die Hoffnung nicht aufgab, es beruhe alles auf einem Mifsverständnifs, vielleicht dafs der Minister nur schwer erkrankt war und nicht weiter gekonnt habe. Aber die fatalen Einzelheiten, welche der *Tschapâr* als Augenzeuge mit so grofser Sicherheit gegeben hatte, und welche wiederum nicht erfunden sein konnten, da sie von einer amtlichen Person in der unmittelbarsten Nähe des Gouverneurs von *Schirâz* herrührten! Ich wufste nicht wo mir der Kopf stand, tausend Gedanken durchkreuzten denselben, die Pein der Ungewifsheit folterte mich mit Höllenqualen. Das Ganze schien mir ein böser Traum zu sein.

Meine erste Sorge war, dem Erzbischof die Kunde sofort mitzutheilen, ihm meine Bedenken dagegen auszusprechen und seinen Rath einzuholen. Er kam mir bereits an der Thür seines Zimmers mit einem persisch geschriebenen Briefe entgegen, welchen der Onkel des Regierungs-Couriers nach dessen Mittheilungen an ihn gerichtet hatte und dessen Inhalt leider! alles bestätigte, was ich so sehr anzuzweifeln mich für berechtigt hielt.

Der Tschapar selber hatte nach kürzerem Aufenthalte Isfahan bereits verlassen, so daſs ich ihn nicht mehr sehen und sprechen konnte.

Unter den obwaltenden Verhältnissen übernahm ich die Führung der Mission, schickte Couriere nach Teheran und der Heimath mit Briefen und Depeschen, ebenso nach *Schirâz*, um Nachrichten über den Verbleib des Neffen des Ministers, Hrn. v. Grolman, einzuziehen. Ich wuſste nicht, was aus ihm geworden war, muſste befürchten, daſs er krank darniederlag und hatte nur den einzigen Trost, daſs ihm die Hülfe des menschenfreundlichen schwedischen Arztes zur Seite stand.

Die Nachricht von dem Hinscheiden des K. Ministers hatte dem heimtückischen und böswilligen *Tscherwadâr* ganz und gar den Kopf verdreht. Trotzig erschien er vor mir, forderte die ganze Auszahlung für den Karawanen-Transport, die contraktlich erst in Teherân Statt finden sollte, und verweigerte jede weitere Dienstleistung. Da meine Vorstellungen nichts fruchteten, ja meine Bereitwilligkeit, ihm in Isfahan einen gewissen Theil der stipulirten Summe auszuzahlen, von ihm als nachgiebige Schwäche angesehen wurde, so blieb mir nur übrig, zu der Autorität der persischen Behörden meine Zuflucht zu nehmen. Ich sandte den Dragoman der K. Mission zum *Schahzadèh*-Gouverneur der Stadt mit einem schriftlichen Gesuche um Beistand gegen die fortgesetzte Unverschämtheit des *Tscherwadar's*. In Isfahan verleugnete man unter allerhand Vorwänden die Anwesenheit des Prinzen, und sein Wezir oder Stellvertreter schien so wenig geneigt mir offiziellen Schutz angedeihen zu lassen, daſs er im Gegentheil sogar offen Parthei für den *Tscherwadâr* ergriff. Weder der Patriarch noch der in Isfahan residirende englische Consul, ein Armenier, fanden ein so ungewöhnliches Benehmen sonderbar oder auffallend. Nur die gröſste Energie und Grobheit vermag bei den Persern in ähnlichen Verhältnissen Erfolge herbeizuführen. Indem ich weder Lust noch Zeit hatte mit dem *Tscherwadâr* weitere Unterhandlungen zu pflegen, erklärte ich seinen Contrakt für gebrochen und miethete einen neuen Karawanenführer, der unser Gepäck auf seinen Thieren nach Teheran zu transportiren hatte. Da ich demselben für jeden Tag ferneren Aufenthaltes in Isfahan eine nicht unbedeutende Summe als Entschädigung für Zeitverlust und Erhaltung seiner Thiere zu zahlen mich schriftlich hatte verbinden müssen, so blieb mir nichts weiter übrig, als Hrn. v. Grolman Briefe zu hinterlassen, ihn der

besonderen Fürsorge des gütigen Erzbischofes zu empfehlen und mit der Karawane sobald wie möglich aufzubrechen.

Am 18. November gegen 10 Uhr Vormittags stand die Karawane marschfertig in der Strafse von Dschulfa, ich hatte nebst meiner Begleitung so eben Abschied vom Erzbischof genommen und war im Begriff das Pferd zu besteigen, um mich an die Spitze des Zuges zu setzen. Da plötzlich tauchten an dem einen Ende der Strafse die Gestalten dreier eilig reitenden Tschapare empor. Ich erkannte in ihnen sofort meinen so ungeduldig und bisher vergeblich erwarteten Freund, Hrn. v. Grolman, in dem andern Reiter den Dr. Fagergrin aus *Schirâz*. Der dritte Tschapâr war der begleitende persische Diener *Jahijâ*. Hr. Baron v. Minutoli fehlte. Ich durfte jetzt nicht mehr daran zweifeln, dafs er nicht mehr unter den Lebenden war.

Unser Wiedersehen war von Gefühlen des höchsten Schmerzes und der ernstesten Trauer begleitet. Ohne ein Wort zu sagen sanken wir einander in die Arme, denn wir theilten gleiche Empfindungen, wie sie von schweren Verlusten so unzertrennlich sind. Das Herz war für den Augenblick zu voll.

Hr. v. Grolman sah bleich und elend aus und seine so kernige Gesundheit, die sich auf der ganzen Reise so dauernd bewährt hatte, schien einen harten Stofs erlitten zu haben. Das Fieber von *Buschèhr* hatte ihn in vollstem Wohlsein gepackt und seit unserer Trennung in einen schwachen, kraftlosen, der Hülfe bedürftigen Mann verwandelt. In Rücksicht auf seinen leidenden Zustand liefs ich die Thiere abladen und verschob die Abreise auf einen späteren Tag.

Die Ruhe und Pflege während dieser Zeit übte auf unsern Patienten die wohlthätigste Wirkung aus, und wir hatten sogar die Freude ihn am Abend vom Fieber ganz frei zu sehen. Seine Erzählung, bestätigt und ergänzt durch die Mittheilungen des menschenfreundlichen schwedischen Arztes, giebt der folgende Bericht der unglückseligen Reise nach *Buschèhr* wieder, welcher die eigene Darstellung des Hrn. v. Grolman enthält.

Nach echt persischer Sitte waren die Pferde in Schirâz nicht zur bestimmten Zeit da, die Sonne stand schon hoch ehe sich unsere Karawane in Bewegung setzen konnte. Da uns ein weiter Weg und die schwierigsten Bergpässe bevorstanden, so war unser Gepäck möglichst klein. Jeder hatte

nur eine wollene Decke vor sich; unser einziger persischer Diener *Jahijâ* (Jean) trug in einer kleinen Tasche unsern dürftigen Wäschevorrath. Die Pferde schienen gut, die October-Sonne strahlte mit nicht zu grofser Wärme an dem durchsichtig heiterm Himmel von *Schirâz*, der schon so oft von den berühmten persischen Dichtern besungen ist. Frohgelaunt drückten wir den zurückbleibenden Freunden die Hand, nichts ahnend von der traurigen Zukunft, die uns bevorstand. Der Weg führte vier Stunden lang durch die von vielen Wasseradern durchzogene Ebene von *Schirâz*. Am Nachmittag hörte der Anbau auf, wir stiegen allmälig in die westlichen Berge hinan, passirten das Dorf *Khaneh-Zenjân* und erreichten bei sinkender Nacht ein ziemlich hochgelegenes kleines Dorf.

Mittwoch den 24sten. In der Nacht war noch ein *Tufengdâr* (Büchsenspanner) nachgekommen, den uns der Gouverneur als eine Art *Mehmendâr* geschickt hatte. Nach dreistündigem Steigen auf steinigen Wegen, die noch die Spuren einer ehemaligen mit Quadern gepflasterten Kunststrafse zeigten, durch die sich unsere Pferde einen mühsamen Weg suchen mufsten, gelangten wir auf die sieben tausend Fufs hohe Pafshöhe *Kotèl-i-pir-i-zèn*, die erste der sieben parallelen Gebirgsketten, welche die Strafse nach dem Meere überwinden mufs. Nach einem ebenso schwierigen Hinauf- und Hinabklettern gelangten wir um Mittag auf die Höhe der zweiten Kette, den *Kotèl-i-Dukhtar*, zu deutsch Mädchenpafs. In der wildesten Felsennatur des Hochgebirges breitet sich eine prächtige Aussicht nach allen Richtungen aus. Steil, zerrissen und zerklüftet fällt der Bergrücken fünftausend Fufs zu der breiten Ebene von *Qasrûn* ab. Unmittelbar zu den Füfsen ein beträchtlicher See, dunkelgrün und durchsichtig wie die schönsten Alpenseen. Weiter rechts die Ebene, belebt durch die grünen Schatten der Orangen- und Palmenwälder. Jenseits des Thales steigen wieder die gewaltigen Bergketten schroff und steil empor, eine über die andere sich aufschichtend. Ein glänzender Nebelstreifen am fernsten Horizont deutet das Meer an. Wenige Punkte sind so geeignet wie dieser, einen Ueberblick zu geben über die eigenthümliche Struktur des grofsen persischen Randgebirges in seiner fortlaufenden Reihe von schroffen Parallel-Ketten und breiten Ebenen. Aber auch wenige Punkte gestatten einen solchen Einblick in die eigenthümliche Schönheit jenes Landes. Unsere nördlichen Gebirge weisen auch schroffe Felsformen, jähe Felsstürze auf, aber sie sind wie verschleiert durch unsere feuchte nebelhafte At-

mosphäre; hier unter dem durchsichtig hellblauen Himmel erscheinen alle Linien viel schärfer, alle Formen viel präcisirter. Die Durchsichtigkeit der Luft läfst die Entfernungen schwinden und zeigt alle Formen in viel zarteren und mannigfaltigeren Schattirungen. Auf der Höhe des Passes steht eine neue, von dem berühmten oder berüchtigten *Hadschi Gawâm* erbaute Karawanserai, die einem lange gefühlten Bedürfnifs der Karawanen abhilft. Der Weg führte nach zwei Stunden weiter auf der Höhe des Kammes entlang durch Anpflanzungen einer Art Eichen, die allerdings nur in der Frucht eine Aehnlichkeit mit den unsrigen haben. Sie werden von den armen Bergbewohnern zu Mehl zerrieben und zu einem wenig schmackhaften Brod gebacken. Das Hinabsteigen in die Ebene war so steil, dafs wir selbst unsere an das Klettern gewöhnten Pferde verlassen mufsten. Trotzdem ein Schirazer Kaufmann diesen Theil des Weges in Folge eines Gelübdes hatte ausbessern und mit einem Geländer versehen lassen, stürzen dennoch von den beladenen Karawanen oft schwache Maulthiere die jähen Abstürze hinab. Nach zweistündigem Hinabklettern erreichten wir die Ebene von *Qasrûn*. Sie trägt die Spuren einer frühern Cultur; zahlreiche Dorfruinen, trockene Wasserläufe bezeichnen den traurigen Zustand der persischen Südprovinzen. Die Stadt selbst mufs ehemals bedeutend gewesen sein, die verfallenen Festungswerke und die weitläuftige Bauart der Gehöfte zeugen von ihrer frühern Gröfse. Mit jeder Tagereise nach dem Süden verändert sich die Vegetation.

In *Schirâz* zeigte man uns als Merkwürdigkeit zwei vereinzelte Palmen. Hier umgab die ganze Stadt ein Kranz dieser Bäume des Südens. Der Gouverneur war zu dem unvermeidlichen *Istakbâl* entgegengekommen, er führte uns durch einen kaiserlichen Garten, in welchem uns der duftige Schatten riesiger Orangen nach der Hitze des Tages wie ein Paradies vorkam, in seine bescheidene aber reinliche Wohnung, wo wir ein persisches Dîner vorfanden. Fern von unserer Karawane und allen Bequemlichkeiten lernten wir auf dieser Tour erst die persische Küche recht kennen. Ein riesiger Reisberg mit Orangenschalen vermischt verhüllte einige gekochte Hühner. Eine junge Ziege mit einer Sauce von getrockneten Pflaumen und Aprikosen, der unvermeidliche Hammel als *Kebâb*, und als Dessert Datteln in einem Brodteig gebacken und mit Fett übergossen, waren unsere heutigen Gerichte, die alle gleichzeitig auf riesigen Schüsseln aufge-

tragen wurden. Auf den Teppichen knieend verzehrten wir, uns der Finger als Messer und Gabeln bedienend, mit vielem Appetit das Dîner.

Der andere Morgen fand uns schon früh zu Pferde. In Begleitung des Wirthes durchritten wir, an einigen Zuckerpflanzungen vorbei, die hier als Versuch auf Befehl des Schah angelegt worden sind, die Ebene und erstiegen die nächste Parallelkette bei *Teng-i-Turkân.* Nordöstlich breitet sich die Ebene von *Schapûr* aus, an deren nördlichen Abhängen uns die merkwürdigen Ruinen der alten Sassaniden-Hauptstadt gezeigt wurden. Leider beschlossen wir, sie erst bei unserer Rückkehr zu besuchen. Auf höchst beschwerlichen Wegen erkletterten unsere braven Pferde, die wir von Tag zu Tag mehr schätzen lernten, den *Kotèl-i-Komarèdsch*, wir nahmen unser Frühstück in einem kleinen Dorfe, wo man uns einige sehr schöne Salzkrystalle, die in der Nähe gefunden werden, brachte, und stiegen in das Flufsbett des durchsichtig-klaren *Schapûr*-Flusses hinab. Die Pferde drängten unwiderstehlich zum Wasser hin, schienen aber sehr enttäuscht als sie den starken Salzgehalt desselben merkten. Sehr bald führte der Weg wieder aufwärts, und wir waren hoch erfreut die reich bebaute, von Palmenwäldern überdeckte Ebene von *Kischt* oder *Gischt*, unser heutiges Nachtquartier, zu erreichen. Beim Sonnenuntergang, der die röthlichen Kalkberge glühend beleuchtete, empfing uns der *Khân* der Ebene mit einer auserlesenen Schaar seiner Reiter. Auf guten arabischen Pferden jagten sie in elegantem Reitkampf um uns herum. Die Bevölkerung der Dorfes begrüfste uns, Hügel nach Hügel besetzend, mit lustigen Gewehrsalven. Musikanten, Tänzer, Affen spielten und sprangen vor uns her. Das bunte Schauspiel, von den letzten Strahlen der sich in den Palmen brechenden Sonne beleuchtet, verscheuchte schnell die Müdigkeit. Das Dorf lag mitten im Walde, die Hütten von Holz erbaut und mit Blättern gedeckt, wichen von der persischen Bauart ganz ab. In der Mitte lag das burgähnliche Haus des *Khân's.* Finstere, dunkele Gänge führten uns durch verschiedene Höfe nach dem geräumigen mit Teppichen belegten Empfangssaal. Einige Tassen Thee, so gut wie man ihn nur bei persischen Grofsen trinkt, stellten bald unsere Kräfte wieder her; auch der lange Besuch unseres jungen, in tiefe Trauer gekleideten Wirthes endigte, und wir safsen noch lange am Fenster, in die herrliche Mondnacht hinaussehend und die balsamische Luft einer persischen Nacht einathmend. Jean wufste uns viel

von den Bewohnern des Schlosses zu erzählen, die immer eine hervorragende Rolle in der persischen Geschichte gespielt haben. Hier fand *Kerîm* vom Zend-Stamme, der erste persische Herrscher aus einem arabischen Stamme, seine Hauptstütze. Der *Khân* von *Gischt* schlug fast nur mit seinen Vasallen das Heer des Afghanen *Ahmèd* in den Engpässen auf dem Wege nach *Schirâz*, wodurch sich *Kerîm* siebzehnhundert und funfzig auf dem Throne von Isfahan behaupten konnte. Ein persischer Geschichtsschreiber sagt von diesem: „Er war kein grofser Fürst, er eroberte keine Reiche, aber noch nie haben wir so ruhig und glücklich gelebt.“ Auch der Vater des jetzigen *Khân's* war ebenso berühmt durch seinen Einflufs und seine Tapferkeit, wie durch seine Grausamkeit. Man rechnet ihm über hundert Morde nach, meist in Folge von Blutfehden, die er mit unnachsichtlicher Strenge verfolgte. Einer seiner Neffen hatte bei ihm gewohnt und war bei ihm auferzogen. Als Jüngling erfuhr er, dafs auch sein Vater von der Hand seines Onkels ermordet war. Sofort beschlofs er Rache und erschofs vor einigen Wochen seinen bisherigen Wohlthäter hinterrücks auf dem Wege nach *Schirâz* und entfloh zu einem feindlichen Stamme. Unser junger Wirth fühlt nun die Verpflichtung der Blutfehde gegen seinen jungen Verwandten, der ein Spielgenosse seiner Jugend war, und wird nicht früher seine Trauerkleider ablegen, ehe der Mörder seines Vaters nicht von seiner Hand gefallen. So zerfleischen sich jene südlichen arabischen Stämme durch endlose Fehden selbst. Die jetzige Regierung, zu schwach diesen zu steuern, begünstigt sie sogar, da ihr so der sonst mächtige Adel nicht gefährlich ist. Aber nicht nur unter den Vornehmen herrscht das Gesetz der Blutfehde, sondern es geht durch alle Klassen der arabischen Bevölkerung.

Der *Khân* hatte am Morgen noch eine gröfsere Menge seiner Kavallerie aufgeboten und gab uns mit ihnen das Geleit. Auf den südlichen Gebirgen sollen noch bedeutende Reste alter Befestigungen in grofsen Quadern, sowie mächtige Cisternen vorhanden sein, von denen Niemand angeben konnte, aus welcher Zeit sie herstammen. Leider erlaubte unsere Zeit nicht, sie in Augenschein zu nehmen. Nach dreistündigem Ritte erreichten wir die Vorhöhe der letzten Kette des *Kotel-i-Mallu*. Das Hinabsteigen war wieder so schwierig, dafs wir unsere Pferde verlassen mufsten. Eine Karawane, der wir begegneten, hatte eben ein Maulthier verloren, das einen steilen Absturz hinuntergerutscht war und auf der Stelle

todt blieb. Zahlreiche Gerippe von Lastthieren zeigten, dafs dies kein vereinzelter Fall war. Der Weg führte weiter in das Thal des *Sefid-Rud* (Weifsflufs), der ebenso klar und salzig wie der *Schapûr*, aber bedeutend wasserreicher sich mit diesem in der Meeresebene vereinigt. Die Strafse übersetzt den Flufs wohl zehnmal. In der nassen Jahreszeit wächst derselbe so an, dafs Karawanen oft Tage lang warten müssen, um ihn zu passiren. Endlich erreichten wir, wieder ansteigend, die Höhe der letzten Gebirgskette beim Dorfe *Dollaki*. Das Meer und die weite Meeresebene, das heifse Land *Germesir*, breitete sich vor uns aus. Die Gebirge treten etwa drei Meilen vom Meere zurück. Lang gezogene grüne Streifen bezeichnen den einzigen vegetabilischen Reichthum dieser Gegend: die Palmenwälder. Der Weg führte längs des Gebirges über mehrere stark nach Schwefel riechende Bäche nach *Borasdschân*. Die Gebirge sollen reich an unbenutzten Mineralien sein.

Am 27sten erreichten wir um Mittag, nach einem langweiligen Marsch durch die mit einer Salzkruste überzogene Ebene, das Ziel unserer Reise *Buschèhr*. Die Stadt liegt auf einer hervorspringenden Halbinsel in der ödesten Umgebung. Keine Spur von Anbau, kein Baum, ja nicht einmal ein Grashalm bezeichnet die Nähe menschlicher Wohnungen. Der unvermeidliche *Istakbâl* empfing uns auch hier, und ein junger Prinz der kaiserlichen Familie versicherte im Namen des Gouverneurs in einem unendlichen Wortschwall höflicher Reden seine Freude die Mission bewillkommnen zu können. Die Befestigungen der Stadt sind nach der Landseite gut erhalten. Die Garnison besteht aus sechshundert Mann, die uns zu Ehren in rothen Jacken an den Thoren und auf den Plätzen aufgestellt waren. Man führte uns in ein verfallenes kaiserliches Schlofs, durch dessen zerbrochene Thüren und Fenster ein empfindlicher Nordwestwind durchfuhr, uns keine geschützte Stelle vor dem durchdringenden Zuge bietend.

Buschèhr ist der einzige Hafenplatz, durch den Persien im Süden mit dem Auslande in Verbindung steht, seitdem die Unsicherheit der Verhältnisse der Provinz *Lâr* den Karawanenverkehr durch dieselbe hat aufhören lassen. Da sich indessen der Perser in keiner Zeit zum Seeverkehr geeignet hat, so ist die Schiffahrt vollständig in fremden Händen: der Küstenverkehr in denen der die Ostküste Arabiens bewohnenden Stämme, der indisch-europäische ausschliefslich in englischen Händen. Augenblicklich lagen auf der Rhede etwa zwanzig kleine Küstenfahrer, fünf grofse euro-

päische Handelsschiffe und ein englisches Kriegsschiff, das letztere wohl nur zum Schutze der stattlichen Residentur, die England hier seines Handels wegen unterhält. Die Bucht von *Buschèhr* ist so flach und versandet, dafs man sich ihr nur auf ganz kleinen flachgehenden Boten nähern kann; die eigentliche Rhede ist etwa eine Meile von der Stadt entfernt.

Man rechnet die jährliche Ausfuhr persischer Artikel auf etwa zwei Millionen acht mal hundert Tausend Thaler, die der Einfuhr auf fünf Millionen Thaler. Ausgeführt werden Rohseide, Wolle, Färbestoffe, Datteln, Rosinen und Pferde. Die Ausfuhr an letzteren ist während des letzten ostindischen Krieges sehr bedeutend gewesen. Der Preis der guten arabischen Pferde hat sich hier auf hundert bis hundertfunfzig Dukaten gestellt. Eingeführt werden hauptsächlich Baumwollenstoffe, dann Thee, Porzellan, Glas u. s. w. Die Stadt hat jetzt etwa zwanzig Tausend(?) Einwohner, die nur vom Seeverkehr leben. Die Bazare sind unbedeutend. Die Kaufleute treiben nur Commissions-Geschäfte für die grofsen Handlungshäuser in Schirâz, Isfahan und Jezd. Der Hauptübelstand, an dem dieser Handelsplatz leidet, ist die unglaublich schlechte Beschaffenheit der Communikations-Strafsen nach dem Innern. Die Regierung hat nichts gethan, um die bedeutenden Terrain-Schwierigkeiten irgendwie zu überwinden. Dazu kommt noch das merkwürdige Ungeschick der Perser in der Tracirung von Strafsen. Man hat sich fast immer die steilsten Punkte ausersehen, um die Berge zu erklettern oder hinabzusteigen, während mit Hülfe von Felssprengungen die Flufsthäler geeignet wären, bequemere Communikationen zu bilden.

Schon am zweiten Tage unseres Aufenthaltes fühlten wir uns beide recht unwohl. Ein leichter Fieberschauer durchfröstelte uns. Der dort angestellte Arzt und der englische Resident lagen ebenfalls krank darnieder, wir entschlossen uns deshalb die ungesunde Luft des *Germesir* schnell zu verlassen, um die Gebirgsluft wieder zu erreichen. Leider war unsere Reiseapotheke in Schirâz zurückgeblieben. Um die langweilige Tour durch die salzige Ebene abzukürzen, gingen wir auf der gesammten persischen Flotte, an deren Spitze ein Grofs-Admiral steht, der aber nur einige Schifferböte befehligt, über den Golf, landeten an dem kleinen Dorfe *Schiff* und kamen in der Nacht sehr ermüdet nach *Borasdschân*. Am andern Morgen waren unsere Kräfte durch das fortdauernde Fieber schon so geschwächt, dafs wir nur mit äufserster Mühe auf die Pferde gehoben

werden konnten. Langsam ging unsere Reise vorwärts und spät am Abend erreichten wir äufserst erschöpft die Ebene von *Gischt.* Noch mühseliger wurde die dritte Tagereise nach *Qasrûn.* Nur mit gröfster Anstrengung konnten wir uns im Sattel halten. Der Minister-Resident, mit einer Willensstärke, wie sie mir bis dahin unbekannt war, wollte den Umweg machen, um die Ruinen von *Schapûr* zu sehen. Nur mit gröfster Mühe gelang es mir, ihn davon abzuhalten. Seit vier Tagen hatte uns das Fieber keinen Augenblick verlassen, der Appetit war vollständig geschwunden. Bei mir trat fortwährend Uebelkeit und häufiges Erbrechen ein. Man hatte uns gesagt, dafs in *Qasrûn* ein persischer Arzt von grofsem Rufe lebte. Als er kam, gab er uns eine Kräuteressenz in Kübeln ein. Wir warteten bis zum nächsten Mittag die Wirkung ab. Als indessen jede Besserung ausblieb, unser Zustand immer schwächer und unerträglicher wurde, so beschlossen wir vorwärts zu dringen, um unsere einzige Hoffnung *Schirâz* und den trefflichen Dr. Fagergrin möglichst schnell zu erreichen. Da wir so schwach geworden waren, dafs uns unsere Füfse nicht mehr tragen konnten, so miethete ich Maulthiere, und wir kauerten uns in Tragekörbe, sogenannte *Kadschawa's*, die zum Transport der Frauen benutzt werden. Am Abend erreichten wir die früher beschriebene Karawanserai *Hadschi-Gawâm.* Mir fing unser Zustand an gefährlich zu werden, ich schickte daher in der Nacht einen Courier voraus nach *Schirâz*, der den Dr. Fagergrin bitten sollte, uns entgegen zu kommen. Am Morgen des folgenden Tages liefsen wir uns wieder in die Körbe heben, und an Geist und Körper gleich ermattet kamen wir des Abends in die elende Karawanserai von *Khaneh-Zenjân.* Ohne ein Wort zu sprechen lagen wir beide neben einander. Unser treuer Jean brachte Thee, das einzige Lebensmittel, das wir seit Buschèhr zu uns nehmen konnten. Ich flöfste dem Minister fast mit Gewalt einige Tropfen ein. Aus einem halbbewufstlosen Zustande zwischen Schlafen und Wachen erweckte mich in der Nacht ein heftiges Röcheln. Aengstlich umwickelten wir den schon Bewufstlosen mit Tüchern und Decken, da Wärme ihm wohlthat. Er wurde auch ruhiger. Ich lag mit meinem Kopf dicht neben ihm, nicht im Stande mich aufrecht zu halten. Ich mochte wohl zwei Stunden so gelegen haben, als der erste Strahl der aufgehenden Sonne mich wieder zum Bewufstsein rief. Ich blickte auf, neben mir lag eine Leiche. Die Brust war noch warm, aber das Herz stand still, das Auge war gebrochen, aber der Ausdruck fried-

lich und ruhig. Eine halbe Stunde später kam der Dr. Fagergrin. Einige belebende Arzeneien brachen meinen Stumpfsinn. Wir legten den Verblichenen auf eine Bahre und langsam ging unser Weg nach Schirâz. An dem Thore der Stadt kam Dr. Fagergrin, der inzwischen vorangeritten, zurück. Er beschwor mich im Namen des Gouverneurs das Weichbild der Stadt nicht zu betreten, da der religiöse Fanatismus der streng-muselmänischen Bevölkerung leicht zu Excessen gegen eine christliche Leiche hingerissen werden könnte. Der Gouverneur hatte ein aufserhalb der Stadt liegendes kaiserliches Schlofs (*Takht-i-bâgh*), in dessen Nähe der armenische Kirchhof lag, zur Aufnahme bestimmt und durch eine Compagnie Infanterie besetzen lassen. Spät Abends langten wir an. Bei meinem schwachen, fast bewufstlosen Zustande führte mich der treffliche Doktor fast mit Gewalt aus jenen traurigen Räumen in seine behagliche Wohnung. Sorgsame Pflege und starke Dosen Chinin machten mir es möglich, am folgenden Abend dem Begräbnisse meines theuern Verwandten beizuwohnen. Der armenische Kirchhof liegt auf einem Felsvorsprung der nördlichen Gebirgskette, die das Thal von Schirâz begrenzt. Man hat von ihm einen freien Blick in die Ebene, unmittelbar unter ihm liegen die weitläufigen Gärten des vorher erwähnten kaiserlichen Sommerhauses. Ein dunkelgrüner Wald von Orangen, von der düstern ernsten Cypresse überragt, von dichten Rosenbüschen unterbrochen, bilden den Grund, aus dem sich der erhöhte Kirchhof erhebt. In meinem selbst dem Tode nahen Zustande hatte der Platz etwas unendlich Friedliches, Heiteres.

Die armenische Gemeinde begleitete mit ihren schwermüthigen Gesangsweisen den Zug. Ihre Priester sprachen über dem Grabe die Segensworte.

Ein behauener Granitblock bezeichnet jetzt die Stelle, wo ein edles, warmes Herz fern von seinem Vaterlande und den Seinigen ruht.

Hr. v. Grolman, dessen Schreiben an mich durch Schuld des Postboten verloren gegangen sein mufste, blieb noch wenige Tage in der Familie des braven Arztes, und kaum hatte die sorgsame Pflege und ärztliche Mittel seine gesunkenen Kräfte wieder einigermafsen gehoben, so trieb es ihn, sich mit mir zu vereinigen. Dr. Fagergrin, den zufällig Geschäfte nach Teheran führten, begleitete ihn auf dieser Reise, und ob-

schon der eilige Tschapar-Ritt nicht selten durch plötzlich eintretende Fieberanfälle unterbrochen und auf Stunden verzögert wurde, so erreichten die Reisenden dennoch glücklich Dschulfa, woselbst sie, wie man bereits weifs, in dem Augenblick meiner Abreise eintrafen.

Wir blieben den 18. und 19. November in Dchulfa, besuchten den Erzbischof, dessen Theilnahme an unserm Verluste eine eben so warme als ungeheuchelte war. Auf den folgenden Tag war die Abreise angesetzt worden, da die Kräfte unseres Patienten durch die zweitägige Ruhe und Pflege schon so weit hergestellt waren, um zumal kurze Karawanenmärsche ohne Gefahr für die Gesundheit zurückzulegen.

XI. Kapitel.

Endliche Rückkehr nach Teherân.

Schlägerei, zum wenigsten Schimpferei und Schreierei, gehört bei den Persern als nothwendiger Lebensgenufs zu jedem Ereignisse und zu jeder Handlung, bei der mehr als ein Mensch betheiligt ist. Ohne Erregung und Geifern geht es nun einmal nicht ab, und wer derartigen Scenen persischen Prügel-Vergnügens beizuwohnen nicht Lust hat, mag es ganz aufgeben, mit einer Karawane zu reisen. Der neue *Tscherwadâr*, obwohl viel gefügiger als sein Schirazer Geschäftsfreund, hatte seinem contraktlichen Versprechen schnurstracks entgegen, die zur Reise nöthigen Maulthiere und Esel nicht gestellt, und die vorhandenen brachen beim Aufpacken unter der aufgelegten Last zusammen. So gab es denn gleich beim Antritt unserer Reise Controversen aller Art. Bei dieser Gelegenheit stellte sich zugleich das für die Last unerfreuliche Resultat heraus, dafs das Gepäck der Diener und Soldaten von Stadt zu Stadt an Gröfse und Schwere zugenommen und hier in Dschulfa das Maximum erreicht hatte. Ich durfte mich darüber nicht mehr wundern, als ich bei näherer Untersuchung einen ansehnlichen Vorrath von Reis, Kaffee und anderen Lebensmitteln vorfand, welche die Leute an den Hauptstationen unserer Reise

billig eingekauft hatten, um damit in Teherân ein Geschäft zu machen. Das Herbeischaffen neuer und stärkerer Thiere und die gleichmäfsige Vertheilung des Gepäckes erforderte einen stundenlangen Aufenthalt, wir konnten deshalb erst spät die Christenstadt *Dschulfa* verlassen. Unser Personal, vermehrt durch den mitreisenden schwedischen Arzt, nahm Abschied von dem liebenswürdigen Erzbischof, der es sich nicht nehmen liefs, uns mit der gesammten Geistlichkeit bis zum äufsersten Thore des Klosters zu begleiten, und zuletzt Küsse und Segenswünsche reichlichst austheilte. Unsere Karawane zog in der Nachbarschaft von *Dschulfa* mitten durch die schmalen Flufsstreifen des *Zajendèh* und dann beinahe eine Stunde lang durch Häuserruinen eines Theiles der Stadt Isfahan, unter denen manch schönes altes Werk durch die letzten Reste seiner ehemaligen Pracht unser gerechtes Erstaunen erregte. Nachdem wir ins Freie gekommen waren, befanden wir uns bald auf der grofsen Karawanenstrafse, die nach Teherân führt. Der Weg ist Anfangs entsetzlich langweilig, die nächste Umgebung ist unbebaut oder mit den Trümmerresten ehemaliger Dörfer und Gebäude bedeckt, dagegen der weite Kranz gewaltiger Bergkolosse mit vorliegenden Hügelketten unendlich malerisch. Zur rechten Hand nehmen die Ketten und Berge bedeutende Dimensionen an, über sie hinweg ganz im Hintergrunde erhebt sich ein mit glänzendem Schnee bedeckter Kegel. Am Fufs der niedrigen Hügel, doch in ansehnlicher Entfernung von uns, dehnten sich in langer Zeile und scheinbar zusammenhängend, abwechselnd Dörfer und Gärten aus. Die Vegetation hatte durch den Einflufs der herbstlichen Jahreszeit in den letzten Tagen ihr grünes Kleid beinahe gänzlich abgestreift; fast alle Bäume waren kahl und streckten traurig ihre dürren Aeste in die hohle Luft hinein. Der Staub, eine sonst unvermeidliche Zugabe der Wanderungen auf persischen Landstrafsen, war zum Glück durch den Regen des vorhergehenden Tages zu Boden geschlagen und unschädlich gemacht worden. Die nächste Station *Gäz* lag nur drei Fersach von Isfahan entfernt, eine Strecke, zu der wir bei langsamem Marsche vier und eine halbe Stunde Zeit gebrauchten. Rechts von der Strafse und gegenüber vom Dorfe steht eine alte, ziemlich grofse, aber gegenwärtig sehr abgeregnete Festung = *Qal'a*, links von derselben eine grofse Karawanserai aus der guten alten Zeit mit einem stattlichen Portale und vielen Gemächern im Hofe, die indefs durch moderne Barbarei ihrer schönen Granitplatten beraubt worden war und wie ein angenagtes Stück Zucker-

werk aussah. Gegenüber vom Portale befindet sich ein Cisternenbau, freilich halb verfallen, der ein gleiches Alter mit der Karawanserai theilt. *Gäz* verdankt seinen Ursprung einem Günstlinge des grofsen *Schah Abbas*, ist aber gegenwärtig durchaus nicht so blühend, als es in früheren Zeiten gewesen sein mufste, als die Karawanserai noch wohlerhalten dastand und den gehenden und kommenden reichen Karawanen eine Raststätte darbot. Von den alten *Kenât* oder den unterirdischen Wasserleitungen haben sich die meisten noch ziemlich gut erhalten. Sie werden meilenweit von einer Wasserader hergeführt und sorgen dafür, dafs das Dorf ein *Abâd*, ein bebauter Platz bleibe.

Nach der Wasserfülle wird von der persischen Regierung die Steuertaxe angesetzt, und ein jedes Dorf geht zu Grunde, wenn es einem reichen, bei Hofe mächtigen nachbarlichen Grundbesitzer in der Nähe gefallen sollte, das Wasser abzuleiten und nach seinem Terrain hinzuführen. Welche ungeheuren Verluste hierdurch entstehen, hat die neuere Geschichte Persiens in der auffallendsten Weise bis auf den heutigen Tag an zahlreichen Beispielen gezeigt. Man stelle sich einen vornehmen Perser vor, der am Hofe zu Teherân lebt, sich der Gunst des Schah erfreut und von bedeutendem Einflusse ist. Seine Dörfer, die durch jene kostspieligen Wasserleitungen, deren Herstellung bisweilen Tausende von Dukaten gekostet hat, bewässert werden, sind an einzelne Stämme verpachtet, welche durch fleifsige Bodencultur einen ansehnlichen Gewinn herausschlagen. Die Pacht wird regelmäfsig gezahlt, die Dörfer sind von allen drückenden Nebenabgaben frei, Jeder fürchtet die Anwesenheit des einflufsreichen Grundbesitzers am Hofe. Plötzlich fällt derselbe in Ungnade; von diesem Augenblick an sind die Dörfer ruinirt, denn die nächsten Nachbarn leiten das kostbare Wasser ab, die Vegetation verschwindet, und die Bewohner des Dorfes, welche die Pacht zu zahlen nicht mehr im Stande sind, wandern eines schönen Tages sämmtlich aus. Die Felder liegen öde da, die Wohnungen fallen in Trümmer, und in der Umgebung blühender *Abâd* erhebt sich einsam und traurig ein *Kharâb*, das heifst eine Ruinenstätte modernen Datums, das redende Zeugnifs der Willkühr im geehrten Lande *Iran*.

Am 21. November um halb sieben Uhr, bei dichter Finsternifs und bei rauher und kalter Luft, verliefs unsere Karawane die Station *Gäz*, um nach dem sechs Fersach weiter ab gelegenen Dorfe *Murtschehâr* zu pilgern.

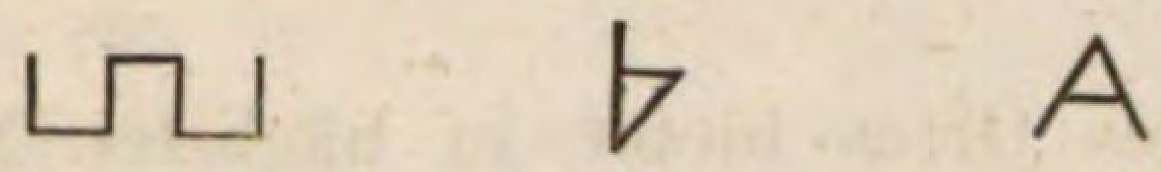
Der Weg führte von der Karawanserai aus, in der wir die Nacht über geschlafen hatten, über eine kleine salzhaltige Wasserader, neben der tiefliegenden Süfswasser-Cisterne vorbei, in der Richtung nach links auf die grofse Karawanenstrafse. Er ist langweilig, — die Salzwüste macht hier schon ihren Einflufs geltend, — aber so glatt und eben wie eine chaussirte Strafse. Beim Sonnenaufgang erfreuten wir uns jenes Anblickes, der dem Aufenthalte in alpinen Landschaften einen so hohen Reiz verleiht. Der hohe schneebedeckte Kegel und der unter ihm liegende Kamm des Gebirges leuchtete wie Alpenglühn in rosenfarbigem Lichte. Vor uns, doch weit im Hintergrunde, erhob sich über tiefdunkle Klippenzüge, und in weifsrothem Lichtglanz fernhin leuchtend, der Gebirgsstock des *Kuhrud*. Nach der persischen Sage soll dort der treulose Bessus den König Darius auf seiner Flucht vor Alexander ermordet haben.

Zu unseren Füfsen beleuchtete die Sonne das öde Blachfeld, auf welchem wir langsamen Schrittes einhermarschirten, ohne zu wissen, dafs wir auf historischem Boden einherwanderten. Hier war es nämlich, wo im Jahre 1729 *Nadir Schah* einen so entscheidenden Sieg über die Afghanen davon getragen hatte.

Nach einem Marsche von ungefähr drei Meilen begegneten wir einer ganz zerfallenen und elenden Karawanserai, deren schwarze Steinplatten am Fundamente wie Spott und Hohn gegen den übrigen, aus Erdziegeln aufgeführten Bau aussehen. Unsere Perser führten von ihr die bedeutende Thatsache an, dafs die königlichen Prinzen und Grofsen auf ihren Wanderungen darin zu frühstücken geruhten.

Der weitere Weg führte aufwärts nach fünfstündigem Marsche zu einem niedrigen Bergquerzuge, auf dessen Höhe ein Pafs den Zugang nach der jenseits gelegenen Ebene öffnete. Die Gegend hier ist nicht recht geheuer, da es nicht selten ist, dafs *Luren* und *Bakhtiaren* die Karawanen überfallen und berauben. Von dem Passe aus sahen wir die Station in einem Kranz noch grüner Baumgärten deutlich vor uns liegen. Vor ihr erhebt sich eine im Verfall begriffene Karawanserai, welche den Namen *Mader-i-Schah*, das heifst Mutter des Schah, führt, und der Angabe der Perser nach von der Mutter des Schah Abbas erbaut sein soll. Sie gehört mit zu denjenigen Bauten jener Zeit, die sich durch die Schönheit ihrer Ausführung ganz besonders hervorthun, und erhebt sich auf einem Fundamente mächtiger Quadern und Platten, welche aus einer schwarzen, von weifsen

Adern durchzogenen, einst schön polirten Steinart bestehen. Die einzelnen Werkstücke, sowohl aufsen wie im ganzen Innern des Hofes und des gepflasterten Einganges, tragen folgende alte Bauzeichen:



Von der Karawanserai aus, welcher das räuberische Gesindel nicht selten seine Besuche abstattet, bis zum *Menzile* blieb uns noch eine volle Fersach Weg übrig. In der Nähe eines Leichenackers mit schönen Grabsteinen und Grabdenkmälern älterer Zeit vorbei, zieht sich die Strafse am Rande eines salzwasserhaltigen, von kleinen Fischen belebten Baches hin. Wir bezogen in dem Dorfe, das durchaus keinen angenehmen Anblick darbietet, die kleine neugebaute, daher noch reinliche *Tschaparkhanèh* oder das Posthaus, und machten von hier aus unsere nicht sehr ausgedehnten Ausflüge in der Nähe.

Murtschehâr, eine Festung, hatte in älteren Zeiten eine besondere Bedeutung und zählt noch gegenwärtig, obgleich sehr heruntergekommen, tausend *Khanewâr* oder Familien. Das Quellwasser bezeichnete mir ein Bewohner des Ortes unter dem Namen *Gürgâb*, indem er hinzufügte, es sei warm und nicht trinkbar, daher man es in dem nahe gelegenen *Ab-embar* oder der Wasseranstalt abkühlen müsse; dann erst sei es *Ab-khuraki* oder trinkbares Wasser. Das in Rede stehende Gebäude sah wie ein grofses gefülltes Bassin aus, mit einem Dache darüber. Auf der andern Seite des Dorfes, dicht an der Landstrafse, befand sich eine Wassermühle (*asiâb*) und ihr gegenüber eine prachtvolle, natürlich verfallene Karawanserai aus den Zeiten *Schah Abbas*. Es ist auffallend, wie grofs die Zahl (in geringen Abständen von einander) jener herrlichen Karawanseraien ist, mit welchen mächtige Fürsten in den vergangenen Jahrhunderten das persische Land nach allen Richtungen hin bedeckten. Weder der Zahn der Zeit, noch die zerstörende Hand des Menschen hat die meisten derselben bis auf den Grund zu vernichten vermocht, und sie bieten selbst in ihren Trümmern gegenüber den winzigen elenden Schöpfungen der Gegenwart das redendste Zeugnifs des ehemaligen Blüthezustandes Persiens noch im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert dar. Sollte sich Jemand von den Europäern, welchen Beruf oder kaum wahrscheinliche Reiselust nach Persien führt, der Mühe unterziehen, eine vollständige Topographie der noch vorhandenen Karawanseraien zusammenzustellen, so würden wir ein weit-

verzweigtes Strafsennetz erhalten, welches durch die Richtung und Lage seiner Schlufspunkte ein interessantes und belehrendes Bild des commerciellen Lebens einer untergegangenen mittelasiatischen Cultur-Periode darstellen würde.

Die Umgebung des Ortes bietet in nächster Nähe durchaus keinen Reiz dar, dagegen bilden die Berge im Hintergrunde in ihrem Farbenwechsel und Formenreichthum ein unvergleichliches Naturgemälde. Das hohe, mit Schnee bedeckte Gebirge mit seinem Kegelschmuck, das ich schon früher so sehr bewundert hatte, führt den Namen *Kergès* und gehört zu dem Bereich der Provinz *Lätens*, welche wir an dem folgenden Tage von dem Isfahanischen Gebiete aus betreten sollten.

Von *Murtschehâr* bis *Sâu*, der nächsten Station, sind es sieben Fersach, die wir in sieben guten Stunden bequem zurücklegten. Wir rückten bei vollständigem Dunkel gegen fünf Uhr aus dem Posthause und zogen über die kleine Bogenbrücke, welche sich unmittelbar vor der Thür desselben über dem tief darunter hinwegfliefsenden Wasser des *Gürgâb* erhebt. Aecht persisch hatte die Brücke kein Geländer, so dafs mein braver Reisegefährte v. Grolman mit dem jungen arabischen Hengste des verstorbenen Ministers bei einer unglücklichen Seitenwendung in den Bach stürzte, wobei er das Unglück hatte, in dem Wasser unter das Thier zu kommen. Als wir trotz der Dunkelheit die Masse des Thieres sammt dem Reiter so plötzlich verschwinden sahen und das Rauschen des aufspritzenden Wassers hörten, bemächtigte sich unserer Aller der gewaltigste Schreck, und wir stürzten wie besessen von den Pferden, um unserem Kameraden die nöthige Hülfe zu leisten. Dem Himmel Dank hatte weder Rofs noch Reiter Schaden genommen. Unsere nächste Sorge bestand darin, den durchnäfsten Reiter am hellen Kaminfeuer des Posthauses zu trocknen, ohne freilich verhindern zu können, dafs fünf Stunden später das Fieber von *Buschèhr* in ganzer Heftigkeit bei ihm wiederkehrte.

Die Karawanenstrafse ist gut, hat aber die unvermeidliche Beigabe der Langweiligkeit. Am linken Horizonte steigen die Gebirge in langen Klippenzügen terrassenförmig an, die höchsten im Hintergrunde mit dichtem Schnee bedeckt. Unterwegs stiefsen wir auf eine zur Seite der Strafse liegende Festung en miniature, die ursprünglich für *Tufengtschi* oder Carabiniers als Wachtort gegen die räuberischen *Luren* und *Bakhtiaren* angelegt ward, gegenwärtig aber ganz verlassen dasteht und allmälig in Rui-

nen zerfällt. Wir stiegen bald darauf auf niedrige Hügel und hatten von der Höhe aus einen Ueberblick auf eine vor uns liegende Hochfläche mit Thalgliederung. Links in der Tiefe lag ein *Abâd*, rechts auf der Höhe ein Posthaus, daneben ein breites, hohes und steilufriges Flufsbett, das indefs nur mit wenigem Wasser angefüllt war und hierorts unter dem Namen *Märk* bekannt ist. Eine hohe, durch Bogen gestützte Steinbrücke, die nach einer baldigen Reparatur seufzte, führt über den Flufs, und die Strafse schlängelt sich gleich hinter der Brücke in vielfach gewundenen Linien durch ein vulkanisches Thal, dafs aus roth und grünlich gefärbten Felsenmassen besteht. Man sieht von hier aus bereits das *Baghistân* oder Gartenland von *Sâu*, das man indefs erst nach einer guten halben Meile Rittes erreicht. Das Dorf erhebt sich am Abhange eines Berges amphitheatralisch ansteigend beinahe in der Mitte eines Kessels und hat von weitem das Ansehn eines alten Ritterschlosses mit Thürmen und Zinnen. Eine Karawanserai von grofser Ausdehnung liegt auf der Höhe und überragt den zu ihren Füfsen liegenden Ort. Der innere Theil des Dorfes hat in seiner Bauart ungemein viel Aehnliches mit *Jezdekhâst*, sogar die Höhlen und die Troglodyten an den Bergabhängen fehlen nicht. Ein niedriges Thor bildet den Zugang zu demselben, das wir jedoch zur Seite liegen liefsen, um einen in die Tiefe führenden Weg nach dem *Menzile* einzuschlagen, das uns ein Bewohner des Dorfes aus freien Stücken freundlichst angeboten hatte. Sein Haus war klein, aber mit einem Gärtchen versehen, und sah ziemlich reinlich aus. Die Wirthin, eine gute Alte, quälte sich damit ab, zuerst ihren vollgestopften *Kaliûn* vollständig auszurauchen und sich hinterher als gute Wirthin gegen ihre Gäste zu erweisen. Auf metallenen Schüsseln brachte sie Birnen, Aepfel, Mandeln, getrocknete Weinbeeren und auf Fäden gezogene Feigen angeschleppt, und wurde nicht müde, sich nach unseren Wünschen zu erkundigen.

Das Dorf besteht, den Angaben unseres Wirthes zufolge, aus zweihundert fünfzig *Khanewâr*, die ungefähr eine Bevölkerung von sechszehn bis siebzehn hundert Seelen repräsentiren. Die eigentliche Dorfmasse erhebt sich kastellartig auf Felsengrund, dessen unregelmäfsige Formen durch künstliches Mauerwerk ausgefüllt sind. Besondere Merkwürdigkeiten hat das Dorf nicht aufzuweisen, so dafs wir hierüber vollständig beruhigt sein konnten, dagegen hörten wir von dem Regierungs-*Tschapâr*, welcher uns vor *Sâu* begegnete und mir die Briefmappe der letzten Post für unsere

preufsische Gesandtschaft einhändigte, dafs wir in der Nähe von *Qum* dem neuen Gouverneur von *Fars* begegnen würden, der sich mit einem gewaltigen Trosse auf seinen neuen Posten nach *Schirâz* begab.

Sultan-Murad-Mirza, der bisherige Gouverneur von *Schirâz*, dem unsere Gesandtschaft die Ehre hatte ihre Aufwartung zu machen, war nach der eingetroffenen Nachricht von der Niederlage der Perser durch die Turkomanen nach *Teherân* beordert worden, um das Commando der neuen Expeditionsarmee gegen *Merw* zu übernehmen. Sein Vorgänger *Tamasp-Mirza* hatte den Posten von *Schirâz* an seiner Statt von Neuem erhalten und es war ihm somit die Gelegenheit geboten, zu erfüllen, was die Schirazische böse Zunge von ihm wünschte. „Wäre er doch statt *Tämast* (die Grundsuppe der sauren Milch, beinahe wie *Tamasp* ausgesprochen) *Rumast* (Sahne)" pflegte man in *Schirâz* von ihm zu sagen, als er noch vor mehreren Jahren seine Stelle als Gouverneur bekleidete.

Das Weggehn und die Ankunft eines neuen Gouverneurs ist für die betreffende Provinz eine grofse Plage, da beide, der weggehende und der ankommende *Hâkim* in sehr kostspieliger Weise von der Bevölkerung „geehrt" werden müssen. Jedes Dorf, welches der Gouverneur auf seiner Strafse berührt, mufs ihm das unerläfsliche *Pischwâz* erzeigen, das heifst, ihm mindestens funfzig Dukaten schenken, und die Vornehmen der Provinz müssen ihm ächte Kaschmirshawls zum Ausbreiten vor seine Füfse hinlegen, ihm goldene Dukaten (*Eschreffijeh*) auf Tellern darbieten und an fünfzehn bis zwanzig Maulthiere stellen, beladen mit dem zugehörigen *Barkhanèh*, d. h. den zur Reise gehörigen Lebensbedarf an Zucker, Thee, Citronensaft und dergleichen mehr. Beim Begleiten eines alten Gouverneurs oder beim *Bedrahga* sind die zu leistenden Geschenke in ähnlicher Weise durch alte Gewohnheit vorgeschrieben.

Wir blieben am nächsten Morgen bis gegen halb acht in *Sâu*, und als wir eben im Begriff waren auszurücken, schickte mir der höfliche *Kedkhodâ* des Dorfes einen trefflichen Gazellenbraten, der als ein Leckerbissen mit grofsem Danke empfangen wurde.

Von *Sâu* an bewegt sich die Strafse durch Querthäler mit vielfachen Windungen und ungemein pittoresken Partien bis zur Pafshöhe des Gebirges. Zur Zeit unserer Reise war der Weg ziemlich gut, im Winter jedoch und bei schlechtem Wetter mufs es hier entsetzlich kothig, windig und kalt sein. Wir hatten ausnahmsweise das prachtvollste Wetter. Ge-

gen zwölf Uhr, nachdem wir ununterbrochen aufwärts gestiegen waren, hatten wir die höchste Spitze des *Kuhrud*-Gebirges erreicht. Der Kamm des Berges war mit einer dünnen Schicht leichten Schnee's bedeckt, unter derselben sahen Granitspitzen an allen Ecken und Enden hervor. Unmittelbar vor der eigentlichen Pafshöhe des Berges liegt in einem dunkeln Winkel des Gebirges eine Dorfruine, daneben eine Quelle mit einem alten Steinbau darüber. Der Anblick von der Höhe des *Kuhrud* aus über ein tiefliegendes Längenthal, in das man auf steilem abschüssigem Wege hinabsteigt, ist unbeschreiblich grofsartig. Er erinnert unwillkürlich an die malerischen Thäler und Schluchten im Kaukasus. Mächtige Bergwände, zur linken Hand liegend, zum Theil mit Schnee bedeckt, aus schwarzglänzendem Urgestein bestehend, fallen schroff in das Thal ab und scheinen jungfräulich die Geheimnisse der Schöpfung vor dem Menschen bewahrt zu haben. Wie eine zuckende Schlange windet sich der Pfad durch das Thal, das sich allmälig erweitert und einen ungewöhnlichen Reichthum an Wasser aus den Quellen des Gebirges den nahe und fern gelegenen *Abâds* in der Ebene nördlich zuführt. Der Hauptquell, welcher sein Wasser mit den übrigen Bächen vereinigt und nun in einer künstlichen Steinrinne dahinfliefst, bewässert das Dorf *Kuhrud* und dessen zahlreiche Obstgärten. Er wurde mir von den Leuten als *Ab-i-kuh-i-Mil* bezeichnet.

Das mit dem Berge gleichnamige Dorf *Kuhrud* liegt am Abhang einer breiten Berglehne, die Häuser amphitheatralisch gruppirt, im Grunde die von Steinmauern umgebenen Gärten in regelmäfsiger Abgrenzung, auf terrassenförmig geschaffenem Boden und von den reichen Wasseradern berieselt. Der Anblick derselben war ungemein lieblich, trotzdem die kalte Jahreszeit den zahlreichen Obstbäumen bereits das Laub genommen hatte.

Wie kostbar, selbst da wo Fülle daran ist, das Wasser in Persien ist, konnten wir gleich beim Eintritt in das *Baghistân* von *Kuhrud* merken. An einem Rinnsal mit klarem und schnell fliefsendem Wasser zankte sich eine Bäuerin auf das Heftigste mit einem Manne, der so eben das Loch verstopft hatte, welches das Wasser zu einer Nebenrinne abführte. Die letztere lief in den Garten der Frau aus, die aus Leibeskräften sich der eigenmächtigen Verstopfung ihres Wasserloches widersetzte, unter der Behauptung, dafs an dem Tage das Wasser ihr Eigenthum sei. So bildet nicht hier allein, sondern überall in Persien, und man kann wohl behaupten im ganzen Orient, das Wasser den Lebensnerv der Bodencultur; ohne Wasser

ist Alles wüst, leer, todt, wo das Wasser quillt, sprofst das vegetative Leben in üppigster Fülle.

Neben einer fast ganz zerfallenen Karawanserai ältern Datums führte der Weg in das ganz neue Posthaus des Dorfes, das aus etwa dreihundert *Khanewâr* besteht und Eigenthum *Sultan-Murad-Mirza's* ist. Da, wo sich die Karawanenstrafse in nördlicher Richtung weiter hinzieht, hält sich der Weg linker Hand dicht an der Bergkante, während rechts von ihm in einem Kanale das gesammelte Wasser thalabwärts sprudelt. Aus dem dunkeln Grunde in der Tiefe erheben sich hohe dichtzweigige Bäume und ragen mit ihren Gipfeln weit über die Strafsenhöhe hinweg. Im Frühling und Sommer mufs diese Bergpassage den heitersten Anblick gewähren, wenn das grüne Laub der Bäume der ganzen Strafse Kühle und Schatten verleiht. Das Merkwürdige an diesem Wege ist aber nicht der liebliche Baumgrund, sondern das *Gabristân* oder die montane *Nekropolis* von *Kuhrud*. Der steinige Berg ist die ganze Wegstrecke entlang terrassenförmig ausgemeifselt und mit viereckigen Schacht-Oeffnungen versehen, in welchen bei einer Höhe von drei bis vier Fufs, bei einer Breite von anderthalb Fufs und bei einer Länge von sechs Fufs die Leichen beigesetzt werden. — Schon bei Lebzeiten sorgt ein jeder Hausvater für die künftigen Grabstätten seiner Familie. Stirbt Jemand, so wird er, wie ein Kuchen in den Backofen, in das Grabloch hineingeschoben, hernach die Oeffnung zugemauert und eine kleine Tafel auf der Vorderseite angebracht, auf welcher in schlecht eingemeifselten persischen Schriftzügen der Name des Verstorbenen und Gebetformeln aus dem Koran zu lesen sind. Daneben ist überall *Ya Ali* „Oh Ali!“ zu lesen. Es läfst sich denken, dafs ein solches Leichenfeld mit seinen geschlossenen und offenen Grabstätten trotz der lustigen Baumumgebung kein fröhlich stimmender Anblick ist. Die Leute von *Kuhrud* haben aber vollständiger als irgendwo ihren Zweck erreicht, den Wanderern auf der Pilgerstrafse ein eindringliches Memento mori zuzurufen.

In der *Tschaparkhanèh* lebte es sich wie überall, d. h. man wufste kaum, was man nach der Rückkehr von den kleinen Excursionen in dem engen, von Rauch erfüllten Raume anfangen sollte. Die Temperatur war fortdauernd so kalt, dafs wir in sämmtlichen Posthäusern in den Kaminen heizen lassen mufsten, um nur einigermafsen die erklammten Glieder zu erwärmen. Die Theuerung beginnt von dieser Gegend an sich bereits in

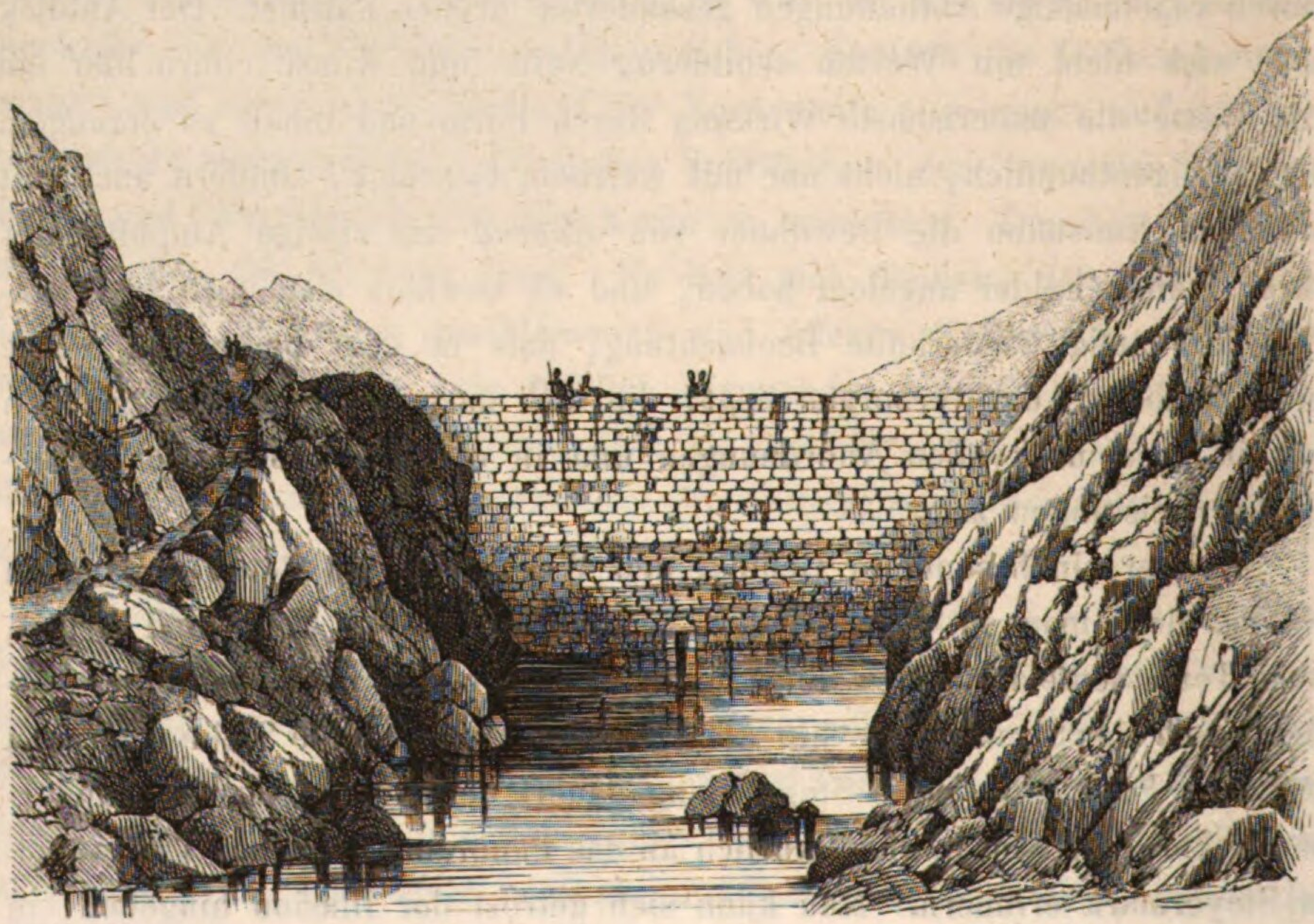
einem Zahlenverhältnifs darzustellen, das nach *Teherân* hin progressiv zunimmt. Während man in *Sâu* für einen *Batman* Gerste acht *Schahi* gefordert hatte, mufsten wir hier bereits deren zwölf zahlen.

Der 24. November gehörte zu den interressantesten unserer Reisetage. Es giebt kaum in Europa anmuthigere Partien als die Gebirgslandschaft unmittelbar hinter *Kuhrud* auf der Strafse nach *Kaschân* zu. Der Weg führt, neben dem *Gabristân* vorbei, bald aufwärts über Hügel, bald abwärts durch ausgetretene Bäche in ein langes wunderbares Thal, dessen terrassenförmig geordneten Felder und Gärten uns nach Alt-Babylon zu versetzen schienen. Ein Feld, ein Garten lag immer höher als der Nachbar zu seinen Füfsen; soweit nur der Berg den nöthigen Raum dazu bot, erhoben sich die Terrassen, die durch Steindämme geschützt und künstlich mit Gartenerde überdeckt waren. Mit lautem Geräusch stürzte sich das klare Wasser des *Ab-i-kuh-i-Mil* in das Thal hinab und vertheilte sich nach allen Seiten durch systematisch gezogene Rinnen über das ganze Terrassenland hin, von den höheren zu den tiefer liegenden Flächen in weifs schäumenden Cascaden hinabspringend. Allmälig öffnet sich die kleine Gebirgsspalte zu einem breiten Thalkessel, richtiger gesagt zu einem colossalen Amphitheater der Natur, zu einem terrassenförmig geordneten und durch regelmäfsige Abtheilungen gesonderten grünen Parquet. Der Anblick läfst sich nicht mit Worten schildern, Natur und Kunst eifern hier um die Wette die malerischste Wirkung durch Form und Inhalt zu erzeugen. Es ist eigenthümlich, nicht nur mit welchem Geschick, sondern auch mit welchem Kunstsinn die Bewohner von *Kuhrud* das riesige Amphitheater ihrer grünen Felder angelegt haben, und es bewährt sich auch hier wieder die häufig wiederholte Beobachtung, dafs in dem persischen Volke eine kostbare Ader verborgen liegt, die sich nach der Seite des Schönen hin in geschmackvollen Anordnungen und in wirklich künstlerisch aufgefafsten Leistungen zeigt.

Es war ein besonderer Genufs, den Weg rechts am Berge entlang zu reiten, dem man so eben wieder, freilich mit grofser Mühe und Arbeit, neue Terrassenfelder abgewonnen hatte. Leute waren noch damit beschäftigt, nach der Strafsenseite hin die Terrassen durch solide Steinmauern zu stützen. Etwa eine halbe Stunde lang dauert der Anblick dieser wunderbaren Anlagen, welche unwillkürlich an das Panorama lieblicher Thalgründe in Steyermark erinnern. Man kann sich getrost der Illusion hingeben, in

einer europäischen Natur zu wandern, da selbst ein *Imamzadèh* mit grünem Thurm und Dache hinter einem Gehölze die Täuschung vermehren hilft, indem es vollständig einer europäischen Kapelle oder einem kapellenartig gebauten Jagdhause im Walde ähnlich sieht.

Die Wunder am heutigen Tage sollten sobald nicht aufhören, denn kaum waren wir aus dem Thalkessel in eine vielgewundene enge Thalspalte eingetreten, woselbst der schlechte steinige Weg an verschiedenen Stellen über den rauschenden Bach führt, so hielten wir, eine Fersach von *Kuhrud* entfernt, vor einem wunderbaren Bau von Menschenhand, dem sogenannten *Bend-e-Kuhrud* oder der Wassersperre von *Kuhrud*. Dieses merkwürdige Werk, ein Bau des grofsen *Abbas*, besteht aus einer Riesenmauer von funfzehn bis zwanzig Fufs Dicke, hundert zwanzig Fufs Höhe und hundert Fufs Breite, welche hinter einem tiefliegenden Thalkessel wie ein Band die beiden gegenüberstehenden Bergwände verbindet. Von *Kuhrud* her fällt das Wasser des gleichnamigen Baches, im Frühling vermehrt durch die geschmolzenen Schneewasser, in den tiefliegenden Thalkessel und füllt ihn bis zum Rande der Riesenmauer. Eine verhältnifsmäfsig kleine Oeffnung in der Mitte der Mauer nach ihrem Fufsende zu gestattet dem Wasser den einzigen Abflufs, so dafs die Ortschaften in der Ebene bei Wassermangel hinreichend



mit dem so nothwendigen Nafs versehen werden können. In wasserreichen Jahren ist der persische *Möris*-See bis an den Rand des Steindammes gefüllt, so dafs das Wasser zuletzt über den Rand desselben nach der anderen Seite zu in einer hohen und breiten Cascade thalabwärts schiefst. An den Bergwänden entlang, im inneren Bassin, sind die verschiedenen Wasserstände von dem feuchten Elemente selber durch hellere oder dunklere Streifen gezogen, während auf der äufseren Seite des Dammes die Spuren der grofsen Cascade wie Stalaktitenwerk sichtbar sind. An einer Stelle des Berges, welcher der steilen Karawanenstrafse am gefährlichen Rande der Bergspalte gegenüber liegt, befindet sich in den Felsen gemeifselt eine Inschrift, welche in grofsen und schönen Charakteren den Namen des Erbauers und das Jahr der Vollendung des gewaltigen Werkes angiebt.

Nicht weit von diesem staunenswerthen See, der einen schönen Beweis der vielseitigen Thätigkeit des Schah *Abbas* liefert, befindet sich, auf einem hoch gelegenen Punkte linker Hand und dicht an der Karawanenstrafse gelegen, wieder einmal eine Karawanserai, die mit ihren Schwestern den gleichen Zustand traurigen Verfalles theilt. Sie führt, wie die ganze Gegend, durch welche sich die auf- und abwärts steigende Strafse hinzieht, den Namen *Gebr-abâd*, d. h. Land der Feueranbeter, vermuthlich weil hier in älteren Zeiten der Feuercultus eine besondere Zufluchtsstätte gefunden hatte. Ueber der Eingangsthür des höchst solid und reich ausgeführten Baues befindet sich eine schöne Mosaikarbeit aus bunten Glasursteinen. Der breite blaue Streifen unmittelbar über dem Eingange ist mit vielfach verschlungenen Schriftzügen aus weifsen und gelben Steinbändern durchzogen und beinahe noch vollständig erhalten. Rechts davon ruht eine Steintafel in Stelenform an der Wandung, die Inschrift darauf sagt aus, dafs Schah *Abbas II.* den linken Seitenflügel der Karawanserai erbaut habe. Musivische Spielereien in der Umgebung fehlen nicht, denn alle nur möglichen mathematischen Figuren sind zusammengestellt worden, um die persisch geschriebenen Worte *Ja Ali*, d. h. „O Ali“, zu bilden, natürlich nur für den verständlich, welcher in das Geheimnifs ähnlicher Schriftträthsel eingeweiht ist. Die soliden Steinfundamente der Karawanserai, ähnlich wie die massiven Platten, mit welchen der Hof gepflastert ist, lehrten mich von neuem jene eigenthümlichen Steinmarken kennen, mit welchen die Baumeister die Quadern zu bezeichnen pflegten.

Von *Kuhrud* bis *Gebr-abâd* sind es drei Fersach. Der Weg geht von

da an bergauf und thalwärts durch ein welliges Hügelland, von dessen höheren Punkten aus man bereits lange Streifen der Ebene von *Kaschân* sieht. Wie durch ein Thor tritt man endlich aus dem Bergland in die grofse Ebene ein, welche rechts und links von Gebirgen krebsscheerenartig umspannt ist. Die rechter Hand gelegenen sind hoch, ihre Kämme zackig, und näher der Karawanenstrafse; die linker Hand sind von der Strafse fern gelegen, niedrig, hügelartig und ihre Kämme wellig geformt. Ueber dem nördlichen Theile jener erhob sich, anfangs ziemlich schwer erkennbar und in das zarteste Licht gekleidet, die schneebedeckte Pyramide des *Demawend*. Vor uns in der trockenen und unbebauten Ebene liefs sich auf beinahe vier Meilen Ferne hin die Stadt *Kaschân* erkennen. Sie breitet sich in der Richtung von Osten nach Westen aus und endet gegen Westen mit einer meilenlangen Linie von Gärten und Anlagen, die ihren Schlufspunkt in der Nähe des berüchtigten Schlosses *Fîn* finden, das durch die Geschichte des hier gemordeten Emirs eine so traurige Berühmtheit erlangt hat. (Vergl. Band I. Seite 322.)

Unsere Karawane rückte in der Ebene der mit Thürmen versehenen Stadtmauer immer näher, — drei Kuppelthürme und die grünbedachten Eckthürme unterschieden sich vor Allem deutlich — und wir zogen endlich über holprige Erdwege zwischen Trümmern und Ruinen, durch tiefe und abschüssige Schuttgräben, die uns von vorn herein wenig gut für die Stadt stimmten, neben einem hoch gelegenen bunt bemalten Pavillon durch das Thor in *Kaschân* ein. Wie grofs war aber unser Erstaunen, als wir uns zum Glück vollständig enttäuscht sahen. *Kaschân* ist die reinlichste und sauberste aller persischen Städte, wenn auch der einmal unvermeidliche Ruin hier und da seine traurige Stätte aufgeschlagen hat. Die Thore, die überdachten Strafsen, die Bazare mit ihren Läden, die *Ab-embare* oder Wasseranstalten, die Moscheen und Plätze, Alles ist sauber, scharflinig, kantig, mit Geschmack ausgeführt, schön bemalt und getüncht, ja das Strafsenpflaster sogar musterhafter als in vielen bekannten Städten Europas.

Für uns war es eine wahre Freude, einen so ungewohnten Anblick in Persien geniefsen zu können, und wir zogen deshalb im langsamsten Schritte durch *Kaschân*, von den Bewohnern der Stadt neugierig angegafft. Von sogenannten Bummlern, wie man sie so häufig unter dem gefürchteten Namen der *Luti* (von Loth so genannt) in den gröfseren persi-

schen Städten vorfindet, liefs sich auf unserem Wege keine Spur erkennen, vielmehr deutete Alles auf eine besondere industrielle Thätigkeit.

Um durch die Stadt zu reiten, — in das eine Thor hinein, das andere hinaus, — braucht man etwa eine halbe Stunde Zeit. Unterwegs fallen am meisten die höchst sauber und geschmackvoll ausgeführten, mit Goldschriften auf blauem Grunde geschmückten Grabstätten heiliger Personen auf, die an den verschiedenen Strafsenseiten in grofser Zahl auf einander folgen. Zuerst ritten wir durch das Quartier der Färber. In den niedrigen Werkstätten waren die Leute mit der Färberei und Druckerei eifrig beschäftigt, und lange, blau gefärbte Zeugstücke hingen die Häuserseite der ganzen Strafse entlang. Darauf folgte das Quartier der Seidenarbeiter. Die Cultur der Seide wird in *Kaschân* mit ganz besonderem Eifer betrieben, und die Maulbeerplantagen der Seidenzüchter ziehen sich von *Kaschân* an bis nach *Fîn* hin. Von den Seidenarbeitern gelangten wir in den Bazar der Kupferschmiede. Das Gehämmer und Getöse in den beinahe zweihundert Buden dieses Stadttheiles war so grofs, dafs man kein Wort beim Sprechen verstehen konnte, da das Getöse Alles übertäubte.

In dem entgegengesetzten Theile der Stadt bezogen wir ein vor dem Thore gelegenes sauberes Posthaus mit reinlichen und angenehmen Gemächern, die im Sommer viel Kühle, im Winter dagegen durch die glaslosen offenen Holzgitterfenster ebenso viel Kälte dem müden Reisenden spenden. Trotz der hübschen Stadt war kein einziges Huhn oder ein sonstiges Thier aufzutreiben, dagegen wurden uns leider! ungeniefsbare Waaren in grofser Menge von den Verkäufern angeboten. Kaum hatten wir nämlich den Fufs in das Posthaus gesetzt, so füllte sich der Hof desselben mit *Dellalen* an, welche uns Kaschaner Seidenwaaren in allen Formen und zu allen Preisen offerirten. Für ein Taschentuch von allerdings leichter Seide forderte man einen Gran oder nicht ganz zehn Silbergroschen Preufsisch, und in dem Verhältnifs stand die übrige Waare bis zu den Sammet- und Plüschstoffen hin, die indefs ziemlich schlecht gewebt sind. Man hat die Fertigkeit, den Sammetstoffen gewisse schillernde Zeichnungen zu geben, die mir indefs in ihren Mustern nicht besonders zusagten.

In *Kaschân* ist wie in *Teherân* die Hungersnoth im Anzuge. Für einen *Batman* Getreide wurden uns bereits vierzehn *Schahi* abgefordert.

Hier in *Kaschân* erneuerte ich zufällig die Bekanntschaft mit einem der hübschesten Thiere des Katzengeschlechtes, das ich freilich schon in

Europa, und zwar in manchen Läden und Café's der Stadt Paris, gesehen und bewundert hatte. Ich meine die mit langem seidenartigen Haare bedeckte *Angora*-Katze (*Chat Angora*). Dieselbe kommt in Persien unter dem Namen *Buragèh* in *Isfahân* vor und wird von den Eingeborenen als Lieblingsthier, besonders von der Haremswelt, hoch geschätzt. Man bezahlt einzelne Exemplare derselben mit theurem Gelde und versendet sie von *Isfahân* aus nach allen Richtungen hin, vorzüglich nach Indien, wo die Nachfragen nach *Buragèh's* kaum befriedigt werden können. Das Exemplar, welches ich hier sah, gehörte einem Perser an, der es in *Isfahân* erstanden hatte, um damit seinem Harem eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. *Kaschân* ist dagegen durch das häufige Vorkommen eines minder liebenswürdigen Thieres berüchtigt, einer besonders giftigen Scorpionsart, welche diesem Orte den Beinamen der „Scorpionsstadt" verschafft hat.

Von *Kaschân* aus, das wir am 25. November verliefsen, ohne auch nur einen von den so verrufenen Scorpionen dieser Stadt gesehen zu haben, zogen wir in der Nähe eines freistehenden *Ab-embar* in Stufenpyramidenform in eine grofse, wüste und langweilige Ebene hinein. Die Karawanenstrafse nähert sich auf derselben zuletzt den langen medischen Gebirgszügen, die im Glanze der blutroth aufgehenden Sonne in wunderbarem Rubinschimmer leuchteten. An ihrem Fufs liegt die nächste Station *Sensen*, eine grofse Karawanserai mit einem Posthause und einem Tabacksmagazin dabei, in der Nähe eines bis auf den Grund zerstörten Dorfes, von dem nur die Cisternen mit Kuppelüberdachung übrig geblieben sind. Sonst ist da kein bewohnbares oder bewohntes Haus sichtbar, und die Vegetation besteht nur aus einigen dürren blätterlosen Bäumen. Halbweges, d. h. drei Fersach von *Kaschân* und ebenso viele von *Sensen* entfernt, befindet sich das grofse Dorf *Nasrabâd*. Nach manchen Bauüberresten zu urtheilen und mit Rücksicht auf die schöne Sculptur-Schrift der Grabsteine, die hier und da auf dem Felde umherliegen oder als Werkstücke verbaut sind, mufs das Dorf einst eine gewisse Bedeutung gehabt haben. Die Cisterne führt tief und kellerartig in die Erde hinein. Der gewölbte Treppengang zu derselben besteht aus mehr als vierzig colossalen Granitstufen. Das Dorf hat auch eine besondere Karawanserai.

In *Sensen*, wo ich mit genauer Mühe und Noth ein bescheidenes Zimmer in der Karawanserai erhielt, war an dem Tage unserer Ankunft ein

ungeheurer Lärm und Trubel. Der neue Gouverneur von *Schirâz*, *Tamasp Mirza*, war mit einem ansehnlichen Trofs am Abend vorher hier eingerückt und hatte Alles, was vier Wände aufzuweisen hatte, mit Beschlag belegt. Das Posthaus, worin er selber wohnte, und die Karawanserai war mit Thieren und Menschen angefüllt, die sich auf den Höfen, jeder nach seinem Range und nach seiner Weise, etwas zu Gute thaten. Da ein jeder Diener des Prinzen wiederum seinen besondern Diener hatte, so kann man sich vorstellen, dafs der prinzliche Trofs aus einem erklecklichen Dienerschwanze bis zum Küchen- und Stalljungen hin bestand.

Der Prinz war so höflich, uns gleich nach unserer Ankunft in *Sensen* seinen aus *Kaschân* gebürtigen *Khaznedâr* oder Schatzmeister zur Begrüssung zu senden, und uns gleichzeitig sein aufrichtiges Beileid über den Tod unsers Gesandten auszudrücken. Letzterer wurde natürlich mit aller Artigkeit empfangen, und ich hatte Gelegenheit, aufser dem Gespräch mit ihm folgende Notizen zu gewinnen.

Das armselige Nest *Sensen* bringt, seiner Angaben zufolge, den Besitzern, etlichen Kaufleuten, mehr als dreitausend Dukaten aus der Seiden- und Tabacks-Cultur jährlich ein, wofür sie als *Maliât* oder Abgabe zweihundert Dukaten zu zahlen haben. Die Bauern, welche das Land cultiviren, wohnen in der Umgegend fünf bis sechs Fersach von *Sensen* entfernt, um sich nicht, da das Dorf an der Landstrafse liegt, den ewigen Plündereien der reisenden grofsen Herren auszusetzen. Nur im Sommer besuchen sie *Sensen* und machen dann Erndte.

In *Kaschân*, das der Schatzmeister mir in sehr schmeichelhafter Weise als „die Braut der persischen Städte" bezeichnete, sowie in den daranstossenden Dörfern wohnen an 100,000 Menschen. Dieselbe Angabe hörte ich später von einem Einwohner von *Kaschân*.

Die Nachrichten aus *Teherân*, die wir hier aus ziemlich sicherer Quelle erhielten, waren sehr unerfreulicher Natur. Sie bestätigten die uns bereits in Isfahan zugekommene Kunde von dem kläglichen Ausgange des mit so vielen Hoffnungen unternommenen Krieges gegen die Turkomanen. Es ist bekannt, dafs der ganze nördliche Theil des von Persien aus ostwärts gelegenen Landes *Khorassan* von wilden, aus mehreren Stämmen bestehenden und unstät lebenden Reitervölkern bewohnt wird, welche unter dem gemeinsamen Namen der Turkomanen zusammengefafst werden. Ihre Feindschaft gegen die Perser und umgekehrt ist alt überliefert und

wird noch besonders durch die Verschiedenheit des Glaubens erhöht, da die Perser Schiiten, die Turkomanen dagegen Sunniten sind. Nach Weise aller nomadisch lebenden Völker ist die Art der Turkomanen den Krieg zu führen, so eigenthümlich, dafs selbst wohlausgerüstete europäische reguläre Heere einen schwierigen Stand solchen Feinden gegenüber haben würden. Auf ihren als ausgezeichnete Renner bekannten Rassepferden erscheinen sie wie der Blitz und verschwinden ebenso schnell wieder. Sie ermüden das wachsamste Heer durch plötzliche Angriffe auf dem Marsche und beunruhigen ein stehendes Lager durch Ueberfälle bei Tag und bei Nacht.

In den letzten Jahren der Regierung *Nasreddin's* hatten sie sich besonders durch ihre Streifereien hervorgethan und nicht nur die zahlreichen nach *Meschhed* pilgernden Karawanen überfallen und geplündert, sondern sogar auch die an der Grenze gelegenen persischen Städte und kleineren Ortschaften durch ihre Streifzüge unsicher gemacht. Vor Allem war *Astrabâd* von ihnen heimgesucht worden. Ihre Kühnheit ging so weit, dafs sie bei hellem Tage in die Stadt hineinritten und Bewohner derselben mit Gewalt fortschleppten, um nach ihrer Gewohnheit dieselben als Kriegsgefangene zu verkaufen. Schon seit langer Zeit war der Schah von Persien damit umgegangen, einen Rachezug gegen die Turkomanen zu unternehmen, und trotz Widerrathens manches europäischen Diplomaten rückte im Sommer 1860 ein aus 30,000 Mann bestehendes Heer (Infanterie, Artillerie und wenig Kavallerie) direct auf *Merw*, die Hauptstadt von *Khorassan* los. An der Spitze dieser Armee, die mit Ausnahme des französischen Photographen Blocville von keinem einzigen Europäer begleitet war, stand der Gouverneur von *Khorassan*, Prinz *Hamsa Mirza*, oder vielmehr sein Factotum und Wezir, der *Gawâm-ed-dauleh.* Die persische Armee mufste als Campagne-Heer für einen Europäer in der That eine klägliche Erscheinung sein. Die Soldaten, denen man wie gewöhnlich selbst während des beschwerlichen Feldzuges den Sold vorenthielt, waren schlecht bewaffnet und ihre Gewehre bestanden aus den bekannten unbrauchbaren französischen Feuerschlofswaffen mit dem Datum 1814 und 1815. An Verproviantirung war in keiner Weise gedacht worden. Nach ächt persischer Weise befand sich das Gepäck von Soldaten und Offizieren auf Eseln und Kameelen, welche die *Serbâzen* vor sich her trieben, so dafs der gröfsere unbewaffnete Theil der Armee sich bei den Packthieren befand, während nur ein Drittel kampfbereit in weiter Distanz vorausmarschirte.

Die Perser wurden auf ihrer ganzen Reise von den Turkomanen wenig oder gar nicht behelligt, sie kamen sogar bis nach *Merw* und nahmen ohne Blutvergiefsen die Hauptstadt von Khorassan ein, aus dem sehr einfachen Grunde, weil die ganze Bevölkerung auzgezogen war und Niemand daran dachte, die leere Stadt zu vertheidigen. Der Prinz-Gouverneur war nicht wenig stolz auf diese vermeintliche Eroberung, und selbst in Teherân wurde bei der Ankunft des Couriers, der diese Nachricht meldete, vor lauter Siegesfreude die ganze Stadt illuminirt, und der Kanonendonner verkündigte von der Kaiserlichen Burg her den Bewohnern der Stadt das grofse Tagesereignifs.

Die Turkomanen kümmerten sich in keiner Weise um die in *Merw* sitzenden Perser, so dafs der General en chef, *Hamsa Mirza*, schliefslich die Armee zum Angriff auf die Turkomanen ausrücken liefs. In der Nähe der Stadt befindet sich ein Flufs, den die ganze Armee überschritt, während gleichzeitig acht bis zehn Meilen oberhalb von der Uebergangsstelle ein Theil der Turkomanen in die Stadt eindrang und ein anderer Theil sich auf die ordnungslos einherziehende Armee stürzte. Der Schrecken bei der Ankunft der Turkomanen war so grofs, dafs Niemand daran dachte Stand zu halten; die Offiziere verliefsen zu allererst die Reihen der Soldaten, die ohne Führung nichts Besseres thun konnten, als die Waffen wegzuwerfen und dem Beispiel ihrer Vorgesetzten zu folgen. Alles stürzte in toller Verwirrung, welche durch die Finsternifs der einbrechenden Nacht noch vermehrt wurde, nach *Merw* zu, woselbst aber die Turkomanen der ganzen Masse einen übeln Empfang bereiteten. Ohne einen Kanonenschufs abgefeuert zu haben, wurde die persische Armee niedergesäbelt oder gefangen genommen. Nur wenige Bataillone hatten das Glück sich auf der Flucht nach Teherân zu retten, wurden aber unterwegs durch Cholera und andere Krankheiten decimirt. Der Prinz und sein Wezir, welche an der Schlacht nicht den geringsten Antheil genommen hatten, waren anfänglich verschwunden, und schon glaubte man, sie wären in die Hände der Turkomanen gefallen. Die Besorgnifs war indefs ungegründet, da sie plötzlich in *Meschhed* auftauchten, freilich wenig erfreut von dem Befehl des wüthenden Schah, der sie in Ketten nach Teherân transportiren liefs, woselbst ihrer ein strenges Gericht harren sollte. Auf meine Frage, was der Ausgang desselben sein würde, wurde ich belehrt, dafs der Prinz-Gouverneur voraussichtlich eine Summe von 200,000 Dukaten, der Wezir dagegen, welcher

sich auf der ruhmreichen Expedition vor Allem damit beschäftigt hatte, die aus Teherân gesendeten neuen Dukaten zu beschneiden, ein Schmerzensgeld von 100,000 Dukaten zu zahlen haben würden. Es läfst sich denken, dafs sich S. M. der Schah nicht in der besten Laune befanden. Er schnob Wuth und Rache, beide Personen wurden abgesetzt, ihrer Würden und Ehren entkleidet, und der oben genannte Onkel des Kaisers, *Sultan Murad Mirza*, mit der Ausrüstung und Führung einer neuen Expedition beauftragt. Auf seine Erklärung hin, dafs er den Fufs nicht in den Steigbügel setzen würde, wenn ihn nicht eine unumschränkte Vollmacht begleitete, wurde ihm die letztere gewährt und die Ausrüstung einer neuen Armee begonnen.

So standen die Sachen in Teherân, und es war voraussichtlich, dafs wir bei unserer Rückkehr das Perserthum in jener trüben Stimmung vorfinden würden, welche von unglücklichen Kriegsereignissen unzertrennlich ist. Man fürchtete sogar einen Angriff der Turkomanen auf Teherân, obgleich diese Befürchtung wenig begründet schien, da die Turkomanen sich selten aus ihrem Lande und aus ihren Steppen auf längere Zeit und auf grofse Entfernungen hinauswagen.

Gegen Abend war der reisende Prinz im Posthause so gnädig, mir durch einen seiner *Pischkhidmet* oder Kammerdiener eine grofse flache Schüssel voller Granatäpfel, eine andere mit vier saftigen Melonen und einen Holzkasten mit süfsem, in Mehl liegendem Zuckerwerk aus Manua zu übersenden. Er liefs aufs Neue sein Bedauern ausdrücken, mich nicht gesehen zu haben, und seinen Trost über den Tod des Ministers als ein Ereignifs, das vom Schicksal vorherbestimmt wäre, dazu sagen. In der Frühe brachen wir vor der prinzlichen Karawane von *Sensen* auf, wo wir die Getreiderechnung mit 16 *Schahi* den *Batman* bezahlen mufsten, und wandten uns der niederen Hügelkette zu, auf der man schon von weitem die helle Linie der Karawanenstrafse mit dem Blick verfolgen kann.

Die Hügel bilden eigentlich Ausläufer des hohen medischen Massengebirgszuges und schliefsen vielfach gewundene Thäler ein, deren Boden so kahl wie die Bergwände an den Seiten ist. Das Wetter war trübe und regnigt. Dichte schwarze Wolken hingen wie angeklebt in den Schluchten der zackigen, bunt gefärbten Klippenzüge, die wir fortdauernd zu unserer linken Seite behielten. Die heutige Karawanen-Reise war insofern unterhaltend, als sie uns die sehr erwünschte Gelegenheit gab, ein ganzes per-

sisches Regiment auf Urlaub zu sehen. Nicht etwa in Reih und Glied, sondern zerstreut wanderten abgerissene Soldaten mit ihren Waffen im langsamen Schritt einher oder trieben ihre Esel vor sich hin, deren Rücken mit den geringen Habseligkeiten zweier oder dreier Soldaten bepackt waren. Später, aber zu Pferde, sahen wir die Offiziere des Regiments, und zuletzt den grofsbärtigen General, hinter dem ein Soldat stolz zu Rofs die rothumwickelte Regimentsfahne mit der silbernen Hand oben darauf trug. Ganz zuletzt folgte der Offiziers-Harem des Regimentes. Die Frauen, meist verschleiert, safsen zu je zweien in den sogenannten *Kedschawa*, d. h. hölzernen Gestellen, die wie zwei grofse Holzvogelbauer zu beiden Seiten des tragenden Esels hängen. Die vornehmeren Damen waren von braunen Eunuchen begleitet, die vorzüglich costümirt waren und auf herrlichen, reich geschirrten Pferden ritten. Wie uns mitgetheilt wurde, war dies Regiment auf einige Monate von Teherân aus beurlaubt worden und begab sich nach seiner Heimath *Kermân*, um zu Hause den Familien in der Feldarbeit behülflich zu sein.

Zwei Stunden von *Sensen* entfernt führt die Karawanenstrafse mitten durch ein verfallenes und verlassenes Dorf mit Resten versunkener Canalanlagen. Soldaten hatten sich in der Ecke eines eingestürzten Gemäuers gelagert und wärmten ihre erklammten Glieder an einem hell auflodernden Feuer. Das Bild, dessen Hauptgruppe die erfrorenen *Serbâzen* um das Feuer bildeten, war im höchsten Grade malerisch. Der wolkenschwarze Himmel, die dunkele massige Gebirgsmauer im Hintergrunde, die Dorfruine am Fufse derselben, die prasselnde Flamme mit der schwelenden Rauchsäule darüber und die Gestalt der bärtigen Soldaten in ihrem zum Theil durch die Nothwendigkeit und Selbsterhaltung vorgeschriebenen Costüme hätten Stoff zu einem Genrebilde gegeben, wie er sich nur selten der Beobachtung darbietet. Eine Strecke weiter von dem erwähnten Dorfe lag lang ausgestreckt an einem Felsenabhange ein armer Soldat, der vor Schmerzen an den Füfsen und vor Mattigkeit nicht mehr weiter konnte. Seine Cameraden und seine Offiziere zogen theilnahmlos an ihm vorüber und schienen ein Herz im Leibe zu haben, das mit den Felsen am Wege an Härte wetteifern konnte.

Drei Fersach hinter *Sensen* stöfst man auf eine Karawanserai mit einer Cisterne daneben. Nach dem Namen des Ortes zu urtheilen, der *Schur-âb*, d. h. Salzwasser genannt wurde, ist das Wasser hierselbst ungeniefsbar.

Ein Mann, der hier an offener Strafse eine Theebude hielt, bot uns Brot und Thee in kleinen Gläsern an. Als Eigenthümer des wenig beneidenswerthen Gebietes bezeichnete er den *Emin-ed-dauleh*, d. h. in die gewöhnliche Sprache übersetzt, den Minister des Innern *Ferrukh-Khân*. Von hier ab geht die Strafse sichtlich thalwärts. Die Gegend ist ungemein vulkanisch und das vielfach gewundene Thal soll einen grofsen Reichthum an Mineralien enthalten. Zuletzt betritt man eine grofse wüste Hochfläche, auf der sich am fernen Horizonte kegelförmig gestaltete Berge wie Thürme in die Luft erheben. Rechts davon zeigt sich in der Nähe eines langen grünen Streifens von Gärten die noch 6 bis 7 Fersach entfernt gelegene Stadt *Qum*, deren Moscheenkuppel trotz des trüben Wetters wie eine hellblitzende Sonnenkugel leuchtete. Zu unserer Rechten zogen sich sehr niedrige Hügel hin und ganz im Hintergrunde leuchteten am wolkenbedeckten Horizonte die dunkelblauen Streifen lang ausgedehnter Bergzüge. Auf dem Wege nach dem *Menzile* hatte ich das zufällige Malheur, dafs mir ein Funken brennenden Tabackes in den Rockärmel hineinflog, so dafs sehr bald der ganze Aermel zu schwelen und zu glühen begann. Ich sprang schleunigst vom Pferde, um mich des Rockes zu entledigen, und hörte zu meiner Verwunderung, wie die persischen Diener sich in lauten Freudenausdrücken ergingen. Sie gratulirten mir, als hätte ich das berühmte Viertel vom grofsen Loose gewonnen, und betheuerten mir, dem Ungläubigen, dafs es noch *Kheili jaum dared*, d. h. „viel Tage hätte", was bei ihnen soviel besagen will, als ich würde mich noch eines langen Lebens erfreuen.

Das persische Compliment, auf das ich ein herzliches *Inschallah*, „So Gott will!" erwiederte, schien mir jedenfalls freundlicher zu sein, als die ägyptisch-morgenländische Trostformel: „Wenn nichts zerbricht, kann nichts Neues gemacht werden, und wenn nichts zerreifst, nichts Neues genäht werden", oder die beinahe maliciöse Formel: *m'aleiksch*, d. h. „Freue dich doch, dafs du nicht zerbrochen, zerrissen oder verbrannt bist."

Unser heutiges *Menzil*, das Posthaus von *Pasengan*, lag ganz einsam in der Wildnifs da, die von zahlreichen Schafheerden in der Nähe kaum einigermafsen belebt wurde. Die Aussicht von dem Dache des Hauses war wieder einmal so grofsartig, dafs jeder Versuch, den gewaltigen Eindruck mit Worten schildern zu wollen, ein beinahe unmögliches Unternehmen ist. Es liegt eine Riesenkette von Vorbergen und Felsenmauern dahinter, die zu ungewöhnlichen Höhen ansteigt und deren gezackte Kämme die ma-

lerischste Wirkung erzeugen. Das Gesammtbild des südwestlichen Theiles des gewaltigen Gebirgszuges in seinen Dimensionen, in seiner Gestaltung, in seiner düstern Färbung bedarf eines Rahmens, für den alle menschlichen Verhältnisse viel zu wenig sind. Ich kam mir wie ein Atom so ungeheuern Massen gegenüber, wie ein flüchtiges Sonnenstäubchen im Aether vor, und stieg still versunken in mir selber in das Gemach unseres Posthauses nieder, wo das prasselnde Kaminfeuer sehr bald die nafskalte Luft und die grofsartige Umgebung vergessen liefs.

Die Tagereise des 27. November (4 Fersach, die in fünf Stunden zurückgelegt wurden) sollte uns bis zu der heiligen Stadt *Qum* führen. Kaum hatten wir das Posthaus verlassen, so fiel ein feiner, Alles durchdringender Regen, der nach einem Paar Stunden sehr bald an Stärke so zunahm, dafs wir bis auf die Haut durchnäfst wurden. In den Bergschluchten jagten die Regenwolken in wilder Hast einher, oder stiegen, von den Kuppen der Felsengipfel in schwerem Fluge sich senkend, in den Thalgrund nieder.

Nach zweistündigem Ritte berührten wir das eigentliche Dorf *Pasengân* oder *Pasengun*, mehr einer Ruine als einer bewohnbaren Stätte ähnlich. Wir begegneten hier den Frauen und Kindern des Prinzen *Tamasp Mirza*, die, eng zusammengepfercht, in drei *Kedschawa* auf Maulthieren safsen, vor Kälte zitternd, und in Begleitung ihres Eunuchen und des *Ferrasch-baschi* des Prinzen ihre Reise nach Schirâz zurücklegten. Drei Fersach lang war der Weg, nach persischen Begriffen wenigstens, vorzüglich, von da an folgte ein durchweichter Lehmboden, auf welchem die Pferde hin und her rutschten, so dafs die Reise unmittelbar vor *Qum* wahrhaft schauderhaft wurde. Wie froh waren wir, als wir endlich diese Stadt mit ihren zahlreichen Thürmen in etwa einer Wegstunde Entfernung vor uns deutlich sichtbar liegen sahen. Wir zogen zuerst in eine Art zerstörter Vorstadt ein, die sich hauptsächlich durch vier, einst blau emaillirte Polygon-Thürme mit spitzem Dache auszeichnete, auf deren dreien Störche ihr Nest gebaut hatten. Diese Thürme (meist der älteren Zeit angehörend), welche von *Sâu* anfangen und architectonisch für die Gegend äufserst charakteristisch sind, gaben diesem Theile des Ortes von weitem das Ansehn einer altdeutschen Kleinstadt. Durch ein niedriges Thor, über welchem sich im Gemäuer in einem Rahmen blauen Mosaikes ein Stein mit Inschriften neuen Datums befindet, zogen wir in die eigent-

liche Stadt ein. Ihr Anblick ist nicht geeignet, eine heitere Stimmung hervorzufen, da die Häuser in Schutt und Ruinen versunken sind, und nur selten und stellenweise von einem bewohnbaren Hause in gutem Style, bei welchem der Kuppelbau vorherrschend ist, unterbrochen werden. Ungepflasterte Strafsen, welche das Regenwetter in einen tiefen Erdbrei verwandelt hatte, führten zuletzt nach einem ebenso häfslichen als lumpigen Platz, der rings herum von ärmlichen Buden eingefafst war, deren Hauptwaare in zahllosen aufgespeicherten Töpfen bestand. In der Mitte des Platzes, ganz in der Nähe eines verfallenen Wasserbehälters, lagerten kopfhängerisch wiederkäuende Kameele, denen das Regenwetter die Laune verdorben zu haben schien. Der Platz führt darauf in einen halb zerstörten Bazar, in welchem sich eine Reihe neben einander liegender Häuser bemerkbar machen, die Wassermühlen von *Qum*, in denen das Mehl gemahlen wird.

Der Bazar mündete in eine neue Ruinenstätte. In ihrer Mitte erhebt sich eine Art von Thor mit zwei alten obeliskenartig aufsteigenden runden Thürmen, deren oberster Kranz Reste schönen Mosaikwerkes zeigte. Ein dritter Thurm in ihrer Nähe, von gleicher Construction, ist bis zur Hälfte zerstört.

Hatte die Stadt bisher einen sehr traurigen Eindruck gemacht, welchen der Anblick einer sehr ärmlichen Bevölkerung durchaus nicht hob, so verschwand dieser einigermafsen bei dem Durchritt durch den letzten Theil derselben. Die Bazare, welche in langer Zeile auf einander folgten, boten einen saubern und heitern Anblick dar und waren meistentheils mit Sattler-, Leder-, Töpfer- und Bandwaaren-Buden besetzt. Die sonst in Persien so unvermeidlichen Blaufärber fehlten beinahe gänzlich. Der äufserste Bazar führte zum Thore hinaus, vor welchem eine Brücke von Stein über den Stadtgraben geleitete, in dessen Nähe das Posthaus von *Qum* gelegen ist. Der Stadtgraben ist eigentlich ein Theil des sogenannten Flusses von *Qum*, der hier eine sehr geringe Breite hat und sich grabenartig durch die Ebene hinzieht. Die Aussicht von dem Dache des Posthauses nach der Stadt hin ist malerisch zu nennen, da sich die Gebäude in einer sehr vortheilhaften Weise nach dieser Seite hin gruppiren. Die mit Goldblech beschlagene Kuppel der hochheiligen Moschee der mit ihrem heiligen Namen *Häzerèt-e-mäezumeh*, mit ihrem Volksnamen *Fatumeh* genannten Schwester des *Imam Riza* leuchtet weit über die Stadt und blendet bei schönem Wetter durch ihren ungemein hellen Glanz wie eine Feuerkugel das Auge.



Diese Moschee, welche das Grab der genannten Heiligen enthalten soll, ist von jeher Gegenstand einer besonderen Verehrung der Perser gewesen und hat durch *Feth Ali Schah* als strahlenden Hauptschmuck jenen Goldblechüberzug erhalten. Er wie seine Nachfolger bis auf *Nasreddin* haben hier ihre letzte Ruhestätte gefunden. Die grofse Moschee der heiligen Dame ist insofern noch von einer besonderen Wichtigkeit, als sie den Verbrechern ein schützendes Asyl gewährt, aus welchem sie keine menschliche Gewalt heraustreiben darf. Einer unserer persischen Diener, welcher sich stets durch eine offen zur Schau getragene Frömmigkeit auszeichnete, erzählte mir, dafs in der Kapelle der *Fatumeh* vierhundert goldene Leuchter bei grofsen Festen ihr Licht ausstrahlten, und dafs dieselbe mit einem ungewöhnlichen Reichthum von Kleinodien geschmückt sei. Siebenhundert *Ferraschen* hätten früher den Dienst in der Kapelle der *Fatumeh* besorgt, doch habe der *Emir* deren Zahl auf vierhundert herabgesetzt.

Aufser dieser heiligen Dame verehrt die Stadt *Qum* nicht mehr und nicht weniger als vierhundert vier und vierzig *Imamzadeh* oder Heilige, deren Jeder sein besonderes *Ziarèt* (Kapelle nebst Grabmal) hat. Man kann sich vorstellen, dafs die pilgerungslustigen Perser Jahr aus Jahr ein

nach den Grabmälern der Heiligen in Massen wallfahren, um denselben an ihrer Ruhestätte ihre Verehrung auszudrücken. Eine Stadt mit so vielen Heiligen mufs natürlicherweise in einem ganz besonders heiligen Geruche stehen, der sich vor Allem darin zeigt, dafs sie keinem Christen Herberge gewährt und dafs das Geld, welches ein Christ für eine gekaufte Waare im Bazare zahlt, von dem Kaufmann nur in einer Wasserschüssel empfangen wird. Nach persischer Vorstellung hat das feuchte Element die löbliche Eigenschaft, die an dem Geldstück klebende christliche Unreinheit vollständig abzuwaschen. Ich weifs nicht, ob die Sache begründet ist, dafs sich neben den Heiligen von *Qum* die lebenden Bewohner der Stadt durch eine hervorstechende Anlage zur Spitzbüberei auszeichnen. Jedenfalls ist dies nicht unwahrscheinlich, da in allen Wallfahrtsstätten Persiens und vielleicht auch in manchen anderen Ländern der Welt die kaufmännische Spekulation mit der Heiligkeit Hand in Hand geht.

In *Qum*, woselbst nach den Versicherungen der Leute zur Zeit unserer Anwesenheit die Cholera stark aufgetreten war, beträgt die Bevölkerung kaum 10,000 Seelen.

Unser Aufenthalt in dem Posthause aufserhalb der Stadt war durch nichts Besonderes bemerkenswerth, als durch die Erfahrung, dafs die Perser zwei Arten von Turtel- oder Trommeltauben zu essen anstehen, und zwar aus dem triftigen Grunde, weil die eine ihrer Meinung nach *ja hu!* d. h. „O Gott!“ (wörtlich „O Er“) — die andere *ja kerim!* d. h. „O Allbarmherziger!“ turtelt.

Trotz der Sehnsucht unserer Perser, in der heiligen Stadt länger zu weilen, liefs ich dennoch am nächsten Tage, dem 29. November, die Karawane aufbrechen, wiewohl sich, angeblich durch Schuld des *Tscherwadârs*, die Abreise bis gegen 9 Uhr Morgens verzögerte. Der Regen, welcher die ganze Nacht hindurch gedauert hatte, hörte auf, und wenngleich der Himmel ein drohendes Wolkennetz ausspannte, so legten wir dennoch den vier Fersach langen Weg bis zum nächsten *Menzile* mit trockener Haut zurück. Die Karawanenstrafse führt zunächst, aufwärts steigend, auf den Kamm eines niedrigen Höhenzuges, von dem aus wir eine prachtvolle Aussicht nach dem im Norden liegenden, von oben bis unten mit glänzendem Schnee bedeckten *Elburs* hatten. Der Anblick dieser mächtigen Felsenmasse in ihrem Winterkleide war für uns so neu, dafs wir den alten bekannten Riesennachbar von *Schimrân* kaum wiedererkannten. Er schien

so nahe zu liegen, als könnten wir ihn nach einem kurzen Ritte erreichen. Von der Höhe aus steigt man in eine grofse wüste Ebene nieder, deren einziger Ruhepunkt für das Auge das einsam stehende Haus eines *Kaliun-furûsch* oder Kaliunhändlers bezeichnet. Wir machten bei demselben Station, tranken mehrere Gläser Zimmetthee, rauchten den angebotenen *Kaliun*, und waren verwundert, in einiger Entfernung von dem Orte unseres Haltes mitten in der Wüstenei kleine Dorffestungen zu entdecken, die sich vorher unseren Blicken verborgen hatten.

Auf dem aufgeweichten Wege, in dem unsere Pferde bisweilen fufstief einsanken, begegneten wir vielen Karawanen mit Getreidesäcken, die als *Mal-i-Padischah*, d. h. Eigenthum des Schah bezeichnet wurden.

In der Ferne leuchtete uns am Fufse eines ziemlich hohen Bergzuges, den wir am folgenden Tage überschreiten sollten, das weifs glänzende *Menzile* in Gestalt eines viereckigen Kastens deutlich erkennbar entgegen. Wir erreichten es nach einem Ritte von vier und einer halben Stunde, nachdem wir über einer auf zehn Bogen ruhenden steinernen Brücke einen Flufs mit tiefem Bette passirt hatten. Der Ort führt den Namen *Pul-i-dellak*, d. h. Bartscheerersbrück, und zwar aus dem Grunde, weil ein Bartscheerer in alten Tagen denselben durchwaten wollte, bei diesem Unternehmen jedoch den Boden unter den Füfsen verlor und, von der Fluth weggerissen, ertrank. Um seinen Nachfolgern ein ähnliches Schicksal zu ersparen, sei man auf den weisen Gedanken gekommen, über den Flufs eine Brücke zu legen. So erzählte mir der Postmeister des Ortes mit einer Miene, als habe er mir das wichtigste historische Factum mitgetheilt.

Die gegenwärtige Brücke ist übrigens nicht die erste, welche die beiden Flufsufer mit einander verband. Die Rudera einer älteren tauchen in Gestalt vier massiver Bogen aus dem Flufsbett hervor und gehören viel wahrscheinlicher zur Pseudo-Geschichte des unglücklichen Bartscheerers. Der Flufs selber, Salzwasser, war zur Zeit unserer Anwesenheit nicht bedeutend, mufs jedoch, nach seinem Bette zu urtheilen, zeitweise sehr anschwellen. Es ist der sogenannte *Khonsar-rud*, der nach Ritter als die östliche Fortsetzung des *Kara-tschai* oder Schwarzwassers angesehen wird.

Das Posthaus von *Pul-i-dellak*, die einzige menschliche Stätte in der ganzen Gegend, macht einen sehr traurigen Anblick am Fufse unwirthlicher Berge. Die Einsamkeit und Abgeschiedenheit desselben hinderte indefs nicht, dafs mir ein höflicher Perser eine Schachtel saftig schmecken-

der Birnen aus der Gegend *Lätens* als *Pischkesch* überreichte, das natürlich in Silber erwiedert werden mufste.

Wir befanden uns noch 19 persische Meilen von Teherân entfernt. Da ich befürchten mufste, dafs die Nachricht von dem Tode unseres Ministers, die bereits daselbst eingetroffen sein konnte, Unordnungen unter den Dienern unserer gesandtschaftlichen Wohnung hervorriefe, so entschlofs ich mich kurz, für meine Person die Karawanenreise aufzugeben und den Ritt nach Teherân auf Postgäulen in einem Tage zurückzulegen. In Begleitung des früheren Kammerdieners unseres verstorbenen Chefs, Rabe, brach ich am 30. November 6 Uhr Morgens von *Pul-i-dellak* auf und erreichte gegen 6 Uhr Abends die Residenz des *Schah*. Der Aufenthalt in zwei dazwischen liegenden Poststationen betrug kaum eine Stunde, so dafs wir, fortdauernd im scharfen Galopp reitend, 19 volle Meilen in eilf Stunden zurücklegten. Wir mufsten dabei fünf vulkanische(?) Querketten überwinden, die bei abscheuligen Steinwegen dem schnellen Ritte nicht unerhebliche Hindernisse in den Weg legten. Auf der Höhe der ersten Kette hatten wir bei vollständig blauem Himmel und klarem durchsichtigem Wetter den herrlichen Anblick der weifs glänzenden Salzwüste *Kewîr*, die wie ein weites mit Schnee bedecktes Leichentuch aussah. Majestätisch erhob sich gegenüber am Horizont der weifs glänzende *Elburs* mit der Riesenpyramide des *Demawend*, deren Spitze, in den schärfsten Umrissen sichtbar, die Wölbung des blauen Himmelsdomes zu stützen schien. Kein Lüftchen regte sich, keine Spur eines lebendigen Wesens war sichtbar, eine heilige Stille herrschte über der gewaltigen Fläche, ich hatte den Eindruck, als sei das grofsartige Naturbild so eben erst aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen.

Die ungeheure Wüste, welche sich im Osten Persiens als eine unfruchtbare, kaum zu durchreisende Fläche hinzieht, streckt ihr Salzfeld mitten zwischen die Gebirgsketten hinein, welche *Pul-i-dellak* von Teherân trennen. Gleich am Anfang der Salzwüste liegt wie verlassen die Karawanserai *Sadr-abâd*. Inmitten der Wüste verschwand die weifse Farbe derselben, welche von den aufsprossenden krystallisirten Salztheilchen herrührt, vollständig und löste sich scheinbar in dunkle Ackererde auf. Der Weg, von dem Regen der vorhergehenden Tage ziemlich aufgeweicht und so schmal, dafs ihn nur ein Reiter passiren konnte, zog in langer Schlangenlinie den zweiten Gebirgszug aufwärts, auf dessen entgegengesetzter

Seite die Karawanserai und das Posthaus von *Hauz-i-Sultân* gelegen ist. Wir sprangen vor dem Eingange desselben von unseren Pferden, legten die Sättel auf zwei neue Postgäule, schlürften in aller Eile ein Paar Glas Thee hinunter und galoppirten weiter. In der Karawanserai schien es ziemlich lebendig zu sein, da eine grofse Karawane im Begriff war auszurücken. Unter den Mitreisenden derselben befand sich ein Mohamedaner aus *Kabul*, ein Mann in den fünfziger Jahren, der auf seiner Pilgerfahrt zu Fufs nach *Mekka* bis hieher glücklich gekommen war. Die dritte Kette endet in einem tief und steil abwärts steigenden Pafs. Weder in der Ebene vor ihr, noch auf den niedrigen Plateaus des Höhenzuges konnten wir den *Elburs* erkennen. Von dem Fufse des Passes aus zieht sich bis zur nächsten vierten Kette ein schmaler Streifen der Salzwüste in der Richtung von Osten nach Westen hin, den wir in einer halben Stunde im schnellsten Galopp überwanden, bis wir durch einen angeschwollenen Flufs aufgehalten wurden, über welchen eine Brücke rechts im Hintergrunde führt.

Um keinen Aufenthalt zu haben, sprangen wir in das Wasser und erreichten mit den schwimmenden Pferden das andere Ufer. Dicht an demselben zieht die Karawanenstrafse in vielen Windungen den vierten Höhenzug aufwärts und führt zuletzt zu einer cultivirten Ebene, in der sich, in angenehmer Gruppirung für das Auge, zahlreiche grofse und kleine Dörfer aufbauen. Die Strafse geht mitten durch eines der gröfseren, in dem sich das Posthaus befindet und welches den Namen *Kenar-i-gird* trägt. Wir hatten bis hierher 13 Fersach zurückgelegt. Nach einem Aufenthalte von kaum einer Viertelstunde safsen wir bereits wieder auf neuen Pferden, um den letzten Theil unserer Reise als *Tschapâr* zurückzulegen. Die fünfte und letzte Kette, auf welche man von der Ebene aus wie auf einem breiten, langen und sanft ansteigenden Damm aufwärts geht, ist die höchste aller. Nach einem Ritte von einer Stunde, der trotz der Ansteigung im Galopp zurückgelegt wurde, befanden wir uns auf der Pafshöhe, nicht wenig überrascht durch den Anblick eines weit umfassenden Panoramas, das sich in mannigfacher Gruppirung seiner Theile lang zu unseren Füfsen ausdehnte. Eine mächtige Ebene blitzte wie mit Schnee bedeckt im Schein der abwärts steigenden Nachmittagssonne, mit einem Reichthum von Dörfern besäet, unter deren Zahl sich *Schahzadèh-Abd-ul-azîm* durch seine weithin leuchtende Kuppel vor allen hervorthat, und erstreckte sich bis

zu den Vorbergen der Plateaus von *Schimrân*, hinter denen sich die steile, unzugängliche, von oben bis unten mit Schnee bedeckte Felsenmauer des *Elburs* erhob. Ein dunkelblauer Wolkenschleier verhüllte den Kamm desselben, so dafs es den Anschein hatte, als verlöre sich der Berg in die Unendlichkeit des Himmels. Ein zweiter Nebelstreif bedeckte die im Hintergrund des Bildes liegende Stadt Teherân. Bisweilen zerrifs der dunkle Schleier oben wie unten und gestattete auf wenige Augenblicke den Anblick einzelner Stellen des sonnig erleuchteten schneeweifsen Gebirgskammes oder der Moscheenkuppeln und einzelner hochliegender Gebäude der Residenzstadt Teherân.

Neue Kraft schien bei dem Anblick der Stadt, die uns hier in Persien auf unbestimmte Zeit eine zweite Heimath geworden war, unsern vom Ritte ermüdeten Körper zu durchdringen, der persische Kantschuh wurde um den Leib des Pferdes mit lautem Knall geschwungen, die Sporen in die Weichen des Thieres gedrückt und fort ging's athemlos über Stock und Stein, als gehörten wir zur wilden Jagd. Das Ziel schien so nahe zu sein, und doch dehnte sich der schlechte, vom Regen durchweichte, von vielen Gräben durchschnittene Weg endlos aus. Hatte man auf dem *Neqqareh-khanèh* der scheidenden Sonne den Abendgrufs zugeblasen und wir standen nicht vor den Thoren Teherâns, so konnten wir die Freude haben, in der Nacht auf der Brücke vor dem geschlossenen Thore zu schlafen.

Immer tiefer sank die Sonne, die Berge zur linken Hand rosig vergoldend, Finsternifs zog von dem östlichen Horizont über den Himmel her, immer fort ging's im wilden Galopp, endlich und endlich ward Teherân erreicht und hinter uns schlofs sich das Neue Thor.

XII. Kapitel.

Teherân zur Regen- und Winterszeit.

Höher schlug das Herz, als wir nun, freilich im langsamsten Schritt, die bekannten Bazare der Stadt durchritten, in denen man so eben die qualmenden Lampen angezündet hatte, um die düsteren Gänge und Gewölbe derselben zu erleuchten. Es war der Gedanke an das Wiedersehn theilnahmsvoller Europäer, das mir für den Augenblick das Herz erfüllte und mich in Teherân eine zweite Heimath erkennen liefs. Ein mir befreundeter französischer Offizier, dem ich in einer Querstrafse begegnete, war ganz erstaunt, mich in leibhaftiger Gestalt vor sich zu sehen, da man ja auch meinen Tod nach Teherân hin gemeldet hätte. Ich erreichte unser Haus und fand hier zum grofsen Glücke Alles in der besten Ordnung vor. Mein lieber Freund, der russische erste Legations-Secretair Herr Jessen, hatte freilich auf meinen ihm von Isfahan schriftlich ausgedrückten Wunsch Siegel an Fenster und Thüren legen lassen und hierdurch möglichen Diebereien vorgebeugt, allein ich darf auch nicht verkennen, dafs der *Mirza* oder der persische Secretair unserer Gesandtschaft ebenso wie die Diener und Soldaten derselben sich als ordentliche Leute vor wie nach der Todesnachricht benommen hatten.

Drei Tage später rückten meine zurückgebliebenen Reisegefährten mit der Karawane in Teherân ein, so dafs jetzt nach der Wiedervereinigung die Mitglieder der preufsischen Mission in der Ruhe stiller Häuslichkeit ein gemeinsames Familienleben zu führen begannen. Die Theilnahme der übrigen Gesandtschaften in Bezug auf das unglückliche Ende des ausgezeichneten Chefs unserer Mission durfte als eine wahrhaft rührende bezeichnet werden. Sie äufserte sich durch zahlreiche Besuche und Condolenzschreiben sämmtlicher in Teherân wohnenden Europäer, und gab ein schönes Zeugnifs ab der besonderen Liebe und Verehrung, deren sich, trotz der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Persien, unser Minister im Leben bei allen Schichten des Europäerthums zu erfreuen gehabt hatte.

Die winterliche Jahreszeit hatte die Stadt ganz und gar verwandelt und derselben eine neue, fast unerwartete Physiognomie gegeben. Regen-

güsse, welche eine ganze Woche lang und in solcher Stärke über Teherân gefallen waren, dafs sich beinahe ein Drittel der Häuser in sein Urelement auflöste, hatten die Strafsen der Stadt so erweicht, dafs man fufstief in den Schlamm einsank und nicht einmal einen Ausritt zu Pferde unternehmen konnte.

S. M. der Schah befand sich während dieses Unwetters, das nach den Angaben der Bewohner in der Mitte des Monats November seinen Anfang genommen hatte, fortdauernd auf der Jagd, so dafs die Bewohner von Teherân nach der Rückkehr des „Mittelpunkts des Weltalls" zu seufzen anfingen. Die Perser haben nämlich die seltsame, aber auch von den Europäern und von mir selber bestätigt gefundene meteorologische Beobachtung gemacht, dafs, wenn der Schah die Stadt verläfst, schlechtes Wetter unvermeidlich ist, dafs aber, sowie die Kanonenschüsse der Kameel-Artillerie die Rückkehr der „heiligen Gegenwart" verkünden, auch das herrlichste Wetter in die Stadt einzieht.

Die in Persien im Allgemeinen äufserst gering anzuschlagende Jagd beschränkte sich in dieser Zeit auf *Kebke* oder Rebhühner, die in der That als erste Leckerbissen gelten können. Vorzüglich gesucht, von mir aber nie lebend gesehen, ist das grofse Königsrebhuhn, welches die Perser mit dem Namen *Kebke-derri* bezeichnen. Es ist eine besondere Auszeichnung, welche der Schah den fremden Gesandtschaften oder vornehmen Reisenden gewährt, wenn er denselben von seiner Jagdbeute einen Theil als Geschenk übersendet. Auch unsere Mission wurde durch ein derartiges Allerhöchstes Zeichen des Wohlwollens geehrt, indem ich eines schönen Tages durch den *Abdâr* oder Mundschenk des Schah ein ministerielles Schreiben *Mirza-Said-Khan's* erhielt, dem sechs von Allerhöchster Hand geschossene Rebhühner beigefügt waren. Dafs man einen Ueberbringer Allerhöchster Geschenke nicht ohne goldenen Dank entläfst, versteht sich in Persien zu sehr von selber, um eigentlich noch besonders erwähnt zu werden.

Kaum hatte der Schah seinen Palast in der Burg bezogen, als sich auch das Wetter wie mit einem Zauberschlage umwandelte, indem sich aus dem nassen Schlackerwetter die bitterste Kälte entwickelte. In einer Nacht war der Boden steinhart gefroren, so dafs Alles, was sich vor dem Regenwetter gescheut hatte, das Pferd satteln liefs, um einen Ausflug in die freie Natur zu unternehmen. Auch ich benutzte die günstige Gelegen-

heit, um mit meinen Freunden eine Ausfahrt zu wagen. Wir nahmen unsern Weg nach *Qasr-i-Kadschar*, dem persischen Sanssouci, auf der Strafse von Teherân nach Schimrân. Der schneebedeckte Elburs sah majestätisch schön aus. Die Linien auf dem Kamme schnitten sich scharf am tiefblauen Himmel ab, die ganze Masse des Bergzuges sah wie eine ungeheure Riesenmauer von Schnee aus, der bis zu der sogenannten Baumwollenspinnerei an der Südgrenze des Schimraner Gebietes seine weifse Decke ausgespannt hatte. Die hochgelegenen Dörfer von Schimrân guckten wie schwarze Flecke auf einem weifsen Tuche einsam und traurig aus dem Schnee hervor, und liefsen kaum das liebliche Bild ahnen, das ihre grünen Felder und Gärten im Frühlingsschmucke darbieten.

Wir betraten das hochgelegene Schlofs, dessen Aehnlichkeit mit Sanssouci oder Versailles durch seine terrassenförmige Anlage, auf deren Höhe das eigentliche *Imarèt* gelegen ist, bedingt wird. Das letztere ist einfach, würde aber bei besserer Erhaltung seinen Zwecken als luftiger Sommeraufenthalt vollständig entsprechen. Besonders bei den letzten starken Regengüssen ist manches eingefallen und eingestürzt, die kaskadenartig angelegten Wasserrinnen und der grofse Springbrunnen, in welchem wie auf einem See die Europäer in der winterlichen Jahreszeit Schlittschuh laufen, sind zersprungen und rissig geworden, und die meisten Bäume auf den Terrassen und in dem Garten, Gott weifs warum, abgesägt. Könnte *Feth-Ali-Schah*, der Schöpfer dieser Anlage, seinen Lieblingsaufenthalt gegenwärtig sehen, er würde aus der Haut fahren über den dermaligen Zustand des *Kadscharen*-Schlosses. Trotz des Schnees, welcher zum Theil noch den Boden im Garten bedeckte, fanden wir dennoch an einzelnen Plätzen im unteren Garten Sträucher mit blühenden Rosen vor.

Zufällig befand sich im Schlosse der *Ferrasch-baschi* Sr. Majestät des Schah, welcher den Garten und die Gebäude zu besichtigen gekommen war und mit dem wir uns lange Zeit unterhielten, ein schöner, männlich aussehender Perser in den vierziger Jahren, mit prächtigem, dunkelschwarz gefärbten Barte, in schwarzer enganliegender Tracht, zu welcher er europäische Wasserstiefel trug. Ich erwähne seiner deshalb, weil er in seiner hohen Stellung und auf Befehl des Schah so manchen Perser um einen Kopf hat kürzer machen lassen.

Um die Mitte des Monats December brach die Cholera, welche wir auf unserer Reise zuletzt in *Qum* gelassen hatten, plötzlich in Teherân aus.

Sie forderte, nach den Mittheilungen unsers liebenswürdigen Freundes Dr. Tholozan, des französischen Leibarztes des Schah, anfänglich wenig Opfer und holte sich diese nur aus der Mitte der persischen Bevölkerung. Wie es stets zu geschehen pflegt, mifshandelten die zuerst in Anspruch genommenen persischen Aerzte die von der Krankheit Befallenen durch ihre falsche Methode der Behandlung in einer solchen Weise, dafs den erst in der höchsten Noth herbeigerufenen europäischen Aerzten die Rettung derselben vom Tode unmöglich war. Unter den letzteren befand sich ein deutscher Landsmann, Dr. Bimsenstein, welcher nur vor Kurzem in Teherân angekommen war, in türkischen Diensten stand, und von Constantinopel aus als Quarantaine-Arzt der türkischen Gesandtschaft in der Hauptstadt von Persien beigegeben ward. Aufser ihm hatte sich das in Teherân anwesende deutsche Element durch die Anwesenheit eines Oesterreichischen Jäger-Offiziers vermehrt, des Herrn Gasteiger, Ritter v. Rabenstein-Robach, der auf eigene Kosten von Wien aus die grofse Reise nach Teherân unternommen hatte und, früher an ihn ergangenen Aufforderungen entsprechend, in die Dienste der persischen Regierung getreten war. Zwei andere Deutsche, von denen der eine, schon lange in Persien ansässig, das Posamentier-Handwerk in Teherân betrieb, der andere, ein Gerber, persische Felle zu gerben im vergangenen Sommer nach Iran gekommen war, vervollständigten die kleine deutsche Colonie, die in ihrer Zusammensetzung aus einem Oesterreicher, einem Königlichen Sachsen, einem Herzoglichen Sachsen und fünf Preufsen ein passendes Spiegelbild des grofsen deutschen Vaterlandes abgab, jedoch mit dem Unterschiede, dafs sich das Teheraner Deutschthum unter der Preufsischen Hegemonie einer vollständigen Einigkeit erfreute.

Die Stimmung in Teherân hatte unter der Bevölkerung seit der Zeit unserer Abwesenheit eine entschieden andere Physiognomie angenommen. Es war nicht mehr der lachende, heitere, geschwätzige Perser von ehemals, welcher die Bazare und Gassen Teherâns sorglos durchstreifte, sondern eine düstere, von Kummer erfüllte und von Hunger geplagte Gestalt. Wo man hinsah, bemerkte man unzufriedene Gesichter, und die Gespräche der Leute berührten nur ein Thema: die Theuerung des Brotes und die zunehmenden Preise der übrigen Lebensmittel. Wenngleich die Ernte in dem vergangenen Sommer schlecht ausgefallen war, so standen dennoch die Preise für das Getreide in keinem Verhältnifs zu den Resultaten der Ernte,

sondern waren in künstlicher Weise von reichen Persern in die Höhe geschroben worden.

Man hatte von Europa her die herzlose und bisher von den Regierungen noch unbestrafte Speculation des Getreidewuchers kennen gelernt und seit Jahren die *Embâr* oder Speicher der Stadt mit billig aufgekauftem Getreide angefüllt, auf den Augenblick der höchsten Preise wartend. Die arme Bevölkerung litt bei solchen Zuständen am meisten, besonders da ein harter Winter vor der Thür stand. Die Brotaustheilungen, welche auf Befehl des *Schah* in der Stadt öffentlich stattfanden, konnten nur für einen oder zwei Tage dem Uebel abhelfen, welches nachher um so stärker empfunden werden mufste. Recht persisch fand die Vertheilung der Gabe an die Armen nur an einem einzigen Orte statt, so dafs es nicht Wunder nehmen konnte, als bei der ersten Brotaustheilung vierzehn Personen, meist Frauen und Kinder, unter der drängenden und geprefsten Masse im wörtlichsten Sinne erdrückt wurden. Die besten Absichten des *Schah* werden durch derartige verkehrte Anordnung regelmäfsig zum Bösen verkehrt, und statt Dank wird Fluch geerntet.

Es war natürlich, dafs die Theuerung, welche von Tag zu Tag zunahm, sich zuletzt auch in den höheren Kreisen der Bevölkerung fühlbar machen mufste, und dafs ein Jeder mit Bangigkeit in die nächste Zukunft sah, welche sicher nichts Gutes verheifsen konnte.

Die Gespräche in Teherân bildeten neben Cholera und Theuerung die unglücklichen Ereignisse in *Khorassan*. Man hatte in Kenntnifs gebracht, dafs die Turkomanen die Mehrzahl der persischen Gefangenen nach *Khiwa* hin verkauft hatten, und dafs sich unter ihnen auch der unglückliche französische Photograph Blocville befand, welcher, wie ich früher erzählt habe, die Expedition nach *Merw* hin begleitet hatte. Die Turkomanen, welche bekanntlich einen so öffentlichen Handel mit ihren Gefangenen betreiben, dafs sie sogar, gegen alle Politik, die Perser gegen bestimmte Auslösungssummen an die Perser wieder verkaufen, hatten anfänglich für den gefangenen Franzosen das Lösegeld eines *Sartip's* oder Obersten, nämlich 2000 Dukaten verlangt, später aber die Summe um ein Beträchtliches erhöht. Blocville, welcher zuletzt in die Hände eines Schlächters gekommen war, wurde von seinem Herrn, einem speculativen Kopfe, wie ein sehenswürdiges Thier den Leuten gezeigt, und mufste, unmenschlich genug, auf Commando europäische Tänze tanzen. Die schlechte Nahrung

und Wohnung, mangelhafte Kleidung, die grausame Behandlung hatten ihn schliefslich so herunter gebracht, dafs seine Gesundheit nach einer hinzugetretenen Dysenterie den härtesten Stofs erlitt und sein Leben in der höchsten Gefahr schwebte. Die Briefe, welche er nach Teherân an seine Landsleute richtete, athmeten Jammer und Elend, und beschworen den französischen Gesandten, ihn sobald als möglich von seinen Leiden zu erlösen. Wie es nicht anders bei Geschäften mit Persern der Fall ist, zogen sich die diplomatischen Unterhandlungen in die Länge, so dafs Blocville erst ganz spät für eine Lösesumme von 100,000 Francs losgekauft wurde. Die sehnlichst erwarteten Haupturheber des ganzen Unglücks, der Gouverneur von *Khorassan* und sein Wezir, der *Gawâm-ed-daulet*, wollten immer und immer nicht eintreffen, da sie hofften, dafs sich mit der Zeit der Zorn des Schah legen würde. Die Bevölkerung Teherâns schob die meiste Schuld auf den Wezir, welcher eigentlich Herr in der Administration von Khorassan war, während dem Prinzen *Hamza* eigentlich nur das Geschäft oblag, — Todesurtheile zu unterschreiben.

Das Leben inmitten der europäischen Gesellschaft Teherâns in der winterlichen Jahreszeit liefs nichts zu wünschen übrig. Die Gesandtschaften gaben Dîners und Soiréen, in welchen sich das ganze Europäerthum Teherâns vereinigte, um in gemeinsamen Erinnerungen an Europa einige Stunden des Abends hinzubringen. Die jüngeren Mitglieder setzten sich wohl auch an den Spieltisch, um bis in die späte Nacht hinein das bei Persern und Europäern gleichbeliebte Hazardspiel durchzuführen. Den meisten Mangel litt die europäische Gesellschaft Teherâns durch die geringe Zahl der dort vertretenen Damenwelt, und wenn auch die Liebenswürdigkeit der anwesenden Frauen, vor allen der Baronin v. Pichon, Gattin des französischen Gesandten, und der vortrefflichen Frau Jessen, Gemahlin meines Freundes, des russischen Legations-Secretairs, im Stande war, einen gröfseren oder kleineren Zirkel auf das Angenehmste zu fesseln, so seufzte doch beinahe die ganze Männerwelt nach der häuslichen Frauenwelt und nach dem Familienkreise der Heimath. Nirgends haben wir so sehr als während unseres Aufenthalts in Persien, die Wohlthat weiblichen Umganges vermifst und mit wahrer Sehnsucht nach dem Augenblick geschmachtet, der uns nach der europäischen Heimath zurückführte.

Der liebste Zirkel, in dem wir uns Preufsen, der deutschen Elemente

halber, am wohlsten fühlten, war der gemüthliche Abendkreis bei Freund Jessen. Es wurde musicirt, gesungen und geplaudert bis spät in die Nacht hinein, und man trennte sich nur mit dem Versprechen, sich sobald wie möglich wiederzusehen. Jessen's Haus lag in der russischen Gesandtschaft in der Burg, so dafs wir allabendlich bei unserm Hin- und Hergange die beste Gelegenheit hatten, das Leben und Treiben am späten Abend und in der Nacht hier näher kennen zu lernen. Kaum war die Sonne untergegangen, so wurden nach altmohamedanischer Sitte die Thore der Burg geschlossen und kein Mensch in dieselbe eingelassen, welcher nicht im Stande war, den Wachtposten das *Ism-i-schäb* oder das geheimnifsvolle Nachtwort mitzutheilen. In dem Wachtgebäude am Thore lagen die Soldaten auf dem Erdboden und schnarchten nach Herzenslust. Die Hauptstrafsen der Burg, deren Steinpflaster die Regengüsse der vorangegangenen Tage so aufgeweicht hatten, dafs der ganze Boden ein gräuliches Gemenge schmiegsamen Kothes und kantiger Steine neben fufstiefen Löchern war, erhellten in langer Reihe aufgesteckte russische Stearinlichte in Glaslampen bis zu den Gängen der kaiserlichen Wohnung hin. Die *Karaûl* oder Schildwachen, die alle hundert Schritt als Hüter und Wächter der öffentlichen Sicherheit aufgestellt waren, schliefen so fest, als ob sie sich in dem wärmsten Bette befänden, und wurden regelmäfsig durch unsere voranschreitenden Soldaten mit Hülfe des langen Stockes aufgeweckt, um schlaftrunken die militairischen Honneurs nach europäischem System zu bezeugen. Wenn Gott nicht über die Sicherheit der „heiligen Allgegenwart" auch bei Nacht wachen würde, seine Soldaten thäten es wahrhaftig nicht.

Zu dem Hapteingaung der Wohnung des *Schah* führen verschiedene Thore mit Gängen, an welchen mehrere Wachtposten aufgestellt sind und von denen jeder im Besitz einer anderen Nachtparole ist. Um hinein zu kommen, mufs Einer sämmtliche Parolen wissen, oder aber dem Posten einige Silberstücke einhändigen, nach welcher Freigebigkeit es ihm gestattet ist, ungehindert einzupassiren.

Am 21. December früh 7 Uhr verkündigte ein starker Kanonenschufs der gesammten Stadt Teherân, dafs Se. Majestät so eben sein Rofs bestiegen habe, um sich auf die Jagd zu begeben, welche zwei Fersach von Teherân entfernt stattfinden sollte. Das Ereignifs war gleichbedeutend mit der Gewifsheit, dafs sofort schlechtes Wetter eintreten würde, was in der That auch, in der darauf folgenden Nacht, nicht lange auf sich warten liefs.

Zwei Tage später erschien in dem Hôtel unserer Gesandtschaft der erste *Pischkhedmèt* oder Kammerherr des Schah, um im Namen seines erhabenen Herrn sein Bedauern über den Tod seines dahingeschiedenen Freundes, des Barons v. Minutoli, auszudrücken. Er fügte hinzu, der Baron sei einer von den Wenigen gewesen, die seine, des Schah, und Persiens Interessen im Auge gehabt hätten, er wünsche, dafs die preufsische Regierung einen neuen Vertreter mit gleicher Gesinnung an seinen Hof schicken möge, und ermahne mich, bis dahin für Persien dieselben Gefühle zu hegen, durch welche sich der verstorbene Minister seine Allerhöchste Freundschaft in so hohem Grade zu erringen gewufst habe. Er wolle mich bald sehen, um die Einzelheiten über den Tod des Ministers zu vernehmen, und werde dazu den Tag nach der Rückkehr von der Jagd ansetzen. Wie bei allen Gelegenheiten, so hatte auch bei diesem für uns Preufsen so traurigen Ereignifs der *Schah* den Gefühlen seines Herzens Rechnung getragen und bewiesen, dafs er das Talent ebenso sehr als die wahre Humanität zu schätzen wufste. Rührend und ebenso schön sind in der That die Worte, in welche der Kaiser bei der Nachricht von dem Tode unsers Chefs ausbrach, und die ich um so lieber hier anführe, als sie meine Behauptung von der natürlichen Herzensgüte des Schah beweisen. „Hätte doch Gott gegeben,“ rief er aus, „dafs ich den durch Herz und Wissen gleich ausgezeichneten Mann nie kennen gelernt hätte, nur um ihn zu verlieren und den tiefen Schmerz um den Verlust eines Freundes zu empfinden!“ —

Am 25sten erhielt ich durch den mir befreundeten und unserer Gesandtschaft stets anhänglichen General *Dawud Khan* die schriftliche Nachricht, dafs der Schah am folgenden Tage mich und die übrigen Mitglieder zu empfangen wünsche. Der Himmel sah regnig aus, so dafs ich beinahe befürchten mufste, die Audienz würde hierdurch vereitelt werden, da ein vom Regen durchnäfster Europäer dem Mohamedaner ein Greuel ist. Zum Glück liefs sich das Wetter gut an, wir begaben uns in grofser Uniform und auf Paradepferden zunächst nach dem Diwan des Ministers des Auswärtigen in der Burg, um uns nach der vorgeschriebenen Etiquette zuerst diesem vorzustellen. Seine Excellenz *Mirza Said Khan* hockten auf einer grünen Decke Angesichts eines Berges von Briefen in der üblichen persischen Streifenform, welche der persische *Tschapâr* von Constantinopel so eben überbracht hatte. Thee, Kaliun, beide in doppelter

Auflage, und Gespräche über Cholera-Präservative vertrieben die Zeit des Wartens bis zum Aufbruch, letzterer dadurch bezeichnet, dafs der Wezir sich seine rothen Stiefeln herbeiholen liefs, mit welchen allein bekleidet er sich nach alter Sitte der „heiligen Gegenwart" vorstellen darf. Zu Fufs gingen wir durch den bekannten Hof, welcher von den eigenthümlichen Kachelmauern, mit schnurrbärtigen Soldaten darauf, eingefafst ist, und an dessen Eingange der Wezir eine zweite Wandelung seiner Bekleidung vornahm, indem er die schwarze persische Pelzmütze mit dem officiellen altpersischen Turban vertauschte und seine Glieder in einen bunten kostbaren Ehrenkaftan hüllte. Durch eine kleine Nebenthür rechter Hand traten wir in einen bis dahin noch nicht gesehenen Hof, der eine Menge von Wasserrinnen enthielt, mit einem Grunde blauer Kacheln durchzogen, und in dessen Mitte als besondere Merkwürdigkeit ein Glastreibhaus aufgebaut war. Der Minister nöthigte uns hinein zu treten und inmitten schöner Orangenbäume und scheufslicher Blumentöpfe mit halb verwelkten Levkoyen, Geraniums, Reseda's, Strohblumen und sonstigen europäischen Marktblumen darin, in der Nähe eines gluthausstrahlenden französischen eisernen Kanonenofens, auf den Stühlen Platz zu nehmen. Der Aufenthalt hierselbst wurde durch den augenblicklich abwesenden Ober-Ceremonienmeister hervorgerufen, der endlich, blutroth gekleidet, erschien, um uns zum „Mittelpunkt des Weltalls" zu geleiten. Er führte uns wieder nach dem grofsen Hofe, wo an der einen Seite durch ein geöffnetes Fenster die Figur des Schah schon von weitem sichtbar war. Bei seinem Anblick fanden die üblichen dreimaligen tiefen Verbeugungen und allgemeines Schuhausziehen statt, wonach wir erst in der Verfassung waren, die Nähe des „Königs der Könige" ertragen zu können.

Der Schah safs auf einem Stuhle, trug seine gewöhnliche halbeuropäische Nizamtracht und sah frisch und munter aus. Links von ihm stand ein Thron in Gestalt eines hohen Stuhles und nach Art der altpersischen Königssessel mit einem hohen Fufsschemel versehen. Von oben bis unten war er mit einem unendlichen Reichthum hellflimmernder kostbarer Edelsteine bedeckt, die aus einem vortrefflich gearbeiteten Grunde von Goldplatten hervorzuwachsen schienen.

Beim Eintritt blieben wir in der vorgeschriebenen Entfernung vor dem sitzenden Schah stehen, und ich hatte die Ehre, an ihn in französischer Sprache eine Anrede zu richten, welche der Adjutant *Jahijâ-Khan*, der

Bruder des persischen Gesandten in Constantinopel, ebenso gewandt als fliefsend in das Persische übertrug. Der Schah erkundigte sich vielseitig nach den verschiedenen Richtungen unserer Reise durch Persien, nach den Ursachen des Todes unsers Ministers, nach dem Orte seines Hinscheidens, und drückte seine Theilnahme in der lebendigsten Weise aus. Nach einer viertelstündigen Audienz gingen wir, wie es Sitte ist, rückwärts zur Thür hinaus. Beim Abschied flüsterte mir der Minister des Auswärtigen die Worte ins Ohr: *Schahynschah schumâ-râ imrûz lutfe bessiâr dâdend* „der König der Könige haben euch heute ungemein viel Wohlwollen erwiesen.“

Das Weihnachtsfest rückte heran und wir dachten wohl in mancher Stunde an die schöne Zeit zurück, als wir noch in der Heimath vor dem hellflimmernden Weihnachtsbaum standen und empfingen oder austheilten, was im trauten Familienkreise die Liebe der Liebe weiht. Wir erinnerten uns mit Wehmuth des heiligen Abends, der für uns diesmal mitten unter Mohamedanern nur in dem Andenken seine Weihe erhalten sollte. Dennoch sollte das Fest unerwartet nicht ohne kleine Freude und ohne religiöse Feier vorübergehen. Im Stillen hatte ich auf einen Ersatz des Weihnachtsbaumes nachgedacht und schliefslich — Narcissenblumen als die geeignetsten Vertreter der heimischen Tanne ausfindig gemacht. Die Perser haben in der Winterzeit die Sitte, oben in die Oeffnung langhalsiger, mit Wasser gefüllter Glasflaschen, zwischen Baumwolle verpackt, Narcissenzwiebeln zu legen, und denselben in den Nischen ihrer Zimmer oder auf den Teppichen in der Nähe der grofsen Fenster einen Platz anzuweisen. Jede Zwiebel fängt an, nach dem Wasser hin, Wurzel zu schlagen, bald sprofst grünes Kraut nach oben in die Höhe, und an der Spitze des langen Stengels wiegen sich bald, paarweis, zartweifse Narcissenblüthen. Am Weihnachtsabend hatte ich heimlich aus einem Dutzend derartiger Gläser mit blühenden Narcissen auf dem weifsgedeckten Tisch eine Pyramide zusammengestellt, dazwischen brennende Lichter angebracht und an kleinen Geschenken für meine deutschen Freunde und die deutschen Diener aufgepackt, was ich nur immer an Andenken aus Deutschland hatte auftreiben können. Auf ein gegebenes Zeichen liefs ich durch unsere mohamedanischen Diener die christlichen, ganz kopfhängerisch gewordenen Landsleute zur Weihnachtsbescheerung rufen, und hatte die grofse Freude, meine ganze Landsmannschaft nicht nur überrascht, sondern mit thränenden Augen zur herzlichsten Dankbarkeit verpflichtet zu haben. Unseren per-

sischen Dienern mufste die Feier sehr sonderbar vorgekommen sein, wenigstens schauten sie ganz verdutzt die brennenden Kerzen zwischen den Narcissen an, wollten aber doch nicht an Höflichkeit zurückbleiben, denn sie erschienen nach einer kurzen Frist wieder vor uns, um uns riesige Blumenbouquets zum Ausdruck ihrer Theilnahme zu überreichen.

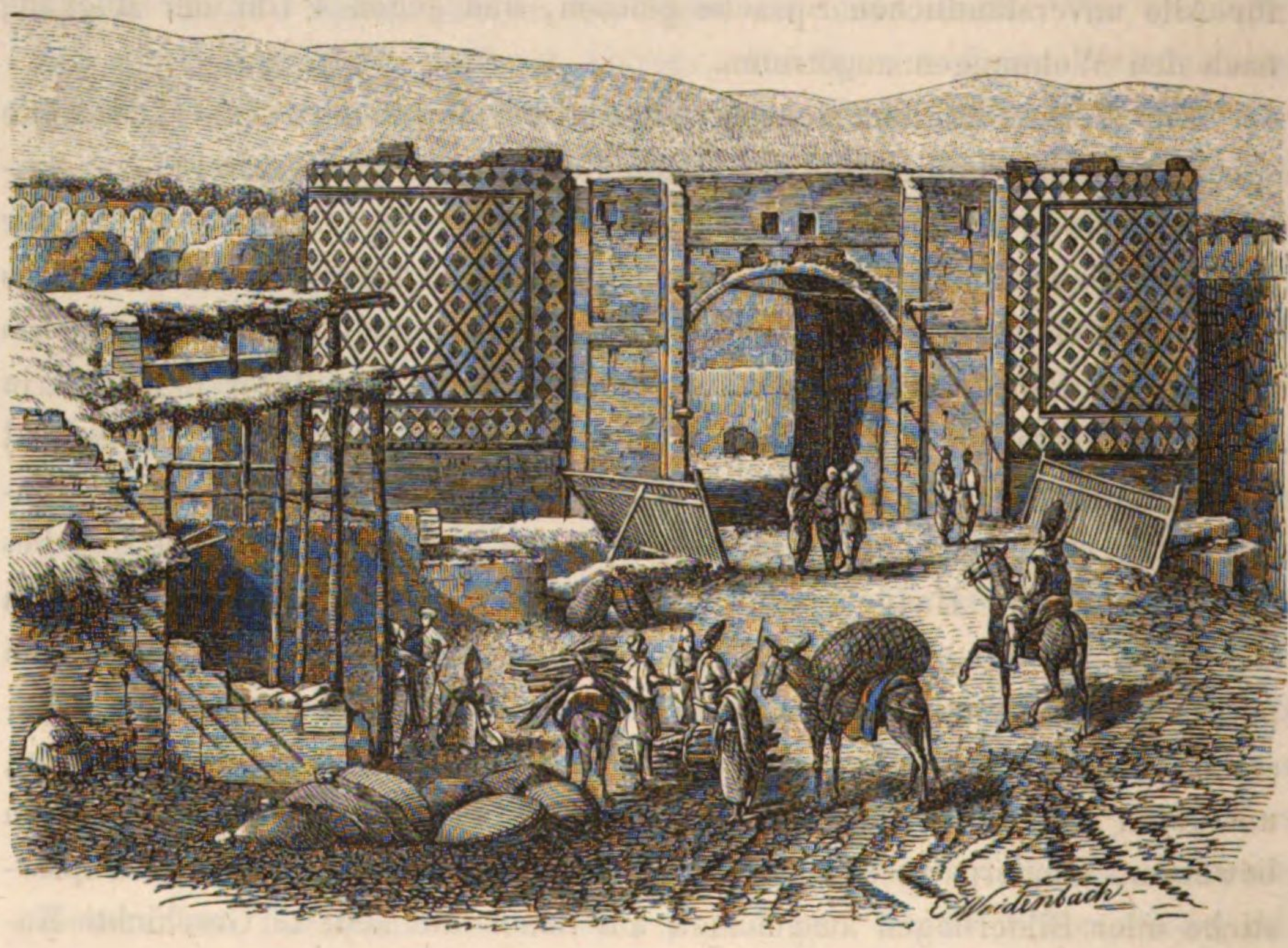
Bei dem französischen Gesandten war für den Abend eine grofse Soirée angesagt worden, um dasselbe Fest nach französischer Sitte durch einen Ball, eine sich um Mitternacht daran schliefsende Messe und, als solenner Schlufs, durch ein ausgezeichnetes Souper zu feiern. Alles, was nur den Namen Christ führte und in Teherân lebte, war anwesend, um in Gemeinschaft mit den Franzosen das Fest zu feiern. Die stille Messe wurde um 12 Uhr von einem armenischen Priester in armenischer, einer für Alle unverständlichen Sprache gelesen, und gegen 4 Uhr der Rückzug nach den Wohnungen angetreten.

Das Wetter gestaltete sich gegen Ende December immer rauher, die Kälte war äufserst empfindlich und der Himmel drohte mit Schnee. Bei einem Ausritt, den wir in diesen Tagen nach den Ruinen von *Rei* machten, hatten wir die beste Gelegenheit, den immer zunehmenden Temperaturwechsel auf das Empfindlichste wahrzunehmen. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht um hin, unsere Beobachtungen bei unserem Ritt durch den Bazar der Stadt in Bezug auf einen eigenthümlichen Handelsartikel anzuführen, der diesesmal ganz besonders in die Augen trat. Die Perser sind grofse Liebhaber bunter Bilder, wie ich bereits im ersten Bande dieses Werkes mehrfach bemerkte, und der Handel mit denselben ist ein ziemlich ergiebiger. Da sieht man an den einzelnen Buden der Bazare nicht nur die Leistungen persischer Kunst ausgestellt, und unter diesen die schmutzigsten Gegenstände, vor welchen die persische Damenwelt häufig genug stehen bleibt, um durch den zeigenden Finger und lautes Gespräch ihre Theilnahme zu beweisen, sondern auch eine Menge buntcolorirter europäischer Kupferstiche oder Bilderbogen ausgehängt, auf denen die neueste Geschichte Europa's, freilich immer ein Paar persische Posttage zu spät, in den leibhaftigen Conterfeien berühmter Fürsten und Helden unverkennbar ausgedrückt ist. Zur Zeit unserer Anwesenheit in Teherân sah man allenthalben Victor Emanuel's, mit dem bekannten grofsen Schnurrbarte, und rothblousige Garibaldi's ausgestellt, eine Andeutung auf die politische Geschichte

jener Tage, in welchen sich unter Führung beider Männer die Geschicke Italiens so unerwartet anders gestaltet hatten.

Selbst mein Nationalstolz als Preufse sollte nicht unbefriedigt bleiben, da unser allverehrter Monarch, des damaligen Prinz-Regenten K. H., sich in mehrmaligen Abbildungen vorfand, deren Unterschrift allein mich in den Stand setzte, den mich so nahe angehenden patriotischen Inhalt der Bilder zu errathen.

Kaum waren wir auf unserer Rückkehr von *Rei* eine kurze Strecke durch die Strafse vor dem Thore von *Schahzadèh-Abd-ul-azîm* gezogen,



als hier plötzlich eine ganz eigenthümliche Erscheinung unsere erstaunten Augen durch ungewohnten Anblick fesselte. In der kleinen freiliegenden Strafse befindet sich linker Hand eine grofse Karawanserai, aus deren geöffnetem Thorweg eine ganz wunderbare Karawane auf die Landstrafse nach der Stadt *Qum* hinzog. Den Eseln und Maulthieren waren zu beiden Seiten lange, mit Stricken umwundene Kisten aufgepackt, an dem einen Ende

schmaler wie an dem andern, welche einen entsetzlichen Gestank verbreiteten. In dem Hofe der Karawanserai waren andere wie Waaren aufgespeichert, um wahrscheinlich später versendet zu werden. Ich sah zum ersten Mal den Ausgang eines persischen Leichentransportes. Der Reisende in Persien hat häufig Gelegenheit, derartigen Karawanen-Leichenzügen, welche sehr oft von den Angehörigen der Verstorbenen, die Weiber nicht ausgeschlossen, auf den grofsen Pilgerstrafsen nach den bedeutendsten sogenannten heiligen Städten zu begegnen. Die Karawanen gehen theils nach *Meschhed*, oft beunruhigt durch Ueberfälle turkomanischer Reiterschaaren, theils nach *Qum*, das wir auf unserer Rückreise nach Teherân berührt hatten, theils nach anderen Orten, in welchen die Grabmäler heiliger Personen gelegen sind, vor Allem aber nach der hochberühmten Schmerzensstätte *Ali's*, in deren Nähe sich zugleich Heiligen-Gräber befinden, nach der Ebene von *Kerbela* in der Nachbarschaft der türkischen Stadt *Baghdâd*. Die Karawanen nach *Kerbela*, welche gewöhnlich einmal im Jahre gehen, gehören zu den bedeutendsten, sowohl was die Zahl der transportirten Leichen, als die der begleitenden Personen anbetrifft. Den Türken erwächst durch den Zoll, welchen die Perser an der persisch-türkischen Grenze zu zahlen haben, und den türkisch-sunnitische Malice pro Perserkopf mit einem Esel gleichtaxirt hat, ein nicht geringer Geldgewinn. Die Grabstätten in *Kerbela* selbst werden zu ganz enormen Preisen verkauft. Die Todten werden nicht unmittelbar nach ihrem Hinscheiden in die Transportkisten verpackt, sondern erst nach mohamedanischer Sitte begraben, aus ihrer Grabstätte später herausgenommen und dann der Karawane übergeben. Die Erhaltung der Leichen wird einigermafsen durch eine oberflächliche Einbalsamirungsmethode, wobei Kampher eine Hauptrolle spielt, begünstigt, obgleich nicht zu leugnen ist, dafs das persische trockene Klima, welches, wie das ägyptische, äufserst conservativer Natur ist, nicht unerheblich zur Erhaltung der Leichen beiträgt. Während der Zeit unseres Aufenthaltes in Persien liefs ein Engländer, welchem auf einer Reise von *Teherân* nach *Täbrîz* seine Frau gestorben war, die vor zehn Jahren bestattete Leiche ausgraben, um sie in *Täbrîz* beizusetzen, und erstaunte nicht wenig, als er die Leiche noch so vollkommen erhalten sah, dafs selbst die Gesichtszüge sich wenig verändert hatten.

Bei unserm Ritt durch die Stadt hatten wir einmal wieder Veranlassung, persische Begriffe über das eingebildete Vorrecht des Vornehmen dem Armen

gegenüber kennen zu lernen. Einer von unseren Soldaten, welcher neu eingetreten war und die Hausordnung unserer preufsischen Gesandtschaft sich noch nicht eingeprägt zu haben schien, hieb mitten im Bazar auf einen Mann, dessen langsam schreitender Esel nicht rechtzeitig genug auswich, so unbarmherzig los, bald den Reiter, bald das Thier mit seinem Stocke treffend, dafs ich in der Meinung stand, der Geschlagene habe sich eines besonderen Versehens schuldig gemacht. Auf meine Gegenvorstellung: *Ja wasch, ja wasch!* d. h. auf Türkisch: „Nur immer sacht!“ entgegnete mein begleitender *Pischkhedmèt*: „Es ist ja ein Esel!“ — nämlich Mann und Thier zusammen. Ein Eselreiter kann einmal keine respectable Person sein und mufs daher bei dem Entgegenkommen eines Vornehmen schleunigst vom Esel springen, um dadurch dem Ersteren seine Huldigung auszudrücken. — In den Bazaren, die wir passirten, fielen ausnahmsweise die persischen öffentlichen Schreiber auf, welche auf dem Boden der Strafse in der Nähe der Häuserwände hockten und vor sich, aufser dem *Kalemdân* (Schreibgefäfs) und den glatt geriebenen Papierrollen, eine metallene, mit Schriftzügen und Zeichen bedeckte Scheibe stehen hatten, auf welcher sich um eine Achse zwei wie Uhrzeiger gestaltete Griffel hin und her rücken liefsen. Neben ihrem Geschäfte als Schreiber betreiben sie nämlich die schwarze Kunst und sagen den Leuten mit Hülfe der curiosen Maschine das Schicksal voraus. Am häufigsten sieht man Frauen vor diesen Propheten kauern und mit grofser Aufmerksamkeit den Weissagungen derselben lauschen.

Am 29. December hatte ich die Aufgabe, Zeuge eines Ehebündnisses zu sein, welches zwischen einem deutschen Unterthanen und einer — vierzehnjährigen orientalischen Schönheit in der Wohnung des Schwiegervaters, eines christlichen Armeniers, stattfinden sollte. Das Haus, im Armenierviertel gelegen, war baufällig und starrte ebenso sehr von Schmutz wie die männlichen Mitglieder der armenischen Familie, welche in den Winkeln eines jämmerlichen Zimmers auf dem Boden hockten. Um einen wackeligen Tisch safsen mehrere Deutsche, welche als naturalisirte Russen in der berühmten Baumwollen-Dampfspinnerei am Wege nach *Schimrân* persischer Seits engagirt worden waren, und ihre Zeit bei dem fortwährenden Stillstand der Dampfmaschine, der es heute an Kohlen, morgen an Wasser, übermorgen an Baumwolle gebrach, meist mit Schnapstrinken und Spielen zubrachten, — um gleichfalls Zeuge des Ehebündnisses ihres deutschen Landsmannes mit der unsichtbaren Braut zu sein.

An dem Hauptende des Tisches lallte ein armenischer lumpig gekleideter Priester in abgebrochenen Sätzen unverständliche Worte, deren Geist mit dem Spiritus im Schnapsglase vor ihm sicher in der nahesten Verwandtschaft stand. Da ich von Amtswegen als Rechtszeuge geladen war, durfte es mich billig in Erstaunen setzen, als der versoffene Pfaffe, der sich rühmte, armenisch, persich, türkisch, indisch und malaisch mit gleicher Fertigkeit zu sprechen, sich nicht entblödete, mir ein Schnapsglas zu füllen, um ihm bei einem Toast auf meine Gesundheit Bescheid zu thun. Der deutsche Bräutigam verhielt sich still und ruhig und kam mir eigentlich wie ein Opferlamm vor. Wenn er auch bereits vor zwölf Jahren mit einem Wanderbuche in der Tasche seiner Heimath, dem netten und sauberen Sachsenlande, ein Valet gesagt und nach dem Orient gepilgert war, wo ja die Sitten und Gewohnheiten so unendlich leicht die guten Seiten des Europäers abschleifen, so blieb es mir dennoch immer unbegreiflich, wie eine deutsche Natur in eine solche orientalisch-persische Mistpfütze hineinfallen konnte. Ich dankte Gott, als ich das Freie wieder erreicht hatte, nachdem ich der ganzen Gesellschaft eine recht fröhliche Hochzeitsfeier gewünscht. Der armenische Mönch, eine Figur wie der Kapuziner in Wallensteins Lager, war scheinbar untröstlich, dafs meine „Excellenz“ sich so bald der Gesellschaft entzog, und brüllte mir Segenswünsche nach, die mir beinahe wie halbe Flüche vorkamen.

Nach armenischer Sitte wird vor jeder Heirath in Gegenwart von Zeugen, unter denen der Priester unerläfslich ist, der Ehecontract abgefafst, nach welchem um Mitternacht die eigentliche Trauung stattfindet. -

Als letzte Neuigkeit aus dem Monat December wollen wir nicht unerwähnt lassen, dafs der „König der Könige“, der mit theuren Kosten zwei europäische Photographen unterhält, sich von dem einen, Mrs. Carlion, umgeben von zwölf Weziren, photographiren liefs. Die Letzteren sollten einen besonderen Abzug erhalten und aus Freude und Dankbarkeit ein jeglicher an den genannten Photographen die Summe von zehn Dukaten zahlen. Bei diesem Anlafs sei die Bemerkung hinzugefügt, dafs die Kunst zu photographiren von dem *Schah* in der ausgedehntesten Weise ausgebeutet wird. Eines Tages liefs der hohe Herr seinen französischen Leibphotographen mit seinem Apparate zu sich bescheiden, um einen im Schlofshofe frei herumlaufenden Tiger zu photographiren. Mit schlotternden Beinen stand der Photograph bei seinen Instrumenten, richtete mit

zitternder Hand sein Glas nach dem Tiger, welchen die stete Bewegung des Kastens immer unruhiger machte, so dafs er zuletzt nicht abgeneigt schien, auf Photographen und Kasten mit einem Satze loszugehen. Trotz aller Wendungen und Drohungen kam natürlich kein Bild zu Stande. Der Schah, unwillig darüber, machte dem Photographen Vorwürfe, dafs er seine Kunst so schlecht verstände und liefs, als er kaum gehört hatte, dafs die wilde Bestie und ihre Beweglichkeit dem europäischen Schwarzkünstler allen Muth beraube, sofort den Tiger bei Seite bringen und als minder furchtbaren Gegenstand zur Photographie eine — Henne herbeiholen, um diese abconterfeien zu lassen. Als auch das Abbild eines so ungefährlichen Thieres nicht recht gelingen wollte, war Se. Majestät ganz aufser sich, und schien gar nicht zu begreifen, wozu eigentlich die Photographie nütze.

XIII. Kapitel.

Der Januar 1861 in Teheran.

Den Uebergang des alten zum neuen Jahre feierten wir von 9 Uhr Abends bis 2 Uhr früh wehmüthig und ausgelassen fröhlich zugleich in Gesellschaft unserer lieben Teheraner Hausfreunde. Das Jessens'sche Ehepaar, der österreichische Offizier Hr. v. Gasteiger, der gegenwärtig russische Staatsrath in Tiflis Hr. Graf, und die beiden französischen Freunde Tholozan und Querry bildeten mit dem Personal unserer Gesandtschaft um einen Tisch mit Kuchen, Punsch, italienischen Salat und Champagner den fröhlichen Zirkel, welcher fern von Europa die alte Sylvesterfeier in Gemeinschaft verleben wollte. Es gab Toaste über Toaste, unsere Heimath, unser Königshaus, unsere Familien, Alles was wir lieben! mufste leben, und deutsche Lieder wurden gesungen, dafs sich männiglich die Kehle rauh schrie und unsere französischen Freunde zu den unverstandenen deutschen Tönen die sonderbarsten Gesichter zu schneiden anfingen. Selbst eine Maskerade fehlte nicht. Unser hochpoetischer Freund Jessen hatte aus bemaltem Papier und Baumwolle die Maske eines Alten zurecht-

gearbeitet — denn eine Maskengarderobe giebt's in Teheran nicht — und so begrüfste er uns, einige Minuten vor zwölf Uhr Mitternacht, als Gott Chronos drapirt, mit einer hübschen halb ernsten, halb komischen deutschen Ansprache in poetischer Form. Aber auch unsere französischen Freunde sollten nicht leer ausgehen, da ihnen ein französich gesprochener Vers geweiht war, den ihnen deutsche herzliche Freundschaft mit folgenden Worten darbrachte:

„Comme M.M. Querry et Tholozan
Ne comprennent pas un mot d'allemand,
Je leur prédis pour tout potage
Qu'ils n'en sauront jamais davantage.
Du reste ce sont deux braves gens,
Qui ont le coeur tout-à-fait allemand.
Nous les aimons en frères germains,
Quoiqu'ils vivent au-delà du Rhin."

Der poetische Gott Chronos im schwarzen Frack hatte uns über alle Maafsen durch seine hoffnungsreichen Blicke in die Zukunft befriedigt und wir empfingen darum Schlag 12 Uhr sein Geschenk, das neue Jahr, nach russischer Sitte in Begleitung von Salz und Brot, mit nicht geringer Genugthuung. Mit den Worten:

„Und zum Beweis, ihr lieben Leute,
Dafs, was ich euch versprochen, wahr,
Schenk' ich zum Schutz euch und Geleite
Mein jüngstes Kind, das neue Jahr.
Da kommt es eben! — so empfehle
Ich euch noch Alle seiner Pfleg',
Wünsch' euch viel Glück und Heil, und stehle
Mich wieder ganz bescheiden weg.
Empfangt nur noch zum Angebinde
Dies Salz und Brot von meinem Kinde,
Und theilet euch hübsch christlich drein
Ohne zu zanken und zu schrei'n."

empfahl er sich bis zum nächsten Jahre, das wir nicht mehr in Teherân, sondern, wie es auch geschehen ist, im lieben Vaterlande zu feiern hofften.

Den ganzen Neujahrstag über nahmen die üblichen gesandtschaftlichen

Besuche und Gegenbesuche in der europäischen Welt kein Ende, da es auch in Teherân die gute Sitte erheischt, dafs man sich beim Beginn eines neuen Jahres, gleichgültig ob dasselbe christlich oder mohamedanisch ist, gegenseitig seine Glückwünsche ausdrückt. Selbst persischer Seits blieb man bis zu den höchsten Sphären hin in der Höflichkeit gegen christliche Bewohner Teherâns in keiner Weise zurück, sogar vom „Mittelpunkt des Weltalls“ aus haben die Gesandtschaften die Ehre, durch eine auf gut persisch ausgedrückte Gratulation erfreut zu werden. Mehrere *Ferraschen* oder Hofbedienten erschienen am Vormittage des ersten Januar auch in dem Hôtel der preufsischen Mission und setzten eine süfse Last aus fünf grofsen Tableau's, mit zehn mächtigen Zuckerhüten und Zuckerstreuwerk, auf die Teppiche des Empfangszimmers nieder. Der Minister des Auswärtigen sandte mit seinen herzlichen Wünschen zwei Schüsseln voller Zuckerwerk, der *Mirza* unserer eigenen Gesandtschaft brachte gleichfalls sein süfses Opfer, und zuletzt erschien, zur Abwechselung, ein ganzer Korb voll Kuchen und Apfelsinen, den uns das Haupt der persischen Feueranbeter, Herr *Manuktschi*, als freundliche Neujahrsgabe durch seine Diener überreichen liefs.

Bei den Besuchen, welche wir in Person an diesem Tage den hochgestellten gesandtschaftlichen Personen abstatteten, hatte ich die wenn auch nicht neue, so doch traurige Wahrnehmung zu machen, in welcher Weise junge europäische Kinder durch Umgang mit persischen Altersgespielen und Dienern die abscheulichsten Sitten annehmen können. Ich hörte bei dem Eintritt in ein europäisches Haus wie ein Mädchen von sechs Jahren zu erwachsenen Personen in unverwüstlichem Redeflufs eine Reihe persischer Schimpfwörter hersagte, unter denen *Toghm-e-sek*, „Hundesame“, *Haram-zadèh*, „Spitzbubensohn“, und dergleichen Herrlichkeiten mehr eine wenig erbauliche Vorstellung von dem Einflufs persischen Umganges auf ein kindliches Gemüth gewähren konnten.

Die Cholera gab immer noch Stoff in den europäischen Unterhaltungen ab. Man wufste, dafs sie langsam wandernd von Indien aus, woselbst sie den Zeitungsnachrichten zufolge im verflossenen alten Jahre ungemein gewüthet hatte, nach *Belutschistân*, und von da auf der Strafse von *Kermân* nach dem Hauptort der Feueranbeter *Jezd* gekommen war. Von hier aus hatte sie sich über die ganze Wegstrecke, die von *Isfahân* nach *Schirâz* führt, allmählig verbreitet, und war schliefslich auf dem Karawanenwege von *Isfahân* nach *Teherân* in die letztere Stadt eingedrungen. In *Teherân*

brach sie, wie das letzte Mal so auch in dieser Zeit, zuerst in der kaiserlichen Burg (*Ark*) aus, und wanderte von da in das in nordwestlicher Richtung gelegene Quartier von *Sengelèdsch*. Von *Teherân* aus machte sie einen gewaltigen Sprung auf der Karawanenstrafse zwischen dieser Stadt und *Baghdâd* nach *Kirmanschahân* und soll daselbst eine bedeutende Zahl von Menschen (40 Todte pro Tag) gefordert haben. Den brieflichen Nachrichten zufolge war sie in *Baghdâd* noch nicht ausgebrochen. Trotzdem der Schah alle Anstalten getroffen hatte, der Cholera durch seinen Abgang aus *Teherân* aus dem Wege zu gehen, so hatte ihn dennoch eine plötzlich ausgebrochene Krankheit seiner kaiserlichen Mutter bis zum 2. Januar in der Burg zurückgehalten. Nachdem die Gefahr für das Leben der *Mader-i-Schah* durch die Kunst des europäischen Leibarztes Dr. Tholozan mit Anwendung magnetischer Mittel glücklich beseitigt war, liefs sich der „Mittelpunkt des Weltalls" nicht weiter in *Teherân* halten und verliefs am 2. Jannar bei strömendem Regen die kaiserliche Burg, um auf zehn Tage im Thale von *Dschadscherûd* dem edlen Waidwerk obzuliegen. Der Regen machte Miene gar nicht zu enden und schien es auf den Einsturz sämmtlicher Häuserdecken abgesehen zu haben. In dem neuerbauten Hause, welches wir bewohnten, war er bereits durch die Decken gedrungen, tröpfelte fortdauernd durch die geöffneten Spalten auf uns hernieder, so dafs zuletzt die ganze Kalk- und Gipsbekleidung aufweichte, spaltete und mit lautem Gekrach auf unsere Häupter niederstürzte.

Wir hatten es offenbar dem Schah zu danken, dafs das schlechte Wetter so plötzlich und nachhaltig *Teherân* heimsuchte, erfreuten uns aber dennoch nach zweitägiger Regendauer eines langanhaltenden Umschlages zum schönen Wetter. Dieser Temperaturwechsel hatte auf die Zahl der Cholerafälle durchaus nicht ungünstig gewirkt, da das Verhältnifs der Todten vom 4. bis zum 7. Januar sich wie 17:15:3:0 darstellte. Die persischen Aerzte schöpften wieder Hoffnung, da selbst ihr berühmtester Medicus, der alte einbeinige *Mollah Muhammed* trotz aller arabischen Lehrbücher seinen *Schagird's* oder Schülern keinen einzigen Fall der Rettung vom Tode mit Hülfe seiner Kunst aufweisen konnte. Am 8. Januar zeigten sich zwei Todesfälle; von hier ab war die Krankheit von Neuem im Zunehmen begriffen.

An dem eben bezeichneten Tage hatte ich die unangenehme Aufgabe, einen Streit wegen Strafsenkampfes zu schlichten, bei welchem die persischen Diener unserer Gesandtschaft und ein kurdischer Diener des '*Ein-*

el-mulk oder des „Auges des Königsreiches" betheiligt waren. Das „Auge des Königsreiches" ist ein vornehmer Ehrentitel, den schon in den altpersischen Zeiten die ersten und ansehnlichsten Hofbedienten der Könige führten, und dessen die griechischen Klassiker in ihren Schriften über Persien nicht selten gedenken. Besagter Kurde hatte sich im Bazar herumgetrieben, eine Beschäftigung, welcher die persische Dienerwelt mit besonderer Liebhaberei ergeben ist, als der persische Diener des Dragoman unserer Gesandtschaft mit einer offen getragenen Flasche Rhum für seinen Herrn an ihm vorüber ging. Aus Abscheu vor dem so unmohamedanischen Getränke, wahrscheinlicher aber noch aus stiller Sehnsucht nach seinem Besitze, griff der Kurde nach der gefüllten Flasche, der Diener wehrte sich vergebens, rief seine Kameraden und die Soldaten unserer Gesandtschaft als Hülfscorps herbei, und es entspann sich mitten im Bazar ein blutiger Streit, der immer gröfsere Dimensionen anzunehmen drohte. Zur rechten Zeit benachrichtigt, liefs ich sofort Diener und Soldaten nach Hause beordern, konnte aber nicht verhindern, dafs sie den Kurden gefangen mit sich schleppten. Der letztere steifte sich auf seine Würde als Diener eines „Auges des Königsreiches", das die Schwester des Schah zur Frau habe, und liefs sich erst nach ernstlichen Vorstellungen zu einem ruhigen Verhöre bewegen, bei dem ich sehr bald merken konnte, dafs die Hauptkämpfer durch Opium berauscht waren. Zuguterletzt schlug ich den Weg eines Schiedsmannes ein, liefs die feindlichen Mohamedaner nach Landessitte Frieden schliefsen, worauf sie, wie es schien als Belohnung, von mir, dem Friedensrichter, eine Entschädigung an Gelde verlangten. Der Kurde behauptete, es sei ihm im Streit seine Pelzmütze und sein Dolch gestohlen worden, der Diener des Dragomans seinerseits beklagte sich über den Verlust seiner neuen *Dschubeh* (Mantel), in dem sich sechs Gran befunden hätten. Ich wies beiden die Thür, da ich wufste, dafs nach persischer Weise derartige Behauptungen immer aufgestellt werden, um von irgend einer Seite her Geld zu erpressen. So sehr ähnliche Streitigkeiten anfangs rein persönlicher Natur sind, so sehr mischt sich schliefslich die Ehre des beleidigten Herrn hierein, so dafs der gewöhnliche Entschuldigungsgrund beider Parteien die vertheidigte Würde der betreffenden Gebieter ist. Persische Diener einer europäischen Gesandtschaft haben dazu noch die alberne Vorstellung, als seien sie sacrosancte Personen, die man beileibe nicht einmal schief ansehen darf.

Am 10. Januar fielen die ersten feinen Schneeflocken. Der Himmel war bewölkt, die Luft rauh und kalt, und der Wind so stark, dafs er durch alle Fenster- und Scheibenritzen unserer Treibhauszimmer eindrang.

Bei einem Ritt durch die Strafsen, den ich an diesem Tage unternahm, begegnete ich in einer engen Gasse einem Haufen von Leuten, die rechts und links die Häuserwände entlang standen oder safsen, und so erbärmiglich schluchzten und weinten, dafs ihnen das Wasser aus Nase und Augen flofs, und ich selber das tiefste Mitleid mit ihrem Zustand zu fühlen anfing. Die Sache war indefs nicht so schlimm als ich zuerst geglaubt hatte. Sehr bald nämlich sah ich, mitten durch ihren Haufen reitend, einen hokkenden Derwisch mit lang herabhängenden Haaren, der in Versen die Leiden *Ali's* in so erbaulicher Weise schilderte, dafs die vorübergehende bärtige Männerwelt stehen blieb und in der beschriebenen Weise ihren Jammer äufserte.

An demselben Tage fand eine jener schauerlichen Scenen statt, von denen sich das menschliche Gefühl mit Entsetzen abwendet, die in Persien jedoch beinahe zu den täglichen Schauspielen gehören: die Hinrichtung zweier Menschen. Bei der herrschenden Theuerung hatten die *Luti*-Banden sich äufserst hervorgethan, und nicht nur in *Teherân*, sondern auch in der Umgegend die Karawanenstrafsen unsicher gemacht. Eine Bande von eilf Personen, aus neun Mohamedanern und zwei armenischen Christen bestehend, hatten ihre Raubanfälle auf die Strafse zwischen *Teherân* und *Qazwîn* ausgedehnt, man hatte sie verfolgt, bei dieser Gelegenheit die beiden Christen gefafst, während die übrigen Räuber den Händen der Gerechtigkeit entwischt waren. Die beiden Uebelthäter wurden auf dem öffentlichen Hinrichteplatz nach persischer Sitte auf eigene Kosten erdrosselt, ihre Leichname an die Schweife zweier Pferde gebunden und so durch die Strafsen von *Teherân* geschleift. Der erwähnte Platz für die Hinrichtungen befindet sich gegenwärtig vor dem „Neuen Thore“, während früher die Verbrecher auf dem „grünen *Meidân*“ vor dem mehrfach erwähnten Burgthore in der innern Stadt hingerichtet wurden, dessen Abbildung hier beigefügt ist.

In Persien herrscht noch in der Justiz das uralte *Jus talionis.* Auge um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben ist hier das Gesetz. Der Uebelthäter oder Mörder wird dem Beschädigten, oder im Fall eines Todtschlags dem Rechtsnachfolger desselben übergeben, der mit ihm nach dem

Jus talionis (*teqqâs*) verfährt. Der Uebelthäter kann einen Vergleich eingehen und sich durch Geld loskaufen. Will man sich im Gegentheil mit ihm oder mit dem Mörder nicht selber befassen, so übergiebt man ihn dem Scharfrichter, der ihn auf Kosten jenes, d. h. des Mörders oder des Uebelthäters, tödtet, das Auge ausreifst, die Hand abhaut u. s. w.

Von diesem Tage an hörten die Verbrechen in *Teherân* eigentlich gar nicht auf. Am 11. Januar durchlief eine grauenvolle Mordgeschichte die ganze Stadt: Ein schwarzer *Gholâm* (Leibdiener zu Pferde) *Ali-Kuli Khân's*, welcher mit der Tochter des *Emir-toman Mehmed Khân* verheirathet war, hatte die Verwegenheit, während der Abwesenheit seines Herrn, der Frau des Hauses unzüchtige Anträge zu machen. Da sie drohte, ihrem Vater Alles anzeigen zu wollen, tödtete er sie in der Wuth mit seinem Dolche.

In der Nacht vom 11. zum 12. Januar fand ein ganz tüchtiger Schneefall Statt. Als ich des Morgens aufwachte und durch die grofsen Glasfenster hindurch den ganzen Hof mit einer winterlichen Decke überzogen sah, kam es mir beinahe heimathlich vor. Um zwölf Uhr Mittags lag der Schnee etwa zollhoch, doch war die Kälte im Ganzen sehr mäfsig.

In den Bazaren, da wo in den Buden Waffen feilgeboten werden, sah es zu der Zeit ungemein lebhaft aus. Wie man auf den Dörfern und in den Städten die schweren Verluste an Menschen in Folge der Khorassaner Niederlage durch neue Aushebungen zu ergänzen suchte, so that man auch das Möglichste, um die Verluste an Waffen in jeder Weise zu completiren. In den Bazaren wurden deshalb alle nur möglichen Gewehre zu dem Durchschnittspreise von anderthalb Dukaten aufgekauft, wofür der Schah natürlich vier bis fünf Dukaten pro Stück zahlen mufste. „Gegessen", d. h. lucrirt wird nun einmal bei jedem Geschäfte. Einen gewissen Nutzen hatte die Niederlage in sofern für die persische Regierung, als man einsehen lernte, dafs ohne eine praktische Anlage von Gewehrfabriken das Militairwesen keine Fortschritte machen könnte, und deshalb dem Chef des sogenannten Arsenals, Mr. Rous, einem zur französischen Mission gehörenden Artillerie-Hauptmann, freiere Hand liefs, um gründliche Reformen einzuleiten. Das gröfste Hindernifs für eine gedeihliche Entwickelung derartiger Anstalten war bisher diejenige Person gewesen, welche sich vor den übrigen um die so nothwendigen Reformen hätte kümmern sollen, der Herr Kriegsminister. Erst dann, als der Schah, aufs Aeufserste gereizt durch die Niederlage in *Khorassan*, auf endliche Thatsachen drang und im-

mer wieder drang, gewann das Arsenal unter Leitung des genannten Offiziers seine eigentliche Bedeutung. Die persischen Arbeiter, welche daselbst in den Werkstätten beschäftigt waren, entwickelten in der Gewehr- und Waffenfabrikation eine Geschicklichkeit und Fertigkeit, welche die oft angeführte Bemerkung wiederholt bewies, dafs das persische Volk sich gleich ausgezeichneter Anlagen erfreut, so dafs es, wenn ihm nur von oben her Gerechtigkeit und Ermunterung zu Theil wird, in der allgemeinen Culturentwickelung der Völker eine hervorragende Rolle spielen würde. Mr. Rous sorgte dafür, dafs der Tagelohn den Leuten unverkürzt ausgezahlt wurde, erleichterte durch Aufkauf von Getreide und durch Anlage einer Brodbäckerei bei der herrschenden grofsen Theuerung seinen persischen Arbeitern den Lebensunterhalt, und erwarb sich so in kurzer Zeit ebenso fleifsige und geschickte, als dankbare und anhängliche Arbeiter. Von Tag zu Tag gingen neue Waffen aus dem Arsenal *Teherân's* hervor, und der Schah schien so erfreut von dem günstigen Fortgang der Fabrik, dafs er jedesmal persönlich zugegen war, wenn mit neuen Gewehren Schiefsproben angestellt wurden. Ich darf wohl nicht erst hinzufügen, dafs das System der Feuerschlofsgewehre beseitigt wurde und dafs die neuen Schiefswaffen (*fusils rayés*) mit Percussionsschlössern versehen wurden. Sogar eine Zündhutfabrik wurde neben dem Arsenale angelegt und mit der Leitung derselben ein anderer Franzose der genannten Mission, Mr. Laubier, betraut.

Man könnte die Frage aufwerfen, weshalb der Khorassaner Feldzug so unglückliche Erfolge hatte, trotzdem beinahe drei Jahre lang die aus zwölf Personen bestehende französische Militair-Mission, die auf Ansuchen des Schah vom Kaiser Napoléon nach Persien beurlaubt waren und unter der Direction des Lieutenant-Colonel Brongniart standen, die persischen Truppen mit der französischen Disciplin und mit den französischen Exercitien bekannt gemacht hatten. Die Gründe liegen für Jedermann auf der Hand, der persische Militairverhältnisse, wenn auch nur oberflächlich, im eigenen Lande kennen gelernt hat. Nicht der persische Soldat, sondern der Offizier ist der Krebsschaden, an welchem die ganze Armee leidet und so lange leiden wird, bis es nicht gelungen ist, den Offizieren militairische Begriffe beizubringen, oder den Soldaten das Avancement zum Offizier zu eröffnen. Die französischen Offiziere geben einstimmig das Zeugnifs, dafs die persischen Soldaten, welche vor ihrer Ankunft von eng-

lischen Instructoren gebildet waren, daher noch englisch uniformirt sind, ganz ausgezeichnete Krieger abgeben. Ohne Sold, ohne Kleidung, ohne Nahrung, ohne Bett oder Zelt halten sie die gröfsten Strapazen aus, zufrieden damit, wenn man ihnen jeweilig die Zeit gewährt, um durch ihrer Hände Arbeit sich den nothwendigsten Lebensunterhalt zu erwerben. Sie haben einen vortrefflichen Sinn für den Marschschritt, für den Marsch en bataille und für die Quarréeformirung, und führen alle Bewegungen auf Commando mit grofser Präcision aus, sobald nämlich europäische Instructeure an ihrer Spitze stehen. Die persischen Offiziere und Generale dagegen verstehen von der europäischen Kriegskunst wenig oder gar nichts, und bemühen sich auch nicht etwas zu lernen. Was will man auch von Generalen erwarten, welche meistentheils Häuptlinge nomadischer Stämme sind, ihr Contingent an Leuten aus den Tribus zu den regulairen Regimentern liefern und nach europäischem Modus ihre Soldaten commandiren sollen? — Gehen die Instructoren fort, so hört mit einem Schlage Alles auf und europäisches Exercitium, europäische Disciplin ist wie verschwunden. Hätten französische Offiziere die Armee vor *Merw* commandirt, oder nur begleitet, so würde sicher der ganze Feldzug eine andere Wendung genommen haben, während man so eine bittere Erfahrung theuer bezahlen mufste. Dieselben französischen Offiziere bestätigten mir das, was ich bereits früher in Bezug auf die persische Ausrüstung für den Feldzug erzählt habe. Die Perser zogen mit den abscheulichsten und fehlerhaftesten Feuerschlofsgewehren in den Krieg, während die Turkomanen mit Percussions-Pistolen und Gewehren bewaffnet waren. (Wer lieferte ihnen diese?) Das Gepäck, Gewehre, Waffen u s. w. schleppte man auf Eseln und Kameelen mit sich, und nicht weniger als 40,000 belastete Kameele, die nach *Merw* dirigirt waren, fielen den Turkomanen in die Hände. Man berechnete, dafs von einem Regimente von achthundert Mann sechshundert beim Gepäck geblieben, zweihundert in den Kampf gegangen, und dafs von diesen letzteren noch viele in Abzug zu bringen waren, welche gegen Baarzahlung etlicher Dukaten von ihrem General Urlaub erhalten hatten.

Für die zweite Expedition hatte man neben den persischen hohen Offizieren zwei Europäer als Begleiter bestimmt, von denen der eine, Mr. Bühler (aus Strafsburg gebürtig), persischer Brigadegeneral, der andere, ein junger Engländer, Herr Dolmage, sein Adjutant und nebenbei Armeearzt war. Ob gerade die Anwesenheit dieser immerhin als Militairs

ausgezeichneten Offiziere von besonderer Entscheidung für das fernere Schicksal der persischen Waffen in Khorassan gewesen ist, darf kaum angenommen werden, da die Nachrichten vom Kriegsschauplatz hierüber nicht ein Wort gemeldet haben.

Das Tagesgespräch in der Mitte des Monats Januar betraf die grofse Neuigkeit, dafs der elektrische Telegraph zwischen *Täbrîz* und *Teherân* vollständig gelegt sei, so dafs derselbe in Kurzem dem öffentlichen Dienste übergeben werden würde. Als Chef des *Telegrâf-khanèh* oder des Telegraphen-Bureaus war *Ali-Kuli Khân* unter dem Titel *Serhenk-e-telegrâf* oder Telegraphen-Oberst ernannt worden. Alle neuen Erfindungen der europäischen civilisirten Welt, welche neben dem Erstaunen über die riesigen Entdeckungen und Erfindungen der Wissenschaft, das sie bei dem Gebildeten hervorrufen, wirklichen Nutzen verschaffen, betrachtet man in Persien zunächst als amüsante Zerstreuungen. Man läfst Dampfmaschinen kommen, aufstellen, heizen, und freut sich wie ein Kind, wenn sich die Räder bewegen, in einander greifen und die Maschine ihre Arbeit beginnt. Hat man sich satt gesehen an dem Teufelswerk, so kümmert man sich viel um den Nutzen, welchen die Maschine durch ihre Arbeit erzeugt und berechnet am allerwenigsten die Ersparnifs an Menschenkraft, welche das künstliche Werk durch seine mechanische Thätigkeit ersetzt. So ging es anfänglich mit dem Telegraphen. Nachdem man sich durch Anlegung von Drähten auf kurzen Strecken von der wundersamen Art, Nachrichten von einem Orte zum andern mit der Schnelligkeit des Lichtes zu senden, überzeugt hatte, schlief die Telegraphie ein, bis es europäischem Einflusse gelang, unter steter Hinweisung auf die Wichtigkeit schneller Verbindungen auch in politisch-administrativer Hinsicht, die Ausführung der ersten Linie zwischen *Teherân* und *Täbrîz* zu bewerkstelligen.

Der Schah war hoch erfreut, als die erste Nachricht (am 21. Januar) in seinem Beisein von *Teherân* nach *Täbrîz* gelangte. Er liefs an den Gouverneur von *Täbrîz* einen Grufs telegraphiren, worauf dieser ob der freudigen Erregung sich mit dem „Mittelpunkt des Weltalls“ trotz der weiten Entfernung so schnell unterhalten zu dürfen, zweihundertfünfzig Dukaten *Peschkèsch*, d. h. unterthänigstes Huldigungsgeschenk zurücktelegraphirte. Da sich das Geld mit dem Draht nicht mit gleicher Möglichkeit als die Nachricht senden liefs, so mufste der anwesende Minister *Ferrukh Kkân* diese Summe sofort leisten, und es wurde dem liebenswürdigen Onkel um-

gehends notificirt, dafs er seinem *Wekîl* eine Summe von zweihundert und fünfzig Dukaten schuldig sei.

Der Telegraphendienst kostet in *Teherân* täglich fünf Dukaten und hat in der Folge eine Einnahme von funfzehn Dukaten pro Tag im Durchschnitt geliefert. Die Perser schienen ob des Geschäftes ganz zufrieden, wenn auch nicht die Hoffnung in Erfüllung gegangen ist, welche der zur Telegraphenlegung verdammte prinzliche Unterrichtsminister eines Tages gegen unsern *Eltschi* ausgesprochen hatte, dafs die Post eine ganz dumme Einrichtung sei, da von nun an alle Correspondenz per Draht vor sich gehen würde. Die Perser berechnen den Preis einer Depesche von Teherân nach Täbrîz nach der Zahl der Buchstaben, die sie enthält, und lassen sich für den einzelnen einen *Schahi* zahlen (ungefähr sechs Pfennige). —

Von der Mitte des Monats Januar an nahm die Kälte so bedeutend zu, dafs sämmtliche Teiche und Wasserbassins in den Gärten und Höfen mit einer dicken Eiskruste bedeckt waren und die Europäer auf grofsen Eisflächen in der Nähe der Stadt Schlittschuh zu laufen anfingen. Trotz der bittern Kälte wechselten die gewöhnlichen Perser ihre Kleidung in keiner Weise, so dafs ich einen Unterschied von Sommer- und Wintertracht eigentlich nicht bemerkt habe. Sie scheinen die kalte Temperatur viel leichter als wir Europäer auszuhalten, und es ist keine Uebertreibung, wenn ich anführe, dafs ich bei einem Ausritt, wobei ich mich bis über die Ohren in Pelz eingehüllt hatte, vor der Thür seines elterlichen Hauses ein Mädchen von drei bis vier Jahren herumlaufen sah, welches nur mit einem einzigen kurzen Hemde bekleidet war. Die Leute wärmen sich in ihren Wohnungen mit Hülfe des *Mangals* oder *Tendurs*, jenes beschriebenen, mit Kohlen angefüllten Beckens oder Loches inmitten des Zimmers, mit einem *Kursi* oder kleinen Tische mit grofser runder Platte darüber, über welchen schliefslich die allgemeine Familiensteppdecke gelegt wird. Sämmtliche Familienmitglieder kriechen bei Tage und bei Nacht darunter und wärmen sich an der glimmenden Kohlenglut. Dafs eine solche Art zu schlafen oft sehr schädliche Folgen haben kann, da der Kohlendampf sicher ungemein nachtheilig ist, bedenken sie nicht, am allerwenigsten sorgen sie dabei für die Kinder. Es ist aber ein Grundsatz in Persien, dafs man sich um die Kinder, sobald sie laufen können, in keiner Weise bekümmert, so dafs die Sterblichkeit derselben viermal gröfser als in Europa ist.



Lith. v. E. Weidenbach

J. C. Hinrichs'sche Buchhdlg. in Leipzig

Druck d. Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin.

Persische Trachten.

Die Zerstreuungen, an welchen man als Europäer mitten im persischen Leben Theil nehmen könnte, beschränkten sich in der Winterszeit einzig und allein auf sehr äufserliche Besuche bei bekannten Persern und erstreckten sich dabei auf die gewöhnliche, ziemlich ceremonielle Unterhaltung unter Verabreichung des unvermeidlichen *Kaliân* und der gefüllten Theetassen. Die Perser sind den Europäern gegenüber in den letzten Jahren ungemein zurückhaltend geworden und sie vermeiden fast mit Aengstlichkeit jede nähere Berührung mit den Fremden. Während in früheren Zeiten die persischen Männergesellschaften europäischen Freunden oder Bekannten offen standen, so ist gegenwärtig der persische Salon dem Europäer hermetisch verschlossen. Europäer, welche lange in *Teherân* gelebt hatten, wissen als Augenzeugen manche drollige Geschichte aus den verflossenen Zeiten zu erzählen. Konnten wir in dieser Beziehung nur lebhaft das Bedauern empfinden, durch nahe Berührung mit den Eingeborenen den persischen Charakter und persische Sitten und Gewohnheiten näher kennen zu lernen, so hatten dennoch andrerseits mannigfache Erzählungen der üblichen Art persischer Gesellschaft die Sehnsucht nach derselben ziemlich vermindert. Man giebt sich den geselligen Vergnügungen mit der gröfsten Ausgelassenheit und Zügellosigkeit hin, so dafs sehr häufig die unschicklichsten Scenen stattfinden, die man aber stets mit dem morgenländischen Sprüchwort zu entschuldigen weifs, dafs der Tag nicht wisse, was die Nacht gesehen hat. Das gute deutsche Wort: „Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang,“ wird bis über die äufsersten Grenzen hinaus von den Persern erfüllt, nur dafs noch ein viertes Element hinzutritt, das Spiel, dem sie mit grofser Leidenschaft ergeben sind. Im Trinken bleiben die Perser Meister, wobei ihnen Qualität und Quantität ziemlich gleichgültig ist. Wein, Rhum, Branntwein, Opium, Alles nimmt man unterschiedslos in gewaltiger Menge zu sich, und es ist nichts Seltenes, dafs Jemand eine volle Flasche Rhum in kurzer Zeit ausleert. Das Tanzen ist bekanntlich nicht nur in Persien, sondern im ganzen übrigen Morgenlande auf die Weiberwelt beschränkt. Es gilt für unschicklich und erscheint gegen alle Manneswürde, die Beine nach der Musik im Takt zu setzen, und die Orientalen machen grofse Augen und halten die ganze Gesellschaft für verrückt oder angetrunken, wenn sie zum ersten Mal anständige Männer in einer europäischen Gesellschaft tanzen sehen. Man zieht es vor, sich etwas vortanzen zu lassen, und pflegt

öffentliche Tänzerinnen zu miethen, welche in den Gesellschaften der Männer ihre Tänze aufführen, denen sehr häufig die schöne Haremswelt, hinter einem hölzernen Gitter verborgen, zusieht. Die Tänzerinnen, welche man mit dem Namen *Suzmâni* oder *Karêdschi* (Zigeunerin) bezeichnet, gehören der niedrigsten Klasse der Bevölkerung an und tragen Sitten zur Schau, welche sie als feile Geschöpfe brandmarken. Ihre Tänze, welche beim Klange eines Tambourins, einer persischen Geige und unter dem taktmäfsigen Händeklatschen der zuschauenden Männer ausgeführt werden, sind nicht nur äufserst lasciv, sondern auch abschreckend ekelhaft, da sie oft so weit gehen, bei einem Haupttanze, in welchem die Tänzerin eine Ameise in ihren Kleidern sucht, sich in adamitischer Tracht zu zeigen. Die Perser finden natürlich einen grofsen Gefallen an solchen Schaustücken, wobei der Branntwein bis zu den Tänzerinnen hin die Runde macht. Es hat auch nicht an Europäern gefehlt, welche sich mit theuern Kosten eine derartige Soirée dansante zu verschaffen gewufst haben, obgleich die Gefahr für ihre Person sehr häufig eine nicht geringe war. Die Mohamedaner halten es nämlich zum grofsen Glück für einen Verstofs gegen ihre religiösen Vorschriften, wenn Mohamedanerinnen das Haus eines unverheiratheten Christen betreten, und verfehlen deshalb nicht, bei solchen Gelegenheiten gewaltigen Lärm zu schlagen. Es ist mir ein Fall bekannt, dafs ein Franke aus Neugierde, persische Tänze zu sehen, sich durch seine Diener, welche sich regelmäfsig als Vermittler bei derartigen Gelegenheiten darbieten sollen, Tänzerinnen für einen Abend miethete, dieselben verstohlen in sein Haus eintreten liefs und sich nun mit eigenen Augen von der Art dieser Vorstellungen überzeugte. Mitten im Tanze hörte er ein lautes Pochen an seiner Thür, ein Schreien und Rufen vieler Leute von der Strafse her, und bald kamen die Diener, um mit ängstlichen Mienen ihrem Herrn zu melden, dafs sich die Bevölkerung des Stadtviertels vor der Thür des Hauses versammelt habe, gegen ihn Drohungen ausstofse und die sofortige Auslieferung der Damenwelt verlange. Besonders machte sich ein Bewohner des Viertels durch sein wüthendes Benehmen bemerkbar, und wie es schien mit gutem Grunde, da er behauptete, dafs sich seine „tugendhafte Ehehälfte“ unter der Schaar der Tänzerinnen befände und er entschlossen sei, bei den höchsten Personen der Stadt gegen den Europäer Klage zu führen. Wer A sagt, mufs auch B sagen. Unser Europäer hatte in ein Wespennest gestochen und wufste in der Angst nichts Klügeres zu thun,

als mit dem beleidigten Ehegatten und der tobenden Volksmasse einen goldenen Vergleich einzugehen. Das kurze Tanzvergnügen kam seinem Beutel baare zweihundert Dukaten zu stehen, die Angst ganz abgerechnet, welche er bei dieser Gelegenheit auszuhalten hatte. Das Spafshafteste an der Geschichte war aber die Thatsache, dafs sein eigener Diener mit den Tänzerinnen ein gutes Geschäft gemacht hatte, und dafs der Ehegatte und der treulose Harem nichts Anderes als fingirte Personen waren. Es kann dies einen Beweis für die Wandelbarkeit des persischen chamäleonartigen Charakters dem Gelde gegenüber abgeben, da ich fest glaube, dafs derselbe verrätherische Diener bei anderer Gelegenheit für seinen Herrn bis zum Tode auf das Tapferste gekämpft haben würde. Uebrigens ist bei dieser Veranlassung anzuführen, dafs die Perser einen liederlichen *Frengi* weit mehr verabscheuen, als einen gleich liederlichen Landsmann. Bei allem Fanatismus gegen das Europäerthum haben sie eine innerliche Scheu und hohe Achtung vor dem moralischen Uebergewicht der *Frengi* und verzeihen dem einzelnen sehr schwer jede Art sittlicher Uebertretungen.

In der Einsamkeit, die mir von meinen offiziellen Arbeiten und den nothwendigen Besuchen übrig blieb, benutzte ich die Zeit, um mit Persern, die ich als Lehrer in mein Haus gezogen hatte, die persische Sprache, persische Dialecte und das in *Teherân* gesprochene Türkisch zu studiren. Ich hatte in dieser Weise würdigere Gelegenheit, als sie mir durch den geselligen Umgang geboten sein würde, mich über das Land zu unterrichten und meine Sprachkenntnisse zu vermehren. Dankbar erkenne ich die Mühe an, welche sich *Mirza Dschaffer*, *Moallim* oder Professor des Französischen an der Schule *Dar-el-fanûn*, um meine Kenntnisse erwarb, ebenso wie ich einem fast ängstlich-bescheidenen *Sejid* (dasselbe was *Scherîf* im Arabischen ist) oder Nachkommen des Propheten aus *Mazenderân* für seine lehrreichen Stunden verpflichtet bin, in welchen er mir die Eigenthümlichkeiten des Mazenderâner Spachdialektes auseinandersetzte. Die *Sejids* zeichnen sich als Nachkommen des Propheten durch einen gewissen Stolz aus, der sie verhindert, sich ihr Brot durch Erlernung eines Handwerkes zu sichern. Es sind meistentheils verarmte Gelehrte oder selbst Bettler, deren grofse Zahl das Land erfüllt und die man sofort an ihren blauen oder grünen Turbanen erkennt, während das sonstige Gelehrtenthum: *Mollahs*, *Qâzis* u. s. w. das weise kahlgeschorene Haupt mit einem weifsen Turban schmückt. Die Perser machen sich nicht viel aus ihrem Prophetenthum,

und ich habe nie bemerkt, dafs man den *Sejid's* der Nachkommenschaft halber eine besondere Auszeichnung beim Entgegenkommen bewiesen hätte. Mein *Sejid* bewies in unseren Unterhaltungen den heiligen Personen stets eine besondere Achtung; er sprach nie von *Isa*, *Muhammed*, *'Ali* und anderen Personen, ohne sofort hinter ihrem Namen: *'aleihu esselâm* „über welchem der Friede sei“ hinzuzufügen.

Zu unseren Erholungsstunden dürften billiger Weise die Besuche gerechnet werden, welche uns, leider! allzuhäufig, ein würdiger *Dellâl*, der alte wohlbekannte *Nasrullah* von *Teherân*, abstattete, jedesmal bepackt mit einem Reichthum von allerhand Curiositäten. Er wufste so gut zu sprechen, sein *Ja serkâr-e-naib* „O Excellenz des Naib“ so wohl anzubringen, er kannte so genau unsere dem Kauf abholde oder zum Kauf geneigte Miene, dafs er nie fortging, ohne seine Last um ein Beträchtliches erleichtert zu haben. Er war zuletzt eine Art von *Dust* oder Hausfreund geworden, der um Rath nie verlegen war, und sicher versprochen haben würde den Mond vom Himmel zu holen, wenn „unsere Excellenzen“ es gewünscht hätten. Er war nach seiner Weise ehrlich, nur durfte man ihm nie einen Vorschufs anvertrauen, da er dann regelmäfsig sich eines eigenthümlichen Verrechnungssystems bediente. Mit den *Nauker's* unseres Hauses stand er natürlich im besten Einvernehmen, so dafs diese niemals einem andern *Dellâl* den Eintritt in unsere Hallen gestatteten.

Eines Tages, der Himmel weifs wie es gekommen war, machte mir dennoch ein jüngerer *Dellâl* seine Aufwartung, um mir seine Waare und seine Dienste anzubieten. Ich verwies auf meine ältere Bekanntschaft, seinen Zunftgenossen *Nasrullah*, und hatte kaum dessen Namen genannt, als er in die Worte ausbrach: „Herr, der alte *Nasrullah* ist ein Betrüger und Lügner, bei meinem Leben, ich sage die Wahrheit. Möge dieser alte Hund, dessen Vater verbrannt ist, nie mehr Eure Schwelle betreten, noch Eure reinen Hände berühren.“ — Ich merkte mir den Namen des jungen Kaufmannes und fragte am nächsten Tage den Alten nach dem Charakter seines jüngeren Geschäftsfreundes. Freiwillig und ruhig, ohne vorher gereizt zu sein, bemerkte er seinerseits wie wörtlich folgt: „Herr, wessen Hund war sein Vater, dafs er es wagt vor dem Staub Eurer Füfse zu erscheinen. Ist er nicht der gröfste Betrüger und Lügner in der Wohnung des Khalifen (Teherân)?! Schmutz auf das Haupt des Unreinen, dessen Angesicht schwarz wie die Nacht werden möge!“ — Zu diesem Gespräch

mufs man wissen, wie ich nachher von meinen Dienern erfuhr, dafs beide in dem zarten Verhältnifs von Vater und Sohn zu einander standen und ein und dasselbe Haus bewohnten. Es geht doch nichts über das Geschäft in Persien!

Unter den von *Nasrullah* vorgelegten persischen Kunstgegenständen interessirten mich am meisten die Werke der Maler, die je nach der Geschicklichkeit der einzelnen Meister verschieden in ihrer Ausführung sind, aber dennoch neben allem Schablonenmäfsigen eine besondere Anlage dieses Volkes für die nachbildende Kunst bezeugen. Selbst von oben her geschieht Vieles, um die Kunst der Malerei aufzumuntern, und ich selber habe mit dem Bleistift leicht hingeworfene Portraitskizzen des Schah gesehen, die nicht ohne Geschick auf das Papier gemalt waren. Der Hauptmeister in der Kunst, oder der *Neqqâsch-baschi*, ist ein gewisser *Mirza Abul-hessan Khân Kaschi*, welcher vom Schah sogar nach Rom geschickt worden war, um in dem Lande der Wiege der Malerei sich in der edlen Kunst zu vervollkommnen. Seine Leistungen auf dem Gebiete der Portraitmalerei, aber auch nur auf diesem, sind ausgezeichnet. Der in Paris erschienene Stahlstich, das Bild des Schah darstellend, ist nach seinem Portrait ausgeführt. Ein anderer nicht minder berühmter Maler ist mir dem Namen nach unbekannt geblieben, und ich weifs nur, dafs er das Unglück hat taubstumm zu sein.

Eine gewisse Aufregung brachte eines schönen Tages, bald nach der Mitte des Januar, die Nachricht in *Teherân* hervor, dafs die vereinigten Truppen der Franzosen und Engländer die Hauptstadt des grofsen chinesischen Reiches ohne grofse Schwierigkeit eingenommen, geplündert und besetzt hätten, bei welcher Gelegenheit ich nicht unerwähnt lassen will, dafs die amtliche Depesche der russischen Regierung den Weg von Peking über St. Petersburg bis *Teherân* in siebenzig Tagen zurückgelegt hatte, ein Zeugnifs, wie vortrefflich die Courierpost und die telegraphischen Verbindungen in Sibirien sein müssen. Die Perser steckten verdutzt die Köpfe zusammen, da sie einen thatsächlichen Beweis vor sich hatten, welche Vortheile europäische Kriegskunst vor asiatischer Militairwirthschaft habe. Dafs eine Handvoll fränkischer Truppen die seelenreiche Hauptstadt von *Tschin* so ohne Weiteres eingenommen hatte, wirkte wie ein elektrischer Schlag auf sie, und wie ein Gespenst erschien drohend im Hintergrunde die erlittene jüngste Schmach, dafs 30 oder 40,000 Mann eigener Truppen

von einer ungeordneten Reiterschaar beinahe gänzlich aufgerieben worden waren. Man seufzte tief und empfand schmerzlich den Unterschied asiatischer Schlaffheit vor der europäischen Lebenskraft. Die Unzufriedenheit und Mifsstimmung ergriff alle Schichten der Bevölkerung, und in den Bazaren tuschelte man sich in die Ohren, dafs das persische Reich in dermaliger Weise nicht lange mehr bestehen könne. Die Grofsen des Reiches, mit Ausnahme der wenigen Personen in unmittelbarster Nähe des Schah, äufserten unverholen und in den herbsten Ausdrücken ihr Mifsbehagen an den gegenwärtigen hoffnungslosen Zuständen. Dazu kam, dafs die Regierung bereits seit Monaten den Beamten nach orientalischer Gewohnheit die Besoldungen vorenthielt, ein Umstand, der bei der herrschenden Theuerung der Lebensmittel nicht wenig zur Vergröfserung der allgemeinen Erbitterung beitrug. Das arme Volk lebte in Jammer und Elend und konnte sich nur mühsam der Sorge für das tägliche Brot entledigen. Mehr als je hatte der Schah, der von dem Zustande des Landes gar nichts zu wissen schien, für seine Ruhe zu fürchten. Es ist ein wahres Glück für morgenländische Herrscher, dafs man unmittelbar in der geheiligten Person des regierenden Fürsten das Wohl des Staates erblickt, und dafs ein Jeder, mögen seine Gesinnungen noch so illoyal sein, dennoch nie wagen würde, die Person des Herrschers anzutasten. Die Zeitumstände würden bei anderen Ansichten jedenfalls schwer zu beklagende Ereignisse nach sich gezogen haben. Uebrigens fehlte es nicht an solchen, welche schliefslich den Muth hatten, der höchsten Person im Reiche den wahren Zustand der Dinge zu enthüllen und zugleich die Mittel anzugeben, in welchen das schwimmende Wrack des Staates glücklich aus dem Sturm der Zeit zu retten wäre. *Milkom Khân*, ein Armenier von Geburt, einer der gewandtesten und geistreichsten, zu gleicher Zeit auch mit europäischen Sitten, Gewohnheiten, Ansichten und Staatsformen vertrautesten Beamten des Schah, hatte in einer anonymen Denkschrift, welche er geschickt in die Hände des Schah spielte, seine Meinung über die Lebensfähigkeit des persischen Reiches auseinandergesetzt, und besonders die politische Gefahr hervorgehoben, in welcher sich *Irân* dem grofsen nördlichen Nachbar gegenüber befand. Der Schah hatte die Arbeit gelesen und gelobt, der Inhalt hatte ihn auf das Aeufserste interessirt, jedoch soll er sein Urtheil in die ächt persischen Worte zusammengefafst haben: „Wenn's nur jetzt nicht geschieht, was sich nach meinem Tode ereignet, ist mir vollständig gleichgültig.“

Es konnte nicht Wunder nehmen, wenn die Besonneneren, denen in der That an der Erhaltung des Reiches lag, immer mehr und mehr das Bedürfnifs nach Reformen empfanden, und anfingen, sich unter den Europäern aufmerksam nach ihren Freunden und Feinden umzusehen. Leider schlug man wie gewöhnlich den verkehrten Weg ein. Man nahm, nach eingeholtem Rathe, ungewöhnliche Anläufe und liefs in aller Eile auf Allerhöchsten Befehl aus dem Französischen in das Persische Reorganisations-Pläne übersetzen, abschreiben, vertheilen, Alles nur dazu gut, um das geduldige reformatorische Papier unter die Diwankissen zu schieben und damit vorläufiger Vergessenheit anheimzustellen. Man dachte und denkt nicht daran, dafs die Uhr der Weltgeschichte ruhig ihren regelmäfsigen Gang weitergeht und nicht danach fragt, ob die persische Uhr ein Paar Stunden im Rückstande ist.

Am 25. Januar stellte sich nach einem furchtbaren Winde eine eisige Kälte ein; das Haus schien in seinen Grundvesten zu wanken, und die persischen Fenster klirrten und klapperten die ganze Nacht hindurch. Am Abend des vorhergehenden Tages zeigten Kanonenschüsse von der Citadelle her, aufsteigende Raketen, Leuchtkugeln und Montgolfieren der nicht besonders festlich gestimmten Bevölkerung den Vorabend des Geburtstages *Alî's*, „über dem der Friede sei", an. Am 25sten fand das eigentliche Fest statt. Der König hielt ein öffentliches *Selâm*, zu welchem aus relgiösen Rücksichten von den Vertretern der europäischen Gesandtschaften nur der türkische eingeladen und zugelassen wird. Die roth gestiefelten und beturbanten Grofsen stellen sich dabei dem Könige vor, der in Pracht und Herrlichkeit auf seinem Pfauenthron sitzt, und drücken ihm ihre Glückwünsche aus. Einer von ihnen hält für das *Selamèt* oder das Wohl des Königs eine erbauliche Rede, hierauf wird geschossen, die Truppen salutiren und Musik ertönt. Seine Majestät läfst sich inzwischen seinen goldenen, mit Diamanten und anderen Edelsteinen reich besetzten Staatskaliun reichen, raucht ein Paar Züge daraus und setzt die Pfeife nieder. Dies ist das Zeichen, dafs das offizielle *Selâm* zu Ende ist. Der zweite Akt der Feier ist allgemeinerer Natur. Der Schah erscheint auf dem Balkon (*balakhanèh*) seines Palastes, nach dem Burgplatz hinaus, auf welchem inmitten der versammelten schaulustigen Menge *Teherâns* Seiltänzer, Tänzer, Sänger, Ringer u. s. w. eine Stunde lang vor Sr. Maj., wie man in Persien sagt, „*Tamascha*" machen, d. h. ihre Leistungen produciren. Der

Schah wirft zuweilen eine Handvoll Goldstücke von oben herab unter die Menge, die sich natürlich um den Besitz eines oder mehrerer Stücke wacker herumbalgt, und zieht sich dann wieder in seine inneren Gemächer zurück. Damit hatte die Feier ihr Ende erreicht, nachdem sie von neun Uhr Vormittags an etwas über vier Stunden gedauert hatte.

Wir haben an verschiedenen Stellen unserer Reisebeschreibung mehrfach auf den Cultus des *Ali* hingewiesen, der sich in ganz Persien einer beinahe göttlichen Verehrung erfreut und der Gegenstand heiligster Gebete ist. Es war mir, um dies bei dieser Gelegenheit gleich zu bemerken, von besonderem Interesse, einmal das Bild dieses Heiligen zu sehen, welches nach einer Copie im Besitze des Kaisers und im Auftrage desselben von einem russisch-armenischen Maler aus Tiflis angefertigt ward. Das Original, reich mit Diamanten verziert, und bei feierlichen Gelegenheiten vom Schah am Halse getragen, soll in Indien aufgefunden und um einen enorm hohen Preis in die Hände des gegenwärtigen Hohen Besitzers gelangt sein. *Ali* ist darin auf einer Matte kniend abgebildet, einen Rosenkranz in der Hand haltend. Seine Züge sind sanft, beinahe weiblich, und gleichen am meisten einem schönen Christusbilde. Er trägt lange braune Locken und einen kurzen Bart. Ueber seinem Haupte schwebt ein Heiligenschein und gelbe Sonnenstrahlen beleuchten seine ganze Gestalt. Zwei fliegende Engel, welche in der Nähe seines Kopfes zu beiden Seiten schweben, halten mit ihren Händen einen Blumenkranz und scheinen das Haupt des Heiligen damit zu krönen. —

Ich habe bereits früher angeführt, dafs die Perser zwar insofern das Gesetz des Korans unbeachtet lassen, als sie keinen Anstand nehmen, die Bilder lebender Wesen mit Hülfe der Malerei darzustellen oder zu photographiren, dafs sie aber dagegen eine besondere Scheu haben, die Portraits heiliger Personen mit Hülfe der Kunst auszudrücken und deshalb bei etwanigen Darstellungen derselben an Stelle des Gesichtes einen grünen viereckigen Schleier setzen, oder aber, wie z. B. in den zu *Teherân* erschienenen Druckwerken, die Stelle des Gesichtes durch ein leeres weifses Viereck andeuten. Dafs dennoch die heilige Person *Ali's* nicht nur in deutlich erkennbarem Bilde vom Schah getragen und durch Copien auf seinen Befehl vervielfältigt wird, kann aufs Neue als Zeugnifs dienen, dafs der Perser den Fanatismus des übrigen Orients in dieser Beziehung in keiner Weise theilt.

XIV. Kapitel.

Die Uebergabe preufsischer Uniformen an den Schah.

Als wir im Monat Mai 1860 in *Teherân* eingezogen waren, hatte der damals noch lebende Baron v. Minutoli die Ehre, der persischen Majestät eine Zahl preufsischer Infanterie- und Kavallerie-Uniformen zu überreichen, welche Se. Maj. der König dem Beherrscher im Osten nebst anderen Geschenken übersendet hatte. Die Diener des Herrn v. Minutoli, ehemalige Militairs, sowie eine Anzahl persischer *Serbâzen* wurden damals in die Uniformen gesteckt, — wobei einer der letzteren die naive Bemerkung machte, dafs es gar kein Wunder sei, in solcher Tracht und mit so vortrefflichen Waffen ein guter Soldat zu sein, — und ein langer Zug preufsischer Soldaten aller Gattungen, zu Pferde und zu Fufs, zog eines schönen Tages durch die Bazare der Stadt den Weg zur kaiserlichen Burg. Die guten Teherâner machten grofse Augen, als plötzlich ein so stattliches Kriegsvolk fremden Aussehens durch ihre friedlichen Strafsen zog, besonders erregte die glänzende Garde du Corps-Uniform, welche der Kammerdiener des Ministers, der ehemalige preufsische Husar Rabe trug, ihre ganze Aufmerksamkeit, und sie vermeinten fast, die Russen wären nach Teherân gekommen, wenn nicht die persischen koketten *Zulf*-Ohrlocken der verkleideten *Serbâzen* unter den preufsischen Helmen hervorgeguckt und den Bürgern der Stadt die nahe Landsmannschaft und den friedlichen Charakter des Zuges verrathen hätten. Man kicherte und lachte und schien sich vor Allem über die eigenen *Serbâzen* zu ergötzen, welche mit stolzer Verachtung als einstweilige Preufsen auf ihre Landsleute herabsahen und im besten Militairschritt in der ungewohnten Tracht einhermarschirten.

Der Schah hatte das lebhafteste Interesse für das übergebene Geschenk, und wurde nicht müde, unsern als Militair wohlbewanderten Minister nach einer Menge von Einzelnheiten zu fragen. Als er unter anderen erfahren hatte, dafs die Vertiefung im Kürafs von einem Probeschufs herrührte, den man zur Prüfung der Stärke eines jeden auf denselben abzufeuern pflegt, befahl er, Pulver und Blei herbeizubringen, um einen preufsischen Dragoner-Karabiner zu laden, in der Absicht, mit demselben auf den

Küraſs zu feuern. Die Sache wäre gut gewesen, wenn nicht unter dem Küraſs der Garde du Corps gesteckt und in demselben das menschliche Herz lebendiger als jemals geschlagen hätte. Nachdem der Schah alle Anstalten gemacht, konnte der Pseudo-Garde du Corps seiner Angst kaum mehr Herr werden, und es gelang dem Minister, den Schah von seiner Absicht nur durch die Bemerkung abzubringen, daſs er in seiner Meisterschaft als guter Schütze zwar eine Garantie sehe, daſs die Kugel den Küraſs und nicht den Mann träfe, daſs man aber nicht wissen könne, ob nicht durch Ricochettiren dem Mann oder gar der kaiserlichen Person selber ein Leid geschähe.

Auf den besonderen Wunsch des Kaisers, welcher den gröſsten Wohlgefallen an der soliden und praktischen Armatur der preuſsischen Armee bezeigte und Proben der übrigen preuſsischen Kavallerie- und Infanterie-Uniformen, welche nicht vertreten waren, zu sehen wünschte, hatte Herr Baron v. Minutoli den amtlichen Antrag nach Berlin gestellt, ihn sobald wie möglich, nach vorher eingeholter Genehmigung Seiner gegenwärtigen Majestät, in Besitz der gewünschten Uniformen zu setzen, um selbige dem Schah überreichen zu können. Inzwischen waren Monate darüber hingeflossen, Herr v. M. befand sich nicht mehr unter den Lebenden, ich hatte kaum mehr an die ganze Angelegenheit gedacht, als eines Tages eine Karawane in Teherân eintraf, welche die neue Militairsendung in das Hôtel unserer Gesandtschaft ablieferte. Ich hatte somit die Verpflichtung, dieselben dem Schah im Namen unserer Königlichen Majestät zu überreichen und beeilte mich demnach an geeigneter Stelle anzufragen, an welchem Tage und zu welcher Stunde Seine Majestät genehmigen würden, den mir gewordenen Befehlen zu entsprechen. Man hatte mir den 23. Januar Mittags als die Zeit bestimmt, und ich verfehlte nicht, mit Unterstützung meines, mit militairischen Dingen vertrauten Freundes, des Hauptmanns v. Grolman, dem alten Beispiele zu folgen und die übersandten Uniformen auf die Körper preuſsischer Unterthanen und der Soldaten unserer persischen Wache zu legen. Der ehemalige Leibhusar Rabe wurde in einen Kürassier verwandelt und ritt in seiner schweren Uniform auf einem Pferde. Der Koch Schutter avancirte zu dem Grade eines Potsdamer Oberjägers und stolzierte in der kleidsamen Uniform hinter uns zu Fuſs einher. Ein preuſsischer Unterthan, derselbe, welchen die Hoffnung auf günstige Lederankäufe nach Persien geführt hatte und welcher als Landwehrmann ein ganz besonderes Recht auf das Tragen einer preuſsischen Uniform hatte,

marschirte in der stattlichen Uniform eines Garde-Grenadiers vom ersten Regimente, mit der historischen Gardemütze auf dem Kopfe und einem feldmäfsig gepackten Tornister auf dem Rücken, neben dem Oberjäger einher. Ihnen schlossen sich vier persische Soldaten an. Der lange, hagere *Wekil-baschi* unserer Wache war in eine Ordonnanz der Armee-Gensd'armerie verwandelt worden und sah in seinem preufsischen Militairmantel, der ihm schwer und ungewohnt war, und in der krummen Haltung eines unglücklichen *Serbâzen* eigentlich recht traurig aus. Seine beiden Haarlocken hinter den Ohren stahlen sich unter dem blanken Helme hervor, fielen ihm lang über den Kragen und pafsten zu der Uniform wie die Faust aufs Auge. Leidlicher präsentirten sich für bescheidene Ansprüche der persisch-preufsische Garde-Pionier und zwei Linien-Infanteristen. Der Teherâner Janhagel belustigte sich aufs Neue an dem ungewohnten Anblick, drängte und stiefs sich in unsern Zug hinein, so dafs ich froh war, als ich endlich mit meiner Truppe in der Burg des Kaisers Halt machen konnte. Geleitet von dem Ober-Ceremonienmeister, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und dem Adjutanten des Kaisers *Jahijâ Khân*, der zugleich in gewohnter Meisterschaft das Amt des Dolmetschers übernahm, traten wir vor den Kaiser hin, während unsere uniformirten Leute zunächst vor der Thüre ihre Stellung eingenommen hatten. Der Schah, lebhaft und neugierig wie er ist, befahl sofort den Leuten einzutreten und schien sich innerlich zu amüsiren, als seine preufsischen *Serbâzen* sich vergeblich abquälten, die Stiefel von den Füfsen zu ziehen, da es die Sitte durchaus erfordert, vor ihrem Schah ohne Fufsbekleidung zu erscheinen. Strümpfe trugen sie nicht, und so sah es seltsam genug aus, als vollständig uniformirte preufsische Militairs in blofsen Füfsen vor dem Schah in einer Reihe neben einander Posto gefafst hatten. Die Gegenwart einer so erhabenen Person, wie die des Kaisers, schien den *Serbâzen* den letzten Muth geraubt zu haben, denn sie standen so erbarmungswürdig da, als hätten sie ihr letztes Stündlein schlagen hören.

Der Schah hatte seinen Platz in einem grofsen aber niedrigen Saale eingenommen, der überreich an Spiegelwerk und Vergoldungen war. Er safs in der Nähe eines flackernden Kaminfeuers auf einem einfachen und gewöhnlichen Stuhle. Neben ihm stand ein chinesischer Nipptisch mit einem europäischen Schreibgefäfse darauf, das von einer Menge persischer Schriftstücke umgeben war, doch mufste er vorher auf einem kaffeebraunen, mit Gold-

borten eingefafsten Teppich gesessen haben, der in seiner Nähe auf dem Fufsboden ausgebreitet war, da aufser an herumliegenden Scripturen die Spuren des von ihm vorher eingenommenen Platzes an den Falten des Tuches noch sichtbar waren. Er war sehr einfach gekleidet, obwohl ihn das grofse goldbrokatene Gewand umhüllte, und trug eine goldene Brille, die ihm ein sehr gelehrtes Ansehn gab. Nachdem ich in französischer Rede den Zweck meines Kommens auseinandergesetzt hatte, übergab ich im Namen Seiner Majestät die Geschenke, die sich in der beschriebenen Weise theils auf den Leibern der Leute befanden, theils in Gestalt preufsischer Munitions- und Gewehr-Utensilien auf grofsen Präsentirtellern hereingetragen und in der Nähe des Kaisers auf den Teppich niedergesetzt wurden. Der Schah prüfte mit der gröfsten Genauigkeit jedes einzelne Stück, wobei Hr. v. Grolman die nöthigen Erklärungen dazu gab. Vor Allem interessirten ihn die Modelle der Zündnadelgewehre (von den Persern *pîtschdâr* genannt), die aus einander genommen und in ihren Details erklärt werden mufsten. Die Säge am Pionier-Seitengewehr schien Sr. Maj. so zu gefallen, dafs Allerhöchstsie zuerst den Holzgriff eines preufsischen Landwehr-Kavalleriesäbels, und als dies nicht recht gelingen wollte, den neben ihm stehenden chinesischen Nipptisch ansägten; inzwischen mufste sich sein Adjutant einen preufsischen Soldatenmantel umhängen und der Dragoman unserer Gesandtschaft die Ohrenklappen zur Probe anlegen. Der Schah prüfte sehr genau die Güte des preufsischen Tuches und der Näherei, und lobte die Arbeit der Uniformstücke nicht weniger, als die Sauberkeit und Güte der Waffen, wobei wohl mancher stille Nebengedanke seinen Kopf durchkreuzen mufste, da er den Ministern, die inzwischen herbeigekommen waren, beinahe unwillig auf Türkisch zurief: „*bagyn*, *bagyn*“, d. h. seht, seht! — Die gröfste Freude verursachte ihm indefs der Inhalt eines Infanterie-Tornisters, der vollständig aus- und eingepackt werden mufste. Er nahm jeden Gegenstand in die Hand, besah sich lange Zeit in dem kleinen Soldatenspiegel, nur die verschiedenen Garnituren der Bürsten schien er zu meiden, da sie mit Schweineborsten, also mit Theilen eines für unrein gehaltenen Thieres besetzt waren. Dagegen verschmähte er es nicht, die Reservestiefeln in höchsteigene Hände zu nehmen, mit dem Finger auf die Sohlen zu klopfen und mit einem Seitenblick auf den persischen Kriegsminister zu äufsern, dafs das Leder so stark wie Eisen sei und für die schwierigsten Märsche auf lange Zeit ausreiche. Sein Auge ruhte zuletzt

wohlgefällig auf die drei Preufsen, welche in strammer militairischer Haltung vor ihm standen, und der Abstand zwischen denselben und den persischen *Serbâzen*, welche immer noch in krummer schlottriger Haltung und mit niedergeschlagenen Augen ein kreuzunglückliches Gesicht schnitten, konnte sicher seinem scharfen Blicke nicht entgehen. Das frische muntere Gesicht, das furchtlose Auge und der soldatische Anstand der *Frengi*-Soldaten hatte auf den Schah eine so angenehme Wirkung ausgeübt, dafs er sofort dem Adjutanten den Befehl ertheilte, die drei Preufsen mit der kaiserlich persischen goldenen Medaille zu decoriren, welche noch heutigen Tages nicht ohne stolzes Bewufstsein von meinen Landsleuten auf der Brust getragen wird.

Nachdem die Audienz über zwei Stunden gedauert hatte, kehrten wir in demselben Zuge, wie wir gekommen, nach Hause zurück. Das Wetter war regnigt und kalt, dafür flackerte das Feuer lustig in dem kleinen eisernen Ofen europäischer Herkunft, den ich das seltene Glück hatte auf dem persischen Bazar unter tausend Scharteken ausfindig zu machen; ich warf mich in den amerikanischen Wiegenlehnstuhl, um meine erklammten Glieder zu erwärmen und vor meinen Augen die letzten Stunden noch einmal wie einen Traume vorüberziehen zu lassen.

XV. Kapitel.

Teheran im Kothmonat Februar 1861.

Ja wahrhaftig im Kothmonat, denn die Strafsen befanden sich fast durchweg in jenem entsetzlichen Zustande, welcher auf das Lebhafteste an den Tifliser Schöpfungsbrei erinnerte, nur mit der Modification, dafs die Strafsen Teherâns viel enger als die Tifliser sind und die unter dem Schlamm verborgenen tiefen Kanallöcher für Pferde und Fufsgänger einen höchst gefährlichen Grund der Wanderung darbieten. Eine abendliche Promenade, wenn man gezwungen war, bei Einladungen eine solche anzustellen, gehörte zu jenen verwegenen Ereignissen, bei welchen der kecke Uebermuth einen möglichen Hals- oder Beinbruch übersieht. Nachdem der Wind vom 26. Januar an orkanmäfsig über die grofse Ebene von Teherân hinweggestürmt war, begann in der

Nacht vom 27sten zum 28sten ein so anhaltender Schneefall, dafs die weifse Winterdecke auf den Strafsen und Häuserdächern ohne zu schmelzen fufshoch lag. Ein milderes Wetter, das sich am 29sten einstellte, verwandelte den Schnee in Wasser; das feuchte Element vereinigte sich sofort mit der Strafsenunterlage zu einer lehmartigen Masse, in welcher der gleitende Fufs vergeblich einen festen Ruhepunkt zu fassen suchte. Es blieb mir ein wahres Räthsel, wie die Bevölkerung, hauptsächlich aber die Damenwelt, im Stande war, die angedeuteten Zustände des Strafsenterrains zu überwinden, und ich bedauerte mehr als einmal die ängstlich von Stein zu Stein hüpfenden und springenden, tief verhüllten Haremsgestalten, welche mit Verlust eines oder beider gelben oder rothen Saffianstiefel nur mit Mühe ein trockenes Plätzchen unter einer Hausthür erreichten. Dafür ist's Winter, denkt man hier zu Lande und scheert sich den Kukuk um die Sorge, seinen Leichnam mit Bequemlichkeit durch den Massenkoth der Strafse zu schleppen, welcher alljährlich das ganze Europäerthum zur Verzweiflung treibt. Nur in den verdeckten und überwölbten Bazaren herrscht einige Trockenheit, wefshalb die Bevölkerung bei ihren Gängen, selbst auf die Gefahr grofser Umwege hin, durch dieselben zu wandern pflegt. Die Kälte hatte zwar nachgelassen, jedoch war sie immer noch empfindlich genug, um einer europäischen Haut die Nähe eines warmen Ofens zu gönnen. Mit dem Brennmaterial sah es freilich schlimm aus. Persien ist bekanntlich ein holzarmes Land, und so mufs denn das Brennholz, welches ohne Ausnahme von Obstbäumen genommen wird, beinahe mit Gold aufgewogen werden. Aus eigener Erfahrung kann ich versichern, dafs zur Heizung meines kleinen Ofens eine tägliche Holzausgabe von einem Thaler nöthig war, ohne dafs ich den Ofen öfters als zwei, höchstens dreimal heizen liefs. Man könnte mit Leichtigkeit die beinahe zu Tage liegenden Kohlenlager in der Nähe von *Qazwîn* ausbeuten und dadurch ein billiges und vortheilhaftes Feuerungsmaterial gewinnen, wenn nicht die unbegreifliche Indolenz das Hindernifs wäre, eine so reiche Hülfsquelle dem öffentlichen Nutzen zugänglich zu machen. Damit dies nicht geschieht, hat ein Minister des Schah das betreffende Terrain gepachtet, mit anderen Worten, die so reiche Quelle für Jedermann verstopft.

Eine besondere Neuigkeit gab im Anfang dieses Monats Stoff zu reichen Betrachtungen über die unglückselige Verkehrtheit, europäische Erfindungen auf persische Verhältnisse zu übertragen, und ich spreche um

so lieber davon, als sich wunderbarer Weise sogar in Europa in einer französischen Druckschrift, deren Ursprung und Zweck ziemlich klar zu Tage liegt, ein Echo davon hat vernehmen lassen. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Anlage einer Eisenbahn. Die Wege Persiens sind zum grofsen Theil so entsetzlicher Natur, dafs trotz der Bewunderung, welche ein Europäer den Muth hatte, S. M. dem Schah in Bezug auf den Strafsenbau auszudrücken, ein Wagen nicht im Stande ist, ohne Gefahr für sein Dasein weitere Strecken auf persischen Strafsen zurückzulegen. Die grofse Handelsstrafse, welche von *Täbrîz* nach *Teherân* führt, befindet sich in einem Zustande, dafs es selbst den persischen Karawanen im Winter bisweilen schlechterdings unmöglich ist, fortzukommen, und der Transport, ja sogar die Sicherheit der Waaren selber, die wir mit eigenen Augen mitten auf der Landstrafse tief im Koth haben stecken sehen, die gröfsten Verluste an Zeit und Geld zu erleiden hat. Anstatt an einen regelrechten Strafsenbau, an Chaussirung der geraden Wege in der Ebene, an Ueberbrükkung der Wassergräben und an Beseitigung der gefährlichen und schwierigen Bergpassagen zu denken, beschäftigte man sich lieber mit dem Plane, eine Eisenbahn anzulegen, welche natürlich die ersten Male — man denke sich ein dahinbrausendes *Keschtibukhar* (Locomotive) und eine ganze Wagenreihe (*Kaleskèbukhar*) dahinter! — ein ungeheures Amüsement, ein nie dagewesenes *Tamaschâ* erregen mufste. Man hatte in Erwägung gezogen, dafs es zunächst nothwendig wäre, eine kurze Probestrecke anzulegen und dazu die einmeilige Entfernung zwischen *Teherân* und dem Wallfahrtsorte *Schahzadèh Abdulazîm* (s. Bd. I. Seite 230) gewählt. Es war überschlagen worden, dafs die Anzahl der Pilger aus Teherân dorthin alljährlich so und so viele Tausende beträgt, dafs diese die schnelle und billige Reise der langsamen und kostspieligeren Wanderung zu Pferde oder Esel vorziehen würden, und dafs sich sonach mit der Zeit ein erklecklicher Gewinn aus der Anlage herausstellen würde. An die Bildung einer Actiengesellschaft zur Ausführung derartiger Unternehmungen ist in Persien natürlich nie zu denken, da kein Mensch Vertrauen in Societäts-Geschäften setzt, die ja nur unter dem Schutz einer geregelten Regierungsform möglich sind, und die persischen Zinsgeschäfte viel einträglicherer Natur bleiben. Somit war wie immer der Kaiser die einzige Person, welche das Geld zu einem derartigen Bau liefern konnte. Mit der Veranschlagung der Kosten zu einer vorläufigen Pferde-Eisenbahn wurde unser biederer Tyroler Freund, Hr. v. Ga-

steiger als Ingenieur der Regierung beauftragt, und er berechnete als ehrlicher Mann auf Heller und Pfennig, dafs die Herstellung der Bahn, welche bei einer Arbeitskraft von täglich tausend Mann zu ihrer Ausführung drei Monat erfordern würde, die Summe von 18,000 Dukaten kosten dürfte. Ein hoher persischer Beamte, ein hochweiser *Mirza*, schlug die Hände über den Kopf zusammen, schrie Zeter und Mordio über eine solche Summe, legte wie *Mirza Schaffi* den Finger klüglich an die Nase und meinte, dafs er sich unzweifelhaft verrechnet hätte und dafs die Kosten nothwendigerweise — 30,000 Dukaten betragen müfsten, widrigenfalls man es vorzöge, die ganze Sache aufzugeben. Diese Art, Berechnungen und Kostenanschläge zu machen, erinnert lebhaft an einen ähnlichen Vorfall in Constantinopel mit einem Deutschen, der für die Bohrung eines artesischen Brunnens 500,000 Piaster verlangte, das Unternehmen aber nicht ausführen durfte, weil er den Kostenanschlag auf 3 Millionen Piaster zu erhöhen sich weigerte. Unser deutscher Landsmann hatte darauf die Genugthuung, in der grimmigsten Kälte und beim schärfsten Winde, der sich Anfangs Februar einstellte, Strafsenvermessungen vorzunehmen, um die beregte Strecke in Bezug auf Ebenheiten und Unebenheiten genau zu untersuchen.

Am 2. Februar sprach die ganze Stadt von einem bevorstehenden Einzug, bei dem die Hauptpersonen voraussichtlich eine ziemlich jämmerliche Rolle spielen mufsten. Der Gouverneur von *Khorassan* und sein sauberer Wezir, denen der „Wind der Umstände" im letzten Feldzuge so äufserst ungünstig geweht hatte, waren auf ihrem Schneckenzuge bis Teherân gekommen und mufsten nach dem vorgeschriebenen Ceremoniell durch die Hauptstrafsen der Stadt inmitten einer schadenfrohen und höhnenden Bevölkeruug ihren Marsch direct nach dem Gefängnifs zurücklegen. Anstatt auf stolzem Rosse zu sitzen, umgeben von zahlreichen Dienern und Soldaten, und im Siegeszuge, begrüfst von dem zufriedenen Volke und besungen von persischen Poeten, durch die Stadt zu ziehen, mufsten sie auf einem *Jabui-e-palâni*, zu gut deutsch auf einer Sandkracke, die von einem kaiserlichen *Ferrasch* geführt wurde, den Schmerzensweg ins Gefängnifs wandern und manches bittere Wort von der Umgebung vernehmen. „Wartet, ihr Herren", rief ihnen ein Teherâner Bürger zu, „ihr habt zuviel gegessen, wohl bekomme euch das Brechmittel!"

Am 5ten wurde Kriegsgericht vor dem grofsen *Meslehèt-khanèh* (Conseil) über die beiden Uebelthäter gehalten, welche nach europäischem

Gesetz sicher dem Tode durch Pulver und Blei anheimgefallen wären. Nachdem man sie vor den versammelten Conseil geführt, ihnen ihre Schuld vor Augen geführt und sich zu rechtfertigen aufgefordert hatte, gaben sie auf alle an sie gerichteten Fragen keine andere als die eine Antwort: *Mâ khastîm lâkin khudâ nekhâst*, d. h. „Wir wollten schon, aber der Herrgott hat nicht gewollt.“ — Das fand man sehr plausibel und die ganze Versammlung rief laut aus: „*Bäli*, *bäli*, *bäli!* zu deutsch etwa: „Sehr gut, sehr wahr, sehr richtig!“ — Sie kamen, wie man zu sagen pflegt, mit dem blauen Auge davon, wurden freilich ihrer Orden und Titel entkleidet, drei Jahre lang für unfähig erachtet, dem Staate Dienste zu leisten, und, was die Hauptsache ist, zu einer Zahlung verurtheilt. Der *Schahzadèh* mufste 30,000 Dukaten und sein Wezir 110 oder 130,000 Dukaten zahlen.

Mit der zunehmenden Noth und Theuerung nahmen auch Diebstahl und Raub in dieser Zeit so bedenklich zu, dafs eines Tages, im Anfange des Monats, zwanzig Personen, die man auf böser That ertappt hatte, ihrer Ohren, Nasen und Zungen beraubt, oder gar um einen Kopf kürzer gemacht wurden. Zwei Personen, die sich besonders als Räuber ausgezeichnet hatten, wurden vom Schah zum Tode durch Erdrosseln (*tenâb endakhtèn*) verurtheilt. Man legte ihnen zu dem Ende einen Strick um den Hals, zog sie an demselben auf dem Boden so lange hin und her, bis sie keinen Laut mehr von sich gaben. Unter den Uebelthätern befand sich auch ein junger Teherâner, der Veranlassung zu einer höchst tragischen Geschichte gegeben hatte, von der die ganze Stadt erfüllt war, und die, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, in verschiedenen Redactionen von Mund zu Mund ging. Ich erzähle sie nach den mir glaubwürdigsten Mittheilungen, da sie zu gleicher Zeit einen neuen Einblick in persische Lebensverhältnisse gestatten wird.

In der Zeit, wo die Strafsen Teherân's mit Schneehaufen und aufthauenden Eismassen bedeckt waren, schlenderte eines Tages ein junger Perser, eben derselbe, welcher uns beschäftigt, durch die Strafse dahin, und schien mit Wohlgefallen die Gestalt einer jungen Frau zu betrachten, welche sich mühsam durch Schmutz und Schnee mit ihren Stiefeln durchwand. In dem Augenblick, als der junge Teherâner an ihr vorübergeht, schlägt sie zufällig, um besser sehen zu können, das hindernde *Rubènd* oder den Schleier rückwärts zurück und zeigt dem hinblickenden Manne ein Antlitz, welches die persische Poesie mit dem schmeichelhaften Worte

„Mondgesicht“ zu malen pflegt. Nachdem „er die Sonne ohne den Schleier der Wolke“, d. h. unverhüllt gesehen hatte, wurde sein Herz, wie dieselbe persische Poesie sich weiter ausdrückt, sofort „zu einem Braten“ (*kebâb mi-schud*), d. h. ganz von Liebe durchglüht. Er folgte ihr und hatte keine andere Genugthuung als die des Nachsehens, da sie plötzlich in das wahrscheinlich von ihr bewohnte Haus eintrat. Der Mann mit dem „gebratenen Herzen“ konnte aber das „Mondgesicht“ nicht aus dem Sinne verlieren, und beauftragte einen theilnehmenden Freund, zur Linderung seiner Schmerzen auszukundschaften, wer die schöne Person denn eigentlich sei. Der Freund kehrt mit der Nachricht zurück, dafs ein Kaufmann in den Bazaren von Teherân das Glück habe, jene *Peri* „Fei“ als Frau zu besitzen, und dafs sie in der That schön, aber auch ebenso tugendhaft sei. Die Liebe des jungen Mannes nahm trotz dieser Nachricht eher zu als ab, und er wandte sich zur Erreichung seines Zieles an jene in Teherân, wie ich hörte, sehr zahlreiche Classe von Personen, welche niemals zurückschrecken, der Tugend Fallen zu stellen, und Verbindungen anzuknüpfen, welche das Licht des Tages zu scheuen haben.

Es mochten einige Tage verflossen sein, als eine alte, dem Anschein nach ehrbare Frau in die Wohnung des Kaufmanns trat, der zufällig abwesend war, und der Frau desselben ihre Noth in der schlechten Zeit klagte. Die junge Frau, welche das alte Weib freundlich anhört, bedauert, ihr die Bitte nicht gewähren zu können, sie in ihren Dienst zu nehmen. Bei solchen Unterhaltungen pflegen die persischen Frauen wie die Männer anf dem Erdboden zu sitzen und ihren Rücken gegen grofse walzenförmig runde Kissen zu stützen. Während des Gespräches hatte die Alte einen günstigen Augenblick zu benutzen gewufst und heimlich unter das Kissen ein Stück Zeug geschoben, in welchem sich zwei Dukaten befanden. Bald nachdem sie sich entfernt hatte, kehrte der Mann von seinem Geschäfte heim, setzte sich auf den Boden nieder und fand, während er sich an die Kissen lehnte, das Zeug mit dem Gelde an der bezeichneten Stelle. Da seine Frau voller Erstaunen über den Ursprung des Fundes keine Rechenschaft zu geben vermochte, so wurde er eifersüchtig und mifshandelte sie durch Schläge auf das Jämmerlichste. Am nächsten Morgen stellte sich die Alte unter irgend einem Vorwande wieder ein und schien bestürzt darüber, die am vergangenen Tage so heitere Frau verweint und abgehärmt zu finden. Die Gattin des Kaufmanns erzählte im gerechten Schmerze,

wie sich alles zugetragen, und die Alte stellte sich gleichfalls betroffen über die unerklärliche Anwesenheit der goldenen *Tomân's*. Um der Sache auf die Spur zu kommen, schlug sie der Frau vor, in Gemeinschaft mit ihr das Haus eines Bekannten aufzusuchen, der in dem Ruf stände, aus den Karten Wunderdinge herauszulesen, und ihr ganz sicher sagen würde, durch welchen Zufall und vor allen durch wen jene Summe unter die Kissen gekommen sei. Die junge Frau willigte ein, sie machten sich beide sofort auf den Weg und nach kurzer Zeit betraten sie, es ist nicht schwer zu errathen, das Haus des verliebten Mannes. Die Alte entfernte sich unter einem passenden Vorwande, und anstatt die Karten zu legen, benutzte der Verliebte die Gelegenheit, der jungen Frau eine lange Liebeserklärung vorzudeklamiren. Empört über die Frechheit stiefs sie ihn, der ihr den Schleier zu heben wagte, zurück; da — von der Liebe bis zum Hafs ist nicht weit — schleuderte er sie in ein neben dem Zimmer befindliches *Sanduk-khanèh* oder Polterkammer ohne Fenster, band ihr die Hände und mifshandelte sie in der rohesten Weise. Nachdem die Frau vier Tage lang die Brutalitäten des Persers hatte ertragen müssen, gewann sie nach grofsen Anstrengungen den freien Gebrauch ihrer Hände wieder, schrieb mit Kohle auf ein Stück Zeug die Ursache ihres Todes nieder und nahm eine starke Dosis *Teriak* oder Opium, welches die Orientalen bei sich zu führen pflegen. Den Nachforschungen des Ehemannes, der die Rückkehr seiner Frau so lange vergeblich abgewartet hatte, gelang es endlich, die Spuren ihres Aufenthaltes zu entdecken; er drang in Begleitung mehrerer Regierungs-*Ferraschen* in die Schreckenswohnung ein und fand den jungen Mann neben der Leiche seiner Frau.

Der Verliebte, dessen „gebratenes Herz“ zu einer so unglückseligen That geführt hatte, wurde sofort vor den Schah geschleppt, welcher der Khorassaner Geschichte halber sehr übel gestimmt war, und sofort ertönte von den Lippen des Kaisers das verhängnifsvolle *Békusch* „man tödte ihn!“ — Der Scharfrichter wanderte mit dem Todeskandidaten nach dem Richtplatz vor dem „Neuen Thore“, wo sich sofort eine neugierige Menschenmenge versammelte, um mit persischer Kaltblütigkeit Zeuge des blutigen Schauspieles zu sein. Der Scharfrichter nahm sein kleines Messer, mit welchem der Kopf ziemlich langsam losgetrennt zu werden pflegt, murmelte sein nothwendiges „im Namen Gottes, des Allerbarmers und des Barmherzigen“ vor sich hin, setzte das Messer an und, weifs der Himmel wie es geschah,

der Muth fehlte ihm, den grauenhaften Schnitt zu vollziehen. Da tritt ein *Luti* aus dem Kreise, erbietet sich gegen einen *Qran* (ungefähr zehn Silbergroschen) Entschädigung das blutige Geschäft zu verrichten, und sehr bald liegt die Leiche des jungen Mannes am Boden. Der Schah mufste diese Geschichte erfahren haben, denn sehr bald wurde der *Luti* eingefangen und ihm, wegen unbefugter Geschäftsbetreibung, die rechte Hand vom gesunden Körper abgehauen. Auch die Alte kam nicht leer davon Es ist Sitte, dafs die Perser den Weiberkörper weder mit dem Messer, noch mit einem andern tödtlichen Instrumente berühren, sondern von der Höhe eines Thurmes auf ein hartes Steinpflaser hinunterstürzen. Dies geschah, so dafs jetzt Alles in Allem das gebratene Herz drei Leichen und eine abgehauene Hand verschuldet hatte.

Ich habe schon früher erwähnt, dafs die Perser sich bei blutigen Schauspielen durch eine beinahe unmenschliche Kaltblütigkeit auszeichnen. Ein Jeder würde im Stande sein, einen Menschen mit Seelenruhe abzuschlachten, entweder aus Rache oder wenn Belohnungen seiner hiernach warteten. Es mag dies zum Theil von der Gewandtheit herrühren, welche das ganze Volk im Tödten und Schlachten der Thiere besitzt. Die letzteren werden auf offener Strafse getödtet und zertheilt, so dafs die Perser von Kindesbeinen an durch blutige Anblicke niemals erschreckt werden.

Die immer wieder auftauchenden Mordgeschichten hatten S. M. dem Schah die Veranlassung zu dem scheinbar strengen Befehl gegeben, dafs Jeder, der beim Weintrinken betroffen würde oder sich sonst berauschte, sofort getödtet werden sollte Ich würde unehrerbietig handeln, wollte ich wieder erzählen, was Teheràner Bosheit in den Bazaren dazu bemerkte, indem man laut das erste Opfer beklagte. Die Strafen wurden übrigens recht fleifsig vollzogen, und die Scharfrichter hatten alle Hände voll zu thun, den Leuten die Ohren abzuschneiden, die Zungen auszureifsen und die Augen zu blenden. Als ich eines Tages meinen Weg durch die Bazare nahm, hatte ich die gräfsliche Gewifsheit, unter einem bei lebendigem Leibe gekreuzigten Menschen hinwegzureiten. Er war mit Ketten an das Kreuzholz festgebunden, dasselbe an einem Strick durch einen Haken in die Höhe gezogen und schwebte nun so frei in der Mitte der grofsen Kuppel des Bazars. Ich habe niemals den schmerzensreichen Ausdruck im Gesicht dieses Unglücklichen vergessen können.

Die Sterblichkeit in Teherân war mäfsig zu nennen, da die Cholera

im Abnehmen begriffen war und täglich etwa drei bis fünf Opfer forderte. Im Ganzen sollen überhaupt in Teherân monatlich drei- bis vierhundert Menschen sterben. Dies würde im Verhältnifs zu einer Bevölkerung von 120,000 Menschen eine gewaltige Mortalität sein. Statistische Notizen fehlen hierüber gänzlich und erst in neuester Zeit hat die Regierung, von Europäern darauf aufmerksam gemacht, den einzelnen *Kedkhoda* der Stadtquartiere aufgegeben, allwöchentlich genaue Sterbelisten einzureichen. Begräbnisse sah ich sehr selten, und ich entsinne mich nur eines einzigen von Bedeutung, welches eines Tages in der Nähe unseres Hauses vorübergezogen kam. Der Zug erinnerte in vielen Beziehungen an die oben Seite 225 beschriebene Leichenbestattung. Zuerst kamen Leute, die auf hohen Stangen schlechte Shawls und Zeuge als Fahnenlappen trugen, daran reihten sich sechs oder sieben andere, welche auf dem Kopfe kleine Holzschüsseln stehen hatten, auf denen sich kleine Zuckerhüte und Zuckerwerk befanden. Hierauf folgte ein Mollah zu Pferde, der mit lauter Stimme in Begleitung von Knaben sang. Hinter ihm wurde die Leiche in einer Art von Holzbahre getragen, die mit persischen Shawls umwickelt war und vorn auf einer kleinen Stange einen rothen Türkenbund führte. Unmittelbar darauf kamen weinende Leidtragende und ein Haufe von Männern, die ohne Aufhören „*wai*, *wai*, *wai!*“ schrieen. Frauen und Klageweiber befanden sich nicht im Zuge. Bei sehr vornehmen Leichenbegängnissen erscheinen nicht selten costümirte Männer und Pferde, wie man dieselben bei den Trauerschauspielen der Perser zu schauen Gelegenheit hat. So sah ich einmal ein Pferd, welches mit einer schwarzen Trauerdecke verhüllt war, an der man eine Unzahl kurzer Pfeile angenäht hatte, wahrscheinlich um an das Pferd Hussein's zu erinnern, welches wie sein Herr von Pfeilen durchbohrt wurde.

In der Mitte des Februar warf sich die Theuerung besonders auf die Fleischwaaren, doch waren wir Europäer zufrieden, dafs wir wenigstens für Geld über eine Fleischauswahl verfügen konnten, wie man sie nicht immer in Europa haben dürfte. Wenn auch das Rindfleisch in Teherân in Folge einer im vergangenen Herbst ausgebrochenen Rinderseuche hart und ungesund war, so dafs von den Persern nur die Armen davon afsen, so hatten wir dagegen den ganzen Winter über eine grofse Auswahl an Wild. Es gab Gazellen, Bergschafe oder Muflons, wilde Schweine, Hasen, verschiedene Arten von Rebhühnern, Schnepfen u. s. w. Rechnet man dazu

noch Gänse, buntfarbige Enten und fette Puter, so konnte man ganz zufrieden sein mit der materiellen Seite des Teherâner Lebens im Winter. So schön auch das Hammelfleisch ist und eine so vorzügliche Delikatesse vor allen das zarte Lammfleisch sein mag, so wird es Einem doch zuletzt als tägliche Fleischspeise im Sommer neben dem unvermeidlichen *Pilau* und *Tschilau* zum Ueberdrufs und man sehnt sich mit heifsem Verlangen nach einer Veränderung in der animalischen Kost.

Da gegenwärtig die ergiebigste Zeit der Jagd war, so machten es viele Europäer dem Schah nach und wanderten trotz Kälte, Regen oder Schnee in die Berge, um voraussichtlich mit reicher Beute heimzukehren. Freilich war ihnen das Jagdglück niemals besonders hold, denn ihnen jagten keine *Serbâzen* und Dörfler das Wild in den Schufs, und man begnügte sich deshalb oft mit der bescheidensten Beute, um wenigstens den Teherânern sagen zu können, man habe etwas geschossen. Noch heute belustigt mich die Erinnerung an eine zehntägige Jagdparthie, welche mein verehrter Freund, der Graf R., in den *Kuh*, das Gebirge, unternahm, und als deren Ergebnifs er neben einem geschossenen ungeniefsbaren Raben, der aber trotzdem dem Bouillontopf anheimfiel, eine Parthie in Schnee eingepackter — Lachse aus dem kaspischen Meere heimbrachte. Immer in der Hoffnung, durch ein besseres Jagdglück belohnt zu werden, hatte der kühne Jägersmann eine Reise zurückgelegt, die ihn bis tief in die Provinz *Mazenderân* hineingeführt hatte, woselbst er als einzige Belohnung für seine anstrengende Jagdtour durch fufshohen Schnee, der ihm die Gesichtshaut ganz schwarz gebrannt hatte, jene Lachse von den Mazenderânern erstand. Seine Reise, so unerquicklich sie auch in Bezug für den Jäger war, hatte wenigstens den Nutzen, ihn das Land und die Leute kennen gelehrt zu haben. Auch dort war eine Theuerung ausgebrochen und es mangelte in Folge der schlechten Ernte des verflossenen Jahres an Brot, ja sogar an dem dort wachsenden Reis. Der Schnee lag auf den Bergen und in der Ebene und die Wege waren nur mit der gröfsten Schwierigkeit zu passiren.

Bei dieser Gelegenheit darf ich wohl gleich zur Charakteristik dieses Theiles von Persien folgende Notizen anführen, welche ich einer sehr genauen und zuverlässigen Quelle verdanke. Nach derselben leidet *Mazenderân* noch bei weitem mehr als die übrigen Theile des persischen Reiches an dermaligen unhaltbaren Zuständen. Der Mangel an Wegen und Strafsen und die Unsicherheit der häufigen Einfälle der Turkomanen wegen, welche bis in

die Haupt- und Handelsstadt *Astrabâd* („Sternstadt“) hinein ihren Menschenraub regelmäfsig ausüben, hindert jeglichen Verkehr, so dafs der einst bedeutende Handel gegenwärtig beinahe so gut wie ganz darniederliegt. Des Jahres über kommen aus Rufsland vier oder fünf Kaufleute nach *Astrabâd*, um Baumwolle und blauen Farbestoff für den grofsen Markt von Nischni-Nowgorod den persischen Händlern abzukaufen. Die Kisten der Russen werden bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten sehr genau von den persischen Beamten untersucht, da man die Einschmuggelei von — Kanonen befürchtet. An Seide wird nur wenig in *Astrabâd* cultivirt und dies Wenige befindet sich in den Händen des griechischen Hauses Ralli und der braven Schweizer Dinner, Hanhart u. Comp. in *Täbriz*. In *Astrabâd*, woselbst wie in ganz *Mazenderân* die Hitze im Sommer unleidlich ist und Fieber jeder Art grassiren, leben etwa 4 bis 5000 Einwohner, die gegen 200 (500?) *Khanewâr* oder Familien repräsentiren. Der einzige Europäer, der in diesem Orte seinen ständigen, wenig beneidenswerthen Sitz aufgeschlagen hat, ist der russische Consul, zur Zeit unseres Aufenthaltes ein Herr *Gussuf*, der sich sonderbarer Weise daselbst so eingelebt hat, dafs er, seiner Versicherung zufolge, nach Venedig und Neapel nur noch *Astrabâd* als angenehmen Aufenthalt kennt. Sieben bis acht Fersach von der Stadt entfernt liegt der Seehafen, in welchem sich eine russische Marinestation befindet. Sie besteht aus dreifsig bis vierzig Mann, darunter ein Arzt, und führt die traurigste Existenz an dieser einsamen Stelle. Die russischen Kriegsdampfer, welche das kaspische Meer befahren und beherrschen, pflegen alle Monat ein Mal nach *Astrabâd* zu kommen, doch sollte vom Jahre 1862 ab ein regelmäfsiger Postdienst in kürzeren Zeiträumen eintreten. Dagegen fahren die Wolgadampfer von Privatgesellschaften in der besseren Jahreszeit in das kaspische Meer hinein und legen an den Hauptorten der Westküste desselben an. Es ist nicht zu leugnen, dafs die grofse Wasserstrafse, welche von den nördlichen Seeküsten Persiens aus bis in das Herz des russischen Reiches hinein in gerader Linie führt, vom handelspolitischen Standpunkte aus dereinst eine grofse Bedeutung gewinnen wird. Es fehlt nur eine geregelte Verbindung, welche den Wasserverkehr beherrscht und nicht nur den Transport der Waaren, sondern auch den der Reisenden erleichtert. Es würde sich dadurch nicht nur eine bei weitem bequemere, sondern auch bei weitem billigere Reise nach Persien herstellen lassen, als dies bis jetzt auf den Wegen durch den Kaukasus

oder durch Kleinasien möglich ist. Der nördlichste Punkt der Wolgafahrt, welcher neben der Freundlichkeit der Kapitäne und der leidlichen Kost der zahlreichen Wolgadampfschiffe eine Menge von Naturgenüssen und sonst verschlossener Sehenswürdigkeiten zugänglich macht, setzt die Eisenbahnstrafse nach Moskau und St. Petersburg den Reisenden in den Stand, alle nur möglichen Punkte Europas mit wünschenswerther Schnelligkeit zu erreichen.

Ich darf billigerweise eines Ehrentages nicht vergessen, welcher noch in den Monat Februar fällt und bei welchem unser deutscher Koch Schutter eine Hauptrolle spielt. Bei Gelegenheit eines Dîners in unserem Hause, das durch die Gegenwart eines sehr vornehmen Persers einen besonderen Glanz erhielt, hatte der letztere seine bewundernden Augen auf ein Meisterstück des geschickten Koches geworfen: einen wohlfarcirten und garnirten Puter, der in der That mit seinem ausgebreiteten Flügelpaar und einem künstlich angesetzten Kopf von Kraftmehl einem lebendigen täuschend ähnlich sah, und das schmeichelhafte Lob gefällt, dafs dieser Puter würdig sei, von dem „Mittelpunkt des Weltalls" gesehen zu werden. Eine so deutliche Mahnung durfte nicht unberücksichtigt bleiben, und so geschah es denn, dafs unser Koch eines schönen Tages mit einem noch viel herrlicheren Puter in die Küche des Schah wanderte, woselbst seine persischen Kunstgenossen mit lautem „*Beh*, *beh*, *beh!*" das Kunstwerk bewunderten. S. M. schienen äufserst befriedigt von dem Anblick und befahlen sofort, den besagten Künstler nach persischer Sitte zu decoriren, d. h. mit einem Ehrenshawl zu behängen und ihn zu veranlassen, so bekleidet durch die Hauptstrafsen *Teherâns* nach Hause zu gehen. Mit einem ächt persischen Shawl auf dem Rücken mufste der deutsche Koch stolz durch die Bazare wandern, sicherlich von manchem Perser beneidet, dem eine solche Auszeichnung bei einem *Frengi* unerhört schien.

Bis zur Mitte des Februar hin wechselten Schneefälle mit grofsen Regengüssen ab, welche ihre Wirkung auf die Gebäude in erschreckender Weise ausübten. Viele Mauern und eine Menge von Gebäuden, öffentliche Staatsbauten nicht ausgeschlossen, stürzten bei der anhaltenden Feuchtigkeit ein oder senkten sich um ein Bedeutendes, da man in Persien ein Fundament für eine sehr überflüssige Sache bei einem Hause hält. Selbst einzelne Mauern, welche das Heiligthum der Burg umspannten, hielten nicht länger Stand und fielen wie die Mauern Jerichos um. Wir hatten

bei dem bösen Wetter selten Gelegenheit, Ausritte zu unternehmen und sahen in dieser ganzen Zeit nur ein einziges Mal das Freie, wobei wir Veranlassung nahmen, die vor dem Schimrâner Thor gelegene *Nizamîjeh* zu besuchen. So heifst ein Schlofs nebst Garten, welches gegenüber von unserer ersten Wohnung in Teherân gelegen ist und im Frühling seines prachtvollen Rosenflors wegen von den Persern alltäglich besucht zu werden pflegt. Die hübsche Anlage war früher Eigenthum des verbannten *Sadrazâm*, welcher sie seinem Sohne zu Ehren, dem *Nizâm-el-mulk*, mit dem bezeichneten Namen belegte. Nach dem Sturze des Premierministers hat der *Padischah* das Eigenthum desselben, nach persischer Sitte, als sein Eigenthum übernommen, so dafs Garten und Schlofs gegenwärtig eine kaiserliche Besitzung ist. Zunächst tritt man durch ein sogenanntes *Serderr*, d. h. ein Thorweg mit einem bewohnbaren Aufbau darüber, in einen Garten, der nach allen Richtungen hin, jedoch mit persischer Regelmäfsigkeit, von Gängen mit Pappeleinfassung durchkreuzt ist. Der erste Hauptgang führt auf ein *Kulah-e-frengi*, d. h. auf eine fränkische Mütze. Mit diesem seltsamen Namen bezeichnen die Perser, wie bereits früher bemerkt wurde, ein Gartenhaus mit aufgestülptem Dachrande. Da das letztere einem Hutrande oder dem Schirm einer Mütze gleicht, so hat man deshalb dem ganzen Bau die eigenthümliche Benennung gegeben. Der Kiosk bestand seinem Hauptheile nach aus einer reich bemalten Halle mit persischen Wölbungen, in der Mitte befand sich eine sprudelnde Fontäne und an verschiedenen Stellen kleine Wasserbecken. Von hier aus führt eine mit Kiessand bestreute Allee längs einer Wasserleitung mit Kaskaden und Terrassen zu einem mächtigen Bassin, hinter welchem sich das einstöckige eigentliche *Qasr* erhebt. Der schönste Theil desselben ist der grofse Saal; sein Wandfuſs besteht aus Täbrizer Marmor, der theils vergoldet, theils mit sauberen und schönen Sculpturen bedeckt ist. Die gewaltigen Fenster, theils aus bemaltem Glase, theils aus kleinen bunten Glasstücken, ungemein symmetrisch und mit unverkennbarem Geschmacke zusammengesetzt, lassen nur matt das Tageslicht in den Saal fallen, so dafs der letztere bei grofser Hitze einen ungemein kühlen Aufenthalt darbieten mufs. Den oberen Theil der Wände des Saales entlang ziehen sich eine Reihe bunter Darstellungen, welche die Figuren des Schah, seiner Kinder und der Hauptpersonen seines Hofstaates vorstellen sollen. Die Portraits, von demselben Maler gemalt, welchen der Schah seiner weitern Ausbildung halber nach

Italien gesendet hatte, sind fast alle ausgezeichnet und höchst charakteristisch. Die Hauptgruppe in der Mitte bildet der Schah, welcher im grofsen europäischen Costüm auf seinem Pfauenthrone sitzt, unmittelbar neben ihm stehen in zwei Gruppen seine fünf Söhne (zwei davon sind seitdem gestorben) in dem Alter von sechs bis neun Jahren, europäisch uniformirt, mit kindlichen, aber geistlosen Zügen. Daneben befinden sich mehrere Diener aus der unmittelbarsten Nähe des Schah, einige Grofse, unter ihnen der Sohn des *Sadrazâm* und immer in fortlaufender Reihe drei europäische Gesandte, welche neben dem jetzigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten stehen. Den Schlufs der langen Darstellungen bildet ein Schwanz persischer Grofsen, unter denen ich manche Persönlichkeit auf den ersten Blick wiedererkannte. In den Wandgemälden europäischen Ursprunges, welche sich hier und da unter den persischen steifen Bildern an den Wänden vorfinden, entdeckte ich mit besonderer Genugthuung drei Ansichten meiner Vaterstadt Berlin unter Glas. Ueber dem Kaminspiegel präsentirte sich „Berlin vom Kreuzberg aus gesehen", doch gehörte das in Wasserfarben ausgeführte Gemälde seinem Ursprunge nach in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts.

Wir verliefsen die *Nizamîjeh* nach einem einstündigen Aufenthalte, bestiegen unsere Pferde wieder und besuchten einige Freunde in der Stadt, die uns von einem sehr merkwürdigen Antiken-Funde erzählten. In der Nähe von *Weramîn* sieht man Erdhügel und Ziegelruinen, welche die ehemalige Lage und die Reste der älteren Stadt anzeigen und wie gewöhnlich unter dem Namen *Kharâb* von *Weramîn* aufgeführt werden. Beim Umpflügen eines Ackers, der an dieses *Kharâb* stiefs, holte die Pflugschar eines Landmanns sechs goldene Medaillen aus dem Schoofse der Erde hervor, von denen jede einen Werth von eilf Dukaten haben sollte. Man hatte dieselben S. M. dem Schah zur Ansicht geschickt, der sofort Beamte zur Untersuchung der Oertlichkeit nach *Weramîn* absendete, von deren Bemühungen ich jedoch in der Folge nie etwas Näheres vernommen habe. Die Medaillen selber hat kein Europäer zu Gesicht bekommen, so dafs es schwer ist, irgend ein Urtheil über diesen Fund zu fällen.

Vom 22sten an regnete und schneite es drei Tage lang ununterbrochen, während welcher Zeit der Schah dem Vergnügen der Jagd oblag Die grofsen Karawanenstrafsen befanden sich nach den Berichten der Couriere in einem scheufslichen Zustande, so dafs die Post-*Tschapâre* das Dop-

pelte und Dreifache der gewöhnlichen Zeit gebrauchten, um beispielsweise den Weg von Teherân nach Täbrîz zurückzulegen.

Weniger der schlechten Jahreszeit, als vielmehr ruchlosen Händen war es zuzuschreiben, daſs um diese Zeit die regelmäſsige telegraphische Verbindung auf der genannten Strecke plötzlich unterbrochen wurde. Wandernde *Ilât* hatten die langen Holzstangen, an welchen die Dräthe befestigt sind, in der Nähe von *Kazwîn* herausgezogen und sie wahrscheinlich in der kalten Jahreszeit als billiges Brennmaterial benutzt. Es wurde zum ersten Mal der strenge Wortlaut des Gesetzes ausgeführt, welches den Gouverneur eines Districtes, in welchem ein ähnlicher Schaden geschieht, zur Strafe zieht. Der Gouverneur von *Kazwîn* muſste nicht weniger als 1000 Dukaten Strafe bezahlen.

Vom 25sten an nahm die Kälte wieder überhand, und der Schnee fiel Tag und Nacht in so bedeutender Menge, daſs die Wege und Straſsen vor Schnee vollständig unpassirbar waren. Die Feuchtigkeit wirkte bereits schon auf die stärker construirten Gebäude, so daſs in allen Vierteln die solidesten Bauten anfingen ganz oder doch theilweise einzufallen. Am 25sten Abends stürzte in seiner ganzen Ausdehnung das Kuppeldach des neben unserem Hause befindlichen öffentlichen Bades mit einem so ungeheuren Gekrache ein, daſs ich glaubte, unser eigenes Haus wanke in seinen Grundvesten und wolle über unseren Köpfen zusammenfallen.

Die Noth war bei der zunehmenden Theuerung wahrhaft entsetzlich. Ein *Batman* Brot, den man sonst mit fünf *Schahi* bezahlte, kostete bereits deren zwanzig. Es wäre noch gut gewesen, wenn man überhaupt Brot zu kaufen gehabt hätte, allein das vorhandene d. h. zugängliche Mehl reichte nicht aus und die Bäcker verkauften nur den vornehmeren Leuten oder ihren alten Kunden. Ihre Buden muſsten förmliche Belagerungen von Seiten der Käufer ausstehen, so daſs es nicht Wunder nahm, als am 26sten Abends in den Bazaren eine vorübergehende Bäckeremeute ausbrach. Man stürmte die Läden, wobei Schaaren von Kindern singend durch die Gassen zogen und Spottlieder auf einen groſsen Jägersmann hören lieſsen. Das Elend nahm von Tag zu Tag zu und erreichte gegen Ende des Monats Februar seinen höchsten Grad. Trotz aller Befehle und Anordnungen von Seiten der Regierung an die Gouverneure verschiedener Provinzen, Nahrungsmittel, vor allen Getreide und Reis nach Teherân zu senden, war der Transport der verschiedenen Sendungen, der schlechten unwegsamen

Strafsen halber, ein so schwieriger und langsamer, dafs nur in sehr geringem Maafse von dieser Seite her eine Aushülfe gewährt wurde. Gerste und Waizen hatten einen so hohen Preis erreicht, dafs man für den *Batman* zwei Gran oder beinahe zwanzig Silbergroschen forderte, und eine gleiche Quantität Reis mit drei Gran oder beinahe einem Thaler bezahlte. Die Armen wankten elend und matt durch die Strafsen, flehten die Vorübergehenden um Erbarmen an, warfen vorüberreitenden Europäern es mit bittenden Worten vor, dafs sie dem Schah nicht die Lage der Armuth schilderten, und fielen nicht selten vor Hunger auf dem Boden der Strafse nieder. Es war das einer der fürchterlichsten Zustände, in welchen ich während meines Lebens für Alles gefürchtet habe, einer jener Zustände, in welchen die düstere Gegenwart um so grauenhafter erscheint, als sie nach einfachen menschlichen Berechnungen mit unvermeidlicher Nothwendigkeit eine entsetzliche Zukunft voraussagt.

XVI. Kapitel.

Der Monat März in Teherân.

Am 1. März, eine Stunde vor Sonnenuntergang, wie gewöhnlich, kehrte der Schah von seinen Jagdausflügen zurück und mufste billigerweise nicht wenig erstaunt sein, als er am äufseren *Ark*-Thore eine tobende Menschenmasse erblickte, welche ihm den Eingang in das Thor und in die Hauptstrafse der Burg zu versperren schien. Vier oder fünftausend Weiber hatten sich zusammengerottet, als Zeichen der Trauer Erde auf den Kopf gelegt, den Schleier zurückgeschlagen, und waren bereit dem Schah Dinge zu sagen, die ihm voraussichtlich nicht angenehm sein mufsten. Als der „Mittelpunkt des Weltalls“ mit seinem Gefolge in den Haufen eindrang, um zum Thore zu gelangen, fingen die Frauen unter einem furchtbaren Geheule an, die Ferraschen des Kaisers, welche die Weiberwelt aus einander zu treiben versuchten, mit Steinen zu werfen, so dafs sich dieselben vor dem wüthenden Volke schleunigst in Sicherheit zurückziehen mufsten. Einzelne Weiber traten sogar an den Schah heran, hielten sein

Pferd an den Zügeln, stellten ihm die allgemeine Noth dar, indem sie ihm die schlechten Hülsenfrüchte zeigten, welche sie gezwungen würden, an Stelle des Brotes als Speise zu backen. Der Schah versprach Abhülfe und ritt endlich ruhig und unangetastet mitten durch den aufgeregten Weiberhaufen nach der Burg.

Schlimmer erging es dem Kriegsminister, welcher das Unglück hatte, diesem Weiberhaufen auf der Strafse zu begegnen. Sie rissen den Mann vom Pferde, warfen ihm vor, er sei ja auch einer der Wezire, welche ihre gefüllten Kornspeicher schlössen, um den Preis des Brotes immer mehr zu steigern, und schlugen ihm zuletzt ins Gesicht. Die Frauenwelt, aufgeregt, wüthend und in Verzweiflung, hatte, wie man sieht, die Sache in die Hand genommen und bildeten den handelnden, thatkräftigen Theil der Bevölkerung, während die *Mollahs* und *Sejids*, welche in den Moscheen in ihre religiösen Vorträge manches Gift einfliefsen liefsen, den stummen, aber nichts desto weniger als den sehr energischen Hintergrund der unzufriedenen Bevölkerung angesehen werden mufsten. Das Volk rottete sich abtheilungsweise am Abend dieses Tages auf Strafsen und Plätzen zusammen, bewegte sich hin und her, ohne dafs man sein Vorhaben ahnen konnte. Wunderbar blieb es, dafs der Respect vor dem fremden Eigenthum sie abhielt, weder die Getreidemagazine zu stürmen, noch die Bäckerläden zu öffnen und zu berauben.

Am folgenden Tage hatte die Aufregung zugenommen und die gesammte Bevölkerung, aus Weibern, *Mollahs* und *Lutis* bestehend, zog gegen Mittag nach der Burg. Die *Ferraschen* der Regierung versuchten vergebens, das schreiende und mit Steinen werfende Volk aus einander zu treiben. Auf dem Grünplatz wurden die Diener des Schah vollständig zurückgeschlagen und das Volk stürzte durch das Thor und die Thorstrafsen auf den grofsen Platz im Innern der kaiserlichen Burg. Gegen zwei Uhr war hier im Palast des Schah ein grofser Diwan oder Conseil, bei welchem der Schah zu präsidiren beabsichtigte, angesagt worden, um den Urheber der Theuerung herauszufinden und Mafsregeln gegen die zunehmende Noth zu treffen. Der zum Diwan gehende *Kelantèr* oder Polizeiminister von Teherân, der alte *Mahmud-Khan*, wurde auf seinem Gange dorthin von den Weibern bespieen, geohrfeigt und mit Steinen geworfen. Mit Thränen in den Augen erzählte er einem französischen Capitain, welcher ihm bei sei-

nem Eintritt in den Palast begegnete, sein Unglück und beklagte sich bitter über die rohe Behandlung seiner Landsleute.

Der Schah war im höchsten Grade wüthend, als er die tobende Masse des Volkes aufs Neue gegen seinen Palast losziehen sah; die Anwesenden zitterten und bebten in seiner Gegenwart. Da trat in böser, verhängnifsvoller Stunde zu seinem gröfsten Unglück der Polizeiminister von Teherân in den Diwan ein. Der Schah fuhr auf ihn los und schrie den *Ferraschen* das Schreckenswort *Be tenâb*, d. h. „an's Seil!“ zu. Dem Armen wurde ein Strick um den Hals geworfen und in wenigen Minuten lag er erdrosselt zu den Füfsen seines kaiserlichen Herrn. Die Leiche wurde vor der Thüre des Palastes ihrer Kleider beraubt, an dem Schweife eines Pferdes durch die kothbedeckten Strafsen und Bazare der Stadt geschleift und an dem Maste auf dem Richtplatz vor dem Neuen Thore oben an den Beinen aufgehängt. Der Kopf des Armen lag auf dem Richtsteine, der Körper sah besudelt und von Wunden bedeckt aus und eine Masse Volkes umgab neugierig doch theilnahmlos den Leichnam, der einen überaus scheufslichen Anblick darbot. Der Gouverneur der Stadt und sein Wezir *Musâ*, welche die öffentliche Meinung als die eigentlichen wucherischen Urheber der Theuerung bezeichnete, wurden ins Gefängnifs abgeführt, um Prozefs und Strafe zu erwarten. Andere, wie den Altmeister der Bäckerzunft, zwei Polizeileute und mehrere andere beraubte man einiger Gliedmafsen, und Soldaten wurden nach den geöffneten Magazinen geschickt, woselbst das Mehl zu einem mäfsigen Preise verkauft wurde, der von einem *Mirza* der Regierung in den Bazaren öffentlich ausgerufen wurde. Der Preis des Brotes sank bis drei Uhr Nachmittags auf sechszehn *Schahi*, doch konnten sich die Bäcker als geborene Perser nicht enthalten, statt eines vollen *Batmans* nur drei Viertel zu liefern.

Es mufs den gefühlvollen europäischen Leser, welchem die Verhältnisse des Orients und nun gar die des mittelasiatischen Orients unbekannt sind, empören und sein innerstes Gefühl beleidigen, wenn er die Beschreibung von Scenen, wie wir sie so eben wahrheitsgetreu geschildert haben, verfolgt, indem er vergeblich versucht, sich Rechenschaft über die Motive so grausamer Handlungsweisen zu geben. Allein man bedenke, dafs in einem despotisch regierten Staate, dem aufser dem religiösen Gesetze kein einziges Civilgesetzbuch als Grundlage der Gerechtigkeit zu Gebote steht, ausschliefslich nur die F u r c h t es ist, welche drohenden Ereignissen ge-

fahrvoller Natur ein gebieterisches Halt! zuruft und jedes weitere Ansinnen zu thatsächlichem Vorwärtsschreiten auf der Stelle zurückschreckt. Die Humanität darf die Frage aufwerfen: Mit welchem Rechte konnte der Schah einen seiner ersten und ältesten Beamten ohne Verhör, ohne Untersuchung einem so plötzlichen und entehrenden Tode weihen, während vielleicht der Mann unschuldig oder wenigstens weit weniger schuldig, als mancher andere neben ihm Stehende oder über ihm Stehende war? — Allein hätte der Schah die halbe Bevölkerung von Teherân erdrosseln lassen, es würde auf den übrigen Theil der Bevölkerung nicht denjenigen Eindruck ausgeübt haben, welchen die schnelle Execution des *Kelantèrs* auf die revoltirende Masse urplötzlich hervorbrachte. Einen der ersten Beamten des Schah, einen Graukopf, der dreifsig Jahre lang unter den mannichfachsten Stürmen politischer Natur sein Amt behauptet hatte, einen Mann, den die gesammte Bevölkerung, Grofs und Klein, kannte, dem kaiserlichen Zorn in so blutiger Weise als Opfer fallen zu sehen, war für die ganze Stadt ein schreckenerregendes Zeichen umzukehren und aus Furcht zu gehorchen, wo kein Gesetz Einhalt zu gebieten im Stande war. Die durch die Strafsen Teherâns geschleifte Leiche des *Kelantèr* lieferte den traurigen Beweis, dafs das Gesetz allein von der geheiligten Person des asiatischen Fürsten getragen wird. Mehr als das geschriebene Gesetz im Stande gewesen wäre, wirkte der schauderhafte Anblick entmuthigend auf die aufgeregte Bevölkerung, die sich angstvoll und zitternd in ihre Häuser zurückzog, um bei hungrigem Magen darüber nachzudenken, welch ein böser Dämon sie in die Burg des Unverletzlichen geführt hatte. In ganz ähnlicher Weise gelang es einst dem Kronprinzen *Muhammed-Mirza* eine zu *Täbrîz* in der Mitte des Monates Juli 1834 ausgebrochene Empörung in Folge einer augenblicklichen Brottheuerung auf das Nachdrücklichste zu dämpfen. Der Staatsrath v. Tornau hat davon folgende Schilderung gegeben.

„Die Ankunft des Kronprinzen mit seinem Hofstaat in Tauriz (*Täbrîz*) hatte eine Theuerung verursacht und die Brotpreise bedeutend erhöht. *Mohammed-Mirza* wufste sehr wohl, dafs dieser Zustand seinen Grund nicht in wirklichem Mangel an Getreide hatte, sondern nur aus den Wucherspeculationen einiger Kaufleute, die alles Korn aufgekauft hatten, hervorgegangen war, und befahl daher, die Brotpreise unverzüglich herabzusetzen. Unterdessen hatten aber die Bäcker ihre Buden schon geschlos-

sen und aller Brotverkauf in der Stadt hörte auf. Das Volk wurde unruhig und zog unter Anführung eines *Mullâ* in dichten Massen vor den Palast des Kronprinzen. Der Prinz sandte zu wiederholten Malen hinaus, um den Pöbel zu beruhigen, und liefs die Versicherung ertheilen, dafs er schon Mafsregeln zur Abstellung des Uebels ergriffen hätte. Der Tumult wuchs indessen immer mehr: der *Mullâ* wollte von nichts hören, beschuldigte laut den Thronfolger selbst, die Ursache dieses Unglücks zu sein, mifshandelte die Leute des Prinzen und fachte durch sein Beispiel die Aufgeregtheit des Volkes noch mehr an. Man verlangte Brot auf der Stelle und die Bestrafung der Bäcker. *Mohammed-Mirza*, der in seinem Zimmer deutlich den Lärm vor dem Hause hören konnte, verlor endlich die Geduld und befahl im Zorn den Scharfrichtern, den widerspenstigen *Mullâ* augenblicklich und auf der Stelle selbst aufzuknüpfen. Dieser Befehl wurde, trotz der Gegenvorstellungen des *Kaimakam*, der die Folgen einer solchen That befürchtete, auf eine Wiederholung von Seiten *Mohammed-Mirza's* sofort ausgeführt und der *Mullâ* in Gegenwart des empörten Pöbels auf dem grofsen Platze vor dem Palast des Prinzen — gehangen. Seit den Zeiten *Nadir-Schah's* war kein Priester, aus Ehrfurcht vor diesem Stande, hingerichtet worden. Eine um so gröfsere Bestürzung ergriff daher das Volk bei der Execution des *Mullâ* und still und erschrocken ging Alles nach Hause. Die Ruhe in der Stadt stellte sich wieder her, das Brot wurde um die Hälfte wohlfeiler und bald war der unglückliche *Mullâ* vergessen." —

Ich habe mit Absicht die ganze Stelle des v. Tornau'schen Berichtes wiederholt, da derselbe mehrere Einzelnheiten enthält, welche auffallende Aehnlichkeit mit den Teherâner Ereignissen aufweisen.

So sehr wir überzeugt sind, dafs die Thatsache des hingeschlachteten *Kelantèr* dem Herzen des Schah später wehe gethan und er den Verlust dieses Beamten tief beklagt hat, so sehr, glaube ich, haben wir Europäer derselben unser Heil und Leben zu danken gehabt. Wenn auch unmittelbar die Bevölkerung in den Bazaren zufällig begegnenden Europäern in keiner Weise beleidigend entgegentrat, sie vielmehr fast allenthalben als Vermittler beim Schah anrief, so trugen dennoch zwei wichtige Momente in dieser Zeit dazu bei, gegen Alles, was den Namen Franken führte, erbittert zu werden, so dafs es nur eines sehr schwachen Anlasses bedurft hätte, um uns sämmtlich einem wahrscheinlich martervollen Tode zu wei-

hen. Der eine Moment lag in dem unversöhnlichen Hasse und dem Fanatismus der *Mollahs* gegen den christlichen Europäer. Ich habe bereits früher hervorgehoben, welche eigenthümliche Stellung in Persien die geistliche Gewalt der herrschenden gegenüber einnimmt, und wie die letztere, als einem fremden erobernden Stamme angehörig, von der ersteren nur geduldet und gleichsam nur als ein augenblicklicher Beschützer der Religion und des Landes betrachtet wird. So kann es nicht befremden, dafs die Stellung des Schah als Usurpators bei jeder Gelegenheit von den giftigen *Mollahs* angegriffen und bestritten wird, und dafs sie jedes Mittel benutzen, um die leicht erregbare Masse ihren Absichten gegen den Schah augenblicklich geneigt zu machen. Der Fanatismus spielt hierbei eine Hauptrolle, und die Parole des Tages: „der *Din*, d. h. der Glaube ist in Gefahr“, entzündet wie ein elektrischer Schlag die in den Betschulen und Moscheen versammelte Menge. Ehre, Vaterland, Liebe zum Könige, Moral, Tugend und ähnliche Begriffe sind dem Perser so wenig bekannt, dafs er nicht einmal in seiner Muttersprache Ausdrücke dafür hat und zu ihrer Bezeichnung sich fremder Umschreibungen bedienen mufs. Sie können daher in keiner Weise sein Gefühl erregen, während das „der Glaube ist in Gefahr“ die Masse so plötzlich aufweckt und zu den unsinnigsten Thaten verleitet. Von vorn herein gereizt und übel gestimmt prüft man nicht, welchen Hintergrund die gefährliche Parole habe, man sucht nicht zu erforschen, welche geheimen Absichten ihr zu Grunde liegen, sondern läfst sich wie ein Hund auf ein verfolgtes Wild hetzen. Die *Mollahs* hatten nicht verfehlt, auch diesmal die allgemeine Mifsstimmung zu benutzen und den Leuten in den Moscheen vorzupredigen, dafs alles Unglück bis zu den schlechten Ernten und der Theuerung hin eine natürliche Folge der Aufnahme der *Frengi* in Teherân sei, und dafs *Allah* in so sichtbarer Weise den Schah und das persische Volk strafen wolle. Die Bevölkerung hätte vielleicht längere Zeit ihre Ohren den stets wiederholten Predigten über dieses Thema bis zur endlichen Aufforderung zum Handeln, „weil der Glaube in Gefahr sei“, verschlossen, wenn nicht ein zweites sehr wichtiges Moment dazu gekommen wäre, das, anstatt das Feuer zu löschen, Oel in dasselbe hineingofs. Von *Baghdâd* herüber hatte sich auf den morgenländischen Karawanenstrafsen mit Blitzesschnelle die Kunde verbreitet, dafs der Glaube in Damascus einen vollständigen Sieg über den Unglauben davongetragen, und dafs das Volk des *Islâm* gegen die *Kafir* mit Feuer und

Schwert den Vernichtungskrieg zu Ende geführt habe. Eine solche Nachricht, an sich schon wenig geeignet selbst bei ruhigen Zeiten den Mohamedanern mitgetheilt zu werden, welche gezwungen sind, Europäer als Gäste aufzunehmen, mufste nothwendigerweise dazu beitragen, die Gemüther auf das Aeufserste zu erregen und für die Europäer die Stunde der Gefahr heraufbeschwören. Es bedurfte nur eines geringen Anlasses, eines kleinen Streites zwischen mohamedanischen Dienern europäischer und mohamedanischer Herren, und Leben und Eigenthum der Europäer fiel schonungslos der mordenden und plündernden Masse unter Anführung der *Luti* anheim. Alle Vorbedingungen zu dem nahe ausbrechenden Sturm waren gegeben, das Volk ging auf den Burgpalast los, da donnerte der *Padischah* sein furchtbares Halt! und die Masse kroch hündisch zu Kreuze.

Zeit gewonnen, Alles gewonnen, ist ein bedeutungsvolles Wort im Haushalt des despotischen Staatslebens. Folgte auch Execution auf Execution in den nächsten Tagen, so athmeten dennoch die Wezire allmählig wieder freier auf, und die Bevölkerung machte schliefslich grofse Augen, als sie sah, dafs der eigentliche Urheber der niederträchtigen Getreidespeculation, *Mirza Musâ*, nicht nur frei ausging, sondern dafs sein Bruder sogar zum Nachfolger im Amte des hingerichteten *Kelantèr* der Stadt ernannt wurde. Der Sohn des vorigen hatte die Leiche seines Vaters mit Geld vom Galgenstein losgekauft, sie ehrlich bestattet und sich hernach in seltener Heldenschaft mit Gift den Tod gegeben, um die seinem Vater angethane Schmach nicht weiter zu überleben. Anstatt die Untersuchungen mit aller Strenge zu führen, um die Urheber der Theuerung herauszufinden und die reich gefüllten Magazine öffnen zu lassen, suchte man vielmehr den Schah in Bezug auf die Veranlassung zu der letzten Emeute auf eine falsche Fährte zu führen, indem man sie in Verbindung mit dem Namen des verbannten *Sadrazâm* brachte. Man wollte wissen, dafs der letztere mit dem *Kelantèr* geheime Verbindungen gehabt haben sollte, lediglich zu dem Zweck, um durch eine künstlich hervorgerufene Volksbewegung den Schah und seine ganze Dynastie zu stürzen und dem *Schahynschah* mufste dies um so wahrscheinlicher sein, als der *Kelantèr* der einzige im Dienst befindliche Beamte war, welcher seine Stellung noch dem früher so mächtigen Premier-Grofswezir zu danken hatte. Vierzig Mann Soldaten besetzten sofort das Haus des *Sadrazâm* in Teherân, in welchem die Verwandten desselben wohnten, und es wurde denselben aufgegeben, die Stadt

innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Andere Wachen, welche ich am 3. März bei einem Ritte durch die Strafsen vor allen Thüren vornehmer Perser sah, schienen der Sicherheit wegen gestellt worden zu sein, da man der Volksrache nicht ganz traute. Das Volk tuschelte sich in die Ohren, dafs die Regierung freilich die Oeffnung der Kornspeicher befohlen habe, dafs man aber nur den Bäckern und sonstigen Leuten des Mittelstandes ihre etwanigen kleinen Vorräthe wegnehme, dagegen die gefüllten Speicher der Vornehmen und der Minister unberührt und ungeöffnet blieben. Die Bevölkerung, freilich in Angst und Furcht gesetzt, war von diesen Handlungsweisen wenig befriedigt, so dafs ihre Stimmung düsterer als je war als der Kanonenschufs am Abend vor dem 13. März den Anfang des Fastenmonats *Ramazân* ankündigte.

Die Elemente schienen während dieser ganzen Zeit Hand in Hand mit den Abnormitäten des persischen Staatslebens zu gehen, denn seit dem ersten Tage des März wechselten Regengüsse, Orkane und Gewitter in der entsetzlichsten Weise ab. Am 12. März Abends entlud sich ein furchtbares und lang anhaltendes Gewitter über Teherân, dafs nach jedem zuckenden Blitze, der über die ganze Stadt eine höllische Bläue ausgofs, der Boden unter unseren Füfsen zu wanken schien, so stark theilte sich die Erschütterung des gewaltig rollenden Donners dem Erdboden mit.

In so wunderbar schauerlicher Zeit konnte unsere Stimmung wenig freudiger Natur sein, und wenn auch entschlossen, bis zum letzten Athemzuge bei der preufsischen Fahne auszuharren, sehnten wir uns dennoch mehr als jemals nach den friedlichen Zuständen der Heimath zurück. Auch die Nachrichten aus dem übrigen nördlichen Persien lauteten nicht besonders günstig. Die Städte und Dörfer auf der Strafse von Teherân nach *Täbrîz* litten an Hungersnoth; in der Stadt *Kazwîn* hatte z. B. das Elend eine solche Höhe erreicht, dafs die Armen geradezu den Hungerstod starben. Auf dem eben bezeichneten Wege, so berichteten die Couriere, war kein Brot zu haben, so dafs einmal ein *Tschapâr* auf seinem Ritte fünf den Hungerstod gestorbene Perser auf der Landstrafse liegen sah, für deren Bestattung er als guter *Moslem* vier *Penabât* aus eigenem Säckel gab. In *Kazwîn* brach wie in Teherân ein Aufstand in Folge der Noth aus und das Volk rückte in Masse auf das burgartige Haus des Gouverneurs los. Nur dem besonnenen und festen Benehmen des *Kelantèr* dieser Stadt

hatte der Gouverneur es zu danken, dafs er mit dem Leben davonkam, obwohl er bald darauf vom Schah seiner Stelle entsetzt wurde.

Räubereien und Diebstahl waren natürlich von der Noth unzertrennlich, so dafs eigentlich jeden Tag in Teherân Executionen stattfanden. Am 9. März liefs der Schah sieben *Luti*, meist Spitzbuben und Räuber, hinrichten, darunter jenen Hauptkerl, dem man einmal früher wegen Diebereien die Hände hatte abhauen lassen, und der dennoch es nicht hatte unterlassen können, an den Räubereien Theil zu nehmen. Die Art der Hinrichtungen war meist sehr verschieden von einander und der Schah hatte sie verschärfen lassen, um wirksamere Exempel zu statuiren. Am häufigsten geschah es, dafs man den Uebelthäter vor Kanonenmündungen band und in die Luft schofs, oder dafs Soldaten im Kreise herumgehend den Verbrecher in ihrer Mitte so lange mit den Bajonetten ihrer Gewehre durchbohrten, bis sein entseelter Körper den blutgetränkten Boden regungslos bedeckte. Auch minder Leib und Leben gefährdende Strafen waren an der Tagesordnung. Die Wezire hatten ein neues sehr glückliches Mittel entdeckt, Geld zu gewinnen, darin bestehend, dafs sie jeden Wohlhabenden anklagten, schlecht über seinen Harem gewacht zu haben, weil das letztere Theil an dem Auflauf genommen hätte!! Je nach dem Verhältnifs mufste männiglich fünf Dukaten und mehr Strafe entrichten, wodurch natürlich der Wezire Säckel nicht unerheblich voller ward.

Die Stimmung der innerlich grollenden Bevölkerung, im Verlaufe des Monates März, war durchaus nicht der Art, dafs man den Fufs Abends ruhig in das Bett setzen konnte, ohne nicht von Bedenken und Befürchtungen in Bezug einer plötzlichen Erhebung der erbosten Volksmasse in der kommenden Nacht erfüllt zu sein. Man trieb von oben her ein entsetzliches Spiel mit dem Heile des Schah, auf welchen das Volk die ganze Verantwortlichkeit der Hungersnoth wälzte. Der Fastenmonat *Ramazân*, an welchem bekanntlich die Mohamedaner von Sonnenaufgang an bis zum Untergang der Sonne weder essen noch trinken, noch rauchen dürfen, stimmt schon an sich ihren Geist trübe und mürrisch, und macht sie im höchsten Grade erregbar und fanatisch. Dazu nun gegenwärtig noch der fortgesestzte unbegreiflichste Wucher, der, trotz aller Befehle des Schah, das Getreide so versteckt und verschlossen hielt, dafs das Brot in dieser Zeit zuletzt nicht einmal mehr für Geld zu haben war! Da wo man es fand, war es schlecht: *tälkh*, d. h. bitter, nannten es die Perser. Unsere Diener, welche

vor den vom Volk belagerten Bäckerläden standen, wurden jedesmal mit Hohn und Schimpf zurückgetrieben und man warf ihnen vor, in dem Dienst fränkischer Hunde zu stehen. Mit Angst erwarteten die Europäer das längst gefürchtete Commandowort der *Mollahs* zu hören, welche sich der Schah durch ein Festgeschenk von zweitausend Dukaten vergeblich geneigt zu machen suchte. Die Europäer in Teherân befanden sich unter solchen Umständen, welche stündlich ein Nachspiel der blutigen Scenen in Damascus befürchten liefsen, in keiner beneidenswerthen Lage, und es bedurfte allen Muthes und aller Geistesgegenwart, um mit Würde und Ruhe dem scheinbar Unvermeidlichen entgegenzugehen.

Für unsere Mission waren die schrecklichen Tage in Teherân um so trüber und trauriger, als während derselben die amtliche Nachricht von dem Dahinscheiden unseres lieben Königs Friedrich Wilhelm IV. eintraf. Ich hatte persönlich Ursache, diesen Verlust des Vaterlandes doppelt tief zu empfinden, als der Hochselige König zu allen Zeiten das lebhafteste Interesse an meiner Entwickelung, an meinen Studien und an meinem Schicksale genommen hatte, so dafs ich sein Hinscheiden wie das meines eigenen Vaters mit wehmüthigem Herzen beklagte. Die Flagge*) auf dem Hôtel unserer Gesandtschaft wurde nur halb aufgezogen und bald empfingen wir die Condolenzvisiten der persischen Behörden und der europäischen Gesandtschaften. Die Todesnachricht hatte sich verhältnifsmässig so sehr verspätet, da, wie es scheint, eine ältere Mittheilung derselben auf dem schwarzen Meere mit dem Dampfer Henri IV. der französischen Messageries zu Grunde gegangen war. Nach den Mittheilungen, die ich von Zeit zu Zeit durch die Güte meines gelehrten Freundes, des preufsischen Consuls Dr. Blau in Trapezunt erhielt, hausten die Stürme auf dem schwarzen Meere in den Monaten December und Januar auf eine furchtbare Weise. Der Dampfer Henri IV. ging vollständig zu Grunde

*) Jede europäische Gesandtschaft in Teherân hat das Vorrecht, auf ihrem Hause die betreffende Nationalflagge aufzuziehen, nur der türkischen ist diese Usance aus folgendem Grunde versagt. Die persische Gesandtschaft in Constantinopel, sobald sie in der eigentlichen Türkenstadt, also inmitten der mohamedanischen Bevölkerung ihren Sitz aufgeschlagen hat, darf die persische Flagge nicht aufziehen, doch bleibt ihr dies gestattet, sobald sie in den europäischen Vierteln von Stambul, d. h. in Pera oder Galata, eine Wohnung inmitten der christlichen Bevölkerung genommen hat. Wie du mir, so ich dir! Wollt ihr Türken, sagen die Perser, nicht leiden, dafs wir in eurer Mitte unsere Nationalflagge aufziehen, so werden wir es nicht leiden, dafs ihr in unserer Mitte die eurige aufzieht.

und mit ihm dreifsig Menschen und die ganze Ladung. Nur mit genauer Noth entging der Sully, welcher auf den Grund gerathen war, einem ähnlichen Schicksal. Ein fünf Fufs hoher Schnee hemmte dazu alle Communication von Trapezunt aus mit Persien. Die Gebirge und Ebenen von *Erzerum* waren vollständig unwegsam geworden, so dafs der türkische, an den Hof von Teherân bestimmte Gesandte, *Heidar Effendi*, bereits seit Wochen in *Erzerum* eingeschlossen safs und vergeblich von Tag zu Tag den Augenblick seiner Weiterreise erwartete.

In der zweiten Hälfte des Monats März hatten wir vollauf zu thun, da mir die amtliche Aufforderung von Berlin aus zugekommen war, mit dem übrigen Personal der Mission Teherân und Persien in möglichst kurzer Frist zu verlassen. Die Habe des Ministers v. Minutoli, unser eigenes geringes bewegliches Mobiliar, die Pferde und was wir sonst besafsen, mufste so schnell wie möglich verkauft werden, und wir wählten dazu den in Persien allein üblichen Weg der öffentlichen Versteigerung (*herrâdsch kerdèn*). Gedruckte Zettel in persischer Sprache wurden eine Woche vor dem angesetzten Termin in Teherân durch den Dellâl *Nasrullah* verbreitet, der zugleich das Geschäft des Auctionators gegen eine gewisse Tantième übernommen hatte. Die ganze nichts weniger als angenehme Angelegenheit lieferte neue Zeugnisse gewisser Grundeigenthümlichkeiten im persischen Charakter, so dafs ich offenherzig gestehen mufs, trotz der düsteren Stimmung, die über Teherân schwebte, während des *Herrâdsch* (Auction) mich etliche Male vor Lachen geradezu ausgeschüttet zu haben. Wir hatten das Unglück, dafs die Versteigerung beinahe gleichzeitig mit dem öffentlichen Verkauf der Mobilien des französischen Gesandten, Baron v. Pichon, stattfand, der gleichfalls in wenigen Tagen Teherân verlassen wollte, um über Trapezunt nach Frankreich zurückzukehren, begleitet von seiner Familie und etlichen Herren der französischen Mission, so wie von dem von plötzlicher Russophobie befallenen Dragoman unserer Gesandtschaft.

Die kauflustigen Perser kamen des *Ramazân* wegen ziemlich spät, die Vornehmen gar zu allerletzt. Dennoch füllte sich schliefslich der zweite Hof unseres Hauses so zusehends mit kauflustigen oder neugierigen Leuten, dafs unsere *Ferraschen* alle Hände voll zu thun hatten, um die so nöthige Aufsicht während der Versteigerung zu führen. Meister *Nasrullah* hatte einen erhöhten Standpunkt eingenommen, pries in den erhabensten Aus-

drücken den Werth eines jeden Gegenstandes und modulirte sein *jek! duta! seh!* (eins, zwei, drei) in der bewundernswerthesten Weise. Die Art, einen beliebigen Gegenstand in der Auction zu erstehen, ist hier zu Lande wunderbar genug, aber ächt national. Der Perser trennt sich so schwer von seinem Gelde, dafs, hat er hundert zu zahlende *Tomân* vor sich liegen, er lieber seinem Schuldner Thee, Kaliun und lange Redensarten zum Besten giebt, nur um sich möglichst spät von seinem Golde zu trennen. Bei der Versteigerung nimmt der Meistbietende den Gegenstand seiner Wahl in Empfang, ohne gleich zu zahlen; man begnügt sich seinen Namen aufzuschreiben, und das Geld wird drei bis vier Tage später von dem herumwandernden Auctionator mit Hängen und Würgen eingezogen. Je dummer und unbegreiflicher das fränkische Ding für die Perser war, je toller überbot man sich, je solider und nützlicher es war, je weniger zeigte man Kauflust. Beispielsweise ging ein Pulverhorn, das ich in Berlin neu für nur zehn Silbergroschen gekauft hatte, unterweges aufserdem noch geborsten war, für fünf *Qrân* und zehn *Schahi*, d. h. für 1 Thaler 25 Silbergroschen an seinen persischen Käufer über, und ein Paar plattirte Epauletten, die etwa 3 Thaler Werth hatten, gar für 7 Dukaten. Ich kann bei dieser Gelegenheit eine sehr spafshafte Geschichte nicht unerwähnt lassen, die sich an dem zweiten Tage der Versteigerung mit einer asiatischen Hoheit und einem im Dienste einer europäischen Gesandtschaft stehenden Dragoman zutrug. Der Prinz hatte Lust, zwei Dutzend Leder-Handschuhe zu erstehen, und da der gemeinte Dragoman ein gleiches Begehr nach denselben zeigte und dies durch ein höheres Gebot kundthat, so machte ihm die Hoheit den Vorschlag, dafs er nicht weiter gehen sollte; er würde die Handschuhe kaufen, um dieselben um die Hälfte des Gebotes mit ihm zu theilen. Nachdem der Dragoman darauf eingegangen war, erstand die Hoheit die Handschuhe für achtzehn Grân, überreichte das eine Dutzend dem Dragoman und forderte dafür statt der ausbedungenen Hälfte des Kaufgeldes die ganze Summe von achtzehn Grân! Der Europäer, entrüstet über diese Wortbrüchigkeit, bemerkte der geschäftskundigen Hoheit vor allen Leuten, dafs eine solche Handlung keines *Schahzadèh*, d. h. Fürstensohnes, sondern eines *Haramzadèh's*, welches Wort ich anstandshalber unübersetzt lassen will, würdig sei. Dies Compliment erregte allgemeine Fröhlichkeit, ohne weitere Folgen nach sich gezogen zu haben. — *Nasrullah* war unermüdlich. Wenn er mit seinem lauttönenden

Ei jâ bâbâ! (Nun, o Väterchen!) angefangen, sein *Jék*, *duta*, *sèh!* geschlossen und mit seinem Stocke wacker auf den Tisch geschlagen hatte, so wanderte jedesmal ein europäisches Stück in persische Hände, so dafs wir nach zwei Tagen eigentlich keinen europäischen Gegenstand mehr im Hause hatten und zwischen den vier leeren Wänden à la Persane campirten.

In der Nacht vom 19ten zum 20sten fand nach sehr heifsen Tagen ein starkes Gewitter Statt, das indefs die Luft durchaus nicht abgekühlt hatte, da den darauf folgenden Vormittag über die Temperatur äufsert schwül geblieben war. Das Bergland von *Schimrân*, dessen herrlichen Anblick wir alltäglich von dem Dache unseres Hauses zu geniefsen pflegten, war von regenschwangeren, düsteren Wolken umhüllt, die sich nur selten spalteten und für kurze Augenblicke einen Blick auf den *Elburs* gestatteten.

Der Preis des Brotes war in Teherân am 21. März bis auf einen Grân für den *Batman* gesunken, die Stimmung hatte sich aber wenig verändert, so dafs bei der zunehmenden Noth das arme hungrige Volk die Vorübergehenden auf der Strafse förmlich anfiel und in den herzzerreifsendsten Ausdrücken um Almosen anbettelte. Wenn auch die Furcht vor einer Erhebung des Volkes für den Augenblick verscheucht war, so lebte dennoch ein Jeder, der etwas zu verlieren hatte, auf dem unvermeidlichen *qui vive* und erwartete voller Spannung von einem Tage zum andern ungewöhnliche Ereignisse. Der Schah, dem man mit den *Bâbi* (vergl. Bd. I, S. 187) drohte, nachdem man an ihm das Gespenst des verbannten *Sadrazâm* hatte vorüberziehen lassen, war, wie man sagte, von einer Partei umstellt, die ihn zu stürzen beabsichtigte, um seinen in *Kerbela* in der Verbannung lebenden Bruder auf den Thron zu setzen. Der Kaiser selber, tief ergriffen von den traurigen Umständen der Gegenwart, hielt strenger als jemals das Fasten des *Ramazân* inne, — obgleich nicht ohne schmerzliche Magenleiden, — um dadurch beizutragen, den Zorn Gottes zu mildern.

Es ist mehr als wahrscheinlich, dafs politische Absichten bei der Hungersnoth, welche die Unzufriedenheit des Volkes gegen den Schah in höchstem Mafse erregt hatte, zu Grunde lagen, da dieselbe, wie man immer mehr und mehr einsehen lernte, geflissentlich recht künstlich genährt wurde, und allen strengen Mafsregeln zum Possen nichts geschah, um ein Sinken der Brotpreise herbeizuführen. Trotzdem in *Täbrîz* das Brot vier bis acht *Schahi* und in *Isfahân*, wie ein europäischer Reisender mittheilte, zehn *Schahi* kostete, so langten dennoch nur wenige Karawanen von dort

her an, um durch Zufuhr von Getreide die Noth in Teherân zu mildern. Den Europäern schien man glauben zu machen, dafs das Brot dennoch im Preise billiger geworden wäre, da man die Diener und Soldaten der Gesandtschaften an Bäcker wies, welche ihnen das Brot für sechszehn *Schahi* verkaufen mufsten. Eine solche plumpe Täuschung verfehlte aber vollständig ihren Zweck und brachte *Mirza Musâ*, den Hauptwucherer, nur noch in schlimmeren Geruch.

Eines Tages erschien mein *Sejid* aus *Mazenderân* mit der Nachricht, dafs vor der Thüre unseres *Sefaretkhanèh* (Gesandtschaftshôtel) ein Derwisch sein Zelt aufgeschlagen habe, um sein übliches *Naurûz*-Geschenk zu empfangen. Bei diesen Anlafs klagte er bitter über das heutige Derwischthum, bestehend eigentlich nur aus einer Bande von Faullenzern, welche den Tag über in den Strafsen herumlungerten. Den Ursprung der Derwische führte er auf die Könige der *Sefiden*-Dynastie zurück, welche anfänglich *Mollahs* besoldeten, um den Leuten religiöse Vorträge zu halten. Aus diesen habe sich im Laufe der Zeit das heutige Derwischthum entwickelt mit allen von einem vagabundirenden Leben unzertrennlichen Schattenseiten. Es ist Sitte in Teherân, dafs die Derwische, welche eine eigene Zunft mit einem Oberderwisch bilden, zehn oder vierzehn Tage vor dem *Naurûz* ihr Lager vor den Hausthüren vornehmer Personen aufschlagen, und es erst dann verlassen, wenn ihnen von dem Besitzer ein ansehnliches Geschenk gereicht worden ist, das in die Kasse des allgemeinen Derwisch-Fonds fliefst. So erklärte sich die Anwesenheit unseres Derwisch-Besuches.

Ich war neugierig meinen Derwisch kennen zu lernen, und wurde bei meinem ersten Ausgang an der Thür durch einen Anblick überrascht, der sich mir später vor allen Thüren angesehener Perser und Europäer wiederholte. Der Derwisch *Hadschi-Ibrahim* aus *Tedschrisch* hatte ein kleines braunes Zelt an der einen Wand des Portales unseres Hauses aufgeschlagen und sich darin vollständig häuslich niedergelassen. Ein alter Teppich, seine Derwisch-Schaale, ein *Mangâl* mit dampfender Kohlenglut, ein schlechter Kaliun und ein Gefäfs zum Trinken bildeten die Hauptgegenstände der ambulanten Häuslichkeit. In seinem Anzuge zeichnete er sich in keiner Weise besonders aus, nur seine hohe, mit Schriftzügen bedeckte braune Filzmütze, um welche er bisweilen höchst kokett einen Blumenkranz wand, unterschied ihn als Derwisch von seinen übrigen Landsleuten. Als er meiner ansichtig wurde, legte er die eine Hand aufs Auge

(ein Zeichen jeder Willfährigkeit bei den Persern) und rief mir, wie jedesmal später, sein bekanntes: „Er ist Gott, möge dein Königshaus stets blühen und dein Alter sich vermehren! *Inschallah!*“ — *Hadschi-Ibrahim*, dessen genauere Bekanntschaft ich bei dieser Gelegenheit machte, war im Uebrigen ein sehr höflicher Mann und verstand es, mich durch seine Laune, seine Erzählungen und Lieder auf das Beste für sich zu interessiren. Des Abends lud ich ihn gewöhnlich zu mir ein, er setzte sich in die eine Ecke des Zimmers und erzählte mir *Näql* oder Historietten in so lebendiger Weise, dafs er sogar die Personen seiner Erzählung durch den veränderten Ton seiner Stimme und durch wechselreiche Pantomime in der wirksamsten Weise darzustellen wufste. Die Liebe spielte eine Hauptrolle in seinen Geschichten, und Liebeslieder, welche er mit näselnder Stimme absang, bildeten die poetischen Rosen in dem Blätterkranz der prosaischen Erzählung. Die Grundlage seiner *Näql* gehörte dem Bereich von Tausend und einer Nacht an, die Form der Darstellung und der Schmuck der Worte war nicht persisch und streifte bisweilen in deutlichen Zügen an europäische Anschauungsweise. Nachdem der Derwisch etwa eine Woche lang vor unserer Thür Posto gefafst hatte, überreichte ich ihm das übliche gesandtschaftliche Neujahrsgeschenk und erhielt für zwölf amtliche Dukaten als nichtamtliches Gegengeschenk eine rothe gestickte Derwischmütze, — eine wahre Teufelskappe — die ich noch heutigen Tages als ein Andenken an *Hadschi-Ibrahim* aufbewahre.

Bereits früher hatte ich erwähnt, dafs man sehr häufig in den Strafsen Teherâns Knaben in Derwischtracht begegnet, welche einer der Sekten jenes merkwürdigen Ordens angehören und welche in derselben Weise wie die an Alter reiferen Exemplare ihre Derwischkünste bis zu der geldgewinnenden Volksberedtsamkeit hin entwickeln. Diese Kinder, denn anders kann man sie meistentheils kaum bezeichnen, sind nicht etwa aus religiöser Ueberzeugung oder Hingebung als *Schagird* oder Schüler dem Orden beigetreten, sondern meistens aus Lust und Hang zu einer interessanten vagabundirenden Lebensweise, richtiger gesagt aus Faulheit und Arbeitsscheu. Der *Hadschi*, unser Thürhüter, erzählte mir sehr offen den Beweggrund und Anfang seiner Derwischcarrière. Seine Mutter, eine Bäuerin aus dem oben angeführten Dorfe *Tedschrisch* auf dem Plateau von *Schimrân*, (diesen Namen leitete er von einem *Schâh Mirân* ab) schickte ihn eines Tages, noch ein Kind, nach der Stadt, um daselbst Gras zu ver-

kaufen und dafür Geld einzulösen. Der Weg war weit, die Sonne brannte heifs am Himmel und der Knabe hatte nichts weniger als Lust an der beschwerlichen Reise. Da fiel es ihm ein, dafs es viel leichter sei, Geld von den Leuten durch Erzählungen nach Art der Derwische zu erlangen, als durch das langweilige Handelsgeschäft. Sein munteres Naturel trieb ihn zu einem Kreise ehrwürdiger Perser, welche in einem Dorfe an der Strafse eine Erholungsstunde feierten, und er machte seiner lustigen Geschichten halber eine so glückliche Ernte an Geld, dafs er das Doppelte von dem erhielt, was ihm der beschwerliche und zeitraubende Grashandel eingebracht haben würde. Das trockene Gras liefs er auf der Strafse liegen, kehrte zu seiner Mutter zurück und überreichte ihr als guter Perser die — Hälfte der Einnahme, während er die andere Hälfte stillschweigend zu seinem Besten verwendete Sein Plan war von da ab gefafst. Er verschwand sehr bald aus dem Dorfe, schlofs sich in Teherân einem Wanderderwisch als Schüler an und war sehr bald in die Regeln und Geheimnisse seines Ordens eingeweiht.

Obgleich die Derwische im Allgemeinen jeder höheren Bildung bar sind, so kann man sie dennoch in einem gewissen Sinne als Philosophen bezeichnen, die sich, eine Secte ausgenommen, in religiösen Dingen mit der äufsersten Toleranz benehmen. Zwar in den Lehren Muhammeds auferzogen, macht sich die Mehrzahl derselben aus den Glaubens-Doctrinen des Koran gar keinen Vers, am allerwenigsten aber aus dem Prophetenthum, dem sie aus innerster Ueberzeugung abhold sind. Sie glauben an einen einigen Gott, manche sogar an gar keinen und schätzen alle Religionen ziemlich gleich. Es folgt hieraus, dafs sie in solcher quasi Weltweisheit im gewissen Sinne das Christenthum durchaus nicht verachten und sich philosophisch über religiöse Differenzen hinwegsetzen. Ich selber habe in Teherân während der Zeit der Hungersnoth ein sehr merkwürdiges Beispiel erlebt, welches die berührte Frage schlagend beweisen kann. In einer Strafse, in der sich viele gehende und kommende Perser befanden, begegnete ich einem hungrigen Derwische, der seine Landsleute vergeblich um ein Almosen anbettelte und seine bittenden Worte zuletzt an mich richtete. Ich gab ihm eine Kleinigkeit, worauf er zu meinem gröfsten Entsetzen mit erhobener Hand und mit einer wahren Stentorstimme den vorübergehenden Persern zurief, dafs die christliche Religion ihm viel erhabener schiene, als der mohamedanische Glaube, da ihm die Barm-

herzigkeit von bekannten Mohamedanern versagt, von einem unbekannten Christen aber so opferfreudig gewährt sei.

Naurûz stand endlich vor der Thür. Welch ein Zauber liegt für den Perser in diesem kurzen Worte verborgen, wie strahlt sein Angesicht freudiger, wie schlägt sein Puls schneller, wenn ihm mit dem *Naurûz* Dank und Lohn verheifsen wird, wie läfst ihn die Hoffnung auf den Zukunfts-*Naurûz* das Ungemach der Gegenwart leicht und gern ertragen, und wie sehnt er sich, ungeduldig über den Schneckengang der Tage des Jahres voll Mühe und Qual, nach dem endlichen Erscheinen des herrlichen *Naurûz*, dem poetischen Schlufspunkte der langen Prosa des gewöhnlichen Alltagslebens!

Welch ein räthselhaftes Wort mufs das sein, um solchen Reiz auszuüben, so fragt Ihr, die Ihr nie in Persien gewesen seid und gesehen habt, wie vor der Frühlingsnachtgleiche die ganze Bevölkerung auf den Beinen ist, in den Bazaren umherstreift, hier mustert und prüft, dort handelt und einkauft, hier bestellt, dort abholt, mit einem Wort, sich so kauflustig herumtummelt, als ob das liebe Christfest vor der Thür wäre. Die Kaufleute, vor allen die speculativen Köpfe der europäischen Händler wissen's ganz genau, wie es dem Perser vor *Naurûz* so kauflustig zu Muthe ist, denn das ist der Zeitpunkt ihrer ergiebigsten Ernte im ganzen langen Jahre, und ihre reichsten Karawanen ziehen einen Monat vor *Naurûz* in die persischen Hauptstädte ein.

Naurûz — das Wort ist so uralt als der damit bezeichnete Zeitpunkt — heifst soviel als der neue Tag. Es ist der frohe „königliche“ Tag, der Neujahrstag des altpersischen Sonnenjahres, der mit dem Augenblicke beginnt, in welchem die Sonne nach der stürmischen winterlichen Jahreszeit in die „Burg“ oder das Zodiakalzeichen des Widders tritt und der holde Frühling mit seinem Rosenflor die Einkehr in Irân feiert. Wonne und Freude erfüllt aller Herzen, der Nachbar beglückwünscht den Nachbar ohne Unterschied des Ranges, denn der herrlichste Tag des ganzen Jahres verlangt altersgraues Recht, das er seit mehr denn zwei Jahrtausenden von Jahren im reinen Lande des Lichts so unvertilgbar behauptet hat. Weder Religion noch Wechsel der Herrscherhäuser ist bis auf den heutigen Tag im Stande gewesen, die herkömmliche *Naurûz*-Feier aus der Gewohnheit zu verwischen, ja sogar mitten in der mondsüchtigrn Gesellschaft mohamedanischer Tage des lunaren Jahres, nach dem die Gläubigen

des Propheten ihre Tage zu zählen und zu berechnen pflegen, hat der altheidnische *Naurûz*-Jahresanfang seine Stelle als glanzvollste Spitze des untergegangenen Sonnenjahres glücklich und bleibend erhalten.

Wenn es wunderbar erscheinen mufs, dafs bei einem Volke, welches durch so viele Wechselschläge des Schicksals im Verlaufe der Geschichte den gewaltigsten Umwandelungen unterworfen wurde, eine so vereinzelte Spur der alten Zeit aus den Sitten und Gewohnheiten nicht hat verwischt werden können, so ist es noch viel auffallender, dafs die Art der Feier, selbst bis auf begleitende kleine Nebenumstände hin, sich in getreuen Zügen von Alters her unwandelbar bewahrt hat. Altes Perserthum, alter Lichtcultus hat nirgends so unverkennbar sein Dasein in der Ueberlieferung behauptet, als an diesem merkwürdigen Festtage.

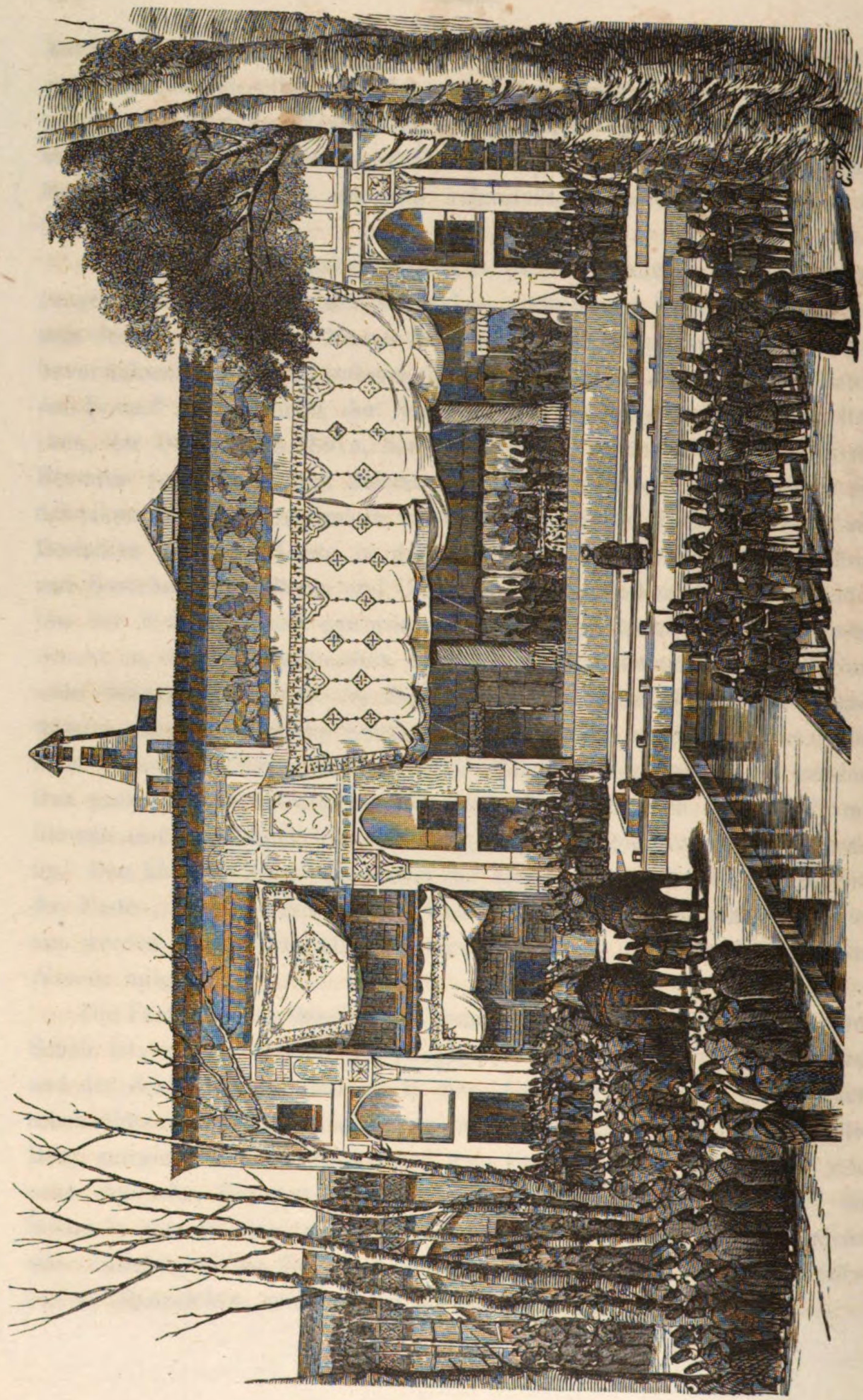
Die persischen Astrologen, welche mit der Abfassung des mohamedanischen Kalenders bis zur Bestimmung der guten und bösen Tage hin beschäftigt sind — gar wichtige, einflufsreiche Leute, wenn sie im Dienst des „Mittelpunktes des Weltalls“ oder der *Schahzadèhs* (Prinzen) die glücklichen und schlimmen Stunden im voraus anzeigen — zerbrechen sich mit langen Berechnungen den Kopf, um auf die Secunde genau den Eintritt der Sonne in die „Burg“ oder das Thierkreiszeichen des Widders ihren Landsleuten für das bevorstehende Kalenderjahr anzuzeigen. Der alte Ptolemäus, die indischen Tafeln und europäischen Kalendarien werden zu Rathe gezogen, um den europäischen Astronomen zu beweisen, wie der persische *Munedschim* (Astrolog) allein im Stande ist, den Punkt der Frühlingsnachtgleiche haarscharf genau zu bestimmen.

Der Theil der Bevölkerung, welcher die alten Traditionen gewissenhaft hegt und befolgt, verfehlt nicht, zum *Naurûz*-Fest in kleinen Gärten solche Blumen zu pflanzen, deren Name mit einem S beginnt, und sie haben hierin, ohne es zu wissen, eine uralte heidnische Gewohnheit befolgt, welche in den sogenannten Adonisgärten in lieblicher Symbolik das Fest der wiedererwachenden Natur, der Geburt des Frühlings, nach dem langen Winterschlafe alljährlich feierte. Auch die Derwische pflegen bisweilen neben ihrem Zelte vor den Thüren der Vornehmen derartige ephemere Gärtchen anzulegen. In den Bazaren herrscht ein reges Treiben und Leben, die Buden werden mit Blumen, Bildern nnd Goldflittern geschmückt und Zuckerwerk in allen Formen und Farben bedeckt abwechselnd mit den übrigen Waaren und in gefälliger Gruppirung die Bretter der Verkaufsbuden.

Auf dem „Grünplatze“, vor dem innern Eingange zur Burg, werden Buden aufgeschlagen, dieselben mit Waaren, meist europäischen Ursprungs, angefüllt, und von den Verkäufern mit Sehnsucht der Augenblick erwartet, in welchem es dem Schah gefällt, von der Burg ans diesen fröhlichen Markt zu betreten, um aus den aufgestellten Waaren die Einkäufe zu befehlen.

Je näher der Zeitpunkt heranrückt, je mehr steigern sich die Erwartungen und Hoffnungen der persischen grofsen und kleinen Kinder, und man freut sich auf den *Naurûz*-Tag wie bei uns die junge Welt auf den bevorstehenden Weihnachtsabend. Das Kind erwartet Geschenke vom Vater, der Freund vom Freunde, der Nachbar vom Nachbar, der Arme vom Reichen, der Diener vom Herrn, der Vorgesetzte von dem Untergebenen, die Beamten vom Kaiser und zuletzt der Kaiser von — Allen. Es ist ein Schenken und Wiederschenken zwischen dem ganzen Volke, ein Hin- und Herlaufen geputzter Leute in den Strafsen und Bazaren, ein Gratuliren und Besuchen, ein Küssen und Umarmen, als sei jedem das gröfste Glück von der Welt zu Theil geworden. Bevor der Zeitpunkt der Sonnenwanderung in das Frühlingszeichen eintritt, hat sich bereits männiglich vom alten Schmutz des Jahres im Bade gereinigt, frische Kleider und Festgewänder angethan und die Lampen in Bereitschaft gestellt, welche sofort beim ersten Kanonenschusse von der Citadelle her angezündet werden. Den ganzen Bazar entlang hocken die Kaufleute in ihren Buden, die mit Blumen und Glaslampen decorirt sind, des wichtigen Augenblicks gewärtig. Den höchsten Glanz entwickelt der Hof. Hier ist der eigentliche Sitz des Festes, hier die grofsartigste Entfaltung uralter Gebräuche, von hier aus werden der ganzen übrigen persischen Welt die ersten Zeichen des *Naurûz* mitgetheilt.

Die Feier beginnt daselbst mit dem sogenannten „kleinen *Selâm*“. Der Schah ist, wie man zu sagen pflegt, in *Khelwèt*, d. h. im Privatkreise, und der *Selâm* wird gewöhnlich in dem *Kulah Frengi*, d. h. „der fränkischen Mütze“, abgehalten, einem so benannten Gebäude, das inmitten der Burg gelegen ist. Nur die Prinzen vom Geblüt und die dem Schah sehr nahe stehenden Beamten werden zur Gratulation zugelassen, sobald die Sonne in den Widder tritt. Der Gouverneur der Stadt versäumt nicht, seine Schuldigkeit zu thun und dem Kaiser blanke Gold- und Silbermünzen zu überreichen, welche kurz vorher geschlagen sind.



Am folgenden Tage empfängt der Schah gegen 11 Uhr das Personal der europäischen Gesandtschaften, hört ihre Glückwünsche an und sendet einer jeden in einem verschlossenen und versiegelten Beutel die übliche *Naurûz*-Gabe in Gestalt der neu geschlagenen Münzen, im Betrage von 50 Dukaten, welche von Silber und so dünn sind, dafs man sie mit grofser Leichtigkeit nach allen Richtungen hin biegen und brechen kann. Die Prägung hat auf den meisten gar keine Spur oder doch nur sehr schwache zurückgelassen. Um 12 Uhr findet der eigentliche grofse *Selâm* Statt.

Der Schah weilt in dem Hauptsaale seines Palastes, welcher nach einem der gröfseren Höfe in der Burg hinausgeht. Die gewaltigen Fenster desselben sind in die Höhe gezogen, uud die auf dem Hofe versammelte Menge, aus den höheren Offizieren, Beamten, *Mollahs* etc. bestehend, hat die Genugthuung, den „Mittelpunkt des Weltalls“ in der gröfsten Pracht und Herrlichkeit zu schauen. Der Kaiser sitzt auf dem sogenannten Marmorthron und seine Person scheint ein Meer von Lichtstrahlen zu sein, die von den kostbarsten Edelsteinen an seiner Kleidung und seiner Krone ausgehen. Er ist umgeben von den ersten Würdenträgern seines Reiches, welche die Attribute der irânischen Kaisermacht zur Schau tragen. Er raucht aus dem kostbaren, mit Diamanten besetzten Staats-*Kaliûn* (Wasserpfeife) une bei jeder Bewegung seines Armes sprühen der *Kuh-i-nur* oder „Berg des Lichts“ und der *Derja-i-nur* oder „Meer des Lichts“, die gröfsten Diamanten des persischen Staatsschatzes, in den Armbändern an den Oberarmen des Schah ihr weithin strahlendes Licht aus. Die Menge ist schweigsam Angesichts des ungewöhnlichen Glanzes. Inzwischen hat sich ein Poet dem „Mittelpunkt des Weltalls“ genähert und erfüllt seine Pflicht als erster Dichterkönig, als „Sonne der Dichter“, wie die Perser sagen, indem er eine persische *Kassidèh* zum Lobe des Schah mit lauter Stimme recitirt, in welcher der Gebieter Irâns in den überschwänglichsten Ausdrücken bis zum Himmel erhoben wird. Da ist er der König aller Könige, der Gebieter der Meere, der Ueberwinder sämmtlicher Feinde, der, welchem die anderen Könige nur zitternd zu nahen wagen, ja, seine Macht, so meint der Dichter nämlich, erstreckt sich bis zu dem Planetenraume hin. Dem ersten Dichter folgt bisweilen ein zweiter und ein dritter, welche in anderer Form das bereits Gesagte wiederholen, versteht sich in noch erhabeneren Ausdrücken und Bildern. Nach diesem poetischen Wettkampfe tritt der erste Minister, natürlich nur in der ceremoniellen Hofuni-

form, mit den unvermeidlichen rothen Stiefeln, hervor, nähert sich demuthsvoll der „Wiege der Glückseligkeit“, verbeugt sich nach persischer Sitte dreimal vor derselben, wobei er die inneren Handflächen nach den Knien hin richtet, und hält nun in einer längern pomphaften Rede einen Vortrag über den Zustand Irâns im verflossenen Jahre. „Wie sieht's im Lande aus?“ fragt der Schah. „Ueber alle Mafsen schön!“ antwortet der Minister. — „Waren meine Beamten ehrlich?“ fragt er weiter. „Wahre Musterengel!“ lautet die Antwort. — „Wie stand's mit der Ernte? Ist Brot da?“ „Die Kornspeicher sind zum Brechen voll und das Brot ist so billig wie nie“ lispelt der Minister. — „Wie steht's mit dem Frieden?“ Antwort: „Majestät, die Feinde sind geschlagen, dafs auch nicht einer zu mucksen wagt und, Dank sei es der Gnade Ew. Majestät, die ganze Welt ist in Frieden.“ — So und noch weiter lautet etwa das stereotype Frage- und Antwortspiel, bei welchem nur das Eine unbegreiflich bleibt, dafs der betreffende höhere Redner nicht vor Scham in den Boden sinkt, da er gerade das Gegentheil von dem sagt, was er als Thatsache auf die Fragen des Kaisers zu erwiedern hätte. Der letztere spricht noch einige Worte, setzt dann das *Kaliûn* ab und giebt dadurch das Zeichen, dafs der ganze *Selâm* zu Ende ist. Die Elephanten des Schah, von dem spitzen Sporn des auf ihnen sitzenden Führers gestochen, fallen auf die Knie nieder und stofsen mit aufgehobenem Rüssel wenig erbauliche Töne aus, obwohl die Perser behaupten, dafs diese klugen Thiere die Worte: *Jâ Ali!* „O Ali!“ sehr deutlich und vernehmlich ausspräche n. Männiglich verneigt sich, der obligate Kanonenschufs ertönt und das Schauspiel ist zu Ende.

In den Bazaren und Wohnungen werden zu Ehren der Frühlingsnachtgleiche die Lichter angezündet, bei den persischen Adonisgärtchen Gebete verrichtet und die Schleusen aller möglichen Freudengenüsse weit geöffnet. Ueberall ist Jubel, überall beglückwünscht man sich, und das Schenken nimmt kein Ende. Gegen Abend erscheint der Kaiser auf dem Balcon seines Palastes, welcher nach dem grofsen Burgplatz hinausgeht, und schaut den Volksbelustigungen zu, welche hier, nach persischer Sitte, inmitten einer grofsen Volksmasse Statt haben. Die *Pehlewâne* oder Ringer, die Seiltänzer, die Zauberer, die saubere Sippschaft der Tänzer u. s. w. geben öffentlich Schaustellungen, und gelegentlich wirft der Schah eine Hand voll neues Geld unter die Menge, wobei man sich natürlich in tollem Ungestüm stöfst und drängt, um der silbernen *Schahi* habhaft zu werden.

Damit hat das öffentliche Fest sein Ende erreicht und es beginnt nun in dem Innern der persischen Familien die Feier des Tages, von der ich leider nicht mitreden kann, weil mich Niemand dazu eingeladen hatte.

Die beigegebene Abbildung ist auf das Genaueste nach einer Photographie wiedergegeben und stellt den Augenblick des grofsen *Selâms* dar, in welchem die „Dichtersonne“ dem „Mittelpunkt des Weltalls“ im Namen von ganz Irân die merkwürdigsten Schmeicheleien vorsingt.

Das *Naurûz*-Fest war in diesem Jahre einmal des *Ramazâns* und dann der Theuerung wegen sehr traurig. Der öffentliche feierliche *Salâm*, sonst, wie man aus der obigen Schilderung ersehen kann, sehr merkwürdig, war sehr einfach und wurde auf den letzten *Ramazân* angesetzt. Nach Landessitte schickte der Schah den verschiedenen Gesandtschaften das übliche *Naurûz*-Geschenk, aus einem versiegelten Beutel mit neugeschlagenen *Schahi's* bestehend, die ich sofort, nach der vorgeschriebenen Gewohnheit, den Soldaten und Dienern unserer Gesandtschaft zur Vertheilung überreichte.

Ein besonders frohes Ereignifs, das den glänzenden Schlufspunkt unseres Teheraner Aufenthaltes bildete, war der 22. März: die Feier des Geburtstages Seiner Majestät unseres Königs. Die Perser bewiesen hierbei die schuldigen Rücksichten gegen den Monarchen eines grofsen Staates, der eine Gesandtschaft zu dem befreundeten *Schahynschah* gesendet hatte. In der Frühe des Tages füllte sich der Hof unseres Hauses mit kaiserlichen Ferraschen an, auf den Köpfen mächtige Holzbretter tragend, auf denen als Zeichen des Glückes und Segens zehn grofse Zuckerhüte auf einer Unzahl kleiner Zuckerkügelchen paradirten. Dieselben wurden auf die Teppiche der Zimmer feierlichst niedergesetzt und als ein Geschenk Sr. Maj. des Schah bezeichnet. Der Minister des Auswärtigen bewies in ähnlicher Weise seine Aufmerksamkeit gegen unsern Königlichen Gebieter, indem er Seiner Gesandtschaft drei grofse Plateaus mit Zuckerwerk aller Art nebst einer schmeichelhaften Gratulation übersandte. Ein *Debir* oder Geheimerath des Ministeriums erschien bald darauf selber, um im Namen des Schah die Glückwünsche für das Wohl S. M. des Königs von Preufsen auszudrücken. Ich darf wohl kaum hinzufügen, dafs von den europäischen Gesandtschaften in der üblichen Weise offizielle Visiten und Gratulationen erfolgten, wie es in Europa unter befreundeten Mächten gang und gäbe ist.

Obwohl unsere Abreise vor der Thür und unser Haus aller Mobilien bar war, so hatten wir es dennoch mit vereinten Kräften erreicht, für

eine europäische Gesellschaft gröfserer Zahl einen Empfangsaal zu improvisiren und den patriotischen Tag in Persien nicht ganz ohne äufsern Glanz vorübergehen zu lassen. Liebe Frennde trugen nicht ohne Opfer das Ihrige dazu bei, einen schönen Beitrag zur Verherrlichung des Festes zu gewähren. Der französische Capitain Rous hatte ein Feuerwerk an der ganzen Längsseite des inneren Hofes anbringen lassen, und unser treuer Freund, Herr v. Gasteiger, höchst kunstsinnig mit eigener Hand ein mächtiges Transparent construirt, welches die ganze Fensterseite der genannten Hauswand ausfüllte. Der kleine Saal unseres Hauses war sehr bald mit lieben und werthen Freunden, Deutschen, Franzosen, Engländern, Italienern, denen sich der persische General *Dawud Khan* angeschlossen hatte, welche von Herzen in das kräftige Lebehoch auf die Preufsische Majestät mit einstimmten. Das Feuerwerk prasselte und knatterte in die Luft hinein, Raketen und Leuchtkugeln fuhren sausend in die Höhe und schwebten lange über Teherân, und in mildem Glanze leuchteten die allegorischen Vorstellungen und sinnigen Inschriften in den Transparents. Ich kann nicht umhin die letzteren hier wiederzugeben, da sie ein rührendes und schönes Zeugnifs für die Empfindungen ausdrücken, welche gewifs die ganze deutsche Landsmannschaft zu Teherân auf das Aufrichtigste mit einander theilte, und mir gestattet, den Empfindungen des wärmsten Dankes gegen meinen lieben österreichischen Landsmann in dieser Erinnerung gerecht zu werden:

> Glück, Heil, Segen. Wilhelm I. 22. März. — Vom Fels zum Meere. — Suum cuique. — Hoch das deutsche Vaterland. — Ein Herz ein Sinn. — Liebet euch einander. — Fortes fortuna juvat. — Eine Thräne der Wehmuth. — v. Minutoli.

Das bescheiden, aber sicher in Teherân niemals froher und inniger gefeierte Fest eines Königs konnte zugleich als ein Fest des Abschieds gelten, da wir unsere Abreise auf den 27sten des Monats angesetzt hatten. Herzliche Wünsche und Versicherungen steter und bleibender Freundschaft wurden unter den Anwesenden ausgetauscht, und wir nahmen Abschied von unseren Teherâner Freunden mit jener Rührung und Wärme, welche im fremden Lande, fern von Europa, der Aufenthalt und das getheilte Leid und Freud unter Europäern so unwillkürlich erzeugt.

Am 26. März hatte ich die Ehre, von Sr. Maj. dem Schah nebst den

übrigen Mitgliedern unserer Gesandtschaft zwei Stunden vor Sonnenuntergang in einer Abschieds-Audienz empfangen zu werden. Zum letzten Mal holte ich die Uniform aus dem Kasten hervor und begab mich in dem üblichen Aufzuge mit meinen Begleitern zur kaiserlichen Burg.

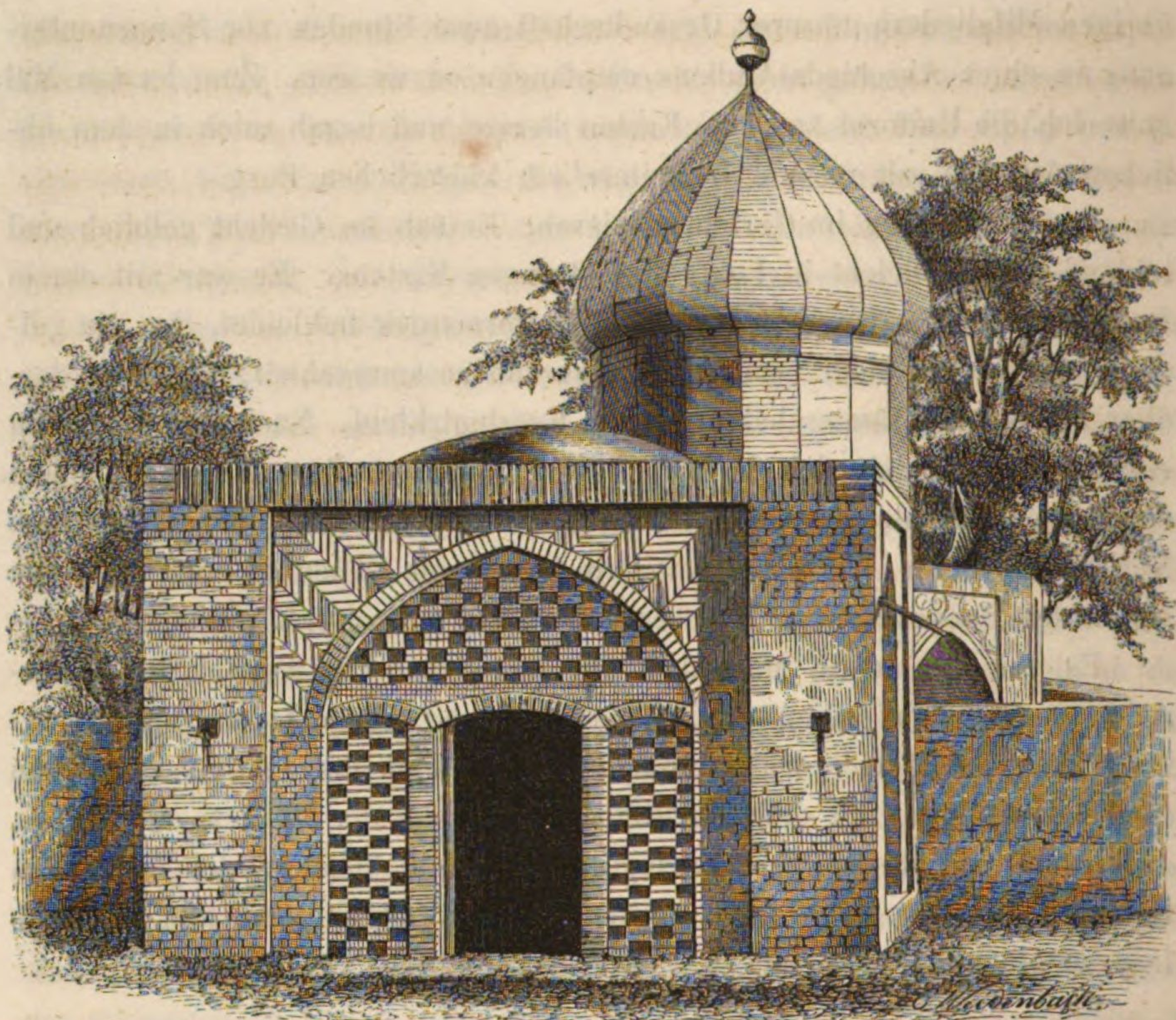
Der Schah ging im Garten spazieren. Er sah im Gesicht gelblich und leidend aus, vielleicht in Folge des strengen Fastens. Er war mit einem französischen braunen, goldgestickten Uniformsrock bekleidet, den ein goldener Gürtel mit einer grofsen Rubinagraffe zusammenhielt, und trug darüber ein pelzverbrämtes halbärmeliges Kaschmirkleid. Nach dem offiziellen Abschiede unterhielt sich S. M. in höchst liebenswürdiger Weise mit jedem einzelnen Mitgliede der Gesandtschaft, und brachte mich in nicht geringe Verlegenheit, als er mich über den Krieg mit Dänemark und über die Natur des Bundestages in Frankfurt um nähere Auskunft fragte.

Es war das letzte Mal, dafs wir den Schah von Persien von Angesicht zu Angesicht sahen. Sein Bild ist sicher einem Jeden von uns unvergefslich geblieben: das männliche Gesicht mit den grofsen schwarzen stechenden Augen, mit dem mächtigen Barte unter der langgezogenen Nase. Jeder von uns theilte den aufrichtigen Wunsch, dafs er den drohenden Gefahren der Gegenwart unter Gottes Beistand entgehen möchte, und dafs Irân so glücklich wäre, als es sein Schah wünscht.

XVII. Kapitel.

Abreise von Teherân.

Ende gut, Alles gut! An dem regnigten Nachmittage des 27. März sprengte eine Anzahl europäischer Reiter, neben welchen Leute in persischer Tracht im schnellsten Tempo einherliefen, die gepflasterte Strafse der Burg entlang, nach dem Hauptthor der Stadt, dem *Derwazèh-i-dewlèt* zu und schlug hier, bei dem Grabdenkmal des Kopfes des bekannten Khânes von Khiwa vorbei, die Richtung naeh der grofsen westlichen Karawanenstrafse ein. Der Zug bestand aus uns Preufsen, die wir für immer der Stadt Teherân Lebewohl sagten, aus mehreren europäischen



Freunden, welche uns bis zum persischen Hyppodrom vor der Stadt das Geleite gaben, und aus unseren persischen Dienern, welche sich nur in der Hoffnung von uns trennten, uns eines Tages in Teherân wieder erscheinen zu sehen. Die Abschiedsscene zwischen den scheidenden und bleibenden Europäern war so rührend, wie sie nur immer unter Männern sein konnte, welche sich gegenseitig lieben und schätzen gelernt hatten. Nach der traurigen Trennungsstunde ritt ich mit Hrn. v. Grolman bei strömendem Regen in Nacht und Dunkelheit hinein, um die vorausgegangene Karawane in der ersten Station *Kent* wieder zu erreichen.

Gegen sieben Uhr Abends langten wir bei Stockfinsternifs in dem Schlosse zu *Kent* an. Wir logirten uns hier in einem Gemache ein, das nach der einen Seite des Gartens hinausführte. Die Rosensträucher und die blüthentragenden Bäume, welche uns bei unserm ersten Aufenthalt hierselbst so sehr entzückt hatten, waren verschwunden, und Statt des rieselnden Quellwassers bedeckten tiefe Lachen und undurchdringlicher Schmutz

den Boden des königlichen *Bâgh.* Die Karawane hatte in dem Dorfe Platz gefunden, nur die preufsischen Diener weilten in unserer Nähe, nicht weniger als wir über den Regen entsetzt, welcher in zweiter Auflage durch die Fugen und Spalten der Decke des kaiserlichen Schlosses auf uns Alle herniedertröpfelte. Wir hüllten uns in unsere Mäntel und Decken ein, und fast wurde ich um meinen grofsen kurdischen Pelz beneidet, den mir der brave Doctor Tholozan als freundschaftliche Reisebegleitung und wärmste Erinnerung mit auf den Weg gegeben hatte.

Kaum lagen wir in Morpheus Armen, als ein donnerähnliches Getöse und Gekrache uns aus dem Schlaf erweckte. Erschreckt fuhren wir von unserm Lager auf, um nach der Ursache dieser nächtlichen Störung zu forschen, als die Diener mit jämmerlichen Mienen in das Zimmer traten, um ein Nachtquartier in unserer Nähe zu erbitten, da sämmtliche Dekken in den übrigen Zimmern des Schlosses so eben eingestürzt seien. Wir gewährten ihnen das erbetene Obdach so lange, als die Decke unseres eigenen Gemaches, die bereits sehr gefährliche Krümmungen angenommen hatte, auszuhalten versprechen würde.

Als wir uns des Morgens zur Weiterreise rüsteten und so eben das Zimmer verlassen hatten, stürzte hinter uns die ganze Decke mit einem Knall ein, als wollte sie uns kräftigst eine recht glückliche Reise durch Persien wünschen. Mit dem Glücke in Persien sieht's eigenthümlich aus, da es unwillkürlich an den sonderbaren Wunsch des deutschen Eulenspiegel erinnert, der den lieben Herrgott bat, ihn vor einem grofsen Glücke zu bewahren, und Jemandem auf die Frage „weshalb?" als Antwort gab: Ob das nicht ein grofses Glück zu nennen sei, wenn ein mächtiger Balken von einem neu gebauten Hause herunterstürzend, in den Boden dicht neben ihm einschlüge, ohne ihn zu treffen. Das erste grofse derartige Glück genossen wir demnach in *Kent.* Bei unserem Ausritt waren wir höchlichst erstaunt, den ganzen Boden des Gartens, die Hecken und Sträucher und die kahlen Aeste der Bäume mit einem Ueberzuge von Schnee bedeckt zu sehen, der nach dem Regen in der verflossenen Nacht in überreicher Fülle gefallen war und die ganze Landschaft in ein winterliches Bild verwandelt hatte. Während unsere Karawane sich zur Weiterreise rüstete, langte ein Perser von anständigem Aussehen in Begleitung eines Dieners bei uns an, der sich als amtliche Begleitung legitimirte. Er nannte sich *Dschewâd Beg* und stand als *Pischkhedmèt Baschi* in dem Dienste des Ministers der aus-

wärtigen Angelegenheiten. Bei den Persern ist es Sitte, dafs nicht nur die ankommenden Gesandtschaften durch einen entgegen gesendeten *Mehmendâr* eingeholt und begleitet werden, so lange bis sie das Ziel ihrer Reise erreicht haben, sondern dafs auch die Persien verlassenden Ambassaden von einem solchen Reisemarschall bis zur Grenze ein Geleit erhalten. Wir durften uns schon aus diesem Grunde den *Mehmendâr* gefallen lassen, und hatten uns in der Folge um so weniger darüber zu beklagen, als sich derselbe auf der ganzen Reise bis Persien als ein dienstfertiger und aufmerksamer Mann erwies.

In so vermehrter Begleitung verliefsen wir am 28. März den Ort und hatten hinter demselben die Genugthuung, das bei unserer ersten Anwesenheit leere *Rudekhanèh* bis zum Ueberflufs mit strömendem Wasser, das der Regen und schmelzende Schnee von den Bergen her gespendet hatte, angefüllt zu sehen. Eine schwankende Holzbrücke führte nach dem jenseitigen Ufer, woselbst in steigender Höhe die Landschaft an winterlichem Charakter zunahm. Nachdem der Regen eine Stunde lang gedauert hatte, wurde er durch einen orkanartig wehenden Wind ersetzt, der uns gerade in das Gesicht mit so gewaltiger Kraft blies und den ganzen Körper mit eisiger Kälte durchdrang, wie ich es bis heutigen Tages nicht wieder erlebt habe. Die Pferde vermochten nicht in gerader Richtung vorwärts zu gehen, sondern nahmen unwillkürlich eine Seitwärtsstellung ein, um dem Orkan nur einigermafsen Widerstand zu leisten. Der Weg war ziemlich traurig, die todten Felsenstücke erschienen noch todter durch die Schneedecke darauf, und die Dörfer an der Seite linker Hand zeigten sich bis zu den niedrigen Dächern der Häuser hinauf in Schnee begraben. Ein Mann, dessen dünne sommerliche Tracht mein ganzes Mitleid erregte, stand einmal am Wege und streckte mit lautem Rufen die Hände bittend nach mir aus. Sein Begehr war, einen meiner nichts weniger als hübschen persischen Diener, *Rizâ*, der mich bis zur russischen Grenze begleiten sollte und seine Frau ohne einen *Schahi* in Teherân zurückgelassen hatte, zu bewegen, von dem ihm vorgeschossenen Gelde eine Summe der mittellosen Frau zu übergeben. Als nächster Verwandter der Frau hielt er sich für berechtigt bei mir Klage zu führen, nachdem er Tags vorher von Teherân aufgebrochen war, um unserer Karawane aufzulauern. Da ich mich in Familienangelegenheiten nie gern eingelassen habe, so empfahl ich das Schicksal der beregten Angelegenheit einer vermittelnden

Besprechung beider betheiligten Personen an, deren endlicher Schlufs, wie ich aus der Ferne wahrnahm, eine gegenseitige höchst kräftige Prügelei auf offener Landstrafse bildete, wobei der heulende Orkan eine schaurige Begleitungsmusik zum Besten gab. Nachdem diese Familienangelegenheit in beschriebener Weise beendet war, erreichten wir bald darauf einen Strom mit dahinschiefsender schmutziger Wassermasse, über welcher sich eine Brücke aus rothen Ziegelsteinen erhob, die zu einer höchst malerischen Berglandschaft im schönsten winterlichen Schmucke im Hintergrunde führte. Nur mit Hülfe unserer Perser war es möglich, die richtigen Spuren der Strafsen aufzufinden, welche nach den verschiedenen Dörfern an und neben dem Karawanenwege führten. Nach einer fünfstündigen Reise erreichten wir das acht Fersach von Teherân ab gelegene Dorf *Qerrätsch*, woselbst wir in dem Schlosse *Feth-Ali-Schah's* ein Unterkommen für die Nacht fanden. Auch hier war die Theuerung übergrofs und man mufste den *Batman* Brot mit dreifsig *Schahi* (statt früherer fünf!) bezahlen. Es ist dies derselbe Ort, welcher in dem ersten Bande dieses Werkes unter dem andern Namen *Suleimanijeh* aufgeführt worden ist. Der Kastellan desselben empfing uns mit derselben Freundlichkeit wie früher, und wir verbrachten die Zeit mit Besichtigung der schon beschriebenen Wandgemälde der *Kadscharen-* (قاجار) Dynastie.

Am 29sten verfolgten wir den sehr kothigen Weg von *Qerrätsch* nach *Kurdân*. Immer am Fufs der Berge entlang marschirend, bei trübem und bewölktem Himmel und bei einer weniger winterlichen Landschaft als am vorigen Tage legten wir die Entfernung von vier Fersach in verhältnifsmäfsig kurzer Zeit zurück. In dem baumreichen Orte gewährte uns ein, wie es schien wohlhabender *Rajèt* freundlichst Quartier, und zwar in seinem *Talar* oder Salon, freilich nur aus Erde roh aufgeführt, mit einer Art von Balkon davor. Der letztere war höchst primitiv durch natürliche Baumstämme als Säulen gestützt, die als Kapitäl ein breites eingekerbtes Querholz trugen. Das Panorama von dem Balkon aus entsprach durchaus der ureinfachen Bauart des letzteren. Wir hatten die Aussicht nach einer erdigen Hofmauer; im Hofraume quälte sich mageres Rindvieh damit ab, dürre Holzwurzeln als Futter in den hungrigen Magen zu bringen; ein anderer Theil des Hofes war als Garten benutzt, in welchem vor allen schlank gewachsene, dicht neben einander stehende Pappeln und die Dicke der Weinreben, welche zum Theil in üppiger Fülle die Pappeln hinaufgerankt wa-

ren, unsere Aufmerksamkeit erregten. Die Weinstämme, welche nach Aussage des Dörflers vor acht Jahren gepflanzt waren, hatten bereits die Stärke eines kräftigen Mannsarmes erreicht. Unser Wirth, eine sehr zuthunliche Person, beklagte sich bitter über die schwere Noth der Zeit und konnte nicht Worte genug finden die Erpressungen (*Dschebèr*) zu schildern, denen das Dorf ausgesetzt war. Das letztere gehört dem Schah und mufs jährlich als *Maliât* zweihundertsiebzig *Khelwâr* Getreide liefern. Statt deren werden aber jedoch tausend abgezwungn. Vor kurzem, fügte er hinzu, hätte jeder der Bewohner für den Besitz eines pflügenden Rindes fünfzehn Dukaten Steuer bezahlen müssen, ohne eigentlich herauszubringen weshalb?

Am 30. März von *Kurdân* bis *Kischlak*, sechs Fersach. Der Weg schien uns sehr weit und ermüdete ungemein. Die Karawanenstrafse führt über die Brücke und den Flufs bei *Kurdân*, und biegt dann in eine Hochebene hinein, woselbst sich der Reihe nach fünf riesige *Teppèh* bemerkbar machten. An einzelnen Stellen zeigte sich auf dem dunkeln Boden ein grüner Anflug als erstes Frühlingszeichen, welcher von reichen Schaf- und Ziegenheerden, die in der Nähe von Zelten weideten, tagtäglich beseitigt wird. Auf der Karawanenstrafse begegneten wir zeitweilig einem vornehmen Perser zu Pferde, der in Begleitung zahlreicher Diener auf die Jagd zog und nach persischer Sitte alle zehn Minuten seinen neugefüllten feurigen Kaliûn rauchte. Die Station *Kischlak*, woselbst wir beim Hrn. *Kedkhoda* oder dem Schulzen einquartirt wurden, sah beinahe elender aus als das erste Mal, als wir auf unserer Hinreise nach Teherân bei demselben Wirthe Nachtrast hielten. Die Decken der meisten Häuser im Dorfe waren eingefallen, so dafs der veränderliche Märzhimmel auf das stille Familienleben zwischen den vier stehenden Wänden mit aller Bequemlichkeit hineinschauen konnte.

Während am 30. März 1861 die Kirchenglocken in der Heimath den Anbruch des fröhlichen Ostersonntags verkündigten, befanden wir uns auf der grofsen Karawanenstrafse, welche von dem vorigen Orte nach der Hauptstation *Qazwîn* führt. Die Entfernung bis dahin beträgt sieben weite Fersach, die wir auf dem monotonen und langweiligen Wege in eilf Stunden zurücklegten. Als wir des Morgens um halb sieben Uhr wegritten, herrschte eine abscheuliche Nafskälte bei bedecktem Himmel, und als wir um halb fünf Uhr in *Qazwîn* einzogen, brannte eine stechende Sonne über

unseren Häuptern. Kein Dorf war auf dem vom Regen durchweichten lehmigen Boden der mit dürrem Haidekraut bewachsenen Steppe sichtbar. Die Berge in dem Umkreise des Horizontes waren von Regenwolken umhüllt, nur hin und wieder blitzten im leuchtenden Glanze ihre mit Schnee bedeckten hohen Kuppen durch den trüben Wolkenschleier hindurch. Wandernde Perser zu Pferde gewährten nur selten eine Abwechselung auf der todten Strafse. Ich begegnete darunter einem Teherâner Bürger, den die Hungersnoth zwang nach *Qazwîn* zu reiten, um für die Seinigen billigeren Reis als Lebensunterhalt zu kaufen. Er schimpfte ebenso sehr auf die Wezire, als er den nach *Kermân* verbannten siebenzigjährigen *Sadrazâm* lobte, unter welchem er gedient hatte, als derselbe noch unter *Feth-Ali Schah* Kriegsminister war. Nachdem wir halbwegs am grünen Fufse eines *Teppèh* Halt gemacht und uns zur Weiterreise gestärkt hatten, erreichten wir endlich das Gebiet der Stadt *Qazwîn*, woselbst unsere Mission nach der Sitte des Landes von einer berittenen Ehrendeputation empfangen und nach dem Quartier in der Stadt geleitet wurde. Der *Istakbâl* bestand aus einem Dutzend Reitern, die höflichst salutirten und in höchst ceremonieller Weise den Einzug organisirten. Voran ritt eine Art von Ceremonienmeister mit dem unvermeidlichen Amtsstock, ihm zur Seite ein Schütze, hierauf folgte der Diener des *Mehmendâr*, dann wir, und hierauf der Zug der übrigen Reiter. Damit war der feierliche Empfang noch nicht beendigt, denn als wir in das Stadtthor einzureiten im Begriff waren, wurden wir von einer Reihe von Leuten begrüfst, die plötzlich umschwenkten und dem ganzen Zuge zu Fufs vorangingen.

So sehr mir zur Zeit unserer ersten Anwesenheit in *Qazwîn* die Stadt gefallen hatte, so traurig und düster kam sie mir diesmal vor, da wir zuerst durch denjenigen Strafsentheil ritten, dessen Häuser zu beiden Seiten eingesunken und zerfallen sind. Die Armuth, die uns in allen Theilen der Stadt entgegentrat, war entsetzlich; halbnackte, abgemagerte, elende Gestalten bettelnder Einwohner riefen unser Mitleid mit lauten Bitten an und wurden von unserer persischen Begleitung trotz meines Widerredens unbarmherzig geschlagen. Unser Quartier befand sich in demselben Schlosse, welches wir früher schon einmal bezogen hatten. In dem Zimmer, in welchem Herr Baron v. M. durch Geschenke des Gouverneurs geehrt worden war, standen auf den Teppichen sechszehn Schüsseln mit Zuckerwerk als Gastgeschenk des Wezirs des Prinzen-Gouverneurs an die

heimkehrende preufsische Mission. Unsere Karawane traf erst gegen zehn Uhr Abends bei einem furchtbaren Regengusse ein. Da sich die Küche mit derselben befand, so mufsten wir uns im Angesicht der sechszehn süfsen Schüsseln für heute ohne Mittag gegessen zu haben dem Schlafe überlassen.

Den 1. April über hielt ich Rasttag in *Qazwîn*, theils um den Ostermontag hier zu feiern, theils um dem *Tscherwadâr*, welchem auf der letzten grofsen Strecke ein Thier gefallen war, Gelegenheit zu geben, dasselbe durch ein anderes zu ersetzen. Der Aerger mit dem Karawanenführer war hier, wie auf der ganzen übrigen Strecke unserer Reise, unendlich grofs, und es half schliefslich nur das letzte Mittel, — Resignation in das Unvermeidliche. Ich benutzte den Ruhetag, um Depeschen und Briefe nach der Heimath zu schreiben, wenig erbaut während meiner Beschäftigung durch das Schmerzensgeschrei der Einwohner, welche draufsen im Hofe des zerfallenen *Imarèt* ex officio durchgeprügelt wurden. Wie es mir vorkam, nahm man Revanche an den Theilnehmern des Aufstandes, welcher, wie in Teherân, durch die grofse Hungersnoth hervorgerufen, die Absetzung des früheren Prinzen-Gouverneurs zur Folge gehabt hatte. Wie ich bereits in dem ersten Bande meines Werkes angeführt, nimmt in *Qazwin* die allgemeine Verarmung zu. Die Industrie, welche früher eine eigene Blüthezeit gefeiert hatte, ist seit einigen Jahren zum Theil durch europäische Concurrenz sehr in Verfall gerathen und beschränkt sich auf die Fabrikation von Holzkämmen und Messern, welche ihrer billigen Preise halber in ganz Persien viel Absatz finden. Wir hatten in dieser Stadt die Freude, mit dem christlichen General *Dawud Khân*, unserm alten Freunde von Teherân her, zusammenzutreffen. Er befand sich auf einer officiellen Mission nach *Täbrîz* und begleitete uns beinahe auf der ganzen Reise bis nach der genannten Stadt.

Am 2. April brachen wir in der Frühe auf, bei bedecktem Himmel und gewitterschwüler Luft, um bis zur nächsten Station den fünf Fersach weiten Weg in sieben Stunden zurückzulegen. In einer Entfernung von zwei Fersach hinter *Qazwîn* machten wir bei einem *Teppèh* in der Nähe eines zerfallenen Thurmes aus rothen Backsteinen, rechts von der Strafse, eine kurze Rast, und durchmafsen, an dem Dorfe *Schir-e-Isfahân* vorbei, die grofse Ebene von *Qazwîn*. Ueberall lag schmelzender Schnee und ein grundloser Koth, so dafs die Pferde oft bis zum Bauche einsanken und förmlich kleben blieben. Am Ende der Ebene stiegen wir auf schneebe-

deckte Hügel, durchritten beinahe der ganzen Länge nach eine von Bergen eingefafste Hochfläche und zogen endlich in das *Menzil Klischki* ein, welches mitten in Schnee und Kälte am Abhange eines Berges in einem Winkel steckte, aber recht sauber und reinlich aussah. Hier ist das Türkische als Sprache bereits ausschliefslich vorherrschend. Ein Diener des *Mehmendâr*, der vor drei Tagen Teherân verlassen hatte, traf beinahe gleichzeitig mit uns ein und berichtete als traurige Neuigkeit aus der Khalifenstadt, dafs die Brotnoth daselbst eine solche Höhe erreicht hätte, dafs bei seinem Abgange bereits gar kein Brot mehr aufzutreiben gewesen sei. Am nächsten Tage, dem 3. April, erreichten wir nach einem Ritte von neun Stunden das fünf lange Fersach westlich gelegene Dorf *Khurremdeřèh*. Wir mufsten es uns gefallen lassen, dafs uns zwei bewaffnete Reisige zu Pferde „der Sicherheit wegen" das Geleit gaben, da im Gebirge die Karawanen in der letzten Zeit öfters angefallen, geplündert und die Reisenden getödtet worden waren. Wir gingen, wie immer, ohne Abenteuer aus und begegneten keiner andern Person, als friedlichen Reisenden, die mit uns das Wanderziel *Täbrîz* zu erreichen suchten, darunter ein belaubter *Toptschi* oder Artillerist, und später drei bewaffnete *Mollahs* mit dunkelblauen Turbanen. Im Gebirge, woselbst wir links von der beschneiten Strafse ein *Imamzadèh* und ein Dorf liegen sahen, war es kühl genug, um den Mantel zu ertragen. Die Fernsicht nach einer rechts im Hintergrunde liegenden, mit Schnee bedeckten langen Bergkette gewährte, ihrer malerischen Wirkung halber, eine dauernde Augenweide. Die Wasser flossen in den Rieselungen und Rinnsalen wie in einem vielfach verzweigten Adernetze und wir mufsten oftmals nicht ohne Gefahr über Schneedecken reiten, unter welchen sich in einer Tiefe von fünf bis sechs Fufs fliefsendes Wasser barg. Das *Menzil* stellte sich von der Teheràner Seite her als ein langes baum- und wasserreiches Dorf dar, in welchem von allen Seiten her die schmutzigen Frühlingswasser gingen und kamen. Die Bäume hatten weder hier noch in den Ebenen, die wir durchritten hatten, Frühlingsknoten gewonnen. Unsere Wohnung war leidlich und zeichnete sich durch besondere Reinlichkeit aus. Der Wirth hatte uns sein auf dem Dache des Hauses gelegenes Haremszimmer eingeräumt, die über einander liegenden Nischen desselben waren mit Tellern, Flaschen und kleinen Zuckerhüten besetzt, die unteren aufserdem durch seidene Tücher verdeckt. Als Fenster galten zwei offene Zuglöcher; vor dem einen diente ein zerrissenes

rothes Gaze-Weiberhemde als Vorhang, mit welchem der Wind sein lustiges Spiel trieb. Die den Tag über stechende Sonne hatte schliefslich so viel Regenwolken zusammengezogen, dafs der ganze Himmel wie ein graues Tuch aussah. Die Theuerung schien auch hier zu herrschen, da ein *Män* Brot (Täbrîzer = 1½ Teheràner) mit fünfundzwanzig Schahi bezahlt wurde.

Der folgende Reisetag war nichts weniger als angenehm. Bei einem feinen Regen stiegen wir über eine Ebene hinweg nach einer Hochfläche empor, deren Ende wir nach einem Ritt von drei Fersach erreichten. Auf der Höhe, die rechts und links von kolossalen Bergmassen begrenzt ist, begegneten wir einem vornehmen Perser, *Mirza Nasrullah*, Chef der Douane in *Täbrîz*, welcher mit einem grofsen Trosse von Dienern und Begleitern, darunter auch sechs rothwangige „Reiseknaben", nach Teherân reiste. *Mirza Nasrullah* war ein schöner, ganz europäisch aussehender Fünfziger, dem der rabenschwarz gefärbte Bart und die goldene Brille auf der Nase sehr wohl stand. Kaum hatten wir uns nach einer kurzen Begrüfsung in verschiedenen Richtungen von einander getrennt, so wurden wir von Gewittern überrascht, wie man sie in Europa nur selten erleben dürfte. Von allen Seiten fuhren die Blitze von der Himmelshöhe auf die Erde hernieder und der rollende Donner fand in den Bergen einen so gewaltigen Wiederhall, dafs die Thiere vor Angst schäumten und wir selber in unheimlichem Stillschweigen neben einander ritten. Zum Glück fanden wir in einem elenden Dorfe auf der Höhe, das noch von *Emîr* erbaut ist, in einem Pferdestalle ein Unterkommen, so dafs wir das Gewitter wenigstens trocken abwarten konnten. Von hier aus führte der Weg abwärts in die grofse Ebene von *Sultanijeh.* Ein gewaltiger, mit Regen und Hagel vermischter Wind, die verrufene Windsbraut von *Sultanijeh*, welche im Winter Karawanen und Reisende oft in tiefen Schnee begräbt, blies uns ins Gesicht und erschwerte den Marsch auf dem aufgeweichten Lehmboden ungemein. Unmittelbar vor *Sultanijeh* verwandelte sich die Strafse zu einem so tiefen Moraste, dafs der Karawane ein bepacktes Pferd stecken blieb, das bald darauf verendete. Bei unserm Einritt in den Ort, woselbst uns ein kleiner *Istakbâl* begrüfste, fielen uns ganze Schaaren von Bettlern an, vor allen nackte elende Kinder, deren Anblick allein hinreichte, um Einem das Herz im Leibe umzudrehen. In einem leidlichen Hause fanden wir ein Unterkommen. Wir benutzten den letzten Rest des hellen Tages, um die

grofse Moscheeruine noch einmal in Augenschein zu nehmen, deren Eindruck ebenso gewaltig war, als wie zur Zeit unseres ersten Besuches. Wir trafen wiederum mit *Dawud Khân* zusammen, der in dem Posthause à la Persane logirte, und vertrieben den langen Abend in der leidigen persischen Gegenwart mit heiteren Gesprächen über Europa und europäische Verhältnisse.

Da mein eigenes Reitpferd der schlechten, meist kothigen Strafse wegen ungemein viel gelitten und an Kräften eingebüfst hatte, so miethete ich in dem *Tschaparkhaneh* von *Sultanijeh* ein Courierpferd, für welches man fünfzehn Schahi für jede Fersach Weges zu leisten hat, und schlofs mich dem General *Dawud Khân* an, um in seiner Gesellschaft den 6½ Fersach weiten Weg bis zur nächsten Station *Zendschân* zurückzulegen. Ich habe die Strecke bereits im ersten Bande näher beschrieben. Die Ebene von *Sultanijeh* ist von der Hochfläche von *Zendschân* durch ein hügeliges Land getrennt, welches die einzige Schwierigkeit unserer Reise mit der altpersischen Schnellpost an verschiedenen vom Schnee und Regen aufgeweichten Stellen darbot. Der *Zendschân-tschai*, den wir auf der sehr zerfallenen Steinbrücke überwanden, war ziemlich angeschwollen und sein schmutzig braunes Wasser flofs mit grofser Schnelligkeit dahin.

Im Angesicht des nächsten Reisezieles, der Stadt *Zendschân*, welche wir gegen Mittag am 5. April erreichten, begrüfsten zwei persische *Serhèng* oder Obersten mit einem grofsen Gefolge, aus Soldaten und Dienern bestehend, die heimkehrende preufsische Mission. Die beiden Anführer des Zuges, schöne Männer, erregten anfänglich weit weniger unsere Aufmerksamkeit, als die prachtvollen Apfelschimmel, auf welchen sie ritten und deren herrliche Gestalt und Ebenmafs der Glieder durch ein überreiches Silbergeschirr nur auf das Vortheilhafteste gehoben ward. Die überaus freundlichen Perser hatten die Zuvorkommenheit, uns nach dem *Menzile* in der Stadt *Zendschân* zu geleiten, der Sommerwohnung eines Militairs, die erst vor kurzem erbaut worden war und deshalb den Anblick eines halb fertigen Hauses darbot. Auf den Teppichen, welche man in aller Eile für uns in dem Empfangszimmer auf dem Fufsboden ausgebreitet hatte, paradirte das Gastgeschenk des *Hâkim* oder Gouverneurs der Provinz *Zendschân*: zwei grofse Zuckerhüte, ein Paket Thee und fünf Teller mit persischem Zuckerwerk. Gegen vier Uhr Nachmittags erhielten wir die Ehre eines ganz unerwarteten Besuches. Der Gouverneur, welcher die eine Hälfte

des Jahres in *Qazwîn*, die andere Hälfte in *Zendschân* residirt, ein Bruder der *Mader-i-Schah*, hatte seinen Sohn, einen jungen etwa fünfzehnjährigen Mann zur Begrüfsung gesendet. Der junge Vetter des Schah war entsetzlich verlegen und schüchtern, so dafs ich nur mit der gröfsten Anstrengung im Stande war die in persischer Sprache geführte Unterhaltung auch nur einigermafsen in Flufs zu erhalten. Er hatte offenbar nicht viel von der Welt gesehen und schien ordentlich froh und erleichtert, als ich seine Frage nach dem *Murekhès* oder der Erlaubnifs zu gehen mit den höflichsten Wendungen, die mir aus der persischen Sprache zu Gebote standen, verbesserte.

Den ganzen Nachmittag über bauten wir der unvermeidlichen Faulheit Altäre. Wenngleich draufsen die Luft sehr kalt war und der Wind aus allen Ecken und Enden blies, so war doch der Tag sehr schön gewesen und hätte zu Spaziergängen darch die Strafsen der sehr zerfallenen Stadt verlockt, wenn uns nicht zarte Rücksicht gegen das arme Bettelvolk jeden Gang untersagt hätte. Kaum hatten wir nämlich den Versuch gemacht, aus dem Thorweg der Hofmauer in die Strafse hinauszutreten, so fielen ganze Schaaren von Bettlern auf uns los, so dafs wir uns ihrer kaum erwehren konnten, am allerwenigsten aber es vermochten, sie vor den Brutalitäten der wachthabenden Soldaten und Ferraschen des Gouverneurs zu schützen. Die Armuth in *Zendschân* war über alle Beschreibung furchtbar und zeigte sich in den abschreckendsten Gestalten. Unvergefslich ist mir der Anblick einer alten halbnackten Perserin geblieben, welche bis auf die Knochen abgemagert war, in der einen Hand eine steinhart gewordene Brotmasse hielt und mit stierem, halb wahnsinnigen Blicke die andere Hand bittend nach einer Gabe ausstreckte. Von einem Ferraschen des *Hâkim* auf das Unbarmherzigste gestofsen und geschlageu, wimmerte und heulte sie vor der Thür meiner Wohnung in so herzzerreifsender Weise, dafs ich kaum schnell genug herbeieilen konnte, um das arme Wurm zu schützen und ihr das wenige Geld, welches ich augenblicklich bei mir trug, mitleidig in die Hand zu drücken. Der Anblick des menschlichen Jammers, der Noth, des Elends hat nie mein Herz so tief getroffen und bewegt, als auf dieser letzten Reise durch das erhabene *Irân.* Auch in Europa giebt es, Gott sei's geklagt! Armuth und Noth in Hülle und Fülle, aber der Betroffene kann doch sicher sein, wenn auch nicht immer thatsächliche Barmherzigkeit, so doch wenigstens Mitleid, Mitgefühl, Scho-

nung, Theilnahme bei seinen Nebenmenschen zu finden. Man mufs in *Zendschân* die ausgehungerten nackten Kinder, die nur mit Lumpen und Lappen bedeckten, in den schmutzigsten Ecken der Strafsen hockenden abgezehrten Weibsbilder mit stierem Augenpaar gesehen haben, um das menschliche Elend in seiner ganzen Tiefe, in seiner entsetzlichsten Form zu begreifen und mehr als Mann sein, um nicht wahnsinnig zu werden mit den Wahnsinnigen, um nicht denen zu fluchen, welche nicht nur nicht schonen, wo das Elend, wo der Jammer die höchste Spitze erreicht hat, sondern welche wie Teufel in Menschengestalt mit Keulen dreinschlagen und es ordentlich übel empfinden und neidisch werden möchten, wenn so ein gemartertes Wesen die dürren Arme nach einem Almosen ausstreckt und vor Freude vergehen möchte, dafs ein Brosame in seine ausgedörrten Hände fällt.

In *Zendschân* ekelte es mich an, an Edelsinn, Grofsmuth und wie alle die herrlichen Tugenden des Menschengeschlechtes in den Lehrbüchern und Predigten der Moralisten heifsen mögen, zu denken; ich hätte, wäre es möglich gewesen, das ganze verkehrte Menschengeschlecht in leibhaftiger Gestalt am Kragen packen, vollwüthig zu einer solchen Jammerecke in *Zendschân* hinziehen und hinzerren können und im Angesichte des schreiendsten Jammers und Elends ihm mit tausend- und aber tausendfachem Echo ins Gesicht höhnen können: „Menschheit, du bist und bleibst ein leerer Name!“

Wenig passend zu einer so verzweifelten Stimmung war der nothwendige Ehren- und Gegenbesuch, welchen ich am Abend in Begleitung des Herrn v. Grolman dem Gouverneur der Provinz abzustatten hatte. Der Weg dahin in der Umgebung von Soldaten, Ferraschen und fackeltragenden Dienern stand in vollständigster Harmonie zu dem sogenannten Palais S. E. des Gouverneurs, d. h. er war so schmutzig, löcherig, halsbrecherisch, mit einem Worte so unnatürlich, als das ganze Haus mit seinen Vorhöfen und Bauten. Eine enge, finstere, durch Laternen mager erleuchtete Treppe geleitete nach einem Vorzimmer, einem leeren Raume, mit meist weifsgetünchten Wänden, an welchen Ferraschen Posto gefafst hatten. Eine verhängte Thür, die bei unserer Ankunft gelüftet wurde, führte uns in das Heiligthum, in das Empfangszimmer des Gouverneurs. Bereits am Eingange kam uns der letztere, ein schöner Vierziger von untersetzter Natur mit herrlich gepflegtem und rabenschwarz gefärbtem Barte, äufserlich als

Hâkim durch den persischen Ordensgürtel mit blitzender Diamantagraffe gekenntzeichnet, auf das Freundlichste entgegen und es entspann sich sehr bald ein längeres und lebhaftes Gespräch, in welchem der Gouverneur nicht undeutlich eine gewisse Belesenheit in den historischen Schriftstellern seines Landes merken liefs. Er sprach hinter einander von Constantin, Belisar, Justinian, von denen er in den *Tarîkh* oder Geschichtswerken Kenntnifs genommen hatte, und verstieg sich schliefslich bis zum modernen Belgien, von dem er manches gehört haben mufste, als während seiner vierjährigen Amtsdauer im *Gilân* die belgische Mission einen Abstecher dorthin unternommen hatte. Viel lieber wäre es mir gewesen, statt aller aufgetischten Geschichten vom alten und jungen Europa von einem *Hâkim*, der sich des besonderen Rufes als *Mudakhìl*-Machers erfreut, etwas Näheres über seine Beziehungen zu *Irân* zu vernehmen. Ich konnte wenig mehr erfahren, als dafs er an dem Tage unseres abendlichen Besuches den Weg von Teherân nach *Zendschân* in der Zeit von dreizehn Stunden als *Tschapâr* zurückgelegt hatte und dafs er, allerdings viel interessanter als jenes, Anführer der Truppen im Kriege des Schah gegen die fanatische Sekte der *Babi* gewesen.

Nach ferneren gegenseitig ausgetauschten Höflichkeiten und Complimenten aller Art empfahlen wir uns dem Angedenken des Herrn *Hâkim* und kehrten durch Dick und durch Dünn mit obligater Begleitung und Fackelbeleuchtung nach unserem Menzile zurück, wo die Armuth, wimmernd und jammernd vor der Thür des Hofes kauerte und hinter den Pferden Schutz vor den Hieben der Ferraschen des *Hâkim* suchte.

Am 6. April wurde später als wir dachten und wünschten, hauptsächlich durch Schuld des Trödel-*Tscherwadârs*, der Stadt Valet zugerufen. Mehrere Ferraschen, welche an der Spitze der Karawane vor unseren Pferden einhermarschirten, liefsen sich erst durch ein dargereichtes *Enâm* bewegen, sich nicht weiter auf der langweiligen Karawanenstrafse unsertwegen zu bemühen und zu ihrer Stadt und zu ihren Familien heimwärtszukehren.

Von *Zendschân* aus führen zwei Wege nach der nächsten Station *Nikkebèg*: der eine, *bala* (oben), in der Richtung der Telegraphen-Stangen auf der windigen, kalten Höhe, der andere, *pain* (unten), in der wärmeren Tiefe längs des Ufers des *Zendschân-tschai*. Jener ist der Sommerweg, dieser der Winterweg. Bald nachdem wir uns den Bergzügen genähert, die, reichlich mit Schnee bedeckt, einen grofsen Bogen mit Vorbergen

bilden und eine Elevation von vier- bis zu achttausend Fufs haben mögen, liefen uns, ähnlich wie am vorhergehenden Tage kurz vor unserm illustren Einzug in *Zendschân*, aus abseit gelegenen, elenden Erdhütten vom Aussatz behaftete, von ihren Mitbürgern nach dem Gesetz ausgeschlossene Leute entgegen, rannten fortdauernd neben unseren Pferden her und liefsen nicht ab, mit lautem Rufen um eine milde Gabe zu betteln. Die kleine Schaar bestand aus einem Manne, zwei Frauen und einem Kinde; bei jedem Individuum war das Gesicht ein verschobenes Ineinander ekelhafter Geschwülste, welche Augen, Nase und Mund kaum erkennen liefsen. Bald darauf stiegen wir durch eine Art von Schlucht abwärts dem Flusse zu, der eine Breite von etwa siebenzig Fufs haben mochte und dessen schmutzig gelbes Wasser in starker Strömung dahin getrieben ward. An seinen hohen Ufern, — wir selber verfolgten den Weg auf dem rechten Ufer, — lagen zahlreiche Dörfer mit vielen Pappelgärtchen. Nach einem Ritte von etwa anderthalb Stunden stiegen wir aufwärts, rechter Hand in das Bergland hinauf und gelangten, die Ufer des rauschenden Bergstromes verlassend, zu wellig geformten Hochebenen, wo trotz der brennenden Sonne bei klarem blauen Himmel eine von den Schneebergen her wehende Brise angenehme Kühlung verbreitete. Die Aussicht von der Höhe aus, wo viele Felder bebaut werden, war ebenso schön als mannigfaltig, wenn auch das eintönige, kahle Plateau selber wenig Reiz zur Augenweide darbot. Die Scenerie auf der Landstrafse gewährte kaum mehr eine Unterhaltung auf der langweiligen Reise: bald begegnete man Wanderern zu Rofs und zu Fufs, Einzelnen und ganzen Gruppen, bald Maulthier- und Kameel-Karawanen; allenthalten auf der Strafse zeigte sich der ekelhafte Anblick gefallener, halb oder ganz aufgezehrter Thiere, an deren Gerippe Geier und Raben herumnagten; in den Lüften schwebten Adler und Sperber, während lustig zwitschernde Lerchen, mit ihrer Federkrone auf dem Haupte, auf dem Boden vor uns im Grase herumhüpften und begierig nach Erdwürmern suchten.

In einem Thale, durch welches in der Niederung ein Wässerlein dem grofsen *Zendschân-tschai* über bewegliches Steingerölle hastig entgegeneilt, machten wir auf halbem Wege Halt und brachen nach einer kleinen Stunde Rast wieder auf. Bald zogen wir durch das baum- und wasserreiche Dorf *Jenkièh* (oder *Jengièh*), aus etwa fünfzig bis sechszig elenden Erdhütten bestehend. Nach der Karawanenstrafse zu, welche dicht daran vorüber-

führt, liegt die Moschee, ein hochgelegenes Gebäu in gewöhnlichem Styl. Kinder auf dem Dache sangen mit heller Stimme den Gläubigen des Propheten den Mittag aus, während der alte bärtige Dorf-*Mollah* mit gekreuzten Beinen, ein geöffnetes Buch, wahrscheinlich den Koran, in der Hand, an dem hölzernen Rande der Brüstung vorn an dem *Balakhanèh* ruhig und friedlich kauerte.

An der Moschee vorüber zogen wir durch den Bach des Dorfes, woselbst Weiber das klare Wasser mit Hülfe der Hand in die grofsen Krüge schöpften, und ergingen uns in wehmüthigen Erinnerungen, als wir zu dem kleinen Baumpark gelangt waren, wo vor einem Jahre unser verstorbener Minister in froher heiterer Laune mit uns übrigen eine längere Rast gehalten hatte.

Von hier ab dauerte es noch volle drei Stunden, ehe es uns vergönnt war in *Nikkebèg* einzuziehen, das, in dichter Nähe eines Hügels mit kellerartigen Oeffnungen, auf der Ebene am Flusse gelegen ist. Eine alte verfallene Karawanserai und ein modernes *Tschaparkhanèh* bilden die Hauptgebäude des Ortes. Ehe man den steilen abschüssigen Weg von der Höhe der Karawanenstrafse zur Dorfniederung am Flusse abwärts steigt, geniefst man eine schöne Aussicht nach den schneebedeckten Höhen des *Kaflankuh* und nach einem vor ihm liegenden bläulichen Höhenzuge hin. Wir wurden bei einem Bauer untergebracht. Das Quartier war einfach, aber reinlich. Bettler gab es, wie gewöhnlich, in lästiger Ueberfülle. Um 8 Uhr in der Frühe waren wir von *Zendschân* aufgebrochen, um 3 Uhr Nachmittags zogen wir in *Nikkebèg* ein. Die eigentliche Karawane kam zwei Stunden später an. Wir hatten somit, die Stunde Rast abgerechnet, zu einem Wege von fünf persischen Fersach volle sechs Stunden Zeit gebraucht.

Da die Reise am folgenden Tage einen verhältnifsmäfsig grofsen Tagemarsch betragen sollte, — nach mehrfach eingezogenen Erkundigungen sieben Fersach, — so mietheten wir, Herr v. Grolman und meine Wenigkeit, Postgäule in dem Posthause des Ortes, wobei uns der *Naib* des *Tschaparkhanèh* wie gewöhnlich zu übervortheilen suchte. Nach seiner Angabe betrug die Strecke bis zur nächsten Station *Serdschèm* acht Fersach und nicht sieben, so dafs wir beide, den begleitenden *Schagird Tschapâr* oder Postknecht mit eingerechnet, eine Mehrsumme von 3 × 15 oder 45 Schahi zu zahlen gehabt hätten. Mit persischen Postberechnungen vertrauter, als selbigem *Naib* lieb und angenehm war, liefs ich ihn ablau-

fen, wobei er sich sehr erstaunt gegen unsern christlichen Diener *Jahijâ* äufserte, „da es ja Recht und üblich sei, reisenden *Frengi* mehr als den Persern abzufordern.“

Mein kräftiges Remonstriren hatte aufserdem zur Folge, dafs ich ein ganz vorzügliches Pferd erhielt, das beinahe den ganzen Weg bis zu einer Zwischenstation in gestrecktem Galopp lief. Wir verfolgten zunächst den Karawanenweg auf dem rechten Ufer des *Zendschân-tschai*, der auf beiden Seiten von niedrigen Höhenzügen eingeschlossen ist. Diese treten bisweilen ganz dicht, bis zum Steilabfalle hin, an den schlammigen Flufs heran, der von zahllosen Bächen und Rinnsalen in der winterlichen Jahreszeit der Schneeschmelze gespeist wird. Das Durchreiten und Durchwaten dieser allzu zahlreichen feuchten Einschnitte der Karawanenstrafse ist eine ebenso mühsame als langweilige und zeitraubende Arbeit für ein Menschenkind, das die Sehnsucht nach der Heimath mit aller Gewalt vorwärts treibt und das nirgends einen Aufenthalt erdulden will. Nach einem Ritte von einer Stunde, — wir hatten in derselben beinahe zwei und eine halbe Fersach zurückgelegt, — bogen wir rechts ab in das Bergland hinein, sprengten einen steilen Weg aufwärts und befanden uns oben auf dem Rücken des Berges im Angesicht eines elenden, aus etwa vierzig Hütten bestehenden Dorfes, dessen Bevölkerung wie überall das Malzeichen bitterer Armuth an sich trug. Die Frauen fielen hier durch eine Kopftracht auf, die von der gewöhnlichen persischen abwich und an die Kopftoilette der tatarischen Weiber erinnerte. Der obere Theil des Kopfes wird mit einem Tuche umbunden, so dafs man vom Haare eigentlich gar nichts sieht; ein anderes Tuch verhüllt Hals, Kinn und Mund, so dafs vom ganzen Gesichte nur die Augen und die Nase zu erkennen sind. Unter den wasserschöpfenden Weibern sah ich ein junges unverhülltes Mädchen, das recht hübsch war und sich durch einen ungewöhnlichen Reichthum aller Arten von Talismanen am Halse und auf der Brust auszeichnete.

Wir rasteten in dem Dorfe, das drei Fersach von *Nikkebèg* entfernt liegt, eine gute halbe Stunde, liefsen uns während dieser Zeit Milch und Brot bringen und verzehrten beides auf der Erdbank vor dem Posthause unter allgemeiner Bewunderung der Dorfbewohner. Die Pferde waren inzwischen gesattelt worden, wir stiegen auf, der *Schagird Tschapâr* als einstweiliger Führer voran, und fort ging es in vollem Galopp über den Bergrücken von neuem dem Ufer des Flusses entgegen. Der Himmel über

uns war klar, kein Wölkchen trübte die reine Bläue, die Sonne schien milde und warm, und die unverstandenen türkischen Lieder des singenden Postknechtes flöfsten uns eine ausgelassene Heiterkeit ein. Wir vergafsen darüber die schlechten Gäule, mit denen man sich dauernd unterhalten mufste, um nicht ganz stille zu stehen, und gelangten spät genug, gegen eilf Uhr Vormittags, in der Station *Serdschèm* mit heiler Haut glücklich an.

Vor dem Dorfe, das fünf- bis sechshundert Schritt vom Flusse landeinwärts gelegen ist, befindet sich eine ehemals gewifs prachtvoll gewesene Karawanserai aus Backsteinen. Vorzüglich schön und geschmackvoll ist das Portal mit einer persischen Doppelinschrift *en relief*. Sie mufs sehr alt sein und bessere Zeiten als die gegenwärtigen erlebt haben. Das Dorf liefs uns während unseres Aufenthaltes die gräfslichsten Formen der Armuth, des Elendes, des Unglücks und der Krankheit erkennen. Die meisten Bewohner waren mit Lappen und Lumpen behängt, die Kinder fast nackt, alles schrie und bettelte um ein Almosen. Wir befanden uns hier immer noch im *Memlekèt-i-Eraq*; zwei Fersach *bala* „oberhalb" beginnt bereits das *Memlekèt-i-Azerbeidschân*, das wir am folgenden Tage, den 8. April, betreten sollten.

Von *Serdschèm* bis nach der Wanzenstadt *Mianèh* sauberen Angedenkens sind es sechs Fersach. Der Uebergang über den *Kaflan-kuh* und der *Kyzyl-üzèn* oder „Rothflufs" bilden die bemerkenswerthesten Punkte der Reise.

Um sechs Uhr in der Frühe brachen wir noch vor der Karawane auf. Das erhabene Bild des *Kaflan-kuh* und seiner Vorberge, und weit im Hintergrunde das malerische Panorama des schneebedeckten Hochgebirges des *Byz-gysch* stets vor Augen, überstiegen wir zunächst niedrige Hügelketten, die uns zu breiten Hochflächen mit grünen Wiesen und weidenden Heerden darauf führten. Auf dem Wiesengrunde linker Hand vom Wege hatte *Ilât* ihre Zelte aufgeschlagen und ihre Kameele, Schafe und Ziegen sich nach allen Richtungen hin zerstreut, um die ersten grünen Kinder des Frühlings auf der Hochfläche zu verspeisen. Immer höher und höher steigend erreichten wir zuletzt das aus wenigen Hütten bestehende, ärmliche Dorf *Dschemâl-abâd*, mit seiner ziemlich gut erhaltenen Karawanserai aus älterer Zeit, welche auf dem höchsten Punkte der Oertlichkeit gelegen ist und vom Dache aus einen schönen Blick über die bergreiche Umgegend gewährt. Von da ab führt der Weg eine kleine Stunde lang durch zer-

klüftetes Gestein (darunter viele weifs glänzende Gypslager) niederwärts zu den Ufern des brausenden und tobenden *Kyzyl-üzèn*, dessen schmutziggelbes Wasser sich seinen Weg durch ein Felsenthal mit riesigen Steinwänden und Steinkegeln gebahnt hat. Ein Schwarm frei laufender *Tschapâr*-Pferde jagte an unserer Strafse vorüber, um getrieben von dem laut klatschenden *Kimtschi* des hinter ihnen her reitenden Knechtes von *Mianèh* nach ihrer Station zurückzukehren. Die Steinbrücke *Pul-i-dukhtèr* und das romantische „Jungfernschlofs" auf steiler Höhe in dichter Nähe der Brücke am felsigen Ufer des Stromes begrüfsten wir wie alte Bekannte und erkletterten mit grofser Anstrengung für die Thiere den sehr steilen Felsenpafs des *Kaflan-kuh*. Zu unserer grofsen Befriedigung und — gleich nebenbei bemerkt — zu unserem noch gröfseren Erstaunen machten wir die angenehme Bemerkung, dafs die ganze Strafse über den Berg neu gepflastert und mit Steinwasserrinnen versehen war. Der Weg bergabwärts, wo möglich noch steiler und gewundener als die Strafse aufwärts, führte mit reifsender Schnelligkeit in die Ebene nieder, in welcher schon von weitem sichtbar die Stadt *Mianèh* an dem jenseitigen Ufergebiet des vielfach verzweigten *Mianèh-tschai* uns freundlich und einladend zur Einkehr zu winken schien. Bald lag die steinerne Brücke mit ihren zwei und zwanzig Bogen hinter uns, die uns über den stärksten Arm des Flusses trockenen Fufses hinüberführte, bald auch die Nebenarme desselben, deren laut rauschendes und unglaublich schnell strömendes Wasser den Pferden bis über den Bauch ging, und endlich standen wir Schlag 1 Uhr vor dem Thorweg des Posthauses, wo sich türkisch redende Postknechte beeilten uns die Pferde abzunehmen und in den Stall zu führen.

Da in ganz *Mianèh* alle Häuser von Wanzen belebt sind, so zogen wir es vor in dem Posthause unser Quartier aufzuschlagen, welches als Neubau in dem Rufe einer vollständigen Wanzenreinheit stand. Der *Mirza* des *Tschaparkhanèhs* erwies sich als unendlich dienstfertig, indem er sich spornstreichs auf den Weg nach der eigentlichen Stadt machte, um nach unserem Wunsche auf dem Bazar Thee, Zucker, Honig und Brot einzukaufen. Da die Karawane, der schwierigen Bergpassage und der geschwollenen Wasser wegen voraussichtlich erst später eintreffen durfte, wir jedoch den Courierritt nach *Täbrîz* noch an selbigem Abend — *inschallah!* — anzutreten beabsichtigten, so wollten wir uns wenigstens mit Proviant versehen, um nicht als Hungerleider *Tschapâr* reiten zu müssen. Weifs der

Himmel wie es geschehen mufste, dafs gerade die Stadt, welche wir als Nachtquartier umgehen wollten, — einmal der stechenden giftigen Wanzen wegen, dann des berüchtigen Fieberrufes halber, — uns einen ebenso langen als unerwünschten Aufenthalt bereitete.

Die Sonne war schon längst untergegangen, die Tschapârpferde standen gesattelt da, und von unserer Karawane war immer noch keine Spur sichtbar. Unsere Uhr zeigte die 8., 9., 10. Stunde Abends, von der Karawane war gar nichts zu entdecken. Es wurden Leute ausgeschickt, Pistolenschüsse abgefeuert, keine Antwort, keine Nachricht von der Karawane Die Reise durch den Flufs wagte bei der finstern Nacht Niemand zu unternehmen. Wir fingen an besorgt zu werden als Mitternacht herankam und unsere Diener nebst dem Gepäck immer noch nicht eingetroffeu waren. Wir beruhigten uns indefs mit der Vorstellung, dafs der ganze Zug wahrscheinlich irgendwo übernachten müsse und suchten uns in einem Zimmer des Posthauses eine Stelle zum Schlafen aus. Der Vorsicht halber zündeten wir Licht an, um die doch etwa vorhandenen Wanzen zu vertreiben; allein trotz des Lichtglanzes entwickelte sich eine wahre Wanzenwanderung, deren Ziel ohne langes Rathen unsere theuren Personen waren. Wie vom Donner gerührt sprangen wir auf, liefen aufs Dach hinaus, dem blutdürstigen Wanzenvolke das Feld räumend, und warfen uns hier einem Knäuel schlafender Perser, darunter der *Mehmendâr* und seine Freundschaft aus *Mianèh*, in die Arme, auf die Gefahr hin vom Fieber oder von — L...en überfallen zu werden, nur um den leidigen Wanzenstichen zu entgehen.

In einer solchen Situation, wo aller Mutterwitz zu Rande geht, riskirt der verzweifelte Mensch das Unmöglichste und Unglaublichste. Wir schliefen auf dem feuchten Dache von grofstropfigem Regen übergossen, ohne Dekken noch sonstige Wärmevorrichtung, einen höchst kräftigen Schlaf und erwachten, bei lahm gewordenen Gliedmafsen und rheumatischem Zucken und Reifsen in allen Theilen unseres Körpers, gegen fünf Uhr in der Frühe. Die stille Befürchtung, dafs das schlimme Fieber von *Mianèh* sich bei uns in dieser Nacht eingeschlichen habe, hat sich glücklicherweise später nicht bestätigt. Indefs sind Fälle vorgekommen und mir von den betreffenden Personen selber erzählt worden, dafs Reisende, Europäer und Perser, während einer Nachtruhe *à la belle étoile* in *Mianèh* von dem berüchtigten Fieber befallen wurden, das Monate später in Constantinopel, Paris und

anderen Städten des europäischen Continentes plötzlich in seinen localen Formen zum Ausbruch kam.

Gegen sechs Uhr Morgens hörten wir das uns wohlbekannte Geklingel der Leitthiere, welches die endliche Ankunft unserer Karawane ankündigte. Die letztere war gegen Abend des vorhergegangenen Tages bis zum *Mia-nèh-tschai* herangerückt, hatte aber, besonders in der dunklen Nacht, keine Möglichkeit gefunden, durch die stark angeschwollenen Wasser des Flusses zu marschiren. Selbst am hellen Morgen büſste man den Versuch durch ein Thier ein, das sammt dem Gepäcke im Wasser versank, so daſs erst Leute aus *Mianèh* requirirt werden muſsten, um bei der nassen Wanderung hülfreiche Hand anzulegen, den Weg zu zeigen, die scheuen Thiere zu führen und das verlorene Gepäck aufzusuchen.

Trotz aller Warnungen, welche uns in Bezug auf die von den Regengüssen und schmelzendem Schnee aufgeweichten, lehmigen und beinahe unpassirbaren Wege auf dem Hochgebirge zwischen *Mianèh* und *Täbrîz* einzelne Wanderer von letztgenanntem Orte her, hatten zukommen lassen, trotz des strömenden *Jupiter pluvius*, der bald nach Eintreffen unserer Karawane himmelher fiel und den ganzen bergigen Horizont in ein undurchdringliches Nebelbild hüllte: lieſs ich mich dennoch von meinem wackeren Reisegefährten überreden, von *Mianèh* aus die beabsichtigte Tschapârreise nach *Täbrîz* anzutreten und die Karawane in langsamen Tagemärschen unter der Leitung des persischen *Mehmendâr* nachkommen zu lassen.

Wir haben die Reise zurückgelegt, aber man frage nur nicht wie? Nie in meinem Leben bin ich so übler Laune, so miſsmuthig, so lebensunlustig, und nie so erbittert gegen persische Landstraſsen-Einrichtung und vor allen gegen den persischen Himmel gewesen, der so chamäleonartig als der Charakter des ganzen iranischen Volkes ist, als auf dieser tollen Tour, die in Wirklichkeit jede Beschreibung weit hinter sich läſst. Aber so grauenhaft entsetzlich der vermessene Tschapârritt durch den aufgeweichten Naturschlamm auf einer Strecke von beinahe zwanzig deutschen Meilen war, daſs mir's noch in der Erinnerung daran kalt wie eine Gänsehaut überläuft, so hatte er wenigstens das Gute, uns leicht geschürzten Pilgern eine richtige Vorstellung von der Schwierigkeit, ja beinahe Unmöglichkeit des kaufmännischen Waarentransportes während der winterlichen Jahreszeit auf persischen Straſsen in der palpabelsten Weise vor Augen zu führen und haarscharf zu demonstriren.

Wir ritten also lustig darauf los, — ohne Wäsche noch Proviant im Sack (dafs ich nicht lüge, eine Tafel Potsdamer Gesundheits-Chocolade hatte ich als Stärkungsmittel beigesteckt), — und befanden uns bald hinter *Mianèh* in einem Thalkessel des Flusses, dessen romantische Schöne bei allen Regengüssen auf das Lebhafteste an die herrlichsten Stellen der vaterländischen Rheinfahrt erinnerte, freilich nur insoweit, um mit der Lieblingsphrase des Urreisenden, des alten Herodot, zu reden, als es gestattet ist Kleines mit Grofsem zu vergleichen. Wenn auch die Burgen mit Zinnen und Thürmen in der persischen Rheinlandschaft fehlten, so konnte doch die geschäftige Phantasie ohne grofse Mühe und Anstrengung aus den wunderbar geformten und zerklüfteten Felsgipfeln und zackig-zerrissenen Bergkuppen soviel Zwingfesten herausconstruiren, dafs ganze Rittergeschlechter genug daran gehabt hätten. Die Beleuchtung war dabei so nebelhaft-sonnig-regnigt, dafs man den unglaublichsten englischen Stahlstichs-Himmel *in natura* geniefsen konnte.

Durften wir mit der romantisch gefärbten oberen Region ganz zufrieden sein, so sah es mit dem concreten Unterlande unpoetisch genug aus. Eben hatten wir im Galopp die steile Strafse rechter Hand, abwärts vom unseligen *Mianèh-tschai*, dem fingirten Rheinstrom, bergaufwärts zurückgelegt, so verwandelte sich auf der windigen Bergeshöhe der Regen in eitle grofse Schneeflocken, dafs man kaum eine Hand breit vor sich hin sehen konnte und jede Wegspur von dem weifsen Wintermantel vollständig zugedeckt wurde. Das war ein Reiten! Die Pferde, keuchend und schäumend, sanken fufstief in den aufgeweichten Boden ein und drohten jeden Augenblick mit uns im Schlamm stecken zu bleiben. Unsere Reiselust war dabei durch Kälte und Nässe bis auf ein mikroskopisches Minimum reducirt und meine Laune zu Rande gekommen.

Nach einem fünfstündigen sogenannten Tschapârritt erreichten wir über *Somân* und noch ein anderes namenloses Dorf in engen Thalkesseln und Thalgründen das grofse Menzil *Turkman-tschai* (eigentlich „Turkomanflufs"), ein reiches Dorf mit vielem Baumwuchs auf einem hügeligen Terrain.

Wir hielten vor dem abseits gelegenen Posthause still, dessen Thüre sich trotz allen Klopfens, Rüttelns, Rufens nicht öffnen wollte, weil der Herr Postmeister es vorgezogen hatte im Dorfe in warmer Hütte beim *Harem* d. h. bei Muttern daheim zu sitzen und über die Schwierigkeit seines Amtes Stofsseufzer zum Besten zu geben. Nach einer Viertelstunde lan-

gen Wartens bei ununterbrochenem Regen, natürlich ohne Regenschirm, kam er endlich langsamen und gemessenen Schrittes aus der grofsen Dorfstrafse, wo sich kein Hund sehen liefs, den Weg zum Posthause geglitscht und gerutscht, — der Naturbrei in besagtem Dorfe ist nämlich sehr lehmig, — und meinte auf eine Fluth von Vorwürfen meinerseits mit stoischer Ruhe: „es sei in der That recht schlechtes Wetter!"

Wir zogen in das Haus ein, nahmen auf eine Stunde Quartier im Oberstübchen, wo uns, nichts Neues mehr, der Regen durch die Zimmerdecke auf den Kopf träufelte, liefsen Feuer im Kamin anmachen, Milch, Eier und Brot holen, und während mein armer Kamerad, auf dem blofsen kalten Fufsboden ausgestreckt, vom Fieber von *Buschèhr* geschüttelt wurde, bereitete ich mit Studenten-Andacht an dem hell flackernden Kaminfeuer eine Milch-Chokolade, die mir indefs noch Zeit genug liefs, nebenbei unsere durchnäfsten Kleider an der wärmenden Flamme zu trocknen, welches nützlich-nothwendige Geschäft ich mit alleiniger Ausnahme der wasserschwangeren Lederstiefel mit ziemlicher Fertigkeit zu Stande brachte.

Wir hatten nicht lange Zeit zu verlieren, wollten wir in der Nacht noch *Täbrîz* erreichen. Leidlich restaurirt bestiegen wir zwei neue Pferde, — es war am 10. April, — und machten uns, von einem persischen Postknecht begleitet, auf die Weiterreise. Du Himmel mein, was für ein Weg war das wieder! Vier lange Fersach in Berg und Thal war die Strafse so durchweicht, so aufgelöst, so kothiger Brei, so urschöpfungsartig, dafs die Pferde bei jedem Schritte bis zu dem Bauche versanken, kaum im Stunde waren die Füfse herauszubekommen und noch viel weniger vorwärts zu setzen, und dafs wir schliefslich alle drei, wir Preufsen mit dem Perser, in Schlammgestalten verwandelt wurden, deren eigentliche Nationalität weder Physiognomie noch Tracht errathen konnte. In so adamitisch-kosmopolitischer Gleichheit zogen wir in das elende Nest *Hadschi-Aga* ein, wo dem augenblicklichen Mangel an Pferden in dem gräulichen Posthause durch ebenso augenblickliche Prügel wirksamst abgeholfen wurde.

Die letzte Wegstrecke war so schneckenhaft langsam zurückgelegt worden, dafs wir die Aussicht, am selben Tage *Täbrîz* erreichen zu können, nur noch als ein verlorenes Phantasiestück betrachteten. Die pure Wirklichkeit verhüllte uns jeden Trost der Hoffnung und wir ritten darum wie Fische stumm neben einander aus dem Posthause heraus, ohne der Vergangenheit noch Zukunft mit einem Worte weiter zu gedenken. Der

Koth auf dem malerischen Hochgebirge, abwechselnd mit hohen Schneelagen, hatte eine so unmenschliche Tiefe und Unergründlichkeit erreicht, dafs wir nach einem Marsche von zwei und einer halben Fersach, wozu wir den ganzen Rest des Tages gebrauchten, schliefslich nicht weiter konnten, nachdem wir vorher noch mitten auf der Strafse den warnenden *Memento*-Anblick aufgespeicherter Kaufmannswaaren neben gefallenen Maulthieren hatten, welche in den weichen Strafsenschlamm bereits tief genug eingesunken waren, um mit Hülfe starker Hebebäume herausgewunden zu werden.

Zu Nutz und Frommen derer, welche nach uns das Unglück haben sollten, in der winterlichen Jahreszeit die altpersische grofse Königstrafse zu passiren, will ich die Bemerkung nicht unterlassen, dafs der Reisende vor allen das Auge durch entsprechende Mittel, am besten durch eine blaue Brille, hüten und wahren möge, damit es ihm nicht etwa ergehe, wie wir es leider an uns selber erleben mufsten. Umgeben von grofsen, weit ausgedehnten Schneefeldern auf den Hochflächen des persischen Gebirges konnten wir es nicht verhüten, dafs der blendende Reflex der weifsen winterlichen Decke unser Auge ununterbrochen traf, so dafs wir Schmerzen empfanden, die an Nadelstiche erinnerten. Zuerst und am empfindlichsten wurden unsere Augen davon getroffen, zuletzt das ganze Gesicht. Bei unserer Ankunft in *Täbrîz* waren unsere Augen vollständig entzündet und die Haut des Gesichtes wie mit einem schwarzen Russe überzogen. Ich kann mir keine Erklärung von dieser wundersamen Wirkung der Schneemassen auf die blofsgelegten Theile des menschlichen Körpers machen, fand aber später bei unserem Uebergange über den schneebedeckten und von Lawinen halb zugeschütteten Kaukasus die Vorsicht der schaufelnden russischen Soldaten und Anwohner sehr erklärlich, das Gesicht durch schwarze Schleier, Tücher und Drahtmasken zu verhüllen.

Die Sonne war bereits dem Untergange nahe und dunkle Abendwolken zogen allgemach über die Berge herüber, als wir abgemattet, hungrig und durstig eine elende, sehr schmutzig aussehende Karawanserai mitten auf einem windigen Plateau erreichten, dieselbe, welche bereits im ersten Bande unter dem Namen *Gilek* aufgeführt worden ist. Der ganze Hof derselben war mit Waarenballen und ruhenden Lastthieren angefüllt, und in den Ställen und sonstigen Gemächern des *Khan's* hatten es sich die *Tscherwadâre* und Packknechte der Karawanen, welche das Unglück hat-

ten in dieser Jahreszeit auf dem aufgeweichten Hochgebirge reisen zu müssen, in ihrer Weise bequem gemacht. Da wir bei so entsetzlichen Wegen die nächste Station — zumal in der Nacht — zu erreichen nicht hoffen durften, so blieb uns nichts Anderes übrig, als in der vollgepfropften Karawanserai irgendwo ein trockenes Plätzchen als Nachtquartier zu suchen. Das nach langem Suchen gefundene Obdach war keineswegs beneidenswerth. Es bestand aus einem dumpfen Mauerloche von ungefähr vier Fufs Höhe und entsprechender Weite und Länge, in das wir uns durch eine enge Oeffnung nur mit genauer Mühe hineinquetschten, zufrieden, wenigstens eine trockene Stätte gefunden zu haben und allen weitern Kummer einem gnädigen Zufall anheimstellend. Nafs und erklammt, wie wir waren, streckten wir uns so gut es gehen wollte neben einander aus, liefsen eine kleine Brandstätte zwischen uns frei, machten hier aus Reisig und Thiermist mit Hülfe deutscher Zeitungen ein helles Feuer an, dessen schwelender Rauch das ganze Loch erfüllte, und dankten dem Himmel so herzlich wie vielleicht nie für das Vorhandensein einer schmutzigen Kasserolle, einer Hand voll Thee, und als besonderer Delicatesse eines Stückes abgegriffenen Ziegenkäses und trocknen Brotes, welches alles uns der Verwalter der Karawanserai mit gilekischer Grazie überreichte. Dies bescheidene Dîner, die einzige Nahrung, welche wir den Tag über eingenommen hatten, beschwichtigte wenigstens einigermafsen den bellenden Magen, und nachdem so die gröfsere Sorge abgethan war, legte ein Jeder seinen Kopf auf einen Stein, um die traurige Gegenwart bis zum nächsten Morgen zu verschlafen. Ich hatte einen seltsamen Traum in der Nacht. Ich sah mich in einem prachtvollen Palaste, der mit einem ausgesuchten Luxus ausgestattet war. Ich war umgeben von zahlreichen Dienern, bereit, allen meinen Befehlen zu gehorchen. Vor mir stand eine reich besetzte Tafel, deren leckere Speisen mir in die Nase dufteten. Ich wollte mich dem Tische nähern, um ein köstliches Mahl zu halten, aber — als wäre ein Zauberkreis um mich herum gezogen, ich konnte die Füfse weder vor- noch rückwärts setzen. Ich wurde böse, zuletzt wüthend, schimpfte und tobte, aber meine Worte hatten keinen Klang, ich vernahm keinen Laut, als wäre ich taub gewesen. Alle meine Glieder versagten ihren Dienst, nur das lüsterne Auge hatte die Qual, alle Herrlichkeiten des reich gedeckten Tisches allein mit den Blicken zu verschlingen. Da plötzlich tauchte aus dem Boden eine bekannte Gestalt empor, Maria mit einer Strahlenkrone näherte sich

mir lächelnd, erfafste meine Hand und führte mich an den Tisch. Aller Zauber war gelöst, jene Erscheinung hatte seine Kraft gebrochen. Ich sprach kein Wort mit ihr, ebenso wenig öffneten sich ihre Lippen zum Reden, ich hatte nur die Speisen im Sinn und wollte eben meine Hand danach ausstrecken, als plötzlich eine Stimme mir auf Azerbeidschanisch-Türkisch die Worte zurief: „*Sahâb*, Eure Pferde sind gesattelt, der Morgen bricht an!" Ich erwachte aus dumpfer Betäubung und sah durch das Loch unseres Quartiers den ausdruckslosen Kopf des gähnenden Kastellans, welcher grinsend-freundlich zum Aufbruch mahnte.

Bald safsen wir wieder auf unseren Pferden und befanden uns von neuem inmitten des unergründlichen Kothes auf der persischen Landstrafse, welche zwei und eine halbe Fersach weiter westlich nach der sahnenreichen Station *Sejid-abâd* führt. Bald nach unserem Ausritt spendete der Himmel einen überreichen wässerigen Schneefall, der uns bis auf die Haut durchnäfste und das unglaubliche Kunststück vollbrachte, meinen dicken kurdischen Pelz vollständig zu durchdringen. In *Hadschi-Aga* begegneten wir dem persischen General *Dawud Khân* wiederum, wechselten schnell die Pferde in dem Posthause und schlossen uns ihm auf der Weiterreise bis *Täbrîz* an. Wir überstiegen bei stechender Sonne einen malerischen mit hellblitzender Schneekappe bedeckten hohen Bergpafs, langten glücklich in *Sejid-abâd* an nnd legten von hier aus den leidlichen Weg bis *Täbrîz* (volle vier Fersach) in zwei Stunden über *Basmisch* zurück. Der türkische Gesandte *Heidar-Effendi* hatte sich von *Erzerum* bis zu diesem Menzile durch den Schnee glücklich durchgearbeitet und stand im Begriff, am folgenden Tage seine Weiterreise von dem grofsen schönen Dorfe aus nach Teherân angetreten. In Anbetracht unseres dermaligen zur ceremoniellen Visite nicht sehr geeigneten Extérieur's zogen wir es vor, seine Anwesenheit zu ignoriren und jagten lustig die Bergstrafse bis gen *Täbrîz* weiter, in das wir einzogen, als die Sonne eben zu Rüste ging.

So entsetzlich auch der letzte Theil unserer Reise von *Mianèh* aus gewesen war, da die Natur alles Mögliche gethan hatte, um jede Lust an der Wanderung zu vergällen, so entging uns dennoch nicht die charakteristische Eigenthümlichkeit, welche die Landschaft von *Azerbeidschân* wesentlich auszeichnet. Die Berge und die Hochfläche hatten eine andere Physiognomie als die landschaftlichen Bilder vor *Mianèh*. Die Bäume standen dichter und waren stärker, und selbst der Menschenschlag trug dazu

bei, der angedeuteten Verschiedenheit in den Naturerscheinungen einen lebendigen energischen Ausdruck zu gewähren.

In *Täbrîz* hatten wir das beneidenswerthe Glück Gastfreunde zu besitzen. Da bekanntlich durch ganz Persien kein einziges nach europäischer Weise eingerichtetes Gasthaus existirt, woselbst man gegen Geld und gute Worte Wohnung und Beköstigung erhalten könnte, so sind reisende Europäer genöthigt, in den Hauptstädten bei Bekannten oder empfohlenen ansässigen Europäern ein Unterkommen zu suchen, wenn sie es nicht vorziehen sollten, in Karawanseraien und *Tschaparkhanehen* ihr halb nomadisches Quartier aufzuschlagen. Unsere *Konak*, wie man im Kaukasus den Gastfreund und Beschützer nennt, war das brave Schweizer Haus Dinner, Hanhart und Comp., und wir richteten deshalb unsern Weg nach dem aufserhalb der Stadt gelegenen Hause der lieben Schweizer, die ebenso grofse Augen machten, als sie herzlich erfreut waren, uns noch in Teherân Geglaubte in leibhaftiger Person und in einem unbeschreiblichen Couriercostüme so plötzlich vor sich zu sehen. Wir fanden den Compagnon des Hauses Hrn. Würth nebst Gemahlin, sowie Hrn. Dinner anwesend, und erfreuten uns in dem lieben Familienkreise einer Aufnahme, die uns alle vergangenen Leiden vergessen, ja nur wie einen recht häfslichen Traum erscheinen liefs.

Am 11. April waren wir in *Täbrîz* eingerückt mit dem stillen Wunsche, der Ruhe und des mangelnden Costümes wegen so lange wie möglich incognito zu bleiben, als unversehends am 13. April in der Frühe ein persischer Oberst, der lustige *Kuli Khân*, seine Anwesenheit melden liefs, um die preufsische Mission im Namen des Prinzen-Gouverneurs von *Täbrîz* bei ihrer Ankunft feierlichst zu begrüfsen. Er fand es unbegreiflich und unverantwortlich, wie wir in *Täbrîz* hätten einrücken können, ohne bemerkt und von einer solennen *Istakbâl* begrüfst worden zu sein und machte ganz ernstlich den Vorschlag, ob sich dies nicht in irgend einer Weise nachholen liefse. *Kuli Khân*, der vier Monate lang in Tiflis gewesen ist und auf den russischen Bällen sogar Mazurka getanzt hat, ist von gewisser Bedeutung für die Stadt *Täbrîz*, da er sich als den verantwortlichen Redacteur der *Täbrîzer* Zeitung bekennt. Für uns Preufsen hatte er neben seinem heitern Wesen eine besondere Anziehung durch die Bekanntschaft mit einem Landsmann, Herrn Baron Senfft v. Pilsach, der sich in Persien eines Rufes erfreut, wie ihn sich dessen wenige Europäer

rühmen können. Unser Landsmann, nach dessen Wohlbefinden sich beinahe in allen Hauptstädten die höhere Perserwelt erkundigte, hatte das Land *Irân* auf einer Lustfahrt berührt, dessen äufserste Punkte nach West, Nord und Ost: Algier, St. Petersburg und Teherân waren. Die unbegrenzte Reiselust und die unverwüstliche Ausdauer, vor allem aber der unvertilgbare Humor und die köstliche Laune eines preufsischen Offiziers, der ohne Kenntnifs der orientalischen Sprachen, die gröfsten Länderstrecken in kürzester Frist als *Tschapâr* durchmafs, hatte den Persern so sehr imponirt, dafs ihnen das Andenken unseres Landsmannes unvergefslich geblieben ist. *Kuli Khân* hörte mit wahrer Begeisterung alle Nachrichten über seinen alten Freund aus *Prussia* und band mir es auf die Seele, nach meiner Rückkehr in die Heimath einen persisch geschriebenen Brief sofort an seine Adresse gelangen zu lassen.

Unseren Aufenthalt in *Täbrîz* bis zur Ankunft unserer Karawane benutzte ich zu Besuchen der europäischen Comptoire und persischen Bazare, um über Handelsverhältnisse Aufklärungen zu gewinnen, die, wie alle statisch-commercielle Nachrichten im Orient, unendlich schwer zu erhalten waren. Neben dem Schweizer Handlungshaus existiren in *Täbrîz* sieben griechische Häuser, welche meistentheils mit englischen Firmen in Verbinduug stehen, in neuester Zeit aber nicht besonders glücklich speculirt haben. Es ist hier nicht der Ort, auf die trüben commerciellen Verhältnisse näher einzugehen, und ich verweise deshalb auf den betreffenden Abschnitt über den persisch-europäischen Handel in dem Anhange zu diesem Werke. Im Uebrigen verstrich unsere Zeit mit Besuchen bei dem Prinzen von *Täbrîz: Bahram-Mirza*, bei dem russischen General-Consul Tschernajeff, bei dem englischen General-Consul Abott und bei einigen Europäern, unter denen ich den italienschen Arzt Dr. Stagno nenne, in der angenehmsten und belehrendsten Weise.

Die socialen Zustände in *Täbrîz* waren übrigens in keiner Weise mit dem Teherâner Nothstande zu vergleichen. 1 *Mân* Brot (täbrizer Maafs, bekanntlich gröfser als der teherâner *Batman*) kostete drei Abassi oder, was dasselbe ist, zwölf Schahi. Auch sonst waren die übrigen Lebensmittel ziemlich wohlfeil. Trotzdem der Winter mit grofser Strenge aufgetreten war, so dafs noch zur Zeit unseres Aufenthaltes in *Täbrîz*, also in der Mitte des Monates April, eine wahre Hundekälte herrschte und der furchtbar heulende Wind, mit Regen abwechselnd, gar nicht aufhörte zu

toben. Uebereinstimmend empfing ich die Nachricht, dafs am 28. Februar des Jahres in *Täbrîz* ein Erdbeben stattgefunden hatte, das jedoch wenige Secunden dauerte und nur aus einigen Schwingungen bestand. Wahrscheinlich gehörte es zu der unterirdischen Feuerlinie, welche auch in Astrabâd, am kaspischen Meere, ihr Dasein durch Stöfse und rollenden unterirdischen Donner bemerkbar gemacht hatte.

Unser Menzil in dem gastlichen Hause der Schweizer theilten zwei deutsche Zugvögel, welche in drei Monaten von Moskau aus ganz Rufsland durchwandert hatten, natürlich ohne einen Heller in der Tasche, um mitten durch Persien nach — Indien zu gelangen. In *Täbrîz* hatten sie das grofse Glück den gutmüthigen Schweizern zu begegnen, welche sich ihrer annahmen, ihnen Nahrung und Obdach gewährten, ja sogar mit den unentbehrlichsten Kleidern aushalfen. Welcher Art diese sonderbaren Schwärmer waren, mag daraus erhellen, dafs der eine von ihnen sich als Trompeter, der andere als Besenbinder vorstellte, und mit diesen Metiers beabsichtigten meine Landsleute eine Kunstreise nach Indien zu unternehmen, um mit Reichthümern beladen eines Tages nach der Heimath zurückzukehren. Welche confuse Vorstellungen, welche verdrehte Ideen gehören nicht dazu, ein Paar vielleicht grundehrliche Kerle zu veranlassen, der Heimath den Rücken zu kehren und nach einem geträumten indischen Eldorado mit dem europäischen Ränzel auf dem Rücken mitten durch Asien zu wandern? Sie wurden kaum durch einen deutschen Handwerksburschen übertroffen, dem ich ein Paar Stationen vor Moskau begegnete, also im Herzen von Rufsland. Er kam von der Ostsee hergestrolcht, war Schiffsschmidt und suchte irgend ein Meer im Innern Rufslands auf, um Arbeit zu erhalten!!

Am 14ten Abends langte endlich die Karawane in *Täbrîz* an. Mehrere Thiere waren auf den unwegsamen Strafsen im Koth stecken geblieben und gefallen, so dafs der *Mehmendâr* Postpferde requiriren mufste, um nur das Gepäck weiter transportiren zu können. Ohne Aufenthalt entäufserten wir uns zu unserer Weiterreise alles überflüssigen Gepäckes, suchten die Zahl unserer Koffer und Kisten so klein wie möglich zu machen und setzten uns in Bereitschaft die Weiterreise sobald als thunlich anzutreten.

Am 16. April brachen wir in freundlicher Begleitung der Herren Dinner und Würth auf Tschapârpferden von Täbrîz auf, um die letzte Strecke auf persischem Gebiete bis zur russischen Grenze am Arasflusse zurück-

zulegen. Drei mit gewaltigen Keulen bewaffnete Derwische, darunter ein schmutziger Neger, hatten sehr glücklich den Moment unserer Abreise abgepafst und versperrten uns mit lautem Zurufen: *Ja hu!* und *ja haq!* vor der Thüre des von den Schweizern bewohnten Hauses den Weg. Ein Paar zugeworfene Schahi rafften sie mit lautem Lachen und lustigen Sprüngen von der Erde auf, schwangen ihre Keulen und wendeten sich nach der Stadt, während wir anderen im schnellen Galopp der nächsten Station zueilten. Der Himmel sah Anfangs regnigt aus, einige schwere Tropfen fingen an zu fallen, allein das Wetter klärte sich bald auf, so dafs wir die herrlichste Aussicht nach dem bergigen Horizont bei vollständig durchsichtiger Luft geniefsen konnten. Nach Osten hin starrte der schneebedeckte *Sehänd* mit seinen zahlreichen Köpfen in den blauen Aether hinein; nach Westen hin unterhielt uns der seltsame Anblick dunkler blasenförmig gestalteter Bergkegel auf der *Urumieh*-Halbinsel. An dem kleinen Bache, über welchen, eine kleine Fersach von *Täbrîz* entfernt, eine invalide Steinbrücke führt, nahmen wir Abschied von unseren Schweizer Freunden, zerschellten mit lautem Knall eine ausgeleerte Flasche französischen Rothweines und galoppirten seelensvergnügt der nächsten Poststation *Safiân* entgegen. Nach zwei Stunden Rittes trafen wir hier ein und befanden uns sechs Fersach in nördlicher Richtung von *Täbrîz*. Das Dorf, ziemlich grofs, bot uns in einer bescheidenen Hütte ein Menzil dar, dessen offene Fenster und Thüröffnungen uns mehr als uns lieb war kalten Wind zu Theil werden liefs. Wir waren jedoch so sehr mit Heimathsgedanken beschäftigt und sehnten uns zunächst so begierig nach dem ersten Anblick der russischen Erde, dafs wir alles Perserthum übersahen und das Elend und den Schmutz in unserer Umgebung äufserst gering achteten.

Am 17. April verliefsen wir in aller Frühe das Dorf, um, vier Fersach weiter, noch bei Zeiten zur nächsten Hauptstation zu gelangen. Während wir am gestrigen Tage auf glatter und guter Strafse eine weite ebene Hochfläche durchwandert hatten, führte die Reise an dem genannten Datum durch eine prachtvolle Berglandschaft. Zunächst erreichten wir ein ziemlich elendes Dorf mit grofser Wasserfülle, in welchem die Bäume bereits mit einem Ansatz von Frühlingsgrün geschmückt waren. In der Umgebung beschäftigten sich die Bewohner mit Pflügen. Gewöhnlich waren vor die einfache persische Pflugschar vier Ochsen gespannt. Gleich hinter dem Dorfe erhebt sich ein steiler Berg, auf dessen Kamm ein so

abscheulich unbequemer und abschüssiger Pfad hinaufführte, dafs wir genöthigt waren, von unseren Pferden zu steigen, um langsamen Schrittes, keuchend und ächzend, zu Fufse hinaufzuklimmen. Die Aussicht vom Gipfel aus, der sich etwa tausend Fufs über dem Boden erhebt, belohnte aber in reichstem Maafse den beschwerlichen Aufgang. Wenige Punkte der Welt mögen ein so prachtvolles Panorama gewähren, als wir es in gewaltiger Ausdehnung und in den riesigsten Dimensionen in Gestalt hinter einander aufsteigender Gebirgsketten bei der eigenthümlichsten Beleuchtung des Himmels vor uns liegen sahen. Während die gezähnten Kämme und Spitzen der Berge im Hintergrunde im hellsten Schneeglanz blitzten, hier und da von bläulichen Schatten übergossen, nahmen die davor liegenden Ketten mit ihren zackig zerrissenen Gipfeln eine durchsichtige Färbung an, die vom hellsten Braun zum dunkelsten Schwarz überging. In scharfer Linie schienen die vordersten Bergkegel zu unseren Füfsen aus der Ebene emporzuwachsen, die sich als breite, glatte und theilweise bebaute Hochfläche bis zum Horizont erstreckte. In sanfter Neigung führte der Weg in Gestalt eines schmalen Felsenpfades linker Hand eine Bergkette entlang, an deren Fufs wir lange vor unserer Ankunft die Station *Marand* mit ihren kastenförmigen Häusern, umgeben von einer durchsichtigen Pappelwaldung im zartesten Smaragdgrün, deutlich erblickten. Der Weg, wie die ganze folgende Strecke von *Marand* bis jenseits des *Aras* (Araxes) gehört zu den zahlreichen Gebieten Persiens, welche durch die Anwesenheit von Räubern jeweilig ziemlich gefährlich werden. Hier sind es die Kurden, welche in der Nähe des geographisch so i teressanten Grenzknotens des persischen, türkischen und russischen Reiches die Reisenden durch plötzliche Ueberfälle belästigen und, was das Schlimmste ist, bei Verfolgungen durch ihren Uebergang auf die fremden Grenzgebiete für die Hand der Gerechtigkeit unerreichbar sind. Wie wenig übrigens diese sauberen Bursche das Ansehn der Person zu schätzen wissen, beweist der fatale Umstand, dafs sie die Karawanen der Eingeborenen ebensowohl als europäische Couriere und Reisende rein ausgeplündert haben. Das letzte mir bekannt gewordene Beispiel ist der Ueberfall, welchen der als Gesandtschaftscourier von *Teherân* nach Paris reisende Sohn des französischen Gesandten Baron v. Pichon von den Kurden in der Nähe von *Täbrîz* auszuhalten hatte. Uebrigens mufs man es diesen Raubgesellen nachsagen, dafs sie wenigstens höf-

licher und galanter sind, als die berüchtigten Beduinen auf der Wüstenstrafse zwischen Damaskus und Baghdâd, welche bekanntlich den europäischen Reisenden, der das Unglück hat, ihr Gebiet schutzlos zu durchziehen, so gar ausplündern, dafs sie ihm nichts als den Hut, das Hemd und die Stiefeln zn lassen pflegen. Auf das Leben der Reisenden sehen es die Herren Kurden selten ab und werden nur dann höchst unangenehm und lebensgefährliche Gegner, wenn es einem Europäer einfällt, Widerstand zu leisten und einen Kurden durch Schufs oder Hieb in das Jenseits zu befördern. Die augenblicklichste Blutrache würde sofort den hitzigen *Frengi* erreichen.

Auch diesmal begegneten wir gar keinem Kurden, und beinahe wären wir vorwitzig genug gewesen, ein Rencontre herbeizuwünschen, um Persien wenigstens nicht ohne ein Abenteuer den Rücken gewendet zu haben.

Ein *Ferrasch-Baschi* des Gouverneurs von *Marand* empfing uns in Begleitung einiger Diener beim Eintritt in den Ort und geleitete uns in das für uns bereitete *Menzil.* Der Mann wufste viel zu erzählen, weil er weit gereist war und sogar in Indien längere Zeit gelebt hatte. Am Nachmittage desselben Tages liefs der *Hâkim* oder Gouverneur von *Marand* seinen Besuch ansagen, wir kamen ihm aber im eigenen Hause zuvor, ich meinerseits höchlich erfreut, in ihm den persichen Prinzen wiederzuerkennen, welcher bei unserem Eintritt auf das persische Gebiet unsern verstorbenen Minister begrüfst, als zweiter *Mehmendâr* nach Täbrîz begleitet und sich durch seine liebenswürdigen Manieren und durch die Sanftmuth seines Wesens so vortheilhaft ausgezeichnet hatte. Er bedauerte tief und mit herzlicher Theilnahme den Tod unseres würdigen Chefs und sagte mir unendlich viel Schmeichelhaftes auf meine in so kurzer Zeit erworbene Fertigkeit, seine Muttersprache zu parliren. Der persische Dialog fand in dem Empfangsalon des prinzlichen Palastes Statt In den Fenstern befanden sich, sehr billig, Papierscheiben, da wahrscheinlich das Glas in *Marand* zu den Raritäten gehören mufs; die nöthige Beleuchtung beim Abenddunkel gewährte das Licht zweier grofsen Stalllaternen, und das ganze Ameublement des Zimmers erstreckte sich, mit Ausnahme zweier mir gehörigen Feldstühle, auf einen einzigen persischen Teppich. Einfacher und billiger kann kein Prinz in der Welt seinen Salon herrichten, und ich bewunderte beinahe die Bescheidenheit eines persischen Königssohnes, der so leicht und so glücklich die persische Sucht nach Luxusartikeln in der Nähe der russi-

schen Grenze verschmerzen kann. Er nahm Abschied von uns mit dem Wunsche, uns — *inschallah!* — als wiederkehrende Gesandtschaft begrüfsen zu können. Wir wünschten ihm *Allah's* reichsten Segen, und so schieden wir unter den freundschaftlichsten Höflichkeiten von einander.

Die Stadt, welche wir im ersten Bande unserer Reise beschrieben haben, soweit sie sich beschreiben läfst, zeichnet sich als Vorbereitungsschule für persische Wanzenbisse aus, und ich habe Seite 165 die *Gäneh*-Wanze von *Marand* als ein schlimmes Thier für wanzenfeindliche Personen gebrandmarkt. Bei unserem diesmaligen Aufenthalte hatte ich Gelegenheit, diese häfslichen Thiere durch Autopsie in unserem Quartiere kennen zu lernen. An Gröfse stehen sie denen von *Mianèh* in keiner Weise nach. Den ziemlich durchsichtigen Leib mit hellen Beinen umgiebt ein gelblicher Ring in voller Kreisgestalt. Sie sollen das Blut aussaugen, schmerzhaftes Jucken hinterlassen und vorzüglich eine Plage der Schafe sein. Vorsicht ist die Mutter aller Tugenden. Im Hinblick auf die Anwesenheit so blutdürstiger Nachbarschaft hielten wir es für rathsam, die ganze Nacht hindurch in der Nähe unseres Lagers Licht zu brennen, um jene lichtscheuen Thiere zu verscheuchen, die uns eine lustige aber wahrhaftige Wanzengeschichte unwillkürlich ins Gedächtnifs zurückriefen. Einer unserer französischen Freunde in Teherân, Offizier in der Armee des Kaisers Napoléon, zeichnete sich durch eine besondere Antipathie gegen das zahllose Insektenheer aus, mit welchem der Himmel ganz Persien gesegnet hat. Das Unglück wollte, dafs dieser Herr bei der Hinreise nach Teherân sein Zelt in der Nähe der berüchtigten Wanzenstadt *Mianèh* aufschlagen mufste, von der ihm schon lange vorher die Fama unglaubliche Dinge erzählt hatte. Die Neugierde und der Trieb, den naturgeschichtlichen Studien durch Erwerbung einiger Exemplare *Mianeher* Wanzen ein neues wichtiges Material zu gewähren, veranlafste ihn, seinem Diener, einem persischen Soldaten, den Auftrag zu geben, aus *Mianèh* eine Zahl recht schöner und grofser Exemplare für seine Zwecke zu sammeln, ohne jedoch die Vorsicht zu haben, den Wanzensammler mit einem festschliefsenden Behältnifs zu versehen. Der Diener kehrte mit einigen Dutzend lebenslustiger Wanzen in einer Papierdüte bald genug zurück, fand seinen Herrn abwesend und legte deshalb vorsichtig das Papier auf das Feldbett des Offiziers, der bis zum Abend hin auf Jagd und Naturstudien in der Umgebung der Stadt ausgegangen war. Nach seiner Rückkehr in das Zelt

warf er sich auf das Bett, voller Erstaunen, eine leere Papierdüte auf demselben zu finden, deckte sich bis über den Kopf zu und sank sehr bald in festen Schlaf. Es dauerte gar nicht lange, als er wie besessen von seinem Lager emporsprang, Licht anzündete, um nach der Ursache einer prickelnden Empfindung zu forschen, die sich von allen Seiten auf seinem Körper fühlbar machte und ihn so plötzlich aus Morpheus Armen herausgerissen hatte Wer beschreibt seine Bestürzung, als er bei näherer Untersuchung das corpus delicti in Gestalt langbeiniger runder Wanzen entdeckt, welche das ganze Bett bevölkert und offenbar die besten Absichten auf sein süfses Frankenblut hatten. Wie toll schrie er nach dem Diener, der in keiner Weise über die Anwesenheit der lieben Thierchen erstaunt schien und sich allein nicht erklären konnte, weshalb denn sein Herr den Wanzen eine so unbeschränkte Freiheit gegeben hätte. Das Mifsverständnifs löste sich von beiden Seiten bald genug auf, mit dem Schlaf war es aber vorbei und der erboste Offizier leistete im Angesicht des Sternenhimmels den heiligen Schwur, nie mehr eine Nacht in *Mianèh* zuzubringen.

Wir hatten das Glück, freilich in Folge der unfreiwilligen Illumination, eine prachtvolle Nacht zu durchschlafen, ohne im mindesten von einem Wanzenbesuche belästigt zu sein. In aller Frühe ritten wir darauf der nahen russischen Grenze entgegen in Begleitung eines männlich aussehenden, russenfreundlichen und von Türkenhafs erfüllten Bewohners von *Marand*, welchen uns der Gouverneurs als Begleitung mit auf den Weg gegeben hatte. Der anfangs von Regenwolken umzogene Himmel klärte sich zuletzt vollständig auf, doch war die Luft so kalt, dafs wir uns beinahe in die winterlichste Jahreszeit versetzt glaubten. Der breite, jedoch unendlich steinige Weg führte sehr bald in eine Berglandschaft hinein, die aus einem sonderbaren Wirrsal grünlich und röthlich gefärbter Felsenmassen bestand. Hinter derselben breitete sich ein hohes Plateau aus, durch dessen Mitte sich die Karawanenstrafse hinzieht, und auf welchem man die Aussicht nach manchen Dörfern am Abhange der Gebirge ziemlich lange geniefst. Unser Menzil an diesem Tage, d. 18. April, das traurige Dorf *Eirandebil*, liegt am Fufse einer langen steilen Bergkette in östlicher Richtung und wird von dem malerisch auf der Felsenhöhe gelegenen Dorfe *Härzän* beherrscht. Wir bezogen die unteren Gemächer des neugebauten Posthauses und sahen von dem Dache desselben eine Menge beladener

Kameele, — die einzigen Zeichen des Verkehrs, — welche mit Säcken und Paqueten belastet waren und vom *Aras* herkamen.

Von *Marand* bis *Dschulfa* sind es zehn volle Fersach. Wir hatten bis hierher fünf davon zurückgelegt, fünf blieben uns noch für den folgenden Tag übrig, den letzten, den wir auf persischem Boden verleben sollten. In aller Frühe brach die Karawane in Begleitung unseres persischen *Mehmendâr's* und des Schutzreisigen von *Marand* wie gewöhnlich vor uns auf und wir folgten ihr eine Stunde später, und zum letzten Male im persischen Couriergalopp.

Von dem oben beschriebenen Plateau aus führt der aufwärts steigende, mit grofsen und kleinen Steinen reichlichst besäete Weg durch eine enge wilde Felsenschlucht, die von steilen und zackigen Bergwänden auf beiden Seiten eingeschlossen ist, durch welche sich zwischen isolirt liegenden Felsenstücken hindurch und über Steingeröll hinweg ein wasserreicher Bach hindurchdrängt. Die aufgestaute Wassermasse ist an einzelnen Stellen zur Anlage von Mühlen benutzt worden, die aus Feldsteinen roh aufgeführt sind, wie Schwalbennester an den Felsen angeklebt sind und die natürlichen Höhlungen desselben zum Theil ausfüllen. Die freie Aussicht, welche sich hinter der beschriebenen Felsenschlucht mit einem Male öffnet, gewährt ein herrliches Panorama über die Berglandschaft auf russischem Gebiete jenseits des *Aras*. Wir erkannten deutlich die im Schneeglanze leuchtenden Berge von *Nachitschewan* und den davor liegenden dunkeln „Schlangenberg", der sich wie eine scharf geschnittene Silhouette präsentirte, jedoch bei unserem Weiterritt durch einen anderen vorliegenden Felsenkegel bei *Dschulfa* beinahe vollständig unsichtbar wurde. Im langen Galopp durchmafsen wir den letzten Theil des Weges über ein niedriges, mit Salzkruste bedecktes Hügelland hinweg nach der fruchtbaren Ebene am Ufer des wie Silber glänzenden *Aras* hin. Endlich lag der Flufs vor uns da, wir erblickten das Haus des russischen Douaniers, erkannten deutlich die soldatischen Gestalten der herbeieilenden Kosaken und begrüfsten mit freudigem Herzschlage die gastliche Erde des „heiligen Rufslands." Ohne uns länger in der elenden persischen Karawanserai aufzuhalten, auf der persischen Seite des Flusses, setzten wir mit Hülfe der persischen Fähre über das rauschende Gebirgswasser und betraten mit unserer persischen Begleitung das Haus und die Wohnung des hier stationirten russischen Beamten, dem wir unsere Legitimationspapiere über-

reichten mit der Bitte, uns sobald wie möglich zur Weiterreise behülflich zu sein.

Die gastfreundschaftlichste Aufnahme wurde uns von dem Commissair zu Theil, der uns ein europäisch meublirtes und eingerichtetes Zimmer als Aufenthalt einräumte, in dem wir tausend Dinge, die uns sicher in Europa nie aufgefallen waren, entdeckten, auf das angenehmste durch die Wohlthat des europäischen Comforts berührt. Die Holzdielen, die festschliefsenden Glasfenster, die sauber polirten und geschmackvoll gearbeiteten Meubel, Alles das schien uns gänzlich neu zu sein, und der langentbehrte Anblick einer europäischen Wohnstätte entzückte uns ebenso sehr, als den persischen *Mehmendâr*, der zum ersten Mal ein *Frengi*-Haus sah, Alles neugierig betrachtete und befühlte, und in ununterbrochener Verwunderung die lobenden Worte: „*Beh*, *beh*, *beh!*“ mit ungläubigem Kopfschütteln zum Besten gab.

XVIII. Kapitel.

Reise durch das asiatische Rufsland zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere.

Nachdem wir Abschied vom *Mehmendâr* und unseren persischen Dienern genommen, die uns mit thränendem Auge Lebewohl sagten und sich mit der Hoffnung getrösteten, uns dereinst an dieser Stelle wiederzusehen, hatten wir erst die Zeit gewonnen, uns nach den getroffenen Vorkehrungen für unsere Weiterreise näher umzusehen. Unser nächstes Reiseziel war Tiflis, von wo aus wir das Schwarze Meer zu erreichen oder die grofse Landreise durch ganz Kaukasien (Trans- und Ciskaukasien) und hernach über Warschau und St. Petersburg zurückzulegen gedachten. Die beschwerliche Wanderung zu Pferde hatte von hier an ihr Ende erreicht, und wenn auch die Wagen, die berüchtigten russischen *Telega's*, kein besonders angenehmes Reisevehikel waren, so hatten sie doch den grofsen Vortheil, Mannschaft und Gepäck mit Hülfe weniger Pferde auf das Schnellste zu befördern. Die beiden verlangten *Telega's* kamen leider erst gegen fünf

Uhr Nachmittags in *Dschulfa* von *Ordubad* her an, da der letztgenannte Ort die eigentliche Poststation an der russisch-asiatischen Grenze ist. Herr v. Grolman und ich nahmen auf dem ersten Wagenkasten auf einem Theil unseres Gepäckes Platz, die beiden uns begleitenden deutschen Diener auf dem zweiten, wir riefen noch einmal den russischen Beamten herzlichstes Lebewohl zu und mit lautem Halloh trieben die fahrenden Tataren das klingelnde Troikagespann zum eiligsten Lauf an. Ein strammer Kosaken-Unteroffizier begleitete uns zu Pferde und zeigte sich durch sein Benehmen als ein civilisationsfreundlicher Unterthan seines grofsen Kaisers. Eine angebotene Cigarre acceptirte er freundlich schmunzelnd mit einem kosakisch-französischen „merschi moschjö!“ Halbwegs zwischen *Dschulfa* und *Nachitschewan* wurden in der Nähe der einsamen Kosakenstation die Pferde und die militairische Begleitung gewechselt. Statt unseres Unteroffiziers, der sich militairisch grüfsend empfahl, erhielten wir zwei lanzenkundige tatarische Militairs, von denen sich der eine zu unserem Erstaunen als einen zum Mohamedanismus übergetretenen Polen aus Warschau zu erkennen gab. Der Mann gehörte mit zu den wunderbaren Existenzen, an denen der Kaukasus so überreich ist und deren Dasein aus einer ununterbrochenen Kette der merkwürdigsten Schicksale und Wechselfälle besteht. Auf der Weiterreise durch den Kaukasus hatte ich oftmals Gelegenheit, auf polnische Juden und geborene Polen zu stofsen, welche in den grauen russischen Soldatenmantel gesteckt waren und bereits seit einer langen Reihe von Jahren in Asien ein trauriges Leben fristeten.

Die Sonne war bereits längst untergegangen, als wir uns auf der Strafse vor *Nachitschewan* befanden, ich in stille Betrachtungen versunken, deren Hauptgegenstand die Erinnerung an die tolle Reise von *Maran* nach *Kutaïs* war. Denn die Troika flog mit reifsender Schnelligkeit dahin; wir wurden gerüttelt und geschüttelt, dafs es nur eine Art hatte, von der einen Seite nach der andern geschleudert, hielten uns krampfhaft umschlungen, um uns gegenseitig vor einem jähen Sturze zu schützen, und waren in der Lage, welche ein poetisches Wort mit dem Ausdruck „Hangen und bangen in schwebender Pein“ auf Seelenzustände angewendet hat. Dazu liefs sich das Wetter trübe an, nnd trotz des herrlichen Regenbogens, der die bunte Himmelsbrücke vom Schlangenberge aus bis zum persischen Hochgebirge ausspannte, fiel gegen Abend ein so bedeutender Regengufs, dafs wir bis auf die Haut durchweicht wurden. Vor dem rein-

lichen Posthause in *Nachitschewan* stiegen wir gegen neun Uhr Abends ab, reckten und dehnten unsere zerschlagenen und zerpufften Glieder und waren überglücklich, als die Frau des russischen Posthalters uns Thee, gutes Brot und wohlschmeckende Butter als Abendimbifs vorsetzte Während ich es vorzog, mich mit dem bescheidenen Mahle zu begnügen und auf die Holzpritsche zum Schlafe auszustrecken, unternahm mein lebenslustiger Gefährte trotz des giefsenden Regens, bei vollständig aufgeweichtem Boden, in stockfinsterer Nacht eine topographische Rundreise durch *Nachitschewan*, lediglich in der Absicht, um einen deutschen — Conditor ausfindig zu machen, der das grofse Wagstück unternommen hatte, mitten unter Russen, Tataren und Armeniern eine Conditorei und eine *Gostinitza* nebst Billard zu eröffnen. Man sieht aus diesen Andeutungen, dafs wir der Civilisation mit Riesenschritten näher getreten waren. Herr v. Grolman hatte richtig seinen Conditor ausfindig gemacht, sich bei ihm häuslich niedergelassen, und erst den wohligen Ort verlassen, als er, an Leib und Seele gestärkt und gekräftigt, die mitternächtige Stunde von der Wanduhr schlagen hörte. Mit genauer Mühe und Noth arbeitete er sich durch den *Nachitschewaner* Urstoff bis zum Posthause hindurch und legte sich, befriedigt von den ersten europäischen Wohlthaten, auf seine hölzerne Pritsche nieder.

Den folgenden Tag verlebten wir mit Aerger und Unmuth, da wir lange Scherereien mit der Douane hatten, welche hierselbst etablirt ist um die von Persien her kommenden Waaren und Gepäcke durchzusehen und wegen grofsartiger Schwindeleien in der letzten Zeit mit ungemeiner Strenge verfährt. Nach langem Suchen fand ich zu gleicher Zeit einen leidlichen *Tarantas*, d. h. einen auf zwei Stangen ruhenden und für kaukasische Bergstrafsen eingerichteten Reisewagen, der zum Transport unserer Personen bestimmt war, während das Gepäck auf einer *Telega* nachfolgen sollte. Als Proviant auf der Reise wurde ein gewaltiger Schinken, ein halber holländischer Käse, ein Topf Kaviar und zwei Flaschen Kachetiner Wein eingekauft, und so waren wir gegen Hungersnoth auf der Weiterreise durch die für uns persische Reisende seltenen Schätze allenfalls gesichert. Wir hatten die Freude, in der Person des originellen Obersten *Quartano*, des Postmeisters und des Gouvernementschefs alte Bekannte wieder zu begrüfsen, während uns die Plackereien in der Douane wenigstens die Bekannschaft des Herrn Jacob Feodorowitsch Kara-

kutzin, Mitgliedes des Zollamtes und zugleich der neuen Transitcompagnie, verschafften. Ich hatte hierdurch Gelegenheit interessante Handelsnotizen zu erhalten und Einsicht in das Programm der genannten Gesellschaft zu erlangen. Das Douanegebäude gehört mit zu den solidesten Bauten in *Nachitschewan* und schliefst zugleich den Gerichtssaal in sich, der mir durch die Kenntnifs des russischen Gesetzspiegels besonders interessant war. Der letztere besteht aus einer dreiseitigen Pyramide, auf deren drei Flächen unter Glas die drei Hauptgesetze Peters des Grofsen in Druckschrift für Jedermann sichtbar ausgestellt sind. Ich erinnere mich nur des einen Hauptgesetzes, das ein besonderes Licht auf die Zeit des grofsen Czaren fällt und wonach derjenige Beamte, der betrügt oder stiehlt, mit Prügel belohnt werden sollte. Die Studien in unserem Quartier beschränkten sich auf Prüfung der inneren Einrichtung der russischen *Stanzia* oder Posthäuser und die gastliche Station in *Nachitschewan* kann in dieser Beziehung als ein Muster aller Posthäuser Rufslands bis zu den Hauptstädten dieses riesigen Landes gelten. Das Ameublement ist einfach aber genügend, zwei oder drei Holzpritschen, bisweilen mit Zeug- oder Lederkissen belegt, dienen als Schlafstätte. Um einen Holztisch, an welchen das allgemeine Postbeschwerdebuch mittelst einer daran befestigten Schnur mit dem Gouvernements-Petschaft angesiegelt ist, stehen einige Holzstühle. Eine Menge geschriebener und gedruckter Reglements hängen unter Glasrahmen oder auf Pappe geklebt die kahlen Wände entlang, hier und da unterbrochen durch Bilder heiliger oder profaner Personen und Gegenstände. Die Bilder des Kaisers und, im Kaukasus, des Fürsten Paskewitsch Eriwanski fehlen nirgends. Oben in einer Ecke des Zimmers steht oder hängt eine immerdar brennende Lampe vor dem Bilde des Schutzheiligen, dessen Angesicht wie eine Maske aus einer ausgeschnittenen silbernen reichverzierten Blechtafel hervorsieht. Die Frauen der Postmeister schmücken gewöhnlich noch die kahlen Fenster durch Gardinen. Der in Rufsland unvermeidliche *Samowar* oder Theekessel kann als eine Fortsetzung persischer Gebräuche gelten. Man sieht, dafs in einem solchen Posthause, die willige und freundliche Soldatenbedienung (Kosaken oder polnische Juden) hinzugerechnet, für die nothwendigste Bequemlichkeit des Reisenden ausreichend gesorgt ist, und kann begreifen, dafs wir uns in Erinnerung an persische Posthauszustände in Rufsland glücklich wie Könige vorkamen.

Am 20. April rückten wir auf unseren Equipagen gegen fünf Uhr Nachmittags von *Nachitschewan* aus, riefen den russischen Freunden daselbst ein lautschallendes Lebewohl zu und trafen nach einer Fahrt von zwei und vierzig Werst gegen neun Uhr Abends in das Dorf *Kiwrach* ein. Der Weg war vortrefflich und der vollständig klare Himmel schenkte uns den wahrhaft entzückenden Anblick des *Ararat*, hinter welchem bei prachtvoller Beleuchtung die Sonne zuletzt in Purpurgluth zu Rüste ging Wir begegneten auf unserer Strafse langen Kameel-Karawanen, die mit schweren Lasten bepackt waren, und feierten bei dem Anblick der herrlich grünen Felder und der ersten vollständig grün belaubten Bäume ein wahres Frühlingsfest. Am 21. April betrug die Reisezeit nicht weniger als drei und zwanzig Stunden. Der Weg führte durch Landschaften und Dörfer, die wir von unserer früheren Reise her auf der Stelle wieder erkannten. Der grofse und kleine *Ararat*, der erstere mit seinen zu majestätischer Höhe sanft anschwellenden Linien, blieben uns zur linken Hand liegen. Die Kutscher fuhren mit geringer Schnelligkeit, da die Wege sehr morastig waren. Die begleitenden Tataren, welche auf ihren kleinen Pferden neben unseren Wagen einhertrabten, lösten sich von Posten zu Posten ab und schienen mehr der Ehre als der Sicherheit wegen als Begleitung zu dienen. In dem Dorfe *Baschnaraschen*, woselbst ein graubärtiger Postmeister viel Schwierigkeiten wegen Stellung neuer Pferde machte, begegneten wir einem der Söhne des alten Tataren-Khans *Halil-Beg*, welcher hocherfreut war, hier auf der offenen Poststrafse mit uns zusammenzutreffen.

Gegen Nachmittag setzte der grofse *Ararat* eine dichte Wolkenkappe auf, zum Anzeichen, dafs schlechtes Wetter eintreten würde. In der That war der Himmel am folgenden Tage trübe und zuletzt ganz und gar mit Regenwolken bedeckt. Spät am Abend (22. April) hielten wir vor dem Posthause in *Eriwan*, woselbst die Zimmer unreinlich und jämmerlich schlecht waren, obgleich eine Armenierin sich abquälte die liebenswürdige Wirthin zu spielen. Unsere ehemaligen Gönner von *Eriwan* hatten zu unserem grofsen Leidwesen die Hauptstadt Armeniens seit längerer Zeit verlassen. Der martialische General *Kolubakin* war inzwischen nach *Kutaïs* als General-Gouverneur versetzt worden und der liebenswürdige Graf *Simonitsch* nach St. Petersburg übergesiedelt. Mit dem neuen Civil-Gouverneur, an den ich amtliche Briefe abzugeben hatte, konnte ich mich nur

mit Hülfe eines russisch redenden Persers unterhalten, den ich zufällig auf dem Hauptplatz in *Eriwan* getroffen und als Perser erkannt hatte.

Unser Nachtquartier am 22. April war die einsame aber gute und reinliche Station *Fontanka*, die zweite von *Eriwan* aus, dieselbe, in welcher uns im vergangenen Jahre die Kosaken durch ihre künstlerischen Leistungen so sehr belustigt hatten. Der Weg von *Eriwan* aus bis dahin gehört zu den schlechtesten in diesen Theilen der armenischen Landschaft. Bergauf und bergab steigend mufsten wir bald über Steingerölle, bald durch Kothschlamm, bald durch dünnflüssige Schneeschichten fahren, so dafs die Zahl der Pferde vor jedem Wagen zuletzt bis auf fünf vermehrt werden mufste. Es war ein wahres Wunder, dafs die Achse an unserem nicht allzustarken Wagen aushielt und uns nicht Veranlassung gab, auf der offenen einsamen Strafse bei weidlichem Regengusse zu campiren.

Am 23sten erreichten wir glücklich und ohne Gefährde die Poststation *Tschubukli* an den Gestaden des blauen *Goktscha*-Sees. Wir trafen um ein Uhr ein und mufsten wider unsern Willen den ganzen Rest des Tages in der Poststube thatenlos zubringen. Von der vorigen Station aus hatte die Strafse eine leidlichere Physiognomie angenommen; sie war mit Hauderern und Karawanen bedeckt, die letzteren meist aus beladenen Kameelen und Eseln bestehend. In den *Malakanen*-Dörfern fielen mir grofse Züge von Staarmätzen besonders auf. An den einzelnen Poststationen, woselbst nach Vorzeigung unserer *Krons-Podoroschna* (siehe Bd. I. S. 61) Pferde gestellt wurden oder gestellt werden sollten, gewöhnten wir uns zuletzt an den üblichen und unvermeidlichen Geschäftsgang. Kaum waren wir angelangt, so trat der *Smatritel* oder Postmeister vor die Thür und erwiederte auf unser Begehr nach *loschedi*, d. h. „Pferden“: *loschedi niest*, d. h. „Pferde sind nicht da“, worauf wir einstimmig aus dem geringen Schatze unserer russischen Sprachkenntnifs ihm entgegen brüllten: *Skarreh!* d. h. „schnell!“ worauf wir am Ende als langweilig werdende Schreier dennoch Pferde erhielten. Die Dörfer mahnten immer mehr und mehr an europäische Bauart und Gewohnheiten. Die meiste Unterhaltung gewährten uns die wandernden Reisenden. Sehr häufig begegneten wir dicht vermummten Kosakenfrauen, welche wie die Männer rittlings auf den Pferden safsen, und bunt, meist roth und weifs gekleideten Tatarinnen, welche hübsche frische Gesichter erkennen liefsen und, wie die Kosakenfrauen

auf ihren Pferden ritten. Unter anderen kam uns eine Mutter entgegen, welche ihrem Kinde auf dem Pferde die Brust gab; der Mann, bewaffnet und mit der zottigen *Burka* bekleidet, ging vor dem Pferde einher. In dem Dorfe *Ellenowka* konnten wir dem Gelüste nicht widerstehen, von den berühmten Forellen des armenischen Alpensees zu essen. Hinter dem Dorfe legten wir nach dieser Stärkung die gefährliche Passage am *Goktscha* auf der steilen Felsenstrafse glücklich zurück. Obgleich die letztere morastig und an einzelnen Stellen mit dicken Schneelagen bedeckt war, so hatte sie doch weniger Gefahr als auf unserer ersten Reise. Der düstere Himmel spendete zuletzt einen so massenhaften Regengufs, dafs wir froh waren, in das Posthaus von *Tschubukli* mit unserm Gepäck einzuziehen. Auf die Bemerkung des Postmeisters: *„loschedi niest"* wurde diesmal nichts geantwortet, da wir beschlossen die Nacht hier zuzubringen und den gewaltigen Regen abzuwarten. Das Himmelswasser schlug mit lautem Klatschen gegen die Fenster der warmen Stube, der Wind heulte schauerlich vom See herüber, über welchem orangefarbige wilde Enten und krächzende Möven im unsichern Fluge, vom Winde bald hier bald dorthin getragen, einherflatterten. Wir waren von Herzen froh, bei so schauerlichem Sturme unter Dach und Fach zu sein, setzten uns neben den wärmenden Ofen von altdeutscher Gestalt und berechneten im Voraus die Zeit unserer Ankunft in *Tiflis*. Die folgende Nacht war hexenartig schauerlich. Der brüllende Stnrm peitschte den strömenden Regen gegen das Haus und die Windstöfse waren so gewaltig, dafs wir vermeinten, die ganze Poststation würde in den nahen Alpensee geschleudert werden. Dafs dabei an einen ruhigen Schlaf nicht zu denken war, liefs sich voraussehen. Die Augen nach den Fenstern gerichtet, machte ich trotz der nächtlichen Finsternifs eine sehr merkwürdige Beobachtung, dafs nämlich bei jedem erneuerten Windstofse die Luft draufsen plötzlich elektrisch helle wurde, als ob in der Ferne Wetter leuchteten.

Am heranbrechenden Morgen liefsen wir es regnen und windig sein soviel es wollte, setzten uns in unserem hölzernen Wagenkasten zurecht und zogen gegen fünf Uhr aus dem Hofe der Poststation die Bergstrafse mit lautem Geklingel aufwärts. In vier Stunden überwanden wir den schneebedeckten Bergpafs auf tiefkothigen Wegen, begrüfsten auf der Höhe die eingeschneiten Dörfer der fleifsigen *Malakanen* und stiegen mit reifsender, beinahe gefährlicher Schnelle in das Thal der *Akstafa* hinab. Die

Natur war hier wie mit einem Zauberschlage verändert. Zum ersten Male nach Jahresfrist hatten wir die Freude, den Wiesenrasen wiederzusehen und den reichen Baumwuchs an den steilen Bergabhängen des Thales zu bewundern. Die schlanke Fichte schien uns ein mahnendes Heimathszeichen zu sein, dem die weifsblühende dunkle Myrthe am Fufse einen poetischen Schmuck verlieh. Je weiter wir die gewundene Strafse durch das enge Thal verfolgten, je dichter wurde der Baumwuchs, je näher traten Hecken und Sträucher im anmuthigen grünen Frühlingskleide an die Strafse heran. Wir schwelgten von Genufs zu Genufs und waren im Anschauen der Naturherrlichkeiten wie Kinder glücklich. Als ob der Himmel einen Beitrag unserer reinen Freude schenken wollte, hörte auch der Regen wie auf Commando auf und die hellste Sonne beleuchtete die reizendste Berglandschaft. Hinter dem Dorfe *Karawanserai* öffnete sich das Thal und wir stiegen allmählig in die Steppe hinab. Eine Strecke vor der Station *Sumbeglu*, welche wir gegen acht Uhr Abends erreichten, gingen wir auf einer langen neuen Holzbrücke in der Nähe der Trümmern eines alten Schlosses über einen ziemlich breiten Flufs.

Wir hatten fünf lange Stationen zurückgelegt und beschlossen deshalb, in der *Stanzia* des genannten Dorfes unser Nachtquartier zu nehmen. Die Häuser hierselbst sind sauber und nett aus Holz aufgeführt, mit kleinen aber gut schliefsenden Fenstern. Lange Kameelkarawanen und wandernde Zigeuner bildeten die mobile Staffage der Landschaft.

Am 26. April, es war Abends gegen eilf Uhr, zogen wir in *Tiflis* ein. Wir hatten an dem genannten Tage von fünf Uhr früh ab sieben grofse Stationen zurückgelegt, mit einer Unterbrechung, der wir etliche sehr angenehme Stunden verdankten. Eben im Begriff in dem Posthause von *Saloglu* zu halten, kamen uns von der entgegengesetzten Seite der Strafse zwei *Tarantas* entgegengefahren, in deren einem sich der gelehrte russische General Bartholomäi befand. Die Freude des Wiedersehens in der Steppe war unbeschreiblich, und sie mufste billig erhöht werden durch das Zusammentreffen mit dem berühmten russischen Akademiker, Staatsrath v. Dorn, welchem sich der General bei einem Abstecher nach *Schirwan* als Begleiter angeschlossen hatte. Der Name v. Dorn hatte für mich um so mächtigeren Klang, als ich wufste, dafs dieser Gelehrte von der russischen Regierung beauftragt war, eine Rundreise durch die am Kaspischen Meere gelegenen Landschaften Rufslands und Persiens zu un-

ternehmen, um in diesem babylonischen Sprachgewirr werthvolle Materialien zu linguistischen Studien zu sammeln. Hr. v. Dorn hatte nach zehnmonatlicher Abwesenheit von der Heimath sich dieser Aufgabe glücklich entledigt, eine unendliche Fülle linguistischen Apparates gesammelt und eine Menge antiker Inschriften copirt, welche mit Nächstem einer Publication entgegensehen. Sein letzter Abstecher sollte *Schirwan* sein, von hier aus gedachte er die Stadt *Baku* mit ihren Feuertempeln zu erreichen, um sich auf einem russischen Kriegsdampfer nach *Astrachan* einzuschiffen. Mit diesen Herren befand sich aufserdem ein deutscher Naturforscher, dessen Namen zu vergessen ich so gewissenlos war. Da wir von dem Postmeister nach gewohnter Weise keine Pferde erhielten, so zogen wir es vor, in aller Hast unsere letzten Erlebnisse und Beobachtungen gegenseitig mitzutheilen, wobei ein Schlauch rothen Kachetiners, Tifliser Ursprungs, aus dem Wagen des Generals die nöthige Stärkung gewährte, und hätte der Postmeister nicht von selber die Ankunft frischer Pferde angekündigt, so glaube ich, wären wir noch am Abend, versteht sich bei ausgeleertem Schlauche, zusammengesessen.

Je näher man dem Herzen der kaukasischen Provinz der Stadt *Tiflis* kommt, je grüner und üppiger wird die Vegetation. Hatten wir bisher türkische, armenische und russische Laute vernommen, so fing von nun an auch das Georgische seine besondere Berechtigung zu verlangen. Unter der vielfach gemischten Bevölkerung begegneten wir zahllosen Juden, wie z. B. in der Station *Sarwan*, woselbst sogar unsere Kutscher vom Stamme Israels waren. Das Wetter war den Tag über trübe gewesen, gegen Abend entluden sich in der Ferne Gewitter, während über unseren Häuptern ein klarer Mondschein glänzte.

Wie froh waren wir, als die grünen Gärten und weifsen Villen der Vorstadt von Tiflis an uns vorüber flogen, als wir in die engen Strafsen der Stadt einzogen, woselbst in der nächtlichen Stille tiefe Ruhe herrschte, und als wir nun endlich über den grofsen Platz die Richtung nach dem Hôtel du Caucase einschlugen, wo noch eine Menge Droschken später Gäste harrten, die in den hell erleuchteten Zimmern Billard spielten oder beim Kachetiner die Mühe und Plage des Tages vergafsen. Die Begierde und Ungeduld, in das wohlbekannte französische Hôtel einzuziehen und

das Nomadenleben auf ein Paar Tage mit europäischer Gasthauswirthschaft zu vertauschen, war so unbeschreiblich grofs, dafs ich bei unserm Eintritt in Tiflis fast dem Kutscher zürnte, welcher plötzlich die Troika zum Stehen brachte, um dem russischen Gesetz zu genügen, welches da vorschreibt, vor einer Stadt den Pferden die klingelnden Glocken abzunehmen.

Bald gehörten auch wir zu den Gästen, welche es sich an der reich besetzten Tafel im Speisesalon wohl sein liefsen, so dafs wir erst nach dem Nachtisch die gehörige Zeit gewannen, den zufällig anwesenden Bekannten von der Zeit unseres ersten Aufenthaltes her gehörige Auskunft über ein ganzes Heer gestellter Fragen zu gewähren. Wieviel Beefsteaks wir vorher consumirt, wieviel Kachetiner unsere trockene Zunge benetzt hatte, davon gab uns am Besten die Wochenrechnung des Herrn Wirthes Zeugnifs.

In Tiflis hatte sich seit unserer Abwesenheit Manches geändert. Der Statthalter des Kaukasus, Fürst Bariatinsky, hatte vor wenigen Tagen seine Residenz verlassen, um sich über *Kutais* zur Heilung seiner gichtischen Leiden nach europäischen Badeorten zu begeben. Die Krankheit hatte den russischen Löwen des Kaukasus so gebrochen, dafs er nicht mehr im Stande war zu gehen und nur mit den allergröfsten Schmerzen von einem Orte zum andern getragen werden konnte. Seine Stelle vertraten Hr. v. Krusenstern als Civil-Gouverneur und der General v. Orbeliano als Militair-Gouverneur. Der diplomatischen Kanzlei, welche zum Empfange fremder Gesandten und fürstlicher Reisenden ein besonderes Haus zur Verfügung erhalten hatte, stand Hr. v. Tengoborski vor, auf dessen Bekanntschaft ich unendlich neugierig war, da er durch zwölfjährigen Aufenthalt in Persien, wovon er drei Jahre als russischer Consul in *Rescht* zugebracht hat, den Charakter, die Sitten, Gewohnheiten und die Sprache dieses Volkes so urgründlich wie wenige studirt hat. Unser preufsischer Landsmann Hr. v. Bünting war als Major zu einem Schützencorps nach der Linie commandirt worden und hatte bereits Tiflis verlassen. Unser liebenswürdiger Freund Hr. Graf, der frühere russische Dragoman der Gesandtschaft S. M. des Kaisers, hatte als Staatsrath eine Stellung hierselbst erhalten. Der französische General-Consul Baron Finot, der gefeierte Freund des französischen Schriftstellers Alexander Dumas, war immer noch derselbe geblieben, d. h. unverwüstlich an Humor und Laune. Wenn ich noch zu meinen Freunden aus Teherân den Com-

mandanten Duhousset zähle, der sich auf der Durchreise in Tiflis befand, so habe ich alle Bekanntschaften aufgezählt, durch deren Gegenwart wir während unseres Tifliser Aufenthalts geehrt und erfreut waren.

Bei der Unsicherheit der regelmäfsigen Dampfschiffverbindungen, zumal bei der schlechten Jahreszeit auf dem schwarzen Meere, zog ich es vor, meine Rückkehr nach der Heimath nicht auf dem alten Wege der Hinreise anzutreten, sondern die Strafse zu Lande über Wladikawkas, Charkow, Moskau und St. Petersburg zu wählen. Zugleich hatte ich hierdurch die erwünschte Gelegenheit, mich noch länger der Gesellschaft meines lieben Reisegefährten v. Grolman zu erfreuen, welcher sich nach „der Linie“ begeben wollte, um als Militair thätigen Antheil an den Kämpfen gegen die Tscherkessen zu nehmen. Bei dem Ueberschlag unserer Reisezeit, den Aufenthalt in Tiflis mit eingerechnet, hatten wir aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Unsere Ungeduld aufzubrechen wurde von Tag zu Tag gröfser, da zurückkehrende Reisende und die Postboten vom Kaukasus her die schlimme Nachricht nach Tiflis überbrachten, dafs die Bergstrafse über den gewaltigen Kolofs von Lawinen verschüttet und rein unpassirbar sei. Nolens volens waren wir deshalb in die Lage gesetzt, in der unfreiwilligen Wartezeit Tiflis mehr als uns lieb war zu geniefsen, und vielleicht war meine ungeduldige Stimmung daran Schuld, dafs mir die lebendige Stadt viel weniger poetisch als während der ersten Zeit unseres Aufenthaltes erschien. Die Beobachtungen, Erfahrungen, Erlebnisse, so gering sie auch immerhin sein mögen, während unseres Aufenthaltes gebe ich so wieder, wie ich sie in meinem Tagebuche aufgezeichnet finde: in Gestalt täglich beschriebener Tagebuchblätter, die gegen Ende immer fahler werden.

Sonnabend den 27. April. Gestern Abend besuchten wir das Theater, wo ein Monsieur Philipps aus Paris, ein dreimal bankeruttirter Tausendkünstler, magische Vorstellungen und ein Araber akrobatische Leistungen zum Besten gab. Das Theater war spärlich besetzt, die Zuschauer, d. h. der weibliche Theil derselben, zogen mich mehr als die Kunststücke auf der Bühne an, der ich den Rücken zukehrte, um das unvergefsliche Bild der georgischen Frauenwelt in ihrer so kleidsamen Nationaltracht in der Erinnerung mit nach der Heimath zu nehmen. Die schönen Züge und die noch schöneren Augen der Tifliser Damen verloren indefs nicht unerheblich, seitdem ich wufste, dafs weifse und rothe Schminke (also gerade wie bei

den Perserinnen und sonst) sehr beliebte Toilettengegenstände in den Tiflis-georgischen Boudoirs sind.

Den 28. April. Wir haben gestern dem allgemein geschätzten Civil-Gouverneur v. Krusenstern, dem vom Heimweh nach Irân befallenen persischen General-Consul und dem lebenslustigen Baron Finot unseren Besuch gemacht und zum guten Schlufs mit unserem Freunde Duhousset, der für sein Malertalent in Tiflis die reichste Ausbeute findet, die Stadt besehen. Gegen Abend entwickelte sich in den Sälen des Hôtels eine sehr animirte Gesellschaft, aus jungen russischen Offizieren der Kaukasusarmee bestehend, welche am nächsten Morgen in die Campagne oder, wie man im Kaukasus zu sagen pflegt, „nach der Linie“ ziehen sollten. Die allgemeine Heiterkeit erreichte zuletzt einen solchen Grad, dafs kein Stück Möbel in dem Salon ganz blieb. Der Abschiedsschmaus kostete nur an zerschlagenen Gegenständen die geringe Summe von dreitausend Francs.

Je mehr wir uns mit Tifliser Verhältnissen bekannt machen, insofern sie die lebende Welt anbetreffen, um so mehr verschwindet der poetische Reiz der Bodenstedt'schen Schilderung. Das Perserthum, uns natürlich gegenwärtig bekannter als bei dem ersten Aufenthalte in Tiflis, tritt beinahe ganz und gar im *Dar-il-surub* oder dem „Hause des Vergnügens“, wie man mit einem Nebennamen irânisch Tiflis bezeichnet, in den Hintergrund, und hat trotz seiner zehntausend Köpfe allen Grund sich in keiner Weise sehr bemerkbar zu machen.

Den 29. April. Heute war der Geburtstag des Kaisers (wohl zu unterscheiden vom Namenstag), da er aber in die Charwoche des russischen Kalenders fiel, so unterblieb diesmal jede Art von Feierlichkeit. Die Stille der heiligen Woche wurde durch das schlechte Wetter nur vermehrt, so dafs wir nur den Anblick des fallenden Regens von den Fenstern unserer Wohnung aus geniefsen konnten. Gestern früh, am Palmsonntage, machte es einen eigenthümlich erhebenden Eindruck auf uns, die Leute in den Strafsen mit grünen Zweigen einherwandeln zu sehen.

Den 30. April. Da sich das Wetter seit heut Morgen plötzlich aufgeklärt hatte, so schoben wir einen längst beabsichtigten Besuch nicht länger auf, da es galt, die persönliche Bekanntschaft des Malers Horschelt, unseres im Kaukasus allgemein bekannten deutschen Landsmannes aus München, zu machen, auf dessen ausgezeichnetes Talent wir bereits im ersten Bande dieses Werkes hingewiesen haben. Hr. Horschelt,

dessen Aquarellen und Oelbilder aus dem kaukasischeu Kriegsleben einen so hohen Ruf im Kaukasus haben, gestattete uns eine Einsicht in die reichen Sammlungen seiner Mappen. Die Typen, die Costüme und Bewaffnungen der Eingeborenen, mit welchen die russischen Soldaten so blutige Kämpfe zu bestehen haben, sind mit grofser historischer Treue und Lebendigkeit aufgefafst, und erregten durch ihren Gegenstand wie durch ihre künstlerische Behandlung unser höchstes Interesse. Ein grofser Theil der Aquarellen rührte aus der denkwürdigen Kriegsepoche der Gefangennehmung *Schamil's* her, in welcher Zeit der Künstler wie gewöhnlich thatsächlichen Antheil an der Expedition genommen hatte, um zwischen gezückten Dolchen, geschwungenen Säbeln und pfeifenden Kugeln die passendsten Momente für seine Zeichnungen herauszufinden. Die *Auls* der Tscherkessen erinnern mit ihren eigenthümlichen Balkonen, roh angelegt, auf das Lebhafteste an den Häuserbau von *Jezdekhast.* Ihre Blockhäuser, halb unter der Erde oder, gerüstartig, halb über derselben, haben eine wunderliche Gestalt. Neben einem jeden ragt eine Stange in die Höhe mit einem kleinen Strohdache auf der Spitze, welches als Alarmzeichen dient und bei Angriffen der Russen sofort angezündet wird. Auch die Gräber, im orientalischen Styl aufgeführt, mit einer birnförmigen Kuppel, sind durch eine ähnliche weithin sichtbare Stange gekennzeichnet, an deren Spitze sich jedoch der Halbmond und eine wehende Flagge befindet. Nach Hrn. Horschelt's Versicherungen bekundet das beschriebene Abzeichen das Grab eines im Kampfe für den Glauben gefallenen tscherkessischen Helden. Die Brücken, durch welche die kriegerischen Bergbewohner die gegenüberliegenden steilen Ufer felsiger Flufsbetten mit einander verbinden, fallen durch eine besondere Constructionsweise auf. Sie bestehen aus kurzen Holzbalken, welche durch Querklammern zusammengehalten werden und sind ebenso leicht transportabel als zerstörbar.

Herr Horschelt hatte so eben ein Bild vollendet, welches trotz des Stilllebens in der Auffassung sehr wichtige Momente des kaukasischen Krieges darstellte. Man erblickte einen russischen Soldaten auf einem Baume sitzend, der nach allen Seiten ausspähte und die Annäherung oder die Bewegung von Tscherkessentrupps auf den Bergen beobachtete. Zwei andere Soldaten standen neben ihren Pferden und schienen sich in Betrachtungen über eine bevorstehende Affaire zu ergehen. Eine andere, halb fertige Aquarelle stellte russische Soldaten vor, welche mit ihrer Kriegsbeute, aus

gefangenen Tscherkessen und Viehheerden bestehend, im Begriff waren abzuziehen. Die prächtigen Bilder des wilden Kriegslebens, wie sie der Pinsel des deutschen Malers in so lebendiger Weise aufgefafst hat, gewährten einen ebenso beredten als genufsreichen Commentar zu den Erzählungen, mit welchen die russischen Offiziere und Combattanten gelegentlich die Besucher des Kaukasus in so fesselnder Weise zu unterhalten wissen. Dafs in dieser Beziehung eben nur Episoden aus dem Kriege gegen die Tscherkessen, nicht aber strategische Berichte von den Erzählern dargeboten werden, kann man ihnen um so weniger verdenken, als keine kriegführende Macht der Welt die für Manchen vielleicht angenehme Eigenschaft besitzt, die Geheimnisse des Generalstabes zum Besten zu geben.

Die Bekanntschaft des Hrn. v. Tengoborski, der das Deutsche und das Persische mit gleicher Geläufigkeit wie seine eigene Muttersprache spricht und schreibt, verschaffte uns neben der Freude seiner lehrreichen Unterhaltung das Vergnügen, beinahe täglich von seinen in Tiflis berühmten Orloff-Rennern in leichter Droschke mit reifsender Geschwindigkeit nach dem *Mudschtehid*-Garten, dem Ziele aller Promenaden in dieser Zeit, befördert zu werden. Wir waren auch am heutigen Tage dort, hochentzückt von dem herrlichen Laube der Bäume, von dem frischen Rasen, den die bunten Kinder des Frühlings nach den Wegen zu in üppiger Farbenpracht einfafsten. Als die Sonne unterging, gaben ihre letzten scheidenden Strahlen dem dunkeln Felsenufer, zwischen welchem sich die *Kura* dicht am Garten hin durchdrängt, beinahe magische Lichteffecte. In den Fahrwegen bewegt sich die vornehme Welt in Wagen oder zu Pferde einher, während die Fufsgänger in den gewundenen Gängen zwischen grünen Laubwänden promeniren und andere vor den Tischen in der Nähe der Büffets Platz genommen haben. Zartere Naturen ziehen es vor, in dem weit geöffneten unteren Saale des Gartenhauses auf schwellenden Diwanen sich nachlässig vornehm hinzustrecken und von hier aus die bunte Welt draufsen zu lorgnettiren. Es versteht sich, dafs an diesem fröhlichen Ort der Zusammenkunft die meisten Rendez-vous gegeben und die meisten Bekanntschaften gemacht werden. In letzterer Beziehung hatten wir in keiner Weise Klage zu führen, und nur unsererseits tief zu bedauern, dafs sich die flüchtigen Momente der gegenseitigen Vorstellungen zu schnell verwischten, um für unsere Kenntnifs dieses Wunderlandes von wirklichem Vortheil zu sein. Die Bekanntschaft mit dem Oberberghauptmann des Kau-

kasus und mit dem jungen Vice-Gouverneur der Stadt Tiflis machte durch die gegebenen Schilderungen unsern Wunsch rege, die berühmten Silberminen bei *Wladikawkas* zu besuchen und von da aus eine Excursion zu Pferde nach den nahe gelegenen Eisgletschern zu unternehmen. Leider wurde dieser Plan durch unsern langen Aufenthalt in Tiflis zu Wasser, so dafs wir nur im Fluge *Wladikawkas* berührten. Auch einen Berliner Landsmann hatten wir die Freude kennen zu lernen, Hrn. Siemens, einen der Ingenieure der weltbekannten Telegraphen-Fabrik Siemens und Halske in Berlin. Er war für eine Zeit lang in russische Dienste getreten, und hatte den Auftrag, den Kaukasus mit einem Telegraphennetz zu bedecken, um das Herz dieser Landschaft, Tiflis, mit dem übrigen Rufsland in unmittelbare Verbindung zu setzen. Seine Bekanntschaft war uns um so angenehmer und lehrreicher, als Hr. Siemens ein weitgereister Mann ist, der einen ungeheuern Theil unserer Weltkugel gesehen und, unter andern, die südlichen Theile Asiens durch unterseeische Telegraphen mit Europa in Contact gebracht hat. Fast schätzte ich mich noch glücklich, nur in Persien gewesen zu sein, wenn ich unter anderen seine Schilderung offizieller Rattendîners in Batavia hörte. Wissenschaftlich interessant war mir seine Mittheilung, dafs die unterseeischen Telegraphenkabel in den Südmeeren ohne Ausnahme nach Zerstörung des Kautschuks, durch Einflufs des Seewassers, unbrauchbar geworden waren, während die Kabel in den Nordmeeren diese Erscheinung nicht darbieten sollen.

Unsere Heimkehr nach dem Hôtel führte uns jedesmal durch die lange Strafse des Würtembergischen Colonistendorfes, das wie früher so auch gegenwärtig der verpflanzten deutschen Landsmannschaft halber unsere ganze Aufmerksamkeit anzog. Die kräftigen Hausväter mit ihren deutschen Zügen und ihrer nationalen altdeutschen Tracht safsen, aus langen Pfeifen rauchend, unter den schattigen Bäumen vor den Thüren ihrer Gehöfte, und bildeten einen seltsamen Gegensatz zu den russischen Militairs und der malerischen grusinischen Bevölkerung, welche zu Fufs, zu Pferde und in schnell dahin rollenden Wagen an der langen Doppel-Häuserzeile der Colonie vorüberzogen. Für mein Leben gern wäre ich durch das hölzerne Gitterthor in eins der deutschen Gehöfte eingetreten, wenn mich nicht der bekannte Hafs der Colonisten gegen ihre deutschen Landsleute jedesmal davon zurückgehalten hätte. Obgleich sie Lutheraner sind, fällt ihr Kalender mit dem russischen zusammen, und sie feiern nicht nur Ostern,

sondern auch die übrigen Feste des christlichen Jahres nach dem Kalender ihrer neuen russischen Herren.

Den 3. Mai (am russischen Charfreitage). Die neuesten Nachrichten über den Zustand der Bergstrafse von Tiflis nach *Wladikawkas* lauteten immer noch sehr wenig befriedigend. Frisch gefallene Lawinen hatten sie unwegsam und sogar gefährlich gemacht. Die Lawinen richten Jahr aus Jahr ein auf einem bedeutenden Theil dieser Strafse die gröfsten Schäden an, und der ewige Neubau der Bergchausséen hat bereits soviel Summen verschlungen, dafs Kaiser Nicolaus mit Recht sagen konnte, die Kaukasusstrafse koste ihm soviel Geld, als wenn sie mit Silberrubel gepflastert wäre.

In so unfreiwilliger Wartezeit konnten wir nur mit Freuden das Anerbieten des Herrn v. Tengoborski annehmen, gemeinschaftlich mit ihm und Herrn Graf in zwei bequemen Reisedormeusen eine Fahrt nach *Gori* und der versteinerten Stadt in der Nähe dieses Ortes zu unternehmen. Am 1. Mai gegen eilf Uhr zogen wir durch den Boulevard von Tiflis. Die russischen Postillone unterhielten sich in lustiger Geschwätzigkeit mit ihren sechs Pferden vor jedem Wagen. Bald lag der abschüssige Weg um das Kaiserkreuz herum hinter uns, und wir traten in eine üppig grüne frische Frühlingsnatur hinein. Die rauschende *Kura* blieb zur rechten Hand unserer Strafse liegen, welche den Fufs des Gebirges einnimmt. Das letztere war mit einer so üppigen Baum- und Strauchvegetation bedeckt, dafs man hätte meinen sollen in den Gängen eines blumigen Parkes zu fahren. Voll anmuthiger Herrlichkeit ist die weite Aussicht über die grünen Felder und Berge jenseits der *Kura*, die mit zahlreichen Heerden und bunt gekleideten Wanderern bedeckt sind. Die Reisenden trugen die malerischsten Trachten und waren fast alle bis zu den Zähnen bewaffnet. Denn der Georgier ist stolz auf seine Waffen, und ein Gesetz des Verbotes, dieselben zu tragen, würde eine Revolution im Lande hervorrufen. Dabei haben sie manche sonderbare Sitte, wie z. B. ein Georgier denjenigen niederstofsen würde, der ihm den Dolch halb und nicht ganz aus der Scheide ziehen wollte. Er würde im ersteren Falle glauben, der Andere wolle ihm Furcht einflöfsen. So wenigstens erzählte man mir.

Bald waren wir vor der ersten Poststation mit dem schweren Namen *Mtzchet* angelangt. Schon vorher sieht man von der hoch gelegenen Bergstrafse aus an der linken Seite der Kura diese alte Hauptstadt von

Georgien in einem Bergkessel höchst malerisch liegen. Am meisten und sichtbarsten zeichnet sich die alte Kirche aus, welche zugleich die Grabmäler der georgischen Könige und ihrer Descendenten (z. B. die Familien Bagration, Muchranski, Grusinski) in sich schliefst. Die Kirche gleicht einer Citadelle; eine mit Zinnen versehene Mauer, aus soliden Werkstücken aufgeführt, mit runden Eckthürmen und viereckigen Mittelthürmen umgiebt sie und erinnert an jene kriegerischen Zeiten der alten georgischen Könige, welche mit ihren heidnischen und mohamedanischen Nachbarn, vor allen mit den *Lesghiern*, in blutiger Fehde lagen. Die elenden Erdhütten rings um den alten Bau bergen heut zu Tage die Reste jener alten Bevölkerung. Der sorglose Georgier, gleichviel ob Bauer oder Fürst, lebt hier mit seiner Familie und der Thierwelt ein höchst idyllisches Dasein. Da für den Augenblick keine Postpferde zu haben waren, so schlugen wir zunächst unser *Menzil* in einem jener seltsamen Holzhäuser auf, welche sich allenthalben in der Nähe der Poststationen befinden und in welchen neben den gemeinsten Getränken die verschiedensten Sorten des Champagners den Wanderern feilgeboten werden. Unter den derben Nahrungsmitteln, welche in der elenden Kaufbude ausgestellt sind, nehmen grofsmächtige Schinken eine Hauptstelle ein. Dafs der Anblick derselben für uns, die wir so eben das Schweine hassende Irân verlassen hatten, höchst verführerisch und erquickend war, braucht wohl kaum bemerkt zu werden, und wir waren auch darüber in keiner Weise verwundert, da ja der Kaukasus das eigentliche Paradies der Schweine ist. Das Blockhaus liegt auf einer Höhe am steilen Ufer der *Kura*, in dichter Nähe der neuen und schönen Steinbrücke, welche russischer Fleifs über den reifsenden Strom geschlagen hat. Die alte Brücke, d. h. die Spuren derselben, zwei Felsenmassen mit Resten alten Mauerwerkes daran, mitten in den Wasserwirbeln, bleibt rechts von der neuen liegen, ebenso wie die alte solide Strafse, ein Steindamm am Ufer, bis zu welchem die wasserreiche *Kura* bisweilen aufsteigt.

Nach einem kräftigen Imbifs unternahmen wir einen Ausflug zu Fufs nach *Mtzchet* und standen nach einer Viertelstunde Weges vor der festungsähnlichen Kirchenmauer. Die Hauptmittelpforte führte in einen mäfsig grofsen Hof hinein, in dessen Centrum die Kirche errichtet ist. Statt der ehemaligen Königswohnung und an Stelle der Häuser kriegerischer Georgier sahen wir gegenwärtig nur die bescheidene Wohnung des

langzöpfigen Popen, der gravitätisch sich im Hofe erging und mit einer geladenen Flinte auf unschuldige Vögel Jagd machte. Das Gotteshaus der alten Georgier stellt im Grundplan ein Kreuz dar, Spitzdächer bedecken die vier sich kreuzenden Räume, in deren Mitte sich ein einfacher Thurm gleichfalls mit spitzem Dache erhebt. Auf den vier Façaden der Giebel zeigt sich jedesmal das Bild der Kirche im kleineren Mafsstabe. Das Sculpturwerk auf dem weifsen, etwas röthlich schimmernden Sandstein erinnert in manchen Beziehungen an altassyrische Ornamentik. Rosetten, Granatäpfel, Pinienzapfen, Vögel u. dgl. m. sehen wie ninivitisches Sculpturwerk aus. Das Innere der Kirche ist einfach aber nicht schön, die alten schlechten Fresken sind in modernen Zeiten mit weifser Farbe übertüncht worden. Rechter Hand vom Eingange aus erhebt sich eine Sandsteinkapelle aus alter Zeit. In dem unsichtbaren Innern derselben soll sich, einer Kirchenlegende nach, ein in der Luft schwebender Baumstamm befinden, den zwei Engel in seiner schwierigen Lage halten. Die merkwürdigsten Denkmäler der Kirche sind jedenfalls die alten Königsgräber in der Gruft. Einfache Grabsteine an verschiedenen Stellen des steinernen Fufsbodens zeigen die Ruhestätte der Verstorbenen an. Die älteren Platten sind mit georgischen Schriftzügen, die jüngeren meist mit russischen Buchstaben bedeckt. Die letzteren bezeichnen die Stelle, an welcher mancher Sprofs aus altem Königsstamm, im Kriege gegen die Tscherkessen gefallen, bei seinen Vätern den ewigen Schlaf ruht. Auf unserm Rückwege nach der Poststation entdeckte ich am Wege die letzten Reste alter Bauten, an mehreren Stellen die Spuren ehemaliger Befestigungen und die malerischen Ruinen einzelner Klöster. Sie erzählen mehr als alle Ueberlieferungen, welch eine feste Stütze und welch männliche Vertheidigung das Christenthum und seine Verbreitung unter den altgeorgischen Königen mitten unter der mohamedanischen Nachbarschaft in diesen Theilen des Kaukasus gefunden hatte.

Die Sonne stach ungemein und ein Gewitter zog im Hintergrunde am Himmel auf. Dennoch setzten wir unsere Reise fort und erreichten, begeistert vom Anblick der herrlichsten Natur, spät Abends die Stadt *Gori* oder die vierte Station von Tiflis aus. Bei Fackelschein setzten wir auf der bekannten Fähre über die Kura und überliefsen uns bald darauf in dem Hause eines reichen Armeniers dem tiefsten Schlafe. Das Haus, das schönste aller Wohngebäude in *Gori*, konnte füglich als ein kleiner Palast

angesehen werden; ein hübsch construirtes Treppenhaus mit persischen Rosetten-Glasfenstern führte zu gewaltig grofsen Räumen in der ersten Etage, deren Zimmer nicht nur gefällig tapezirt und geschmackvoll parquetirt, sondern auch mit den elegantesten Möbeln geschmückt waren. Der beschriebene Luxus, der allenthalben sichtbar hervortrat, sollte übrigens bestimmten Zwecken dienen. Der reiche Hausherr, welcher mit einer zahlreichen Familie in finsteren Hinterzimmern wohnte, bietet Leuten vom Stande, besonders wenn sie den hohen russischen Behörden angehören, auf ihrer Durchreise in Gori sein Luxushaus an und erweist ihnen die ausgedehnteste Gastfreundschaft. Die Gesellschaft des Herrn v. Tengoborski verschaffte uns die Auszeichnung, in dem Hause des zartfühlenden Armeniers ein Unterkommen zu finden.

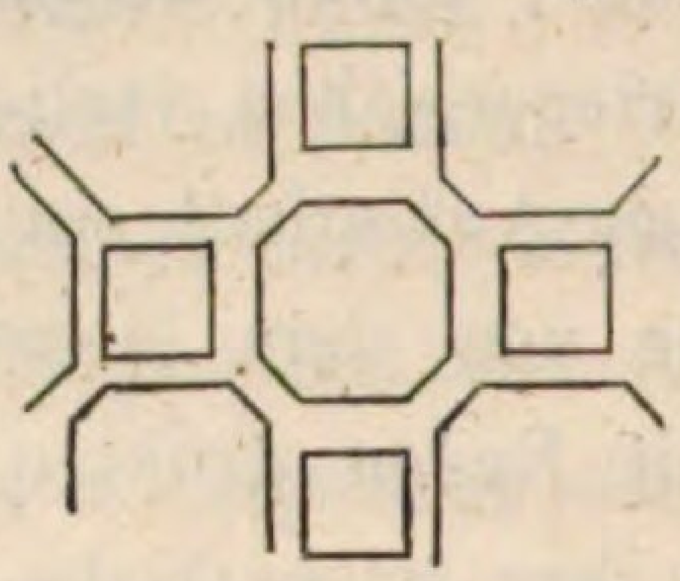
Am nächsten Morgen hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als von dem Vorderbalkone aus in langen Zügen mit den Augen das schöne Panorama von Gori und seiner bergreichen Umgebung einzusaugen. Der inmitten der Stadt liegende Felsen mit den wohlerhaltenen Festungsruinen, die in breiten Gürteln die Höhe hinaufsteigen, ist nicht der schlechteste Punkt für einen Liebhaber ritterlicher Landschafts-Romantik. Unten auf der Strafse zog mit sehr angenehmem, wenn auch etwas fremdartig klingenden Chorgesang georgische Landesmiliz die Strafse entlang, welche trotz ihrer willkürlichen Bewaffnung einen hübschen Anblick gewährte. Unser Ausflug nach der mehrerwähnten steinernen Stadt, welche sieben Werst von Gori entfernt am linken Ufer der Kura gelegen ist, fand in der Frühe des Tages Statt. Als Führer diente uns ein Georgier, welcher den ächt georgischen, aber wenig beneidenswerthen Familiennamen *Megwinetchucesowu* führte. Als Transportmittel waren uns Kosakenpferde zur Disposition gestellt, auf welche man einen Kosakensattel, d. h. ein winzig kleines Lederkissen mit einem ledernen Bauchgurt und langen Steigbügeln daran, gelegt hatte. Ein Kosak diente als militärische Escorte.

Von der Stadt aus überstiegen wir zunächst in östlicher Richtung eine geringe Höhe, woselbst sich die Reste eines altgeorgischen Kirchhofes befanden. Die besseren Grabdenkmäler desselben waren aus hartem Stein zum Theil höchst geschmackvoll ausgeführt. Auf einer grofsen steinernen Platte z. B. ruhten an den vier Enden vier Kugeln, welche dem sargartig gestalteten Grabmonument darauf gleichsam als Füfse dienten. Die Aussicht hinter dem Kirchhofe beherrschte das zunächst liegende Thal der Kura,

von beiden Seiten durch hohe und massige Bergwände eingeschlossen. Berg auf, Berg ab steigend gelangten wir zuletzt zu dem armenischen Dorfe *Uplostsikhe*, aus dreifsig Häusern bestehend, die sich wie die Wohnstätten der Georgier halb über halb unter der Erde befinden. Das eigentliche Haus, ein wahres Hundeloch, halb aus Erde, halb aus Feldsteinen aufgeführt, erhebt sich etwa sechs Fufs über dem Erdboden; eine Oeffnung oben in der Mitte dient als Fenster und Rauchfang, die niedrige Thür an der Vorderseite mündet in einen einfachen Vorbau, den säulenartig zwei roh behauene Baumstämme stützen und dessen Dach mit Erde und Stroh bedeckt ist. So ärmlich diese Erdhütten aussahen, so sauber und schmuck waren die Bewohner gekleidet, deren männlichen Gestalten die reichen Waffen den Ausdruck des Kriegerischen verliehen. Im Hause des Pfaffen fanden wir für unsern kurzen Aufenthalt ein Unterkommen, da gewitterschwangere Wolken, welche von dem jenseitigen Ufer der Kura hinter den Bergen heraufzogen, mit Regen drohten und anfänglich den Besuch der steinernen Stadt durch ihre nasse Gabe verzögerten. Die Wohnung des Priesters, welcher der alten Kirche auf einer Erhöhung im Dorfe vorsteht, theilte mit der würdigen Person ein alter Mann, der lang ausgestreckt auf einem harten Holzbrette schlief, aufserdem ein Reitpferd und Kleinvieh. Alles befand sich in dem e i n e n Gemache, das sonst nur durch ein Holzbett als einziges Möbel ausgezeichnet war. Aus Brettern, die auf Holzstücke gelegt wurden, improvisirten wir eine Bank und schauten von hier aus dem sich entwickelnden Gewittersturme in aller Ruhe zu. Den Kindern des Dorfes mufste es augenscheinlich gefallen, dafs unser russische Gastfreund von Zeit zu Zeit kleine Silbermünzen in die Luft warf, auf welche die jungen Sprossen unter beifälligem Lächeln der Alten im wilden Ungestüm Jagd machten.

Kaum dreihundert Schritte vom Dorfe entfernt steigt in dichter Nähe des Ufers der brausenden Kura ein steiler Felsen von weichem Sandstein wie eine Wand in die Höhe, auf welchem, den Angaben der Dörfler zufolge, die steinerne Stadt liegen sollte. Vom Fufse des Felsens aus führt eine breite Rinne mit deutlich sichtbaren Spuren des von Menschen abgetretenen Steinpfades ohne Beschwerde bis zur Höhe, auf welcher man sich zum gröfsten Erstaunen plötzlich mitten in eine vollständige, aus dem Felsgestein herausgeschnittene Stadt versetzt sieht. Haus liegt da neben Haus, die Strafsen führen nach allen Richtungen hin, Treppen vermitteln

die Ungleichheiten des Felsens, Rinnen sorgen für Ableitung des Wassers, kleine Plätze fehlen nicht, um den Begriff der Stadt zu vervollständigen, deren Bewohner hier an dieser Stätte ein so merkwürdiges Werk verrichtet haben. Wir gingen und stiegen von Haus zu Haus. Die steinernen Naturdecken in den Wohnstätten sind zum grofsen Theil eingestürzt, die letzteren bestehen meist aus einem Zimmer, doch haben viele aufser dem Hauptgemache nach der Strafse zu Hinter- und Seitenzimmer. Die gröfste aller Anlagen scheint die Wohnung des jedesmaligen Beherrschers der steinernen Stadt darzustellen. In einer Art von Vestibul befinden sich Bogenwölbungen, und Ornamente in folgender Zeichnung schmücken die ganze Decke. Ein



anderer Raum, nicht minder interessant als der vorige, scheint als Kirche oder Tempel gedient zu haben. Die Säulen, welche aus dem Stein herausgearbeitet waren, sind gegenwärtig zerschlagen, doch sind die Säulenfüfse noch vorhanden. Ornamente erinnern durch ihren Zahnschnitt an das Seite 141 d. B. beschriebene altpersische Ornamenturwerk. Merkwürdig ist es, dafs sich an den Decken mehrerer Häuser in der Richtung nach der Thür zu Balken in halber Baumrundung befinden, welche einzeln oder zu je zweien in einer gewissen Entfernung neben einander liegen und auf der Stelle an die steinernen Palmbaumdecken in manchen Felsengräbern um die zweithöchste altägyptische Pyramide bei dem arabischen Dorfe *Gizeh* erinnern. Offenbar lag hier wie dort die Absicht der Steinarbeiter zu Grunde, durch die so sonderbare Deckensculptur an den ursprünglichen Holzbau der Wohnungen zu mahnen. Bestätigend für diese Annahme ist, dafs man an der Decke des von mir oben als Kirche oder Tempel bezeichneten Raumes die rohen Baumstämme zu platten Brettern verwandelt hat, als ob man durch diese künstlichere, fast möchte ich sagen civilisirtere Gestalt des Baumholzes die vornehmere Bedeutung der in Rede stehenden Räumlichkeit habe auszeichnen wollen. Im Innern der steinernen Gemächer, seltener an den Aufsenwänden derselben, befinden sich viereckige oder halbrunde Nischen. Von der Höhe aus, woselbst man

von manchen mit Fensteröffnungen versehenen und augenscheinlich zum Auslugen bestimmten Gemächern eine prachtvolle Aussicht über das ganze Thal hin bis weit weg hinter Gori geniefst, führt eine wahre Riesentreppe, leider gegenwärtig sehr verschüttet, tief in dem Felsen in einen Höllenschlund hinein, der indefs nichts weiter darstellt, als den Wassergang der Bewohner der steinernen Stadt nach dem Ufer der Kura hin. Alles das ist höchst kurios, und noch heute wie damals lege ich mir die Frage vor: „Wer hatte dies Alles gebaut? zu welchem Zweck hatten die ehemaligen Bewohner dieser Gegend es vorgezogen, wie die Troglodyten in so sonderbaren Felsenkammern zu hausen?“ Die zahlreichen Inschriften in georgischen, armenischen, persischen und russischen Charakteren geben keine Auflösnng dieses Räthsels, da sie modern sind und von Besuchern herzurühren scheinen, welche wie uns die Neugierde nach diesem georgischen *Petra* geführt hatte. Dafs nicht blofse Lust am Felsenbau oder Sehnsucht nach frischer Luft die ehemaligen Bewohner der Steinstadt auf diese einsame Höhe gebannt hatte, läfst sich von vornherein denken. Die Reste von Festungsmauern scheinen darauf hinzuweisen, dafs man auf diesem Felsenneste Schutz und Schirm gegen die unvermutheten Angriffe gefährlicher Feinde gesucht hat.

Am 3. Mai, Morgens zehn Uhr, safsen wir bereits wieder in Tiflis, woselbst sich gegen Abend bei starkem Gewitter ein vollständiger Wolkenbruch entlud. Derartige unzeitige Geburten des himmlischen Wassers sind nichts Neues in Tiflis, da beinahe alljährlich die Strafsen durch Wolkenbrüche überschwemmt werden, und die Kura, in welche das von den Bergen herabströmende Wasser einen Abflufs findet, oft in höchst bedenklicher Weise zu steigen pflegt.

Der Frühling stand in seinem vollsten Schmucke da und zeigte sich überall, sogar seit einigen Tagen bei den russischen Soldaten, welche Sommertracht, d. h. weifse leinene Beinkleider und weifse leinene Mützen, angelegt hatten.

Den 4. Mai. Am heutigen Tage sieht man überall Kuchen von eigenthümlicher Form herumtragen, oder in den Läden und auf öffentlichen Plätzen feilbieten. Diese Festtorten, oft schön überzuckert, mit Kreuzen und Engeln auf dem oberen Theile, haben die Gestalt einer russischen Kirche mit runder Kuppel. Sie werden als Geschenke zum heiligen Osterfeste dargebracht, an welchem nach der Nachtmesse um zwölf Uhr das Fasten

zu Ende geht. Es hat auf mich stets einen angenehmen Eindruck gemacht, dafs alle Russen, ich glaube mit wenigen Ausnahmen, das vierzigtägige Fasten als ein religiöses Gebot auf das Strengste inne hatten, so dafs ich meine russischen Freunde in dieser Zeit und unter allen Verhältnissen nie dagegen habe sündigen sehen. Sie enthielten sich aller fetten und Fleisch-Speisen und kasteieten sich in einer Weise, die mir oft unglaublich erschienen ist. Freilich bringt das strenge Fasten, ähnlich wie bei den Mohamedanern im Monat Ramazan, den grofsen Uebelstand mit sich, dafs in den ersten Tagen nach dem Aufhören desselben fast alle Russen sich den Magen verdorben haben.

Sonntag den 5. Mai. Heute, am russischen Ostersonntage, ist Alles, in grofser Toilette, auf den Beinen. Die Beamten und Militärs müssen ihren Vorgesetzten und sich selber gegenseitig Visiten in Staatsuniform machen und zu dem fröhlichen Auferstehungsfeste gratuliren. Es ist Sitte, dafs man sich dabei dreimal hinter einander einen Kufs giebt. In der ganzen Stadt ist ein Jagen ohne Ende, wobei zum grofsen Unglück Tiflis heute ärmer als je an Droschken ist, da die Malaken-Kutscher des Sonntags, und nun gar erst am Ostersonntage! nie arbeiten. Da das Wetter herrlich war, wie geschaffen zum fröhlichen Ostern, so flogen wir aus, um die viel gemischte Bevölkerung an dem feierlichsten aller Tage in ihren malerischen Costümen ein wenig näher ins Auge zu fassen. Die Männer hatten ihre schönste Tracht angelegt, deren Hauptbestandtheil die so kleidsame Tscherkeska bildet. Die eingebornen Frauen trugen sich georgisch, die Armenierinnen hatten darüber einen schneeweifsen Mantel gebreitet, nur wenige hatten sich als europäische Modepuppen aufgetakelt. Die Georgierinnen, welche hier und da mit dem fliegenden Gazeschleier von den hohen Häuserbalkonen auf die bunte wogende Menge hinabschauten, bilden angenehme Ruhepunkte für das vom Sehen beinahe ermüdete Auge. Wo man hin kommt, sind die Tische mit Kuchen und mit allen Sorten von Braten belastet, unter denen Lämmer und Ferkel eine Hauptrolle spielen.

Am Nachmittage entwickelte sich in allen Theilen der Stadt, vorzüglich auf den öffentlichen Plätzen, wo im Verein mit Bier- und Schnapstischen horizontale und vertikale Schaukeln aufgestellt sind, ein allgemeines Vergnügtsein. Vom Boulevard aus, in der Nähe der protestantischen Kirche, konnte man deutlich den Menschenhaufen am gegenüberliegen-

den Ufer der Kura erkennen, in dessen Mitte man sich auf einem grünrasigen Bergabhange zu dem landesüblichen Ringwettkampfe vorbereitete. Auf der steilen dahinauf führenden Strafse sah man ganze Schaaren pilgernder Menschen zu Fufs, zu Pferde und in leichten Wagen. Allenthalben dichte Menschenknäuel, die vor lauter Lust und Freude mit heller Stimme aufjauchzten. Es konnte natürlich nicht an den Folgen der paradisischen Freude bei den Ausgelassensten fehlen. Man stiefs auf Betrunkene in allen möglichen Stellungen und Lagen, welche vor den Schnapstischen, den gewöhnlichen Mittelpunkten der frohen Menschenmasse, des Guten zu viel gethan hatten, jedoch in ihrem Gebahren uud Treiben für die Personen in nächster Nähe vollständig harmlos blieben. Ein Hauptexemplar sahen wir auf der Strafse der deutschen Colonie in einer höchst eigenthümlichen Situation nach schwerem Rausche ausschlafen; mit dem Kopfe hatte er sich an einen Baum der Allee gelehnt, mit den Füfsen hing er bis zu den Knieen hinauf in dem vollen Wassergraben daneben, und die leere Flasche hatte er mit der linken Hand umspannt und an sein Herz gedrückt. Im *Mudschtehid*-Garten ward ein grofses Concert von russischen Soldaten unter einem deutschen Kapellmeister aufgeführt, die sich sämmtlich mit Bachus Gabe benetzt hatten Wenn auch die vornehmere Welt hierselbst in den angenehmsten Erscheinungen vertreten war, so fehlte es doch nicht an Gestalten, besonders unter der Damenwelt, welche nicht in diese Kreise hineingehörten. Am auffallendsten waren die französischen Putzmacherinnen und Schneidermamsells aus Paris, welche in glänzenden Equipageu vorfuhren und vor aller Welt, Droschkenkutscher mit inbegriffen, von ihren Verehrern mit zärtlichen Küssen empfangen wurden.

Dienstag den 7. Mai. Am gestrigen Tage hatten wir die Freude, dem Gouverneur von Tiflis, dem georgischen Fürsten Orbeliano, in seiner Wohnung auf dem Alexanderplatze unsere Aufwartung zu machen. Er ist etwa sechszig Jahre alt, etwas beleibt und eine offene gerade lustige Natur. Kaum hätte man geahnt, in dem sich streng militärisch tragenden Fürsten georgisches Blut zu sehen. Neben seinen interessanten Erzählungen über die Vorbereitungen zur neuesten Expedition gegen die tapfere Völkerschaft der *Schapsuchen* hörten wir die traurige Mähre, dafs durch neuerdings gefallene Lawinen, an deren Wegräumung ganze Regimenter arbeiteten, die Kaukasusstrafse ganz unpassirbar geworden sei, so dafs die Petersburger Post bereits seit achtzehn Tagen vergeblich erwartet wurde. Für meine

Heimathsehnsucht war die neue Verzögerung der Abreise wenig erbaulicher Natur, während meinem kriegerischen Gefährten vorläufig weniger die Heimath, als der bevorstehende Kampf gegen die Tscherkessen des rechten Flügels im Sinne lag.

Am Abend sahen wir bei ziemlich anhaltendem Regen und bei finstererer Nacht Tiflis im Glanz einer Illumination, die zur Ehre des Namenstages des Kaisers stattfand. Am meisten waren die Köpfe harmloser Spaziergänger mit Wudka-Dunst illuminirt, da Russen, Georgier und Armenier, so schien es mir wenigstens, durch Quantität genossenen Fusels die Qualität ihrer Freude an dem Geburtstage auszudrücken suchten. Am sonderbarsten sahen die herumziehenden Tataren aus, welche bei obligater Talglichtererleuchtung eine Musik zum Besten gaben, deren Gedudele, Gequäke und Gerassele einen ruhigen Menschen zur Verzweiflung treiben konnte. In einer einsamen Strafse, die wenig erleuchtet war, genossen wir nebenbei und aus erster Hand folgenden seltsamen, nur aus drei Personen bestehenden Festzugsanblick. Ein Georgier, so sah er wenigstens nach seiner Tracht aus, blies auf einer quäkenden Duckelsackpfeife eine höchst barbarische Melodie, deren hohe Töne er durch ein ungemein komisches Zusammenbiegen des ganzen Körpers und durch das Aufheben des rechten Fufses in drastischer Weise zu verstärken suchte. Ihm folgte ein zweiter Georgier, ziemlich sichtbar aufgeputzt, hin und her wankend und gestützt auf den Arm eines bärtigen Nachbars, dessen Füfse ebenfalls das natürliche Gleichgewicht des Körpers nur mit grofser Mühe aufrecht zu erhalten strebten, und der in der rechten Hand ein halb zerflossenes, vom Winde hin und her bewegtes Talglicht trug. Dieser merkwürdige Zug, in Schlangenlinien sich langsam vorwärts bewegend, stellte die übliche Hochzeitsvisite eines georgischen Bräutigams nach dem Hause seiner Braut am Vorabend der Trauung dar. Der Alte war der Schwiegervater, der geputzte jüngere Mann der Bräutigam. Welch einen Eindruck die glückliche Braut bei dem Erscheinen dieses Zuges gewinnen mufste, das kann kein menschlicher Verstand ermessen, vielleicht, dafs in landesüblicher Auffassung die Stimmung der beiden beschriebenen Georgier zur Feier des folgenden Tages als unerläfslich nothwendig angesehen wird.

Den 8. Mai. Wir haben heute den zeltartigen Circus auf dem Alexanderplatze besucht, woselbst eine deutsche Kunstreitergesellschaft, von Mr. Philipps für einige Tage gemiethet, mehrere Vorstellungen geben wollte.

Es war stickend voll und am Eingange kein einziges Billet mehr zu erhalten. Ein vornehmer Russe, der uns begleitete, begab sich mit uns nach der hinteren Wand des Circus, klopfte mit seinem Stocke trotz der postirten russischen Soldatenwachen in der Umgebung an die Wand des angrenzenden Bretterzaunes, und es entwickelte sich sehr bald folgende Unterhaltung:

„Que diable qui frappe là?"

„C'est moi, votre connaissance. Il n'y a plus de place, Mr. Philipps, mais il en faut trois pour moi."

„Sans doute Mr. T. mais que faire? Il n'y a plus de temps, car je dois me mettre en Chinois. Cependant je vais courir?"

„Merci, Mr. Philipps, vous êtes un excellent homme." — Es dauerte auch gar nicht lange, so öffnete sich eine kleine Bretterthür, durch welche man einen Blick in die Geheimnisse des Ankleidezimmers werfen konnte, und Hr. Philipps erschien in dem seltsamsten Costüme von der Welt: die unteren Extremitäten mit einem phantastisch-chinesischen bunten Costüm bedeckt, der Oberkörper mit einem schwarzen Frack bekleidet, um unter allgemeiner Bewunderung des draufsen stehenden Publikums aus allen Kräften zu dem Billeteur zu laufen, der von einer dichten kauflustigen Schaar eine förmliche Belagerung aushalten mufste. Triumphirend kehrte der liebenswürdige Mann mit drei Billeten zurück.

Diese merkwürdige Person ist in Rufsland ziemlich bekannt. Von Geburt ein Franzose hat Mr. Philipps bereits ein paar Mal jenseits und diesseits des Kaukasus sein Glück gemacht, aber eben sobald wieder alles verloren, denn, wie die Russen sagen: Monsieur est trop généreux. Gegenwärtig zwei und sechszig Jahre alt, hat er es versucht in Tiflis zu reussiren und in jeder Weise seine reiche Begabung zur Geltung zu bringen. Er ist Schauspieler, Sänger, Virtuose in der Musik, Akrobat, Jongleur, Magiker und was weifs ich noch Alles. Die Vorstellung war mit Ausnahme der höhern Magie des als „Chinois" verkleideten Philipps und der witzigen Kunststücke eines langbeinigen Clowns ziemlich mäfsig. Um Zuschauer heranzuziehen erhielt jeder der Theaterbesucher zu seinem Billet eine entsprechende Zahl von numerirten Loosen, die für die Lotterie am Ende der Vorstellung bestimmt waren Das sehr gemischte Publikum im Circus bestand zur gröfseren Hälfte aus wilden Kerlen. Russen, Georgier, Armenier, Perser, Europäer safsen in den buntesten Trachten neben

zarten Frauengestalten, verhielten sich aber über alle Mafsen ruhig und anständig.

Kasbeg, den 16. Mai. „Da sitze ich bei strömendem Regen in einer ziemlich behäbigen *Stanzia* mitten in den kaukasischen Bergen, meine Seele noch so voll von den gewaltigen Eindrücken der eben zurückgelegten Reise über die gigantischen Felsen des Kaukasus, dafs ich mehr träume als wache. Eben tritt ein russischer Soldat, dessen weifse Knöpfe auf dem grauen Tuchmantel mit zwei gekreuzten Schippen ornamentirt sind, den dampfenden messingenen Samowar und sagt auf deutsch ganz vernehmlich: „Hier, mein Herr!" — Ich fahre mit der Hand über die Augen, um mich zu überzeugen, ob ich wach bin. Sprechen Sie deutsch, frage ich ihn. — „Ja, ein Bis'chen", erwiedert er, „ich bin ja ein Jüde aus Warschau." — Mein ganzes Deutschthum war in dieser wilden, massenhaften, schaurig grofsartigen Natur, in der Umgebung fremd sprechender Kaukasier und in meiner Poststuben-Einsamkeit auf ein solches Minimum reducirt worden, dafs ich diesen Warschauer im Namen des ganzen deutschen Vaterlandes feierlichst hätte umarmen können." —

So lauten die Worte meines Tagebuches, welches, wie sich der geehrte Leser durch das Datum und auf der Karte überzeugen kann, nach dem Uebergange über den prometheischen Felsen, dem schon Horaz das Beiwort *inhospitalis* gegeben hat, niedergeschrieben ist. Doch um nicht die von Anfang an gewählte Form der historischen Darstellung zu unterbrechen, knüpfe ich den Faden der Erzählung an meine Abreise von Tiflis an.

Am Mittwoch früh verliefs ich die Stadt gegen fünf Uhr Morgens. Schutter safs auf dem Bocke meines *Tarantas*, den ich mit stillen Zweifeln über seine lange Lebensfähigkeit, besonders eingeschüchtert durch die Beschreibungen der Kaukasusstrafse, kaum scharf anzusehen wagte. Ich hatte mich im Innern, halb neben halb auf dem Gepäck sitzend, so gut es gehen wollte placirt, und drückte meinem deutschen Landsmann Rabe die Hand zum Abschied, der in Tiflis eine ihm zusagende Stellung als Maître d'hôtel gefunden hatte. Herrn v. Grolman rief ich zu, mich sobald als möglich mit seiner Telega einzuholen, da wir wegen Mangel an Postpferden getrennt von einander zu reisen genöthigt waren. Der Himmel sah recht trübe aus, wie beinahe stets auf den letzten Strecken meiner Reise, doch gab mir meine *Podoroschna kurrierska* und ein gütiges Em-

pfehlungsschreiben des General-Postmeisters Kochanoff den nöthigen Muth, auch das Schlimmste von oben zu ertragen, wenn ich nur von unten gut wegkäme. Die klingende Troika fuhr durch den breiten Boulevard von Tiflis denselben uns bereits schon bekannten Weg nach der alten georgischen Königsstadt *Mtzchet* oder *Mtzcheta*, woselbst in dem Posthause die Pferde zum ersten Male gewechselt wurden. Von hier aus zieht die Landstrafse, welche in nördlicher Richtung nach dem eigentlichen Kaukasus führt, über die steinerne Kurabrücke hinweg linker Hand, dicht an der Stadt vorüber und erhebt sich dann mit sichtbar zunehmender Steigung bergaufwärts in der Umgebung einer wahrhaft reizenden Natur. Mehr als jemals bedauere ich meiner Muttersprache nicht so Meister zu sein, um mit den entsprechenden Worten eine anschauliche Beschreibung der mannichfaltigen und wunderbaren Naturbilder zu gewähren, welche von hier an bis *Wladikawkas* in stetem Wechsel hinter einander folgen und deren Grundton das vollendetste Frühlingsbild ist, — ein wahrer Garten Gottes, von des Schöpfers freigebigster gütigster Hand gepflanzt, mit saftgrünen Wiesen, dunklen Wäldern, mit dem buntesten Blumenflor, mit riesigen Felsen und mit silbernen Wasserstreifen, die in mäandrischen Windungen durch das irdische Paradies dahinziehen. Und nun der schaffende Mensch da mitten hinein! Die Strafse ist so schön, wie sie nur immer in einem gebirgigen Terrain sein kann: hier sind Felsen losgesprengt, dort Dämme errichtet, hier wiederum Chausséen angelegt, dort Brücken gebaut, und alles das von der Hand des russischen Kriegers, dessen freudenloses Dasein lediglich dem Nutzen Anderer gewidmet ist. Wo früher der wilde Sohn der Berge auf schlüpfrigem Pfade, auf Feinde und Beute lauernd, einherschlich, wo dem kühnen Wanderer vordem nur unersteigbare Felsen und gefahrdrohendes Gehölz entgegenstarrten, zeigt sich gegenwärtig mitten in der wildromantischen Natur des Kaukasus das anmuthige Bild der bahnbrechenden Civilisation in den lieblichsten heitersten Erscheinungen. Versunken in den Anblick der grofsartigsten Naturschönheiten, deren Hauptgegenstand die colossalen zum Himmel ansteigenden und die Wolken durchbrechenden Bergmassen sind, auf deren Köpfen der starre weifse Winter ruht, an deren Füfsen die bunten Kinder des Frühlings dem Wanderer freundlich entgegenlachen, hat der Beschauer kaum Zeit, sein Auge auf die Pilger der Strafse zu werfen, welche in ihrer malerisch kriegerischen Tracht dem räthselhaften Völkergemisch angehören, das sich in den Thälern des Kau-

kasus in wunderbarer Abgrenzung verschiedener Sprachen und Sitten zusammengedrängt hat. Hier zieht an uns eine Schaar wandernder Türken vorüber, gebräunte Gestalten, deren Physiognomie lebhaft an den Gesichtstypus der Kaïkführer des Bosporus erinnert, mit weitschlotternder Hose, enganliegender Jacke, die behaarte Brust offen, das männliche Gesicht vom enggewundenen Turban wie von einem Rahmen begrenzt, — dort begegnen wir Soldaten, die Gewehre von Thierfellen sorgsam umwickelt, den tscherkessischen *Papach* oder die russische Militärmütze auf dem blondbärtigen treuherzigen vollen Gesichte, neben dem von Ochsen gezogenen zweirädrigen *Arabas* (Gebirgswagen), auf denen Weiber, Kinder und Gepäck, bisweilen auch fieberkranke Soldaten Platz gefunden haben. Langsam ziehen sie mit ihrem schwerfälligen Fuhrwerk an Kameraden vorüber, welche den Mantel abgelegt haben, um in Hemdsärmeln bequemer an der Strafse bauen zu können, während der eine oder der andere auf wiesigem Grunde daneben sitzt und aufmerksam an seiner Wäsche näht. Neben den wandernden Menschen bilden ungeheure Ziegen- und fettschwänzige Schafheerden oder Schweine, die sich mit ihren Jungen behaglich im Koth herumwälzen, den lebendigen Schmuck der landschaftlichen Bilder, welche in reifsender Schnelle an unseren Blicken vorüberfliegen.

Ich hatte am ersten Tage meiner Reise (d. 15. Mai) fünf volle Stationen zurückgelegt, ohne einen andern Aufenthalt zu machen, als den, welchen mir nothgedrungen ein geborstenes Wagenrad meines Tarantas gebot. In *Pasnówo*, woselbst sich die geräumige *Stanzia* neben einer Kaserne befindet, hielt ich Nachtquartier. Es ist nicht gerathen und die russischen Beamten gestatten dies auch nicht, in diesen Gegenden des Kaukasus den Weg bei Nacht fortzusetzen, da das Terrain einmal bei grofsen Unebenheiten besondere Schwierigkeiten darbietet, vor Allem aber die Sicherheit noch nicht den Grad erreicht hat, um die Gefahr möglicher Anfälle als undenkbar erscheinen zu lassen. Die zahlreichen georgischen Dörfer, welche rechts und links von der Strafse lagen, bestanden aus Steinhütten, die solid und regelrecht aufgeführt waren, mit einem überdachten und von Holzstämmen gestützten Vorbau. Die auf den Bergspitzen oder auf felsigen Abhängen gelegenen Wohnstätten der Eingeborenen, gleichfalls aus Steinen aufgeführt, zeigten eine hohe Thüröffnung unter einem kleinen balkonartigen Aufbau an der einen Seite des platten Daches. Die Häuser der russischen Beamten, welche hier und da in der Umgebung der

malerischen Wohnungen der Eingebornen gelegen sind, zeichnen sich allenthalben neben ihrer besonderen Festigkeit durch den europäischen Styl aus. Höchst bemerkenswerth war es, dafs überall an der Strafse neue Posthäuser aufgeführt oder eben im Bau begriffen waren, welche ebenso sehr durch ihre massive Construction, wie durch die Eleganz ihres Planes und ihrer Ausführung auffielen. Einzelne derselben würden geradezu den Häuserschmuck europäischer Strafsen bilden. Die in den Höfen gelegenen Pferdeställe waren geräumig und ganz vortrefflich eingerichtet. Die Anlage dieser modernen Stanzien, das deutlichste Strafsenzeichen civilisatorischer Bestrebungen im Kaukasus, hängt mit dem Plane zusammen, den Kaukasus durch eine regelmäfsige Diligence-Post mit der Stadt *Charkow* und der Chaussée von Moskau nach Odessa in Verbindung zu setzen, wodurch dem Reisenden nicht nur der lange Aufenthalt durch das stete Warten auf Pferde ganz erspart, sondern auch der Waarenverkehr und der Handel ungemein gewinnen würde. Wirkt auch die Gegenwart dieser europäischen Häuser wohlthuend auf den an Comfort gewöhnten Reisenden von draufsen, so ersetzt er doch in keiner Weise den Blick auf die zahlreichen Ruinen voll malerischer Romantik, welche aller Orts von den Höhen auf die Thäler herniederschauen, bald runde oder viereckige Thürme, bald ganze Burgen mit Mauern, Zinnen und Warten, bald mauerumkränzte Städte aus deren Innern sich im eigenthümlichen nicht unschönen Style christliche Kirchen aus der alten Zeit erheben. Die grofse Menge dieser Burgen und befestigten Plätze läfst es leicht begreifen, dafs die Zahl der georgischen Fürsten, deren Nachkommenschaft heut zu Tage über den ganzen Kaukasus hin weit verzweigt ist, so ungemein grofs ist, da nicht gewöhnliches Volk, sondern nur solche ritterliche Leute zu Olims Zeiten in diesen steil gelegenen zahlreichen Felsennestern gehaust haben können. Auf der vierten Station *Ananur* stellte sich der Anblick der älteren Stadt in einer so malerischen Weise dar, dafs ich nicht umhin konnte, hier längere Zeit zu weilen, um ein flüchtiges Bild derselben in mein Skizzenbuch zu zeichnen. Hohe Mauern mit Zinnen und Schiefsscharten umschliefsen bergansteigend die alte Stadt, aus deren Mitte sich, nicht weniger malerisch, die christliche Kirche erhebt. Vor dem Posthause, ganz in der Nähe einer von zahlreichen Besuchern erfüllten grusinischen Kneipe, hatten Reisende dicht an der Landstrafse neben ihren Tarantas Betten aufgeschlagen, sich bis über die Ohren zugedeckt und warteten be-

reits seit mehreren Tagen vergeblich auf disponible Pferde. An ihnen zogen wandernde Osseten vorüber, darunter schöne junge Weiber zu Pferde, mit deren dünnen Schleiern der Wind sein Spiel trieb, ohne im Mindesten durch den Anblick der wartenden Schläfer an der Landstrafsein ihrer ruhigen Wanderung gestört zu werden.

Von der vorerwähnten Stanzia *Pasnówo* aus hatten wir zum erstenmal den Blick auf hochgelegene und schneebedeckte Gebirgskämme im Hintergrunde, die in das dunkle enge Thal hineinschauten, in welchem die Station gelegen ist und durch welches sich mit lautem Geplätscher das Gebirgswasser der *Aragua* über Gestein und Gerölle hinweg in kleinen Kaskaden hindurch windet. Sie bezeichnet die Strafse, welche an ihrem rechten Ufer bis zum Kreuzberg hin ansteigt, der hier die Wasserscheide zwischen den beiden Landschaften *Kartalinien* diesseits und *Ossetien* jenseits bildet. Ich schlief früh ein, wurde aber durch die Abendréveille und das Abendlied im Chor singender Soldaten in der Nähe der Stanzia feierlich gestört. Nachdem ich in voller Andacht wieder eingeschlafen war, trafen mitten in der Nacht mit lautem Gepolter Reisende ein, welche von der lesghinischen Linie her kamen. Unter ihnen befand sich ein fieberkranker und von einem bösen Husten behafteter Waffenschmidt aus Liegnitz, der bereits seit längerer Zeit in russische Dienst getreten war und gegenwärtig durch Versetzung sich auf Reisen befand. Wie er mir erzählte, gehörte er zu den siebenhundert von Rufsland aus gedingten deutschen Büchsenmachern, von denen die wenigsten mit ihrem Loose auf fremdem Boden zufrieden sind. Unter den übrigen Reisenden befand sich ein Armenier, der sechs Jahre lang in Dorpat studirt hatte, das Deutsche beinahe vollkommen gut sprach, und im Begriff stand, über *Stawropol* nach Marseille zu gehen, um in Frankreich die Fabrikation des Zuckers aus Sago kennen zu lernen. Auch er war von den augenblicklichen Zuständen im Kaukasus nichts weniger als befriedigt und wünschte eine Constitution für Rufsland, wie sie in den meisten übrigen Ländern Europas besteht. Er war erbost gegen das russische Beamtenthum und kannte eigentlich nur eine Maafsregel, gegen die er gar nichts auszusetzen fand, weil sie eben seine eigenen Interessen zu nahe berührte. Sie betraf die Kosten eines Reisepasses, die von den früheren sechshundert Rubeln pro Jahr neuerdings auf fünfzig Kopeken herabgesezt waren.

Der folgende Tag, der 16. Mai, bildete den schauerlichen Glanzpunkt

meiner Reise in diesem Theile des Kaukasus, ich meine den Uebergang über den berüchtigten Kreuzberg. Die Nachrichten, welche uns von den Russen über die Möglichkeit der Passage zu Theil wurden, lauteten nicht sehr ermuthigend, denn Lawinen und immer wieder Lawinen hatten die Strafse zugeschüttet, und man rieth uns, darauf gefafst zu sein, möglicherweise wieder umkehren zu müssen. Nichts destoweniger wollte ich hinter dem Armenier nicht zurückbleiben, dem die Sehnsucht nach Marseille den schneebedeckten Kreuzberg als ein sehr geringes Hindernifs erscheinen liefs, gab darum das Zeichen zum Anspannen und stürmte der sechsten Station entgegen, von wo aus die eigentliche Steigung in den sichtbarsten Schwierigkeiten beginnt. So leicht mein Tarantas war, so hatte man doch, wie es hier üblich ist, acht Ochsen statt der Pferde vor denselben gespannt, um ihn eine steile Bergpassage langsam hinaufzuschleifen. Ich ging mit dem deutsch redenden Armenier etwa eine halbe Stunde lang zu Fufs hinterher und stieg auf der Höhe in den Wagen ein, vor welchem fünf bereitstehende Postpferde von nun an die Stelle der Ochsen ersetzten. Nur sehr langsam vermochten die Pferde den steilen Weg zu überwinden. Unter uns, zur linken Hand, rauschte in einem wilden Thale in bedeutender Tiefe die *Aragua*, an deren gegenüberliegendem Ufer sich wie eine lange Mauer eine steile pflanzenlose Felsenwand erhob. In Schlangenlinien zog sich die Strafse den Berg aufwärts. Die Luft, welche uns umgab, wurde von Minute zu Minute frischer und der Wind wehte mit eisigem Hauche ins Gesicht. Bald befanden wir uns mitten in der Schneeregion. Anfangs war der Schnee einen Fufs hoch, dann Mannes hoch, zuletzt bildete er rechter und linker Hand so steile Mauern, dafs mir's noch graust, wenn ich daran denke. Der Anblick von der Höhe aus (7,534 Fufs), über welche des Himmels Wolken mit kaltem Wehen hinwegziehen, ist gewaltig schön und grofsartig. Man übersieht einen Kreis von Schneeköpfen, die in der Runde hüben und drüben sich in die Luft recken, als wollten sie sich ihre Gröfse streitig machen. Der freie Blick niederwärts zu des Thales entsetzlicher Tiefe macht das Herz klopfen. Eine enge, aus dem Felsen heraus gemeifselte, mit den gräfslichsten Unebenheiten und treppenartig gestalteten Absätzen versehene Bergstrafse, ohne schützendes Geländer zur Seite, und dicht daneben die schwindelnde Tiefe, in welcher das weifsschäumende Bergwasser der *Aragua* wie ein dünner Silberfaden erscheint: auf der andern Seite der mit gewaltigen Schneemassen bedeckte

und jeden Augenblick mit Lawinenstürzen drohende Berg, das ist das Terrain, auf welchem sich mein gebrechlicher Tarantas und in demselben meine von geheimem Grauen erfüllte Person befand. Trat ein Pferd fehl und stürzte, so konnte ich das Vergnügen erleben, von der Höhe mit sammt dem Wagen in die schauerliche Tiefe zu stürzen, rollte eine Lawine den Berg entlang über die Strafse hinweg, so war Alles mit einem Male begraben, brach ein Rad am Wagen, so konnte ich im besten Fall hier auf der ungastlichen Höhe liegen bleiben oder zu Fufse weiter wandern, mit einem Worte, es waren so viele Möglichkeiten zu allerhand Schreckensgedanken vorhanden, dafs ich zuletzt ganz lustig wurde und laut zu singen anfing, um mich selber zu betrügen und am Ende gar noch für einen furchtlosen und lebenslustigen Menschen zu halten.

Der Weg oben auf der Höhe wand sich zwischen Schneemauern hindurch, die anfingen allmälig niedriger zu werden und eine Aussicht in der Nähe zu gestatten, so dafs man auf den daneben liegenden Schneeflächen rothe aufgestellte Fahnen unterscheiden konnte, welche wahrscheinlich die gefährlichsten Stellen der Passage kennzeichnen sollten. Ein dumpfer Knall, welcher mit langem Nachhall aus der unsichtbaren Tiefe vor mir mit donnerähnlichem Gekrache herauftönte, gab das Zeugnifs, dafs eine Lawine so eben ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte. Der Kutscher mufste den Hemmschuh am Wagen anlegen, um das allzu schnelle Fortgleiten der Räder in den Schneespuren des abschüssigen Weges zu verhindern. Ich befand mich bereits auf der nördlichen Seite des Berges in einem engen Thale, das von so steilen mit Schnee bedeckten Felsen eingeschlossen wird, dafs man nur mit blinzelndem Auge nach der Höhe zu schauen vermag. Immer tiefer steigend, fuhren wir mitten durch die Spuren einer am vorhergehenden Tage gefallenen Lawine hindurch, und wurden bald darauf hinter einander durch vier frische ungeheuere Lawinen im wörtlichsten Sinne des Wortes von Menschenhänden hindurchgearbeitet. Hunderte von Soldaten und Bergbewohnern (*Taul-Grusiner* und *Osseten*) belebten diese traurige Stätten und schippten und hackten mit ihren Werkzeugen emsig darauf los, um durch die gewaltigen Schneemassen eine Strafse zu bahnen. Diejenigen, welche von der Arbeit auf kurze Zeit ruhten, traten in die Schneenischen ein, welche sie rechter und linker Hand von der Strafse, aus den Schneemauern herausgeschaufelt hatten. Ich gab den armen Leuten, welche im Gesicht ganz verbrannt aussahen,

während Andere sich durch Tücher und Drahtgitter vor der so merkwürdigen Wirkung des Schnees auf die Haut gesichert hatten, ein Paar Papierrubel, um sie bei ihrer Arbeit zu ermuthigen und schneller durchzukommen. Mit lautem Gejauchze empfingen die nächst stehenden Schneegräber im grauen Militärmantel, etwa zwanzig an der Zahl, das Geld, spannten urplötzlich die Pferde aus und nahmen den ganzen Tarantas, das Gepäck und unsere drei Personen mit eingerechnet, mit einem Ruck auf die Schultern, um uns die ganze lange Strecke durch die gefallenen Lawinen unversehrt hindurchzutragen. Sie erzählten dabei, — keine besonders angenehme Reiseunterhaltung auf dieser Schreckenstour, — dafs sie dabei beschäftigt wären, einen Wagen auszugraben, der vorher mit sammt den ziehenden Ochsen und dem Kutscher von einer Lawine verschüttet worden wäre. Welcher Art die verhängnifsvolle Schneepassage war, mag daraus erkannt werden, dafs sich bisweilen stufenartige Absätze von fünf bis sechs Fufs Höhe vorfanden, die ein Mensch oder ein Pferd wohl springend, aber kein Wagen in der Welt mit gleicher Beweglichkeit zu überwinden im Stande ist.

Unten in der Tiefe des Thales angekommen, dankte ich meinem Schöpfer für die glückliche, wenn auch immerhin äufserst beschwerliche Passage über den Kreuzberg, und gewann nun erst Zeit, mit aller Ruhe meinen Blick über die Gebirgslandschaft schweifen zu lassen. Leider verhinderte ein starker Regen die vollständige Aussicht, doch erkannte ich linker Hand eine Reihe von Ruinen, die von steilen Felsen keck in das Thal hinabschauten, und am Fufse der Felsen nach der Strafse zu, vom Schnee halb verschüttete Bäche und Häuser.

In dem Dorfe *Gobi*, mit einer russischen Besatzung, war die achte Station erreicht. Von hier aus bis zur nächsten Stanzia *Kasbek* beträgt der Weg ebenso viel als über's Gebirge. Das Thal ist breit, die gut chaussirte Strafse zieht sich meist auf Dämmen am Abhange der Berge dicht am *Terek* entlang, den russische Dichter so poetisch besungen haben. Auf einer hervorspringenden Bergzunge liegt der Ort *Kasbek*, dem gleichnamigen Riesenberge des Kaukasus gegenüber, welchen letzteren die Regenwolken zu meinem grofsen Bedauern so gut wie ganz verhüllt hatten. In der Stanzia, die ich gegen Abend sechs Uhr erreichte, fand ich für die Nacht ein Unterkommen. Den hellen Rest des Tages benutzte ich trotz des fallenden Regens zu einer kleinen Excursion bis zum Ufer des brausenden

Terek hin, der in der Nähe des Ortes der grofsen Steppe entgegeneilt. *Kasbek* präsentirt sich in ziemlich leidlicher Weise; die alte Kirche ist in einem einfachen aber edeln Style erbaut. Zwei an Ketten gebundene Löwen en relief über der Kirchthür stellen eine Art Wappen vor. Ein paar alte Häuser edler Georgier machen den Eindruck solider Steinbauten. Es wohnen hier etwa hundert Georgier, deren Fürst wie der Berg und der Ort den Namen *Kasbek* führt. Das Schönste in der engen Poststube war sicher die Aussicht, welche ich durch das Doppelfenster (!) des Zimmers nach einem massenhaften Gebirgsstock hatte. Der riesige Nachbar erhob sich in steiler Höhe dicht hinter dem Orte und schaute mit seinem Schneehaupte auf mich winziges Menschlein in der Stube majestätisch stolz hernieder.

Der dienende Bruder in der Stanzia war, wie oben bemerkt, ein jüdischer Soldat, welcher ein horribles Deutsch redete und sich selber mit bescheidener Genugthuung als „Jüd“ bezeichnete. Er hatte bereits zwölf Jahre lang im Kaukasus zugebracht, und versicherte, noch acht Jahre dienen zu müssen, ehe es ihm vergönnt wäre, die Knöpfe und die Achselklappen von der Uniform schneiden zu dürfen. Trotz zwanzigjähriger Dienstzeit, bei einem Kopeken Gehalt für den ganzen Tag, war der Mann seelensvergnügt, besonders weil er am Abend meines Aufenthaltes in *Kasbek* mit sieben anderen „Jüden“ und einer „Frauenzimmer-Jüdin“ das jüdische Wochenfest nach dem Brauche seiner Väter zu feiern beabsichtigte. Da ein eintreffender Reisender, gleichfalls ein Jude, die Nachricht brachte, dafs ein ausländischer Offizier auf der vorletzten Station angekommen sei, und ich in demselben meinen Reisegefährten vermuthete, so zog ich es vor, wenigstens die Nacht noch hier zu bleiben und meinen Landsmann zu erwarten. In derselben regnete es unaufhörlich und der Wind heulte mit lautem Gestöhne. Am anbrechenden Morgen war der ganze Himmel mit Regenwolken bedeckt und um das ehrwürdige Haupt meines gigantischen Nachbarn zuckten Blitze, ohne dafs ich auch nur einen einzigen Donnerschlag vernommen hätte. Als Herr v. Grolman um zehn Uhr Morgens folgenden Tages, d. 17. Mai, noch nicht eingetroffen war, so fafste ich den Entschlufs, meinen Weg vorläufig allein fortzusetzen und, trotz eines starken Gewitters und strömenden Regens, mit meinem Reisekameraden Schutter in den bespannten Tarantas zu steigen. Der Himmel war gnädiger als ich zu hoffen wagte und belohnte meinen Reiseentschlufs

durch die herrlichsten landschaftlichen Bilder. Wir hatten den interessantesten Theil der Reise im Kaukasus zurückzulegen. Die Strafse zog sich durch enge Thäler, mit steilen massenhaften Granitfelsen rechter und linker Hand, hindurch, ununterbrochen den Schlangenwindungen des *Terek* folgend, welcher in seinem steinigen Bette laut tosend und schäumend dahinschiefst, nicht selten sich bis an die Strafse hinandrängend und mit riesiger Kraft die festen Unterlagen derselben durchbrechend. Felsthal folgte auf Felsthal und jede neue sichtbare Ecke versprach im voraus ein neues Bild der romantischsten Bergnatur. Die Felsen waren an vielen Stellen der Strafse zur rechten Seite des Weges höhlenartig ausgesprengt, um den Reitern und den schwerfälligen *Arabas* hinreichenden Raum zum Ausweichen zu gewähren, damit der vorüberjagenden Courierpost nicht der Weg versperrt werde. Der Himmel war bald heiter, bald mit dunkeln Wolken überzogen; hier stritten sich die Strahlen des Sonnenglanzes mit den feuchten Nebeln, welche an den Kämmen der Bergwände hingen, dort schaute hinter schnell dahineilenden Regenwolken die blaue Luft in das Thal hinein, so dafs die anmuthige Landschaft durch den bunten Wechsel von Licht und Schatten den eigenthümlichsten Reiz effectvoller Beleuchtung erhielt.

Zwischen der zehnten und eilften Station passirt man einen militärisch besetzten russischen Schlagbaum, in dichter Nähe einer hoch gelegenen malerischen Burgruine, die wie ein Schwalbennest an die Felswand angeklebt ist. Die Strafse führt daselbst auf einer einfach hölzernen Brücke nach dem jenseitigen, d. h. dem linken Ufer des *Terek*. Oberhalb derselben ist eine neue stattliche Brücke im Bau begriffen und bildet einen wesentlichen Theil der neu projectirten soliden Gebirgsstrafse. Je weiter man von hier an, zum Theil auf hohem Damme, dem Laufe des Bergstromes folgt, je breiter wird sein Bett, je mehr mäfsigt sich der polternde Ungestüm seines dahinstürzenden Wassers. Auch das enge Felsenthal fängt an seine Felsenarme von den Ufern des Flusses in weiter Ausspannung abzuwenden, und statt der steinigen Unterlage bedeckt ein blumiger Wiesenteppich den vegetationsreichen Boden. Selbst die Berggruppen, einzeln und zusammenhängend, fangen an sich mit lichtgrünem Mantel zu bekleiden, und statt des schauerlichen Winters in den oberen Regionen des von uns bereisten Kaukasus, begrüfst hier an seinem Fufse der anmuthigste Frühling den erklammten und durchschüttelten Reisenden, der mit klingelnder Troika „von drüben“ herkommt.

Im Ganzen ist der Charakter der kaukasischen Berglandschaft ein solcher, dafs ein weitverzweigtes Kettensystem nach Süden hin zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere die völker- und sprachenreiche Landschaft Trans-Kaukasien durchzieht. Auf der nördlichen Seite fällt der Kaukasus so steil ab, dafs der Reisende, welcher sich so eben noch in den höchsten Luftregionen zwischen Schnee und Eis gesehen hat, plötzlich nach der Tiefebene von Ciskaukasien versetzt wird, aus welcher die ganze nördliche Seite des Gebirges sich wie eine lange steile Bergwand emporbaut und einen Riesenwall bildet, der an dieser Stelle Europa von Asien scheidet. In den Lehrbüchern und nach der gewöhnlichen Anschauung wird freilich die Wasserlinie des Terek und des Kuban als die markirte Grenzlinie der beiden Continente angesehen; aber viel natürlicher erscheint es, die unverrückbare gigantische Bergwand als Naturgrenze Europas und Asiens zu setzen. Auf der von uns durchreisten Strecke stellte sich der montane Charakter als massige Erhebung von Kegeln mit pyramidaler Spitze dar, mit sanftem Steilabfall auf dem untersten Drittel; scheinbar kein Kettensystem, und, wo es vorhanden, nicht gar zu lange Kämme.

Die zwölfte Station ist die bekannte Stadt *Wladikawkas*; schon von weitem sichtbar, bildet die weifs angestrichene Kirche in der Mitte den ersten Ruhepunkt für das suchende Auge. Ich erreichte sie Nachmittag gegen vier Uhr, nachdem mich auf der Station vorher (*Batti*) Hr. v. Grolman glücklich wieder eingeholt hatte. Die Stadt ist ziemlich klein; eine lange schöne Holzbrücke führt über den Terek zunächst zu einer Baumallee und von da aus zu breiten aber ungepflasterten Strafsen. Die Häuser sind einstöckig, in der Mehrzahl mit weifsem Anstrich versehen und mit Stroh oder Ziegeln bedacht. Da viele aus Holz gebaut sind, so herrscht hier das allgemeine Polizeiverbot, nicht zu rauchen. Die einfache weifse Kirche mit grünen Dächern erhebt sich in der Mitte eines grofsen Platzes. Die Leute hierselbst, Grusiner vom reinsten Blute, berichteten, dafs es in Wladikawkas und Umgegend den ganzen Mai hindurch zu regnen pflege, so dafs schliefslich unser anfängliches Wundern aufhörte, durch grundlosen Strafsenkoth und bei strömendem Regen in den Ort eingezogen zu sein. Wir verlebten den Nachmittag über in der scheufslichsten aller russischen Gostinitzen, und fanden uns trotz des Regens und der kothigen Unterlage viel wohler auf der Strafse, als in dem ekelhaft schmutzigen Gastzimmer. Die Stadt hat im Kaukasus eine Berühmtheit der kabardinischen *Burka* wegen.

So nennt man den Filz-Mantel, welchen die Eingeborenen und die russischen Soldaten als Schutz gegen Regen, Wind und Kälte windrecht zu tragen pflegen. Da die Militärs auf ihren Expeditionen gegen die kriegerischen Tscherkessen die bequeme übliche Landestracht der engen Uniform vorziehen, so benutzte Herr v. Grolman die günstige Gelegenheit, durch den Ankauf einer *Burka* und einer *Tscherkeska* von dem Ruf des Ortes Vortheil zu ziehen.

Besonders denkwürdig bleibt mir *Wladikawkas* durch die Bekanntschaft mit einem neuen Reisegefährten, welcher mich von hier an bis nach Moskau begleitete, indem er mir, gegen Bewilligung freier Fahrt, seine Dienste als Dolmetscher anbot. Da ich des Russischen nicht mächtig bin, so schien mir der Vorschlag ganz plausibel und ich willigte ein unter der Bedingung, dafs wir uns beide vertragen würden und, nicht zu vergessen, so lange mein achsenkranker Tarantas aushalten würde. Unser neuer Bekannte war seinem Berufe nach ein Uhrmacher, seinem Range nach ein russischer Beamter, seiner Religion nach ein „Jüd", der in der Stadt Riga zum ersten Mal das Licht der Welt erblickt hatte. Es ist eine bekannte Sache, dafs in Rufsland nichts über den *Tschin* oder den Rang und über die Uniform geht. Derjenige, welcher irgend eine Rolle spielen will, strebt nach einer Rangstufe, und es kitzelt ordentlich, wenn er mit dem Titel Hochwohlgeboren beehrt wird. Auch unseren Uhrmacher hatte in dieser Beziehung der Staar gestochen, und als Collectensammler für eine wohlthätige Anstalt, an deren Spitze eine Grofsfürstin als Hauptwohlthäterin steht, hatte er es erreicht, Uniform zu tragen, vor Allem aber einen Säbel von der Gattung Spieker zu führen, den er als unzertrennlichen Ehrenbegleiter, in Leinwand wohl eingewickelt, stets in der Hand trug. Dieser Säbel und die Uniformsmütze bildeten sein Palladium, durch das er Alles zu erreichen hoffte, was nur irgend ein russischer Beamter zu erreichen im Stande ist.

Bei strömendem Regen stiegen wir am Vormittag des 18. Mai in unseren Tarantas, nachdem ich mir die Pferde vom Posthause erst selber hatte holen müssen. Kaum hatte unser begleitender Uhrmacher in der Telega oben auf dem Gepäck als der letzte Platz genommen, so sausten wir zunächst in eine grofse Ebene hinein, voll blumiger duftreicher Wiesen, die sich am Ende zu einem ansehnlichen Steppenlande erweiterte. Wie eine schwarze Linie zog sich die Strafse mitten auf grünem Grunde

hindurch, linker Hand blieben die von Wolken bedeckten kaukasischen Berge liegen, während am Ende der Strafse waldreiche Hügel aus der Steppe hervortauchten und sich in langer Linie nach Osten hin am Horizonte fortsetzten. Hier und da zeigten sich auf der Ebene die seltsamen Wachtposten der Linien-Kosaken. Neben einem Hause mit Strohdach, ziemlich hoch gelegen, von Staketenwerk umzäunt und von grünem Gesträuch umkränzt, erhob sich auf vier Stangen ein von einem kleinen Dache gekröntes Gerüst, in der Mitte mit einem Holzbalkon versehen, zu dem eine lange steile Leiter hinaufführte. Auf diesem windigen Platze hält der Kosak in der *Tscherkeska* eifrig Wacht, die Augen stets nach der ebenen Fläche hingerichtet, um etwaige Bewegungen plünderungssüchtiger Bergbewohner zu erspähen und durch Signale den nächsten Holzposten und Kosaken-*Stanitzen* sofort mitzutheilen. Wir begegneten auf unserer Strafse ungemein zahlreichen und so prachtvollen Rinderheerden, wie ich sie niemals mehr in der Welt wiedergesehen habe. Bisweilen stiefsen wir auf vierrädrige beladene Karren, die von zwei Ochsen gezogen wurden und meistentheils von einer militärischen Bedeckung begleitet waren.

Die nächste Station, die dreizehnte von Tiflis aus, führt den Namen *Archonsk.* Wir lernten in ihr zum ersten Mal eine der schönen reinlichen *Stanitzen* oder Kolonistendörfer der angesiedelten und von Steuern befreiten Linien-Kosaken kennen, die mit ihrem blonden Haar und blauen Augen einen merkwürdigen Gegensatz zu der übrigen Bevölkerung des Landes bilden. Die *Stanitza* ist von natürlichen, schwer zu übersteigenden Dornhecken umgeben; ein Holzthor, an welchem sich oben auf einer Tafel der schwarz auf weifs geschriebene Name des Dorfes und Sonstiges befindet, führt in die breite Hauptstrafse der *Stanitza*, aus der am entgegengesetzten Ende ein zweites Thor hinausführt. Neben dem Thore im Innern des Ortes erhebt sich das kurz zuvor beschriebene eigenthümliche Holzgerüst, und gegenüber ein Schuppen mit einer Kanone, einer Spritze und einem gewöhnlichen Schilderhause davor. Die Häuser an den beiden Seiten der Strafse sind aus Holz aufgeführt, schneeweifs angestrichen, sehr sauber gehalten und von Heckenzäunen umgeben, in deren Innern sich zunächst Baum- und Küchengärten befinden. In der Mitte des Dorfes zeigt sich auf einem sehr geräumigen Platze in Kreuzesgestalt die weifs angestrichene Holzkirche mit grüner Bedachung, die gleichfalls wie alle übrigen Baulichkeiten des Ortes, die freistehenden Heiligenbilder mit eingerechnet, von Hecken

umgürtet ist. So wie ein Lärmschufs ertönt, steigt was reiten kann zu Pferde, die Kanonen werden aufgefahren und das ganze Dorf in Vertheidigungszustand gesetzt. Die Mannschaften der verschiedenen *Stanitzen* vereinigen sich, um die andringenden Feinde zurückzuwerfen, die aber meist so klug sind, nie bei Tage, sondern in der Nacht ihre plötzlichen Angriffe auf eine Kosaken-*Stanitza* auszuführen. Gelingt ihnen ein solcher Ueberfall, so wird gewöhnlich das ganze Dorf in Brand gesteckt, ausgeplündert und die Frauen und Kinder der Kosaken in die Sclaverei geführt.

Nachdem wir in der Kosaken-*Stanitza* die Pferde gewechselt hatten, setzten wir unsern Weg ohne Aufenthalt fort und gelangten zunächst zu einem Flusse, über welchen eine zerbrochene Brücke führte. Russische Soldaten, welche dieselbe von Neuem aufbauten, schoben uns hinüber und flugs ging es auf der entgegengesetzten Seite über ein blumiges Steppenland weiter. Wir hatten die Freude, oft ganze Strecken der Landstrafse entlang Rosenhecken und andere blumentragende Sträucher zu bewundern, so dafs wir oft kaum im Stande waren über die grünen Mauern hinwegzusehen. Hier und da, wo den Blicken eine freie Aussicht gestattet war, entdeckten wir eine Menge blumenreicher vier bis fünf Fufs hoher Hügel, die offenbar kein Werk des Zufalls, sondern die Reste alter (Mongolen?) Gräber sein müssen. Am Spätnachmittage hatten wir das Bereich der Regenzone überwunden, wie mit einem Zauberschlage klärte sich das Wetter auf, so dafs wir gegen Abend den grandiosen Anblick der von der Abendsonne gluthroth beleuchteten langen weifsen Kette der Kaukasusmauer geniefsen konnten.

Mit schöner gewandter Feder hat der bekannte Naturforscher Moritz Wagner in seinem „Kaukasus und das Land der Kosaken“ den Anblick des grofsartigen Naturgemäldes so charakteristisch und treffend geschildert, dafs ich aus Mangel eigener Begabung seine Worte an dieser Stelle anführen will, nachdem ich bemerkt habe, dafs der Standpunkt der Beschreibung dieser kolossalen Bergwand die Stadt *Jekaderinograd* gewesen ist. „Der Nebel, so erzählt Wagner, der uns so lange den Anblick des Kaukasus mifsgönnt hatte, war gefallen und eine helle Atmosphäre leuchtete über Steppe und Gebirge. Jetzt freute ich mich fast des düsteren Wetters der letzten Tage, denn die Ueberraschung war um so schöner, die Wirkung des unbeschreiblich grandiosen Bildes um so gewaltiger, da nun der Vorhang so mit einem Male gefallen war. In unabsehbarer Reihe

standen die kaukasischen Eiskolosse im Hintergrunde der Steppe; sie schienen ganz nahe, obwohl ihre wirkliche Entfernung noch einige Tagereisen betrug. Ueber das dunkle bewaldete Vorgebirge ragten sie in den bizarrsten Formen, als Zacken, Säulen, Hörner, Kuppen, Pyramiden hervor. So zerklüftete, wild zerrissene Fels- und Schneewände, so kühne Gipfelformen, wie die Riesen der kaukasischen Centralkette, haben weder die Alpen der Schweiz, noch der Taurus, noch der Atlas, der Balkan, die Apenninen, oder irgend eines von den mir bekannten Gebirgen Europas. Die Orientalen nennen den Kaukasus mit Recht den „Tausendgipfeligen". Unter den Gebirgsländern, die ich in drei Welttheilen durchwanderte, ist mir kein Punkt bekannt, der so günstig gelegen wäre, ein ganzes Gebirge in seiner gröfsten Arsdehnung zu überschauen, wie die *Terek*-Steppe bei *Georgiefsk*. Hier befindet man sich in fast gleicher Entfernung von den beiden äufsersten Enden des Kaukasus vom schwarzen und kaspischen Meere. Man denke sich eine fast völlig flache Steppe mit geringer Erhebung über dem Meeresspiegel, nur äufserst sparsam mit Bäumen bedeckt, im Hintergrunde dieser kahlen Ebene aber plötzlich fast ohne Unterbrechung eine gegen hundert Meilen lange Reihe von Riesenbergen emporragen, deren absolute Höhe über der *Terek*-Steppe im Durchschnitte 10,000 bis 12,000 Fufs beträgt. Ob es irgendwo auf der Erde günstigere Punkte giebt, Ketten von solcher Gröfse und Ausdehnung mit einem einzigen Blicke zu überschauen, bezweifle ich. Von aufsen und in einiger Entfernung gesehen, übertrifft der Kaukasus an malerischer Schönheit die Alpen Europas, aber im Innern kann er bei dem Mangel an Seen und grofsen Wasserfällen, bei der geringen Zahl seiner Gletscher den Vergleich mit der Schweiz und Tyrol nicht aushalten. Der *Elbrus* im Südwesten zeigt sich, von *Georgiefsk* aus gesehen, in vollkommen reiner Kegelform mit abgeplattetem Gipfel und vom Haupte bis zum Fufse mit einem Schneemantel bekleidet. Nach der barometrischen Messung der Herren Akademiker, welche die Expedition des Generals Emanuel begleiteten, erhebt sich derselbe 15,420 Par. Fufs und bildet den Mittelpunkt eines kraterischen Amphitheaters. Obwohl er keine Höhenrivale in seiner nächsten Nachbarschaft hat — die Berge *Anal*, *Kindschal* und *Bermamuk*, die ihn im Halbkreis umgeben, sind um 4000 bis 5000 Fufs niedriger — so erscheint der *Elbrus* dem Auge doch weniger erhaben, weniger prächtig als der *Kasbeg* im Süden, der mit dem Montblanc fast gleiche Höhe hat. Der

Kasbeg, dessen Gipfelform dem Buckel eines Kameels gleicht, ist von ge waltigen Kolossen umgeben, überragt dieselben aber deutlich."

XIX. Kapitel.

Ein für allemal in Europa.

In *Prochwadneï* machten wir Rast. Nachdem wir sechs Stationen und hundertundfünfundzwanzig Werst an einem Tage zurückgelegt, beschlossen wir, uns selber durch ein Nachtquartier zu belohnen und bezogen die bescheidene *Gostinitza* dieses sehr ausgedehnten Ortes, in dem es von russischen Soldaten wimmelte. In unserm Hôtel gab es drei Zimmer, die als Gaststube und Gastzimmer für eintreffende Reisende dienten. Kleine Holzsophas vertraten die Stelle des Bettes. Ein schlecht deutsch redender Pole, der sich als „Kuchenmeister" vorstellte, bereitete gar nicht ungeschickt Hühnerbouillon mit Sauerkohl darin und ein hartnäckiges Lederbeefsteak. Vor dem Schlafengehen machten wir einen kleinen Ausflug durch die zahlreichen Gassen der Station und geriethen mitten in eine Rinderheerde, deren Hörner respectabel genug aussahen, und die aus mindestens tausend Stück Thieren bestand. Wir retteten uns so gut es gehen wollte und promenirten in einem am Wasser gelegenen Haine zum ersten Mal wieder auf europäischem Grund und Boden. Der Pfingstsonntag war ein saurer Tag von sieben grofsen Stationen. Nachdem wir mit drei Silberrubel unser bescheidenes Wirthshausleben bezahlt hatten, brachen wir gegen fünf Uhr Morgens auf und schwelgten bald wieder auf duftiger blumenreicher Stätte. Der Himmel war dabei so klar, dafs wir die ganze Kette des Kaukasus mit den zackigen Schneegipfeln als eine riesige Linie in vollständigster Schärfe der Umrisse zu erkennen vermochten. Kaum hatte aber die Wärme ausstrahlende Sonne ein paar Stunden lang geschienen, als von allen Seiten vom feuchten bethauten Boden Nebelrauch in die Höhe stieg, der den ganzen Horizont verhüllte. Bei drückender schwüler Hitze überzog sich der Himmel mit dunkeln gewitterschwangeren Wolken, die trotz ihres dräuenden Aussehens dennoch nicht zum Ausbruch kamen. Bei dem Orte

Greguriefsk, woselbst wir an diesem Reisetage zum dritten Male die Pferde wechselten, ging's ungemein lustig her, da hier zufällig ein grofser zwanzigtägiger Jahrmarkt Statt fand. Wir benutzten die Zeit einer nothwendigen Wagenreparatur, um den Markt zu besuchen und das bunte aber friedliche Leben der seltsamen Marktversammlung, wenn auch nur nach seiner äufserlichen Seite hin, kennen zu lernen. Auf einer etwas hoch gelegenen baumlosen kahlen Ebene hatten die Verkäufer eine vollständige Stadt improvisirt. Die Häuser zu beiden Seiten der Hauptstrafse bestanden aus kleinen Karren, auf welchen Grofs- und Kleinhändler Holzbalken, Bretter, Stangen, Wagenachsen, Sensen und sonstige Ackergeräthe feilboten. Die Paläste dieser Stadt stellten grofse aus Holz aufgebaute, mit Glasfenstern versehene und mit zahlreichen Gardinen geschmückte Buden dar. Sie enthielten Lederzeug, Tscherkessen-Anzüge, Waffen aller Arten, und während sie die Söhne des Mars herbeilockten, machten Andere eine viel friedlichere Eroberung. Darin waren nämlich Schnittwaaren ausgestellt, ja selbst französische Modeartikel fehlten nicht. Offizierfrauen mit Schleier und Crinoline, neugierig begafft von in der Ferne stehenden Kabarden und Eingeborenen, besorgten hier ihre Einkäufe bei den geschmeidigen armenischen Kaufleuten. Hier und da waren an Querstangen Kirchenglokken in allen Gröfsen ausgehängt. Alles, Russen, Kabarden, Tataren, Tscherkessen, Zigeuner und was weifs ich sonst noch, drängte sich in den buntesten Costümen durch einander, nur die *Quass*-Verkäuferinnen bildeten einen Ruhepunkt, an welchem die Menge sich auf kurze Zeit zu stopfen pflegte. Das in Rufsland unter dem Namen *Quass* bekannte Getränk wird aus Brot bereitet, welches im Wasser gegohren hat, ebenso heifst auch ein zweiter Aufgufs auf Bier. Die verkaufenden Mädchen schöpften es aus hölzernen Zobern, in welchem das *Quass* durch hineingeworfene Eisstücke abgekühlt wurde. In grofsen Zelten, in welche man Fenster und Thüren eingesetzt hatte, mit der stolzen Aufschrift: *Gostinitza*, d. h. „Gasthaus“, safs die bunte Menge vor Holztischen auf Hölzbänken und schlürfte *Piwo* (Bier), Wein, Wodka und Thee unterschiedslos in erstaunlichen Mengen hinunter, während eine russische Leierkastenmusik den Leuten einen so köstlichen Ohrenschmaufs zu bereiten schien, dafs einige Gäste wie besessen von ihren Bänken aufsprangen und umgeben von einer höchst zufriedenen Zuschauermenge mit stampfenden Füfsen unter hellem Gejauchze russische Nationaltänze zum Besten gaben. Wir gingen in eine

dieser Buden hinein, um inmitten der fröhlichen Menge Zeuge des lustigen Volkslebens zu sein, und tranken süfses Braunbier und eine Kanne Thee, die ein in fadenscheinigem schwarzen Sammet mit rothseidenen Aermeln gekleideter Kellner auf den Tisch setzte, im Schweifse unseres Angesichts. Das erheischt so die Sitte bei den Russen. Ernst und ruhig wie bei einem sehr wichtigen Geschäfte sitzt der Russe (meist Kaufleute) vor seinen Theekannen, in dem Glase vor ihm nach seinem Geschmack den Thee mehr oder weniger verdünnend, beifst von dem Zucker sparsam ab und schlürft so lange den beliebten Trank hinunter, bis ihm die hellen Schweifstropfen auf der Stirn perlen. Dann ist der Zweck erreicht und zufrieden nimmt er von Sitz und Theekanne Abschied. Wir verliefsen den Markt, dessen Anblick uns ungemein erheitert hatte, nach einstündigem Aufenthalte, warfen noch einen Blick auf die Pferde, Ochsen (die hier im Kaukasus sämmtlich beschlagen sind), Karren und Wagen hinter dem Marktlager und bestiegen unsern Wagen, um keine weitere Zeit zu verlieren und unseren Reisezielen entgegenzueilen.

Gegen acht Uhr Abends hielt der Tarantas, hinter ihm die Kibitke mit dem Gepäck und dem mitreisenden Juden, vor dem Posthause des grofsen Dorfes *Alexandrowsk.* Der Weg, den wir zurückgelegt hatten, war ungemein langweilig gewesen, da der Anblick der glatten Steppe keinerlei Wechsel darbot und der Horizont weder durch Berge noch durch hohe Punkte begrenzt ward. In der *Gostinitza* des Dorfes setzte uns eine alte Kosakenfrau eine grofse Schüssel mit *Schtschih*, die nationale Sauerkrautsuppe mit Rindfleisch, vor, wir hieben tapfer mit den dazu gelieferten Holzlöffeln ein, tranken als Magenschlufs einen Wudka und bezahlten für die allerdings bescheidene Mahlzeit, an der vier Personen Theil genommen hatten, die geringe Summe von fünfzig Kopeken. Beim Nachhausegehn, d. h. nach der Stanzia, tönte aus matt erleuchteten Zimmern einzelner Häuser Kosakengesang in die Nacht hinein; wir hörten noch lange Zeit, als wir bereits in der siedeheifsen Poststube zu Bett, d. h. auf die Holzpritsche gegangen waren, die Worte des bekannten *Puschkin*schen Liedes nachhallen:

„Schlaf' nicht, Kosak! Geh' deinen Gang:
Der Bergsohn schleicht den Strom entlang.“

Am folgenden Tage, dem 20. Mai, erreichten wir nach fünf zurück-

gelegten Stationen die Stanzia Nr. 30: die Festung *Stawropol.* Die Hitze war den ganzen Tag über trotz des wolkenbedeckten Himmels so drückend, dafs wir beinahe alle von starkem Kopfweh geplagt wurden, das nicht einmal der Anblick des Reiseterrains ein wenig zu zerstreuen vermochte. Die Steppe war und blieb eintönig und langweilig: eine weit ausgedehnte Fläche mit niedrigem Gras bewachsen, ohne allen Blumenschmuck. Nur hier und da zeigten sich niedrige Höhenzüge und einzeln stehende Hügel, an deren Fufs üppiges Gesträuch wild wucherte. Wir zogen in Stawropol gegen drei Uhr Nachmittags ein und waren im höchsten Grade und auf das Angenehmste von dem saubern Anblick der Stadt überrascht, der gröfsten, die wir seit Tiflis gesehen hatten. Durch das Thor fuhren wir in den breiten Boulevard ein, der zu einer ziemlich bedeutenden Höhe ansteigt, in seiner Mitte befindet sich eine von zwei Baumreihen eingefafste Promenade, die an die Berliner Linden erinnert, während zwei Doppelstrafsen rechts und links von weifs angestrichenen Holz- und Steinhäusern begrenzt sind. Die letzteren sind meist einstöckig, in dem Erdgeschofs befinden sich Läden, in denen sogar Pariser Artikel in grofser Auswahl feilgeboten werden. Den Haupttheil der Bevölkerung, soweit sich dies nach den promenirenden Personen beurtheilen liefs, bildete die russische Soldaten- und Beamtenwelt, während die tscherkessisch-tatarische Bevölkerung den Eindruck armer Parias machte. Auf der Höhe des Boulevards erhebt sich eine stattliche, weifs angestrichene Kirche mit sechs grünen Thurmkuppeln, und als das stattlichste aller Bauten das Kaiserlich russische Regierungsgebäude. Wir quartirten uns in einer *Gostinitza* ein, woselbst man für ein schlecht möblirtes Zimmer ohne Betten drei Rubel pro Tag abverlangte; wir accordirten auf anderthalb, wurden aber dennoch gezwungen, zwei volle Rubel zu zahlen. Hr. v. Grolman bereitete sich vor, von Stawropol aus in die Expedition zu ziehen, denn die Festung ist derjenige Punkt, von welchem aus die militärischen Operationen der Russen gegen den rechten noch ununterworfenen Flügel des Kaukasus ihren Anfang zu nehmen pflegen. Da mein Reisegefährte noch Einkäufe zu besorgen und einen deutsch sprechenden Russen als Diener zu engagiren wünschte, so begleitete ich ihn bei seinen Einkäufen, die uns in die entlegensten Theile des Ortes führten. Allenthalben zeigt sich dieselbe Sauberkeit, derselbe behäbige Anblick. Eine Seitenstrafse auf der Höhe führt nach dem sogenannten Kronsgarten, dem Vauxhall Stawropols, eine prächtige

Baumanlage mit Holzbuden, Zelten und einem Kiosk, woselbst öffentliche Concerte gegeben werden.

Da ich noch an demselben Tage abzureisen wünschte, so war es mir gar nicht angenehm, dafs der am äufsersten Ende der Stadt wohnende Postmeister mir die nothwendigen Pferde verweigerte, weil das Gebiet des Kaukasus und die Macht des General-Postmeisters Kochanoff jetzt aufhöre und ich mir erst eine neue *Podoroschna* verschaffen müsse. Da guter Rath theuer war, so setzte ich mich flugs in eine Droschke, um die Unterstützung des Civil-Gouverneurs von Stawropol für mich in Anspruch zu nehmen. Mein erster Versuch glückte wenig, da sich der Gouverneur in einer am unteren Boulevard gelegenen Kirche befand, um einer Abendandacht zu Ehren des verstorbenen Kaisers Nicolaus beizuwohnen. Ein zweiter Versuch verschaffte mir die Ehre seiner Bekanntschaft und die vollständigste Erhörung meines Wunsches. Während das amtliche Papier, das mir als fernerer Reisepafs dienen sollte, ausgefertigt wurde, verplauderten wir die Zeit so gut es gehen wollte, und ich hatte die Genugthuung, aus dem Munde des erfahrenen Mannes manche werthvolle Angabe über Stawropol und die Bevölkerung in der Umgebung zu erhalten. Zu seinem Bezirk gehört das Land jener armen, nach der Türkei ausgewanderten Nogai-Tataren, über welche ich bereits im ersten Bande dieses Werkes (S. 10) das Nöthige bemerkt habe. Der Gouverneur nahm mein aufrichtiges Lob über den angenehmen Eindruck der hübschen Stadt mit grofser Befriedigung auf, und versicherte mich, dafs nach Auffindung der einige Werst von Stawropol gelegenen Steinbrüche, die erst vor Kurzem entdeckt worden sind, die Stadt einen ganz andern Anblick erhalten würde. Ich begriff, weshalb auf der ganzen von mir durchreisten Strecke die Häuser von Holz aufgeführt sind, da man nirgends in der Steppe Steinbrüche findet. Das Strafsenpflaster des Boulevards mit seinen Seitenrinnen, eine neue Schöpfung, ist in der That so ausgezeichnet, dafs manche europäische Stadt ein Beispiel daran nehmen könnte.

Am nächsten Morgen sagte ich meinem kriegerisch gerüsteten Gefährten, der glücklicher Weise einen deutsch sprechenden Judenknaben als Diener aufgefunden hatte, ebenso herzlich als gerührt Lebewohl und fuhr in aller Frühe zum andern Thore von Stawropol hinaus. Mein Tarantas hatte zwei neubefestigte Räder an der Vorderachse, ich meine neue Podoroschna in der Tasche, und so ging es mit neuem Reisemuth weiter.

Für spätere Reisende, die etwa denselben Weg nach Moskau (bis dahin sind es von Stawropol aus 1135½ Werst) einschlagen wollen, mufs ich gelegentlich bemerken, dafs bald hinter Stawropol eine doppelte Strafse nach der alten Krönungsstadt der Czaren führt. Die westliche Strafse mündet in Charkow auf die grofse Chaussée, welche von Moskau nach Odessa geht und mit der russischen Diligence-Post befahren werden kann. Der zweite Weg, der östliche, verbindet in gerader Linie Stawropol mit Moskau, erspart einen Umweg von nahe an zweihundert Werst, hat aber den dreifachen Nachtheil andrerseits, dafs er eine reine Naturstrafse ist, dafs ferner nicht immer Postpferde zu haben sind und dafs er schliefslich durch meist kulturlose Gegenden führt. Da von Charkow an für einen verwöhnten Europäer, besonders wenn er die Prüfungsschule in Persien hinter sich hat, der europäische Hôtel-Comfort beginnt, so zog ich diesen Weg vor, zugleich mit Nebenrücksicht meines kranken Tarantas, dessen Tage immer sichtlicher gezählt schienen.

Die Steppe war öder und trauriger als je, die Strafse menschenleer, und der Regen gofs so strömend vom Himmel hernieder, dafs der ganze Weg aufgeweicht und der Koth uns, ohne Uebertreibung, bis in die Halsbinde geschleudert wurde. Mein russischer Begleiter, welcher seinen Platz vorn auf dem Tarantas neben dem Kutscher hatte, natürlich immer mit dem Säbel in der Hand, war schliefslich und schlechterdings nicht mehr zu erkennen. Er sah aus, als hätte ein Bildhauer den ganzen Mann in nassem Thon abformen wollen. Zwischen der zweiten und dritten Station wurde das fünfte Element so sumpfartig tief, dafs ein Pferd der Troika hinstürzte und auf der Stelle todt liegen blieb. Von der fünften Station an, *Prichadne (Pregradnaja?)*, sah ich die ersten Windmühlen, mit sechs Flügeln, die neben den Ortschaften den Eintritt in Klein-Rufsland bezeichnen. Die Dörfer, die sich wie Handtücher lang ausdehnen, sind aus schmutzigen Erdmauern mit Strohdächern, die durch Stricke zusammengehalten werden, aufgebacken, und scheinen nur eine Fortsetzung des grauen Erdbodens nach der Höhe zu sein. Aus den kleinen unregelmäfsig gestellten Fenstern guckte hier und da ein ungewaschenes und ungekämmtes Bauerngesicht hindurch, und die Schweine wälzten sich behaglich in den Mistpfützen vor den Thüren. Der Abstand von den reinlichen Kosakendörfern tritt allzu auffallend in die Augen, um nicht auch auf einen innern geistigen Abstand einen Schlufs fällen zu lassen. Die Leute feierten gerade den Geburtstag des verstorbe-

nen Kaisers und die Kirchgänger hatten so eben das Gotteshaus verlassen, das hier wie überall in den Dörfern in würdiger Weise aufgeführt und sauber gehalten ist. Die anderen Bewohner des Dorfes safsen vor den Thüren ihrer Häuser, die Frauen kurzröckig, langstrümpfig, das Kopfhaar durch ein umgewundenes Tuch unsichtbar gemacht, einen unschönen Pelz- oder Tuchrock über das Weibercostüm gezogen. Die Männer, blond- und dunkelbärtig, mit kleiner Pelzmütze auf dem kalmückenartigen Kopfe, und in lange russische Tuch- oder Pelzröcke gekleidet, sahen stillvergnügt und zufrieden aus und unterhielten sich gruppenweise über Dorfneuigkeiten.

Am 23. Mai lag ich mit meinem Gepäck und meinen Begleitern aus guten Gründen thatenlos in der Stanzia von *Isawnofka*, wo der *Smatritel* des schmutzigen Posthauses sich durchaus und mit aller Gewalt mit mir russisch unterhalten wollte. An meinem Tarantas war kurz vorher ein Rad gebrochen, und so war ich unfreiwillig gezwungen, statt zu reisen, in der Stanzia die Zeit zu vertrödeln. Ich hatte bis dahin das Posthaus Nr. 50 erreicht. Der Weg war auf der zurückgelegten Strecke fortdauernd einförmig geblieben, da er durch breites flaches Steppenland geführt hatte. Eine angenehme Unterbrechung gewährten oft auf lange Strekken wandernde Russen von echt slavischem Typus. Die Weiber trugen Männerröcke und grofse unbeholfene Lederstiefeln wie die Männer, nur das Tuch, welches das ganze Gesicht verhüllte, kennzeichnete sie als Frauen. Lange Wagenreihen, vor jeden Wagen zwei Ochsen gespannt, folgten langsam und mit knarrendem Rade hinter einander, und waren mit Waaren, Betten und kleinen Familien bepackt. Es schienen mir das Auswanderer zu sein, welche auf den äufserst schlechten Wegen die nordische Heimath verlassen hatten, um sich im südlichen Rufsland anzusiedeln Auf der vier und vierzigsten Station hatte ich die Freude gehabt, mit einem russischen Offizier zusammenzutreffen, der ebenso geläufig deutsch wie französisch sprach. Er mufste wichtige Depeschen nach St. Petersburg über bringen und hatte den Weg von Tiflis bis zur genannten Station, natürlich mit der Courierpost, in drei Tagen zurückgelegt.

Von hier aus geht er die östliche Strafse nach Moskau über *Woronesch*, die um hundert und siebenzig Werst kürzer ist. Die darauf folgende Station hiefs *Akseï* und war im Don-Thale am rechten steilen Ufer des Flusses gelegen, der in diesem Jahre weit und breit ausgetreten war. Die längste Brücke, die ich in meinem Leben gesehen, führt daselbst über den Strom. Sie ist aus

Holz- und Dammwerk aufgebaut und mifst in gerader Linie acht Werst. Von dem wiesigen linken Ufer des Don, wo das Posthaus und ein elendes Dorf steht mit vielen und grofsen zum Trocknen aufgehängten Weifsfischen, führte der endlose Holzbau nach der eigentlichen recht gut gepflasterten Stadt auf dem entgegengesetzten Ufer. Auf dem Don war reger Verkehr; ich bemerkte eine Menge gröfserer und kleinerer Segelschiffe, zwei Dreimaster und ein Dampfschiff, auf welchem sich eine Menge von Passagieren befanden. Eine Art von Drehbrücke, ganz in der Nähe der steil ansteigenden Stadt *Akseï*, gestattet selbst den aus dem Asow'schen Meere flufsaufwärts fahrenden Dampfern und Segelschiffen einen bequemen Durchgang. Die Regierungshäuser der Stadt zeichnen sich durch ihren soliden Steinbau aus, der übrige Theil des Ortes besteht aus Holzhäusern Dafs man in *Akseï* zu leben versteht, schien wenigstens ein französisches Schild in der Hauptstrafse anzudeuten, auf welchem in grofsen Buchstaben geschrieben stand: „Commerce de vin étranger". Von einer Höhe im Innern der Stadt konnte ich die im Don-Delta gelegene Stadt *Nowo-Tscherkask* ganz deutlich sehen. Die Nächte zum 22. und 23. Mai fuhr ich durch, da die Gegend hier vollständig sicher ist und kein Bergbewohner im Hinterhalt droht. Eine unangenehme Erscheinung, besonders für Reisende, ist der Umstand, dafs die Posthäuser am äufsersten Ende und wo möglich aufserhalb der Dörfer und Städte gelegen sind, so dafs man gar keine Gelegenheit hat, sich zu restauriren. Der einzige und letzte Trost bleibt immer der *Samowar*, welcher gegen zwanzig Kopeken Entschädigung den Reisenden in den Posthäusern gespendet wird.

Das Rad war endlich fertig geworden, und im Begriff von Isawnofka aufzubrechen, fing ein so gewaltiger Regen an zu giefsen, dafs ich die ganze Reise zum Kuckuk wünschte. Ich fuhr dennoch die ganze Nacht hindurch und kann versichern, dafs ich mich über Maihitze nicht zu beklagen gehabt habe. Dazu kam das Unglück, dafs jetzt nicht mehr ein Rad, sondern alle vier Räder anfingen so wankelmüthig zu werden, dafs bald die eisernen Reifen, bald die Speichen, bald die Nägel ihren Dienst versagten und nicht mehr mit dem Wagen, sondern ihren besondern Weg für sich gingen. Dafs ich dadurch mit meinen Begleitern nicht immer in der vorgeschriebenen horizontalen Lage schwebte, sondern je nach dem ablaufenden Rade bald rechts, bald links zum Wagen hinausgeschleudert wurde, war nothwen-

dige Folge der Kaukasusfahrt, seit welcher der *Tarantas* von Tag zu Tag zunehmend kränker wurde.

Die ein und fünfzigste Station ist ein trauriges Dorf, dafs der anhaltende Regen in eine wahre Mistpfütze verwandelt hatte. Während die Pferde gewechselt wurden, besuchte ich die zufällig nahe gelegene *Gostinitza* des Ortes, wo ich bei einer Jüdin recht gute Suppe und Rindfleisch erhielt, während ihr betrunkener, auf dem Sopha liegender Mann ein Schnarchconcert zum Besten gab. Beim Heraustreten aus der Thür carambolirte ich, mehr vor Erstaunen als aus Ungeschicklichkeit, mit etlichen Damen, deren Anblick nicht nach einem südrussischen Dorfe, sondern nach den Boulevards von Paris gehörte. Es waren dies die stolzen Töchter des Hauses, welche sich mit Federhüten, seidenen Kleidern, grofsmächtigen Crinolinen und buntfarbigen Longchâles so aufgeputzt hatten, dafs ich meinen Augen kaum traute. Nur ihre Sprache wollte nicht recht zu dem Staat passen, da sie dasselbe Judendeutsch redeten, in welchem sich mein mitreisender russischer Beamte förmlich virtuosenhaft auszeichnete. In allen Dörfern, durch welche unsere Strafse führte, fand ich deutsch sprechende Juden, welche den Ton angebenden Theil der Bevölkerung bildeten und bereits seit mehreren Generationen ansässig waren. Fragte ich, von woher sie eingewandert wären, so antworteten sie: von *Poilen*, d. h. „Polen“, und fragte ich weiter, woher sie die deutsche Sprache wüfsten, so antwortete Alles wie mit Einem Munde: „Weil mer Jüden seind“, und in diesem Styl alles Andere. Zwei Stationen später, in dem Dorfe *Tschernukea* (?), hatte ich ein glänzendes Beispiel jüdischer Schlauheit und Geriebenheit, welche es, freilich erfolglos, auf meine eigene Wenigkeit gemünzt hatte, zu erfahren. Kaum nämlich war ich in die Poststube getreten, um dem Postmeister meinen Reisepafs vorzulegen und neue Pferde zu erhalten, als zwei anständig aussehende, nach europäischer Mode gekleidete Männer in das Zimmer traten und zu meinem Erstaunen in gutem Deutsch sich zu unterhalten anfingen. Da sie mich anredeten, so liefs ich mich in ein Gespräch mit ihnen ein, aus welchem hervorging, dafs sie aus Warschau gekommen waren, um angeblich für Rechnung der preufsischen Regierung Pferde in *Rostow* zu kaufen. Sie setzten sich an meinen Tisch, theilten mit guten Manieren meinen *Samowar* und baten mich, da sie Mangel an kleinem Gelde hätten, und ich ja sehr bald in

Charkow sein würde, ihnen drei Fünfundzwanzig-Rubelscheine in Papier zu wechseln. Ein Blick auf die vorgelegten Scheine genügte, um nachgemachtes Papiergeld zu erkennen. Ich bedauerte ziemlich kühl, nicht in der Lage zu sein, ihrem Wunsche zu willfahren, und kehrte diesen sauberen Patronen den Rücken zu. Da trat, wie zufällig, ein dritter, jüngerer Mann in das Zimmer, kam auf mich zu und fing an mir in russischen Worten unverständliches Zeug zu sagen. Soviel ich es russisch ausdrücken konnte, bedeutete ich dem Manne, der ein neues Spiel Karten inzwischen aus der Tasche gezogen hatte, dafs ich nicht russisch spräche, worauf die beiden Passagiere, scheinbar ohne sich um mich zu kümmern, den eben Eingetretenen heranriefen und ein Kartenspiel begannen, bei welchem es gegen den Ersatz einer eingesetzten Summe darauf ankam, zu rathen, ob eine Karte rechts oder links fiel. Die Leute zögerten nicht russische Goldstücke auf die Karten zu setzen, verloren Anfangs, gewannen aber zuletzt fortdauernd. Sie ermunterten mich, wenigstens einmal zu setzen, und waren plötzlich und zu meinem Erstaunen bereit, wenn ich nicht Kleingeld hätte, mir solches zu wechseln. Ich stand entrüstet auf, erklärte ihnen offen und ehrlich, dafs ihre Schurkerei zu plump sei, um mich zu täuschen, und wünschte ihnen einen recht baldigen Lohn für ihre Bemühungen.

Die zuletzt durchmessene Strafse war ungemein hügelig und oft kam der reine Felsrücken zu Tage. Abseits im Grunde lagen Dörfer und kleine Wälder, deren Anblick von weitem etwas Liebliches hatte, wenigstens für einen, dessen Auge durch die Steppe wochenlang ermüdet worden ist. In den Dörfern, durch welche wir mitten durch fuhren, sah es schmutzig genug aus und die klebrig kothige Landstrafse verstärkte diesen Eindruck. Die vielen bunten Schnapsfahnen vor den meistens von Juden gehaltenen Dorfkneipen sind ein trübes Zeichen der allgemeinen und stark genährten Liebe zum Wodka, das freilich der hohen Branntweinsteuer wegen einen sehr bedeutenden Posten in den Einnahmebüchern der Regierung bildet. Der russische Typus, wie man ihn sich gewöhnlich vorzustellen pflegt, nimmt von Dorf zu Dorf zu, selbst dem Odeur nach, da die Leute, Pferde und Wagen so sehr nach Hanf und Theer stinken, dafs der Geruch nicht aus der Nase zu vertreiben ist. Auch die Wanderungslust der Russen und Juden nahm eher zu als ab, und langen Reihen vierrädriger Karren begegnete ich beinahe stündlich. Das Wodkafafs an jedem Wagen war

auch nicht ohne Bedeutung. Sehr sonderbar und mir Anfangs unerklärlich war der Anblick einer Masse alter und häfslicher Weiber, welche mit Wasserstiefeln und mit einem Pelzrock bekleidet waren, eine Kürbisflasche an der Seite, einen vollen Ränzel auf dem Rücken und einen grofsen Wanderstock in den Händen trugen. Mein Uhrmacher erklärte mir in seinem unvergleichlichen Deutsch die Anwesenheit so vieler pilgernder Frauen mit den Worten: „As se gaihn wegen Gottlieb“, eine mir anfangs sehr räthselhafte Umschreibung für: „sie wallfahren nach einem heiligen Orte“. Man mufs die ungewöhnliche Menge dieser vermummten fratzenhaften Gestalten gesehen haben, um den traurigen Eindruck zu begreifen, den eine so ungewöhnliche Landstrafsenstaffage auf den Reisenden hervorbringt.

Von *Slawianska* aus bis *Charkow*, die sechs und sechzigste Station von Tiflis aus, in welcher wir am 26. Mai Abends sechs Uhr glücklich eintrafen, war die Reise von dem abscheulichsten Regenwetter begleitet, das alle Naturgenüsse ganz wörtlich zu Wasser machte. Während auf den letzten Stationen vielleicht alle zwei deutsche Meilen ein Dorf berührt wurde, so rückten von nun an die Dörfer immer näher zusammen, die Steppe wurde durch bebaute Felder unterbrochen und die bisweilen fufstief kothige Strafse war von hübschen Baumalleen streckenweise eingefafst. Auch der Verkehr nahm an Lebhaftigkeit zu und der Handel und Wandel gewann einen sichtbaren Charakter.

Zwischen der acht und fünfzigsten und neun und fünfzigsten Station sah ich bereits aus der Ferne eine Bildsäule stehen, die sich rechts vom Wege auf einem Hügel erhob und meine ganze antiquarische Neugier so erregte, dafs ich Reise und Eile vollständig vergafs, aus dem Wagen stieg und zum grofsen Erstaunen meines *Jemtschick* zu dem steinernen Bilde eilte. Die Figur mochte etwas mehr als Lebensgröfse haben, die Stellung war halb sitzend, halb stehend, und das Gesicht, — obwohl ziemlich zerstört, die Nase nur durch ein dreieckiges Loch angedeutet — hatte so etwas vom Kalmückischen an sich. Die Arme und Beine hatten eine popanzartige Lage und die Hände berührten sich am Unterleibe. Die Stellen der beiden Brüste und des Bauchnabels waren durch scheibenartige Vertiefungen angedeutet. Keine Spur von Kunstsinn sprach sich aus diesen rohen Gebilden aus und keine Inschrift gab Auskunft über den räthselhaften Ursprung dieses Götzensteines, denn das sollte er offenbar darstellen, von dem ich ein anderes Exemplar am nächsten Tage dicht vor *Charkow* entdeckte.

Diese Steinbilder, die bald männlich, bald weiblich dargestellt sind, führen im Volksmunde den Namen *Died*, d. h. „Grofsvater“, oder je nachdem *Babi*, d. h. „Frauenzimmer“, und man hält sie für alte Wegzeiger aus den Zeiten der Hunnen. In Moritz Wagner's Beschreibung des Kaukasus und des Landes der Kosaken finde ich eine sehr merkwürdige Stelle in einer Anmerkung des ersten Bandes (Leipzig 1850. Seite 66), wonach die Kleinrussen diese Hügel in der Steppe mit dem Namen der *Mohillen* belegen, während die Tataren dieselben *Döbe* (sollte dies Wort nicht mit dem persischen *Teppeh* für die Hügel der Feuerarbeiter eine Verwandtschaft haben?) oder auch *Obo* benennen. Wagner meint, sie stammen von sehr verschiedenen Völkern her, wie z. B. die hohen *Tumuli* bei *Kertsch* Sarkophage aus der mythridatischen und griechischen Zeit enthalten. „Dagegen“, so fährt er wörtlich fort, „werden die *Tumuli* weiter nördlich am Don und im Innern des grofsen Steppenlandes den Mongolen zugeschrieben, obwohl nur wenige derselben geöffnet worden sind. Deutsche Kolonisten, welche solche Grabhügel, in der Hoffnung Schätze zu erbeuten, geöffnet haben, fanden darin irdene Krüge, Waffen, eine Art Streitaxt, Wetzsteine, Messerklingen, Pfeilspitzen, Alles sehr roh gearbeitet. Der Schweizer Daniel Schlatter, welcher viele Jahre unter den Tataren der Steppe lebte, versichert, dafs auf einigen dieser Hügel auch nach ziemlich gut erhaltene Bildsäulen von Stein stehen. Grob gearbeitete, sonderbar gestaltete menschliche Figuren beiderlei Geschlechts mit grofsen Köpfen, schlecht geformten Händen und meist über einander geschlungenen Armen. Das Gesicht ist bei ihnen flach und breit, die Nase gewöhnlich nur angedeutet. Nach der Physiognomie dieser Statuen, ebenso nach der Bekleidung der weiblichen Figuren ist Schlatter geneigt, sie für Nogaiische Denkmäler zu halten. Unser grofser Geograph Ritter bemerkt in seiner „Vorhalle europäischer Völkerschaften“, dafs diese hohen *Tumuli*, welche um das ganze Schwarze Meer sich zeigen, zu den ältesten und kolossalsten Dokumenten einer uns völlig unbekannten Vergangenheit gehören und das Pontische Gestade ausgezeichnet charakterisiren. Höchst merkwürdig, fügt er bei, sei die gleichartige Anlage solcher Todtendenkmale bei den alten *Thrakiern*, *Trojanern*, *Kimmäriern*, germanischen Völkern, *Kolchiern* und Bewohnern von *Jndika*.“

Ich hätte gar zu gern den Inhalt dieses Hügels untersucht, wenn ich Zeit und Arbeiter gehabt hätte; so mufste ich leider meinen Wagen bald

wieder besteigen und dem seltsamen Steingötzen auf dem sandigen Hügel für immer Valet sagen.

Die neun und fünfzigste Station heifst *Isum.* Der Anblick dieser so genannten Stadt, welche man zuerst von einer Höhe aus am Fufse langer Waldungen liegen sieht, ist unbeschreiblich lieblich. Die Häuser sehen aus, als wären sie aus Zucker gebacken, und die Kirche mit ihren Thürmen und Thürmchen, mit ihren weifsen Kuppeln und goldenen Sternen darauf wie weifs und blau bemaltes Marzipanwerk. Ich restaurirte mich in einer sauber gehaltenen *Gostinitza*, wo ich mich verleiten liefs, russischen Champagner vom Don mit der französischen Etiquette: Champagne de Crimée — qualité supérieure — zu trinken, ohne bedacht zu haben, dafs der *Vino donskoi* entsetzliche Kopfweh verschafft.

Charkow war die gröfste Stadt, die ich seit Tiflis gesehen hatte. Ihre Strafsen sind breit, gut gepflastert, reinlich und sauber, in den Strafsenzeilen entdeckt man eine Menge französischer Magazine, die Kirchen mit moscheenartigen Kuppeln geben der Stadt von weitem einen orientalischen Anstrich. Es befindet sich daselbst eine Universität und ein Gymnasium. Ein Universitäts-Professor, dessen vorübergehende Bekanntschaft ich hier machte, klagte mir sein bitteres Leid über die leidenschaftliche Wildheit und Halbheit der russischen Studenten, und nach dem, was ich davon in dem schmutzigen und unsauberen Haupt-Hôtel der Stadt erlebt habe, darf ich seiner Klage allen Glauben schenken.

Charkow liegt, wie bereits oben bemerkt worden ist, an der grofsen Moskauer Chaussée. Meine Hoffnung, von nun an mit der russischen Diligence-Post reisen zu können, ging leider nicht in Erfüllung, da alle Plätze bereits auf eine Woche hinaus vergeben waren und ich somit einem unnöthigen Zeitverlust ausgesetzt gewesen wäre. Es blieb mir daher nichts Anderes übrig, als meinem *Tarantas* das letzte Restchen von Zutrauen zu schenken und auf der glatten Chaussée die Reise nach Moskau zu wagen. Leider rechtfertigte er mein Vertrauen nicht, denn drei Viertel des Weges brach er zusammen, so dafs ich nicht mehr im Stande war, auch nur eine heile Stelle zur Reparatur an ihm ausfindig zu machen, ihn darum für ein Spottgeld losschlug nnd mir für die Weiterreise einen russischen Post-*Tarantas* miethete.

Die Reise war Anfangs angenehm, schon deshalb, weil die holprige Landstrafse mit einer guten Chaussée vertauscht worden war. Die russischen Dörfer mit den weit ausgedehnten Bauernwirthschaften bildeten

eigentlich eine lange Strafse, so dafs ich fortdauernd den Anblick menschlicher Wohnstätten und menschlicher Hanthierungen zu Gesichte bekam, mit allen jenen Zuthaten, welche vom Bauernleben, zumal im Innern Rufslands, unzertrennlich sind. Hier kamen Schweine und Kinder gemeinschaftlich aus den Holzbaracken, dort sättigten sich Bauern am Quass und am Wodka, dort lüfteten Andere ihren Hut vor Heiligenbildern und bekreuzigten sich andächtig; hier hechelten die Weiber Hanf, spannen Leinen und breiteten die Leinwand aus. Zuletzt wurde mir von der ununterbrochenen Bauernwirthschaft so urpoetisch zu Muthe, dafs ich in mein Tagebuch folgende Verse niederschrieb, die am Besten die Art meiner Stimmung, wenn auch nicht in schönen, so doch in tief empfundenen Worten ausdrückten:

„Die Bäuerin sitzt vor der Thür
Und strickt an ihrem Strumpfe,
Die Sau wälzt sich nicht weit von ihr
Urwohlig in dem Sumpfe.
So geht es hier Tag aus, Tag ein:
Der Strumpf wird immer länger,
Und immer fetter wird das Schwein,
Der Bäu'rin Mieder enger."

In der Stadt *Tula*, welche nicht nur in Rufsland, sondern auch im Auslande durch ihre Stahlwaaren-Industrie eine grofse Berühmtheit erlangt hat, begann für mich die eigentliche Civilisation. Des unerquicklichen Strafsenlebens müde, sehnte ich mich aber auch mit heifsem Verlangen nach den Fleischtöpfen Europas. Die Sehnsucht war um so natürlicher und wurde nur erhöht durch den unaufhörlichen Aerger mit den Postmeistern, welche mich an den Stationen lange warten liefsen und entweder gar keine oder schlechte Pferde stellten. Hierzu kamen die ewigen Mifsverständnisse, zu welchen mein russischer Dolmetscher Veranlassung gab, indem er wahrscheinlich ein russisches Idiom redete, welches mit seinem verwünschten Judendeutsch auf einer Stufe stand. Die Postmeister und die Posthäuser fingen an eine gewisse Vornehmheit zu zeigen, die aber schlecht zu ihrem Geschäfte pafste und nur durch Geld klein zu machen war. Auch die Chaussée wurde allmälig je näher *Tula* so schlecht, dafs es ein wahres Glück zu nennen war, wenn ich bei der nächtlichen Fahrt mit meinen Begleitern kein gröfseres Unglück riskirte, als aus dem Wagen herausgeschleudert zu werden.

Der Anblick der Stadt *Tula* von der Landstrafse aus ist ziemlich malerisch; vorzüglich hebt sich die Hauptkirche, umgürtet von einer festungsartigen Mauer, sehr vortheilhaft hervor. Trotz der grofsstädtischen Nähe war die nach der Stadt führende Chaussée immer noch mit wandernden Weibern bedeckt, welche einzeln und in ganzen Massen nach Moskau hin pilgerten, wahrscheinlich um dort irgend einem Heiligen ihre Verehrung auszudrücken. Dabei führten sie auf der offenen Strafse ein so ungenirtes Leben, dafs ich nicht selten den unschönen Anblick alter Frauen hatte, welche am Rande der Chaussée, nur mit dem Hemde bekleidet, dasafsen, um sich zu sonnen. In *Tula*, wie gesagt, beginnt bereits das grofsstädtische Leben und man kann bei vorhandenen Mitteln den europäischen Comfort bis zum gröfsten Luxus steigern. Die Gostinitza, welche sich neben dem Posthause befand, konnte füglich als ein glänzendes Hôtel angesehen werden, und ich war ebenso überrascht als beschämt, als ich die Thür des Speisezimmers öffnete und unerwartet eine gewählte und feine Gesellschaft an einer wohlbesetzten Tafel dîniren sah. Mein Reisecostüm war für einen solchen Cirkel wenig geeignet, aber einige russische Herren, welche an dem einen Ende der Tafel safsen, beeilten sich meinem Rückzuge zuvorzukommen, indem sie mich in der liebenswürdigsten Weise Platz zu nehmen baten. Man rückte zusammen, fragte mich, von wannen ich käme und wohin ich ginge, und überschüttete mich mit den ausgesuchtesten Artigkeiten. Eine gegenseitige Vorstellung liefs mich sehr bald erkenneu, dafs die Herren, welche ebenso geläufig deutsch wie französisch sprachen, den höheren Kreisen der Petersburger Gesellschaft angehörten, und dafs sich unter ihnen neben einigen russischen Fürsten auch ein Ceremonienmeister S. M. des Kaisers befand. Freiwillig händigte man mir Empfehlungskarten an bedeutende Persönlichkeiten in Moskau und St. Petersburg ein, und bereitete mich auf den Einzug und die Anwesenheit des Kaisers Alexander in Moskau vor.

An Leib und Seele neu gestärkt, trennte ich mich nicht ohne Rührung und ohne herzlichsten Dank von meinen Tischnachbaren, von denen einer seine Freundlichkeit so weit trieb, mich bis zu meinem Tarantas zu begleiten. Ich habe sowohl hier als auch sonst auf dem übrigen Theil meiner Reise durch Rufsland es mit grofser Befriedigung empfunden, wie zuvorkommend man gegen Reisende aller Nationen ist, welche Amt und Geschäft nach dem grofsen Reiche des Czaren hin führt. Soll ich es offen

gestehen, so ist Rufsland nach meinen Erfahrungen das einzige Land gewesen, wo auch ohne Empfehlung der Fremde sich einer ausgezeichneten Aufnahme zu erfreuen hat. Die gebildeten Klassen der russischen Gesellschaft sehen es als eine Art angenehmer Pflicht an, den Aufenthalt in ihrem Lande für einen Ausländer durch gastfreundschaftliches Entgegenkommen zu erleichtern, und selbst die niedrige Bevölkerung zeichnet sich durch eine Höflichkeit aus, die mir allenthalben aufgefallen ist. Vielleicht macht die Beamtenklasse, welche im Besitz eines niedrigen *Tschin* oder Ranges ist, eine Ausnahme von dieser Regel, da die Einzelnen mehr vorstellen wollen, als es ihre Stellung mit sich bringt. So kriechend und so unterwürfig sie gegen Personen sind, deren Rang das Prädikat Excellenz oder Hochwohlgeboren erheischt, so herrisch, übermüthig und obstinat, so vornehm-dünkelhaft zeigen sie sich gegen Leute, die nicht zum Beamtenthum gehören und in einer gewissen Abhängigkeit von ihnen stehen. Von den Postmeistern könnte ich in dieser Beziehung manches Geschichtchen erzählen, da ich es oft habe empfinden müssen, dafs sie den „Excellenzen“ und „hochwohlgebornen Herren“ den Vorzug schleunigster Bedienung zu Theil werden liefsen, während ich trotz meines Courier-Reisepasses oft lange warten mufste, um unter Bitten und Drohen Pferde zu erhalten. Die übelste Erfahrung in dieser Beziehung machte ich auf der Station — Der Regen hatte den Boden so aufgeweicht, dafs voraussichtlich drei Pferde nicht genügten, um das Gepäck, meine Begleiter und mich auf dem Tarantas durch den grundlosen Koth zu schleifen. Meine Bitten wurden so wenig beachtet, dafs der betreffende Herr *Smatritel* mir nicht einmal drei frische Pferde stellte, sondern drei abgehetzte Gäule einspannen liefs, welche vor einer Stunde in den Stall geführt worden waren. Der russische *Jemtschik* schien selber bedenklich darüber zu sein, denn er besah die Pferde, schüttelte mit dem Kopfe und brummte unverständliche Worte in den Bart. Wir fuhren darauf los. Die Nacht brach allmälig herein, tiefes Dunkel bedeckte den Himmel und ein anhaltender Platzregen vermehrte die Schwierigkeiten des Weges. Die Pferde keuchten, der Kutscher fluchte, denn die Wagenräder drehten sich nur mühsam in dem lehmigen Strafsenkoth, der sie zuletzt mit dicken Krusten überzogen und unkennbar gemacht hatte. Gegen Mitternacht befanden wir uns inmitten einer Dorfstrafse, woselbst der *Jemtschik* erklärte, dafs die Kräfte der Pferde erschöpft seien und wir deshalb lieber Postpferde von der nahegelegenen

nächsten Station requiriren möchten. Er setzte sich auf einen der Gäule und trabte selber durck Dick und Dünn in Nacht und Regen hinein, um Pferde zu holen. Der nächste Postmeister, der wahrscheinlich im besten Schlafe gestört wurde, verweigerte die requirirten Thiere, so dafs ich nach beinahe dreistündigem Warten genöthigt wurde, die schlafenden Bauern herauszutrommeln, die mir endlich nach langem Hin- und Herreden gegen Geld und gute Worte fünf Pferde zu meinem weiteren Fortkommen bereitwillig stellten.

Die Chaussée von Tula nach Moskau befand sich in einem so horriblen Zustande, dafs ich beinahe nach den Landstrafsen Kaukasiens Sehnsucht empfand. Hunderte von Menschen waren jedoch damit beschäftigt, alte Sünden zu bemänteln, d. h. die entstandenen Löcher auszufüllen und die Strafse zu planiren, da die Reise S. M. des Kaisers nach *Odessa* bevorstand und es nicht gerathen gewesen wäre, den Kaiserlichen Herrn den unvermeidlichen Zufällen einer ruinirten Chaussée auszusetzen. Die Bevölkerung in den Dörfern hatte den Anstrich der Wohlhabenheit und die gesunden kernigen Gestalten der Männer und Frauen mit ihren rundgesichtigen, rothbäckigen, blondhaarigen Köpfen machten einen wohlthuenden Eindruck. Die Nationaltracht der russischen Bäuerinnen war niedlich und geschmackvoll. Sie trugen meistens einen blauen Rock, der mit rothen Streifen besetzt war, und ein faltenreiches weifses Hemd mit blauen Achselbändern. Lange und schwere Haarzöpfe fielen dabei über den Rücken.

Am 30. Mai jubelte ich beim Anblick der Thurmspitzen Moskau's vor Freude laut auf. Näher als je lag mir von nun an die Heimath. Von der letzten Station aus, siebzehn Werst vor Moskau, erkennt ein scharfes Auge bereits die leuchtenden Spitzen der zahlreichen Thürme, hinter und über den niedrigen Höhenzügen, auf welchen von Charkow aus die schlecht gehaltene Kunststrafse bald auf- bald abwärtssteigend hinwegführt. Unter den drei Weltstädten, welche ihres Panoramas wegen so oft gerühmt werden und die zu sehen ich das Glück hatte, nämlich Kairo, Constantinopel und Moskau, nimmt, meiner Meinung nach, die letztere offenbar den zweiten Rang ein. Der Anblick der altrussischen Kirchenstadt mit ihrem zahllosen Heere von Thürmen, Thürmchen und mit Gold- und Silberblech beschlagenen Kuppeln ist feenhaft und erinnerte, was den Glanz anbetraf, an die leuchtenden Moscheen von *Qum* oder von *Scha'abdulazim* in Persien. Der hochgelegene Kreml markirt sich bereits von weitem als der gewaltigste Bau Moskaus.

Die wie eine Sonne leuchtende vergoldete Kuppel desselben war an dem Tage meiner Ankunft besonders feierlich geschmückt, da die kaiserliche Fahne auf derselben wehte.

Moskau, das müssen gewifs Alle bestätigen, die längere oder kürzere Zeit daselbst gelebt haben, bietet als Panorama das Bild einer orientalischen Stadt dar, nur das griechische Kreuz über dem mondförmigen Zeichen auf den Spitzen der Kuppeln benimmt die Meinung des vorausgesetzten mohamedanischen Ursprungs. Der Architekturstyl, in manchen Détails vielleicht plump und unschön, macht dennoch im Ganzen und Grofsen einen so mächtigen Eindruck, dafs man es vollkommen begreift, wenn bei dem Anblick der alten Krönungsstadt dem Russen das Herz höher schlägt.

Der Eintritt in die Stadt von der Seite der Chaussée von Tula aus empfiehlt sich wenig und bereitet in keiner Weise auf den Einzug in das Thor Asiens vor. Schlechte Holzbaracken liegen rechts und links am Wege, der, zunächst ungepflastert, über einen grofsen Platz hinweg nach breiten, gepflasterten Gassen einer Vorstadt führt. Eine Steinbrücke verbindet mit einander die Ufer der Moskwa, welche beinahe ganz und gar mit bunt durch einander schwimmenden Baumstämmen bedeckt war, die wahrscheinlich als Nutzholz ihrer Verwendung harrten.

Der Tarantas bewegte sich laut rasselnd zwischen langen Strafsenzeilen, nahm schliefslich seine Richtung nach dem Kreml hin, von welchem aus das Hurrahgeschrei zahlreicher den Kaiser begrüfsender Menschen niederwärts hallte, und wendete sich rechter Hand in die engen und geschäftsreichen Strafsen der Lubianka, woselbst das mir empfohlene Hôtel Labadih gelegen ist. Auf der ganzen Fahrt durch die sehr bevölkerte Stadt hatte ich die Beobachtung gemacht, trotzdem mein Auge von den Wundern Moskau's ganz erfüllt war, dafs der *Jemtschik* vorn auf dem Tarantas in der Nähe der Kirchen und der Heiligenbilder sehr häufig den Hut abnahm und sich bekreuzte, ebenso wie die Leute auf der Strafse, welche als gute Orthodoxen den Heiligen in der bezeichneten Weise ihre Huldigung ausdrückten.

Als der Tarantas nun endlich mit uns und unserem Gepäcke vor dem prachtvollen Hôtel stillhielt und fein gekleidete Kellner die breiten Glasthüren des geschmackvoll construirten, mit Blumen besetzten Treppenhauses öffneten, die breiten Steinstufen hinabstiegen, um behülflich zu sein, da sah ich den ersten deutlichen Schlufstein meiner persischen Reise, schüt-

telte den Staub von meinen Füſsen, vergaſs die vergangene traurige Zeit und sah vergnügten Herzens die nächste Zukunft vor mir liegen.

Die angewiesenen Zimmer des Hôtels waren in französischer Weise elegant ausgestattet. Neben den Luxusmeubeln erregte die *Sonnerie* an der Wand meine besondere Aufmerksamkeit. Die Ausbeute der Erfindung des elektrischen Telegraphen hat in Moskau so bedeutende Fortschritte gemacht, daſs die Bedienung in den Hôtels auf telegraphischem Wege vermittelt wird. Man hat nur nöthig auf eine Knopfgarnitur neben dem Worte „Sonnerie“ zu drücken und der citirte dienstbare Geist wird nicht ermangeln sofort zu erscheinen.

Nachdem ich von Charkow aus bis Moskau den ganzen langen Weg in drei und einem halben Tage zurückgelegt hatte, durfte ich mir wohl eine mehrtägige Ruhe gönnen. Auch diese benutzte ich nur dazu, um Moskau zu durchstreifen und seine Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen. Die Temperatur war äuſserst angenehm, nur konnte ich es nicht recht fassen, wie die Russen bei dem heitersten Himmel und bei einer Hitze von durchschnittlich zwei und zwanzig bis vier und zwanzig Graden Réaumur auf Geschäftsgängen und auf den Promenaden mit Regenschirmen und Gummiüberschuhen einherstolzirten.

Ich kann, als meinen Zwecken ganz fern liegend, nicht den Versuch machen wollen, den Lesern dieses Buches eine Beschreibung der wunderbaren Stadt Moskau vorzuführen. Dazu habe ich zu wenig gesehen und zu kurze Zeit in der alten Czarenstadt gelebt. Ueberdies drängte es mich die Heimath zu erreichen und dem ruhelosen Wanderer schlugen alle Pulse viel zu sehr, um eine recht gründliche Beschreibung des Gesehenen den letzten Blättern des Tagebuches der asiatischen Reise anzuvertrauen. Hat mir auch ein vornehmer Russe einmal im Scherze die Bemerkung in's Ohr geraunt: „Monsieur, nous sommes des Asiatiques en habit noir“, so hat er sicher vom geographisch-culturhistorischen Standpunkte aus Asien mit Europa versöhnen und mir persönlich Gelegenheit zum Beweis des Gegentheils geben wollen. Asien lag mir im Rücken, und wenn auch Moskau in manchen Beziehungen als groſses Völkerthor angesehen werden mag, welches von der Landseite her den Eingang zu Asien öffnet, so ist doch andrerseits das Leben und Treiben so überwiegend europäisch, daſs es Niemand wagen darf an asiatische Reminiscenzen zu denken. Was ich in Moskau am meisten bewundert, will ich, schon um dankbaren Empfin-

dungen einen passenden Ausdruck zu geben, nicht ganz mit Stillschweigen übergehen.

Mein erster Ausflug galt dem altrussischen Kreml. Die asiatischen Städte haben ihre *Ark*, die russischen ihre *Kreml*, d. h. Akropolen. Der Moskowiter hat vor allen geschichtlichen Ruf und Bedeutung bis auf die napoléonische Zeit hin geerbt. Was hat der Kreml nicht alles gesehen und miterleben müssen? Gleich beim Eingang in das „heilige Thor“ der gewaltigen, mit hohen Zinnen geschmückten Steinmauer, welche den Kreml im grofsen Viereck umgiebt, trat mir in altüberlieferter Sitte und Brauch eine historische Erinnerung aus der Zeit der Kriege mit den Tataren entgegen. Jedermann, der durch das Thor aus oder ein geht, ist verpflichtet seine Kopfbedeckung abzunehmen. Angeblich soll das Heiligenbild über der Pforte die Angreifenden damals mit Blindheit geschlagen haben, also, dafs sie den Eingang in den Kreml nicht zu finden vermochten. Wer den Hut nicht abzieht, — und wie leicht kann dies einem Fremden passiren, — wird von der Wache angehalten, hübsch höflich zu sein. Wer es von den Russen versäumt, soll vierzig Kniebeugungen vor dem Wunderbilde machen müssen. Im Innern der hoch gelegenen Burg ist Altes und Neues in den Bauten und Anlagen vereinigt. Aeufserer Glanz und die Masse bildet den Grundcharakter der meisten Sehenswürdigkeiten. Die Hunderte riesiger Feuerröhre, darunter viele französische Beutekanonen und Kugelhaufen, welche an einer Seite der Gebäude vielleicht zu symmetrisch aufgestellt sind, jagen einem friedlichen Wanderer Angst und Schrecken ein und man flüchtet sich gern unter die Riesenglocke in einer Ecke, am Fufse des grofsen Iwan-Thurmes, welche die Kleinigkeit von 400,000 Pfund wiegt und einer ganzen Familie bequemes Obdach gewähren kann. Als Thor dient ein Sprung in so riesigem Maafsstab wie die ganze Glocke selber.

Am Fufse des Kreml und einer Promenade davor fliefst die mit Flofsholz bedeckte Moskwa dahin. Die Aussicht von der Terrasse dicht am kaiserlichen Schlosse über die thurmreiche Stadt hin ist ganz eigener Art. Man weifs sich in der Kirchenstadt und begreift da erst vollkommen die Andachtsgefühle der russischen Pilger.

Ein Ausflug nach dem äufsern Ringe der Stadt in einer Droschke, deren Kutscher gegen Fremde gerade ebenso unverschämt sind wie bei uns, führte mich nach dem *Diwitschi-Monastir*, einer Klosterkirche mit alter kastellartiger Umgebung. Die Aussicht von hier aus in das Freie lohnt die

kleine Reise bis zum genannten Kloster. Ungemein lieblich ist von da aus der Anblick des ansteigenden dunkelgrünen Waldhügels, welcher Moskau halbmondförmig umgiebt. Auf dem Wege dahin, durch einen grofsen Theil der Stadt, bemerkte ich den ausgeprägten Sinn der russischen Häuser-Architektur für Propyläen-Bau. Eine genauere Prüfung des Kirchenstyles brachte keinen erfreulichen und erhebenden Eindruck in mir hervor. Weder ruhig-klar, noch kühn-emporstrebend, erscheint der Kirchenstyl in den schneckenhaft gewundenen Blasenkuppeln gedrückt, geprefst, an dem Boden haftend, nicht himmelan strebend. Farben und Schnörkel verwirren und stören, anstatt das Auge zu beruhigen; die innere Stimmung wird nicht zum Feierlichen erhoben, sondern pagodenartig zurückgeschreckt. Die Wandbilder sind dagegen recht wacker ausgeführt und leiden vielleicht nur an zu reicher Composition. Moskau ist nebenbei eine Stadt der Kaufleute. Der rege Handel geht in grofsen und kleinen Bazaren und Boutiken vor sich. Das deutsche Element ist in Sprache überwiegend vorherrschend, das französische macht sich wenigstens in den Aufschriften der Ladenschilder breit.

Die Bekanntschaft unseres vortrefflichen preufsischen Consuls Herrn Rosenstrauch verschaffte mir, neben den materiellen Genüssen bei dem vielgerühmten und vielbesuchten *Chevalier*, die Gelegenheit den moskowiter Vauxhall *Petrowsk* genauer kennen zu lernen. Eine Art von Triumphbogenthor, mit einer Schwester der Berliner Victoria in dem Siegeswagen oben darauf, führt nach einer breiten Chaussée, an welcher der reizende Park mit seinen Villen (darunter auch das kaiserliche Lustschlofs), Restaurants, Sommertheater u. s. w. gelegen ist. Die Haute-volée behauptet hierin das Feld. Der Luxus ist beinahe unbeschreiblich und kann einen armen Teufel bis zur Verzweiflung hin blenden. Sonderbar ist das Bedienten-thum. Der hinter der Herrschaft einhergehende Diener zeichnet sich durch eine vertrakte, vom Wodkadunst überhauchte Physiognomie aus. Der Hut steht etwas schräg, keck herausfordernd, auf dem Kopfe; ein grofser grauer Mantel mit rothgestreiftem Faltenkragen verhüllt die übrige Gestalt. Ist der Mann Militairdiener, so schmückt ihn ein spiegelblanker Messinghelm, wie ihn etwa die französischen Pompiers zu tragen pflegen.

Am 1. Juni, Mittag 12½ Uhr, verliefs ich Moskau, nach Erlegung von neunzehn Rubel Fahrgeld, mit der Eisenbahn. Auf dem sehr geräumigen Bahnhofe war Alles uniformirt, die Beamten sprachen neben dem Russischen meist deutsch oder französisch. Die breiten und bequemen Coupeé's

waren nur mäſsig besetzt und für die Bequemlichkeit der Reisenden bis zu den Spieltischen hin in jeder Weise augenscheinlichst Sorge getragen. Trotzdem der Zug als Schnellzug annoncirt war, so bestand er dennoch eigentlich nur aus einem fortgesetzten Anhalten vor ein- und zweistündigen Eſs-Stationen mit militärisch costümirter Personalbesetzung. Die Reisenden nahmen vor glänzend servirten Tafeln ihren Platz, und die Locomotive setzte sich nicht früher in Bewegung, als bis der letzte Mann vom Tische aufgestanden war.

So weit ich es beim Tageslichte bemerken konnte, nahm die Vegetation nach Norden hin an Frische und Mannichfaltigkeit ab. Sich weit ausdehnende dunkle Nadelholzwaldungen, langgestreckte Seen, groſse Dörfer, aus grauen Holzhütten mit Holzdächern bestehend, bildeten fortdauernd die Scenerie neben der eisernen Straſse. In der Frühe des nächsten Tages (d. 2. Juni) war St. Petersburg sichtbar.

Ich nehme hiermit Abschied vom Leser, um der langersehnten Heimath zuzueilen. Obgleich die Eisenbahn von St. Petersburg nach Berlin (Juni 1861) noch nicht vollständig fahrbar und die bequemere Seereise deshalb vorzuziehen war, so schlug ich dennoch den Landweg ein, der mir noch einmal Gelegenheit gab, mitten im herrlichen Frühlingsschmuck der Landschaft zwischen Dünaburg und Kowno, die russische Telega zu erproben.

Als ich endlich die schwarzweiſsen Grenzpfähle meiner Heimath zum erstenmale wiedererblickte, da hätte ich vor Freude und Rührung vergehen können und das Herz schlug mir hörbar in der übervollen Brust. Und wie ich in dem Gensd'armen an der Grenze den ersten preuſsischen Landsmann auf dem heimathlichen Grund und Boden erkannte, da wäre ich beinahe aus dem Wagen hinausgestürzt, um ihm um den Hals zu fallen und mit Thränen zuzurufen, daſs auch ich ein preuſsisches Landeskind bin.

Lache darüber, wem es zu lachen beliebt! Ja, es ist etwas Schönes, etwas Herrliches um den Boden der Heimath, um das Vaterland. Tausend zarte Erinnerungen werden dem Rückkehrenden mit einem Male in der Seele wachgerufen, treten lebendig vor seine Augen und winken ihm aus allen Ecken und Enden zu, von den Zeiten der Kindheit an bis zu dem Augenblicke der letzten Trennung vom heimischen Heerde.

Aber nicht blofs das Wiedersehen des Vaterlandes ergriff mich so tief; das Bewufstsein nach längerem Aufenthalte auf asiatischer Erde unter gesetz- und culturlosen Massen wieder in einem Rechtsstaate leben zu dürfen, hatte mich so begeistert, dafs ich in jenem Gensd'armen nicht nur den Landsmann, sondern auch das verkörperte Symbol des Gesetzes und der Ordnung erblickte. Ich hatte von nun an keinen Sinn mehr für alles was mich umgab. Eine ganze Welt lag ja in mir selber.

An einem schönen Junimorgen sah ich Berlin wieder. Mein erstes Gefühl umfafste den innigsten Dank gegen den Allmächtigen, der mich auf allen Wanderungen so sichtbar behütet und beschirmt und mir schliefslich das unbeschreibliche Glück des Wiedersehens geschenkt hatte.

Aber ich kehrte allein zurück! — Den besten Mann der preufsischen Mission hatte die persische Erde für sich behalten. Friede seiner Asche!

هر چه باشد بسلامت شما باشد

ANHANG.

No. 1. Reise von Teherân nach Astrabâd.

Die folgende interessante Schilderung einer Reise durch den von Europäern wenig besuchten nordöstlichen Theil der fieberreichen persischen Landschaften am kaspischen Meere verdanke ich meinem verehrten Freunde Herrn v. Gasteiger aus Tyrol, dessen ich mehrfach in diesem zweiten Bande unserer persischen Reise Erwähnung gethan habe und der noch gegenwärtig als Ingenieur des Schah im persischen Lande weilt. Das Schreiben, welches die folgende Schilderung enthält, kam mir nach meiner glücklichen Rückkehr in die Heimath zu und datirt aus *Astrabâd* vom Monat Mai 1861. Es ist dasselbe, welches in der Zeitschrift der Berlinischen geographischen Gesellschaft Jahrg. 1862 S. 341 — 356 veröffentlicht worden ist, leider mit einzelnen Fehlern in der Rechtschreibung, und zum Theil auch in der Erklärung mehrerer persischen Wörter, die nicht durch meine Schuld herbeigeführt sind. Die Correcturbogen wurden mir nicht vorgelegt und der mit der Correctur des gesetzten Textes betraute Gelehrte scheint mit der von Hrn. v. Gasteiger angewandten Barb'schen Transcriptions-Methode für persische Wörter unbekannt gewesen zu sein. Ich führe in der Anmerkung hier unten*) die wichtigsten *Errata* an, um

*) Seite 341 und sonst: *Tscheperchânä* l. *Tschaparchanä* ist, genau, kein „Stationshaus", sondern ein „Posthaus, Postgebäude", von *tschapār* „der Postreiter" und *khānèh* „Haus".

Seite 341: *Jarparut* l. *Dschardscharut*. Es ist dies der Bd. I. S. 280 dieses Werkes erwähnte *Dschādsche-rûd* oder „Dschädsch-Fluſs".

Seite 346: *Ja hadsch!* (o Pilger!) l. *Ja haqq!* (o Gott!) Ueber diesen oft gehörten Ruf verweise ich u. a. auf Bd. I. S. 169 dieser Reisebeschreibung.

Seite 350: *Yelweeti* l *Khelweti*, bezeichnet die Zurückgezogenheit eines Persers im Harem, so daſs er für Besuchende nicht zu sprechen ist.

nicht, bei etwaiger Vergleichung beider Abdrücke des genannten Briefes, den Vorwurf der Flüchtigkeit auf mich zu laden.

Nachdem das *Inschallah fürda* („so Gott will, morgen!") zu meiner officiellen Abreise nach Mazenderân sich vom 15. März, zur Zeit Ihrer Anwesenheit in Teherân, bis zum 21. April verzögert hatte, war ich endlich marschfertig und ritt mit Courierpferden ab, jedoch ist diese Route der Art mit schlechten Gäulen bestellt, dafs ich für die ersten sieben Fersach zwei Tage brauchte, und die Hälfte zu Fufs ging; schon beim zweiten *Tschaparchanä* waren keine Mähren mehr aufzutreiben und ich mufste mit Mauleseln mein Fortkommen suchen. Meine Aufgabe war, die alte von Schah *Abbas* nach *Astrabâd* angelegte Strafse zu besichtigen und die Kosten der Wiederherstellung zu berechnen. Der Weg ging von der sterilen Ebene Teherâns über wellenförmiges Terrain bis *Dscharscharut* (vier Fersach), woselbst eine grofse verfallene Brücke sich befindet, die dem Einsturz nahe ist. Ein einstmals prächtiges, jetzt aber in Trümmern liegendes Karawanserai bot einen unerquicklichen Nachtaufenthalt. Die Gegend behielt ihr verbranntes kreidiges Aussehen bei, und erst am dritten Tage bekam ich einige Fluren und bebaute Felder zu sehen. Die Hochwasser verderben die spärlichen Ueberbleibsel eines schon längst ungangbaren Weges und knietief mufste man die ausgetretenen Bäche durchwaten. — Von hier wurde die Gegend kahl, enger, gebirgiger und unwirthlich, wir gelangten zum Fufse des Berges *Firûz-Kuh.* Die Strafse durchzog, von Westen nach Osten immer höher ansteigend, eine von Menschen und Thieren gemiedene Reihe von Felsschluchten, überschritt eine secundäre Wasserscheide, wo die grauen Trümmer eines eingestürzten Karawanserais die einsame Scene düster decorirten. Raubvögel und Adler umkrächzten die zahlreichen Skelette und Kadaver gefallener Lastthiere. — An dem jenseitigen Abhange dieser vorgeschobenen Gebirgskette zeigten sich die ersten kümmerlichen Spuren von Krüppelholz, die sich bald in vereinzelten Gruppen von persischen Föhren reproducirten. Ihr Wuchs gleicht unserer gewöhnlichen Kienföhre, ihre Nadeln jedoch dem Zinnkraute oder den der Cypressen. Die Strafse senkte sich wieder in starken steilen Wendungen, bis sie in der Tiefe der Thalsohle mit einer sehr gefährlichen Brücke den brausenden Waldstrom überschritt. Von hier stieg sie in haarsträubendem Gemsensteige, an fürchterlichen Abgründen vorbei, den Haupt-

stock des Berges *Firûz-Kuh* empor; die Gegend nahm den Charakter des felsigen Hochgebirges an, man übersah in der Tiefe und durch die zahlreichen Seitenschluchten die niederen Gebirge unter sich, der Holzbestand nahm aber mit der näher rückenden Schneeregion momentan ab; Sandsteinhöhlen, Felsen und Windbrüche bildeten abentheuerliche Figuren. Die Strafse, jetzt ganz verfallen, ist im Allgemeinen sehr gut angelegt und wie es schien für Wagen erbaut worden; nur eines ist unklar, dafs solche Stellen, wo colossale Felssprengungen nöthig waren, wegen der damals noch unbekannten Anwendung des Sprengpulvers gänzlich ausblieben oder ungeschickt umgangen wurden. Der ganze Berg, acht Fersach lang, mag über 10,000 Fufs hoch sein und bildet auf dieser Seite den einzigen Uebergangspunkt nach Teherân. Die Strafse fällt stark ab und tritt eine Stunde vor dem Städtchen *Firûz-Kuh* plötzlich in eine fruchtbare lachende Ebene, die man, einen sehr breiten reifsenden Waldstrom ohne Brücke überschreitend, erreicht. Der Ort *Firûz-Kuh*, zwei und zwanzig Fersach von Teherân, liegt, wenn man mit einem Kothhaufen, aus welchem die Häuser erbaut sind, einen romantischen Vergleich anstellen darf, in einer malerischen Lage. Am Ausgange einer eine Stunde langen, breiten üppigen Trift erhebt sich eine enge Schlucht mit einem sehr steilen isolirten hohen Felsen, auf dessen Kuppe eine kühn erbaute, jedoch zerfallene Burg thront. Rings um diesen einsamen Colofs steigen zu beiden Seiten terrassenförmig, amphitheatralisch die Erdhäuser empor und das Silberband eines beschatteten Mühlbaches umschlingt das interessante Bild.

Unmerklich gelangte ich zur hinteren Seite des Berges und der Stadt und verlor momentan die Orientirung, die ich aber bald wiedergewann. Hier traf ich in meinem mir vom *Kedkhoda* zugewiesenen Quartier die Wanze in schreckenerregender Menge einheimisch, nachträglich fand ich mich auch mit Gewandläusen behaftet. Es geht denn doch nichts über die vielgepriesene orientalische Reinlichkeit! Die Theuerung ist allseitig vorwärts geschritten und das *Man*-Brot kostete hier 3 Gran, Gerste 2 Gran, Hackstroh 12 Schahi, Fleisch 1 Gran, 1 Huhn 1 Gran. Obwohl mit königlichem Ferman und Haftbefehl reichlich versehen, wufste ich meinem elastischen Pfeifenrohre mehr Achtung zu verschaffen, als mit allen weitschweifigen *Dästhatte-schäh* (Ferman), und mit Streiten, Prügeln, Pfändung und Selbstbemessuug der Preise brachte ich mich ziemlich gut durch. Am sechsten Tage von *Firûz-Kuh* aufbrechend kam ich über herrlich grüne

Felder und Prachtwiesen nach vier Fersach am Fufse des Berges *Sabbat-Kuh* an, der weniger steil als der erstere in die Höhe steigt. Die Berge begannen sich mit Grün zu bekleiden, der Waldbestand war Buchenstammholz. Auf und nieder, theils in der Tiefe der Thalsohle, theils an der felsigen Lehne fortreitend, kam ich endlich in ein zerworfenes, zerklüftetes, vulkanisch geborstenes Terrain, wo die Natur Alles unterminirt hatte; enorme Felsklumpen überragten die Bergstrafse, Steinlawinen und Engpässe schienen jeden Durchgang zu versperren, an vielen scheinbar unzugänglichen Höhepunkten zeigten sich vortheilhaft angelegte, jetzt verfallene Verschanzungen, Thürme und Werke, welche an die persische Feudalzeit erinnerten. Ein Kohlenmeiler hie und da gab dem überraschenden Bilde eine romantische Staffage. Manchmal hörte man im Thale das Geklapper einer Waldmühle als einziges Zeichen lebenden Wesens; der Baumwuchs nahm an Ueppigkeit zu, wildschöne und liebliche Partien wechselten angenehm ab. Am Ende des siebenten Tages gelangte ich auf die Anhöhe des Berges *Sabbatkuh*, sieben Fersach zugleich *Tschaparchanä* ohne Pferde. Hier wurde die Gegend äufserst anmuthig und nahm den Charakter unseres wohlbekannten Salzkammergutes in der Umgegend von Ischl und Oberösterreich an. Terrassenförmige Anlagen, die an den südtyrolischen Weinbau erinnern, zeigten die ersten Spuren der Reispflanzungen. Die nach Osten stark abfallende Thalsohle, von hohen bis an den Scheitel bewachsenen Waldregionen eingeschlossen, war von einem Labyrinthe stufenförmiger Abtheilungen bedeckt, in welche so eben das Wasser sehr ingeniös geleitet wurde; die Luft war noch nicht von feuchten Miasmen inficirt, allerorts traf man Regsamkeit, Industrie und Fleifs.

Die neunte Station führte mich fortwährend thalabwärts durch immer dichter werdende Wälder, deren Thalsohle, urbar gemacht, mit Reis bebaut wurde. Manchmal zeigte sich in einer Waldlichte seitwärts ein freundliches Dorf mit schiefen Strohdächern, sehr häufig aber und in der romantischsten Lage sah ich unter alten ehrwürdigen Baumgruppen *Imam Zadäh's*, niedlich weifse Tempelchen mit rothen schiefabfallenden Ziegeldächern bedeckt, von niederen Ringmauern umgeben, freundlich aus dem grünen Dickicht herausblicken. Die Leute, obwohl arm, da der Reisbau sie kärglich ernährt, das Holz aber keinen Gewinn abwirft, sehen reinlich aus und sind artig, ihre Kleidung gebirgsmäfsig: kirschrothe Pumphosen am Knie geschlossen, Strümpfe mit Riemensandalen, braune kurze

Lederjoppe und kurz abgeschnittene Pelzmütze nehmen sich gut und zweckmäfsig aus. Obgleich die Theuerung einerseits grofs ist, findet man doch andererseits wieder einen merkwürdigen Gegensatz, denn ich kaufte ein ganzes Lamm um 2 Gran, 3 Eier um 1 Schahi. Das Wasser, wenngleich im Gebirge, ist warm und schlecht, Brunnen giebt es keine. Die Unterkunft in dieser sechs Fersach langen Station war in einer von allen Seiten freien, nur umzäunten und mit Stroh gedeckten langen Hütte, die man Karawanserai zu nennen beliebte, wo ich in kühler Nachtluft das erste Mal den Schakal heulen hörte. Der Weg bis hieher und weiter zieht sich über sumpfige Waldstellen und Rutschlehnen unter stets dichtem undurchdringlichen Laubzelte dahin, häufig ein elender Saumweg nur für das unermüdete sichere Maulthier gangbar, und nicht selten giebt es Stellen, wo selbst dieses, unschlüssig und zaghaft, wohin es den Fufs hinstellen soll, endlich die Schnautze um Rath frägt und den tiefen schwarzen Schlamm mit den Nüstern beschnuppernd den Weg sucht, der oft den kühnsten Bergsteiger oder Moosjäger stutzend macht. Mit Ihren von Teherân mitgenommenen Reitpferden wären Sie schwerlich durchgekommen. An mehreren Stellen ist der Waldmorast zum Versinken, während wieder an einigen Felsvorsprüngen nur gerade soviel Raum ist, dafs in denselben Fufstapfen ein Lastthier hinter dem andern passiren kann. Hier wird der Wald immer dichter und dunkler, die Vegetation strotzt von Ueppigkeit und Fülle, der drei Klafter hohe Buchs-, der wilde Feigen-, Nufs- und Lorbeerbaum, Rosen, Jasmin und Schlingpflanzen, Eichen, Buchen und Linden, der armdicke wilde Weinstock, Maulbeerbaum, Erdbeer, Himbeer, Mostbeere, Alles verschlingt sich durch einander zu einem polypenartigen unentwirrbaren Netz. Die Ricinuspalme, die Platane, das Geisblatt, die Tanne und Lärche machen sich den Platz streitig, und die Atmosphäre ist von üppigen würzigen Düften geschwängert; die Nachtigall singt in diesem mysteriösen Halbdunkel auch bei Tage ihr prächtiges Lied, die Amsel, das Rothkehlchen, der kleine grüne Papagei, der Goldfasan und tausend andere Gattungen von Vögeln beleben dieses Labyrinth von Zweigen. Windbrüche und Blitze thürmten colossale Verhaue von alten morschen Bäumen über einander, Epheu und Schlingpflanzen aller Art steigen vom Boden zur Krone der Bäume empor und fallen wie ein Schleiernetz von diesen zur Erde nieder, die prachtvollsten Grotten und Lauben bildend; dazwischen ragen Bäume von acht Fufs im Durchmesser hoch empor, mit ihren riesigen Kro-

nen das Unterholz weit überragend, kurz der Urwald mit allen seinen Geheimnissen und seinen zauberhaften Schauern tritt hier dem Reisenden in aller seiner Majestät entgegen. Das Schaurige der Scenerie wurde noch durch ein Gewitter erhöht, das mich an diesem Tage überfiel und dessen Donnerschläge ein tausendfaches Echo hervorriefen. Hier beginnen der Tiger, der Leopard und der Löwe als die Könige der Wälder ihre Herrschaft sich streitig zu machen und stürzen sich auf die im Thale weidende Heerde, zu ihnen gesellen sich der unersättliche Luchs, der Wolf und der Schakal. Heute vor der vorletzten Station von *Sâri* sah ich einen Schakal und sechs junge Wildschweine, die mein *Wekil*, die Mutter verfehlend, im Gebüsche erschlug. Ihr Fleisch wollten meine Leute essen, was ich jedoch als guter Christ dem lauen Muselmanne verbot, obwohl ich selbst zu einem Spanferkel nicht übel Lust empfand.

Der Weg führte jetzt, unterbrochen von dichtem Laubhimmel, über urbar gemachte Lichtungen und fette Wiesengründe, vom undurchdringlichsten Urwalde, wie man ihn nur in Indien finden kann, durch alle Phasen hindurch, bis man an einzelne Gruppen von Taxus- und Buschwäldern gelangt, die englischen Parkanlagen gleichen, wo Natur und Kunst Hand in Hand zu gehen schienen. Der Weg wird eben, breiter, fester und gangbarer, manchmal sogar alleeartig geradlinig ausgehauen; alte Ruinen von Brücken, nahe und ferne Wasserfälle bieten eine stets neue Unterbrechung und Auge und Ohr finden hinreichenden Genufs. Das Gebirge fällt fortwährend ab bis eine Stunde vor *Sâri*, dem Hauptorte dieses Theils von *Mazenderân*, wo die Hügel in die Ebene auslaufen. Nun geht der Wald zu Ende, Getreide, Bohnen- und Hülsenfrüchte, Reis- und Baumwollenfelder bedecken die weite und fruchtbare Ebene, deren Hintergrund das schneebedeckte Hochgebirge und das Mittelgebirge mit seinen rauschenden Urwäldern begrenzt, während man vor sich einen langen dunkelblauen Streifen, das kaspische Meer, einem Nebenbilde gleichend, gewahrt. Hier traf ich Staare, eine Gattung Colibri? und eine bis dahin von mir noch nicht gesehene Art prachtvoller Vögel, deren Flügel, Kopf und Hals himmelblau, schön ausgezackt mit Schwarz, der Leib oben rosenroth, der Bauch gelb, von der Gröfse einer Turteltaube, ein herrlicher Anblick. — Der Anzug der Leute ist geschmackvoll: kirschrothe Bundhosen, grasgrünes Oberkleid, die Weiber ohne Schleier, meistens mit einem schmachtenden, noblen, schön geschnittenen Gesicht, mit Augen voller

Feuer und üppig gewölbtem Busen. Sämmtliche Männer haben krauses Haar; freundlich grüfsend tragen sie nicht die höhnischen Züge des spitzbübisch jüdischen Persers. Die Sprache schien mir oft ein bekannter Dialekt, da sie aber sehr schnell gesprochen wird, wurde sie von mir selten verstanden. Die Häuser und Gehöfte sind fast durchgängig aus Holz construirt, mit Ziegeldächern versehen und durchweg reinlich und nett umzäunt. Heute traf ich die HH. Fane und Eastwick auf ihrer Rückreise von *Kazwîn*, *Rescht*, *Astrabâd* nach *Teherân* begriffen. Allerorts sind freundlich gelegene *Imam Zadäh* erbaut. In dieser Gegend beschäftigt man sich viel mit Blaufärbung der *Schadir* und persischen Hosenstoffe. Das sehr schmackhafte Brot (1 Bathman 1 Gran) ist mit gelbem Lack und Kümmel überzogen. Die Vieh- und Pferdezucht ist sehr im Flor, die Pferde sind gedrungen gebaut, haben einen kleinen Kopf und offene Nüstern, und sind sehr flink und ausdauernd. Den Pisangochs, mit einem zwei bis drei Schuh hohen Höcker nach Art der Kameele am Schlusse des Halsbeines, sah ich hier zum ersten Male. Der Seidenbau wird emsig betrieben, Maulbeerbäume und Baumwollenpflanzungen bedecken ganze Felder. Bis *Sâri* vierzig Fersach von *Teherân*.

Sâri liegt in einer in der Urbarmachung begriffenen sehr fruchtbaren Ebene, wo das Auge immer auf Ueppigkeit, Wachsthum und Blüthe der Natur trifft, selten aber findet man hier wohlverstandene Oekonomie, praktisch betriebenen Feldbau und intelligente Landwirthschaft. *Sâri* ist eine alte graue finstere Stadt, deren Häuser aus Backsteinen erbaut sind, mit weit vorstehenden rothen Ziegeldächern. Der Verkehr ist regsam, die Bazare sind grofs und lang. Man lachte sich schelmisch und kleinstädtisch ins Fäustchen, als ich meinen Einzug auf einem Maulthiere hielt. Ich wurde im Garten des Gouvernements-Palais in einem verfallenen Pavillon ohne Fenster einquartirt, in welchem so eben ein Paar Dutzend Weiber mit geselligen Spielen sich die Zeit vertrieben, *Tschai* (Thee) und *Kaliûn* (Wasserpfeifen) vertilgten, als ich, ein ungebetener Franke, wie ein deus ex machina ihrem *Dschendäbäzi* (Hetären-Unterhaltung) plötzlich ein Ende machte. Sie stoben wie Spreu aus einander, und ich versäumte nicht einige sehr hübsche Gesichter zu sehen, da man sich hier nicht verschleiert. Kaum angelangt kamen gleich eine Anzahl neugieriger Besucher, um soviel als möglich lästig zu fallen, wovon ich aber keine Notiz nahm. In meiner offenen Loge verbrachte ich eine sehr kalte Nacht, von der ich frühzeitig und froh Abschied nahm.

Ohne Schrecken und Furcht vor den seltsamen Sagen von den in diesem düstern Garten und in dessen unheimlichem, von *Nadir Schah* erbautem verfallenen Gemäuer sich herumtreibenden Gespenstern, die um Rache für mehrere an seinen Weibern verübte Grausamkeiten rufen sollen, schlief ich von Kälte erstarrt. *Sâri* und Umgebung scheint der Sammelplatz aller jener lumpigen gaunerhaften Derwische zu sein, die sich zur Zeit des Ramazans in Teherân herumtreiben; denn alle Augenblicke stiefs ich auf eine spitze Mütze, unter welcher der Eigenthümer mit näselnder Stimme mir sein: *Ja haqq!* (o Gott!) zurief. Unterwegs begegnete ich einer Masse *Ilijât* wandernder Kurdenstämme, mit dem auf ihren braunen Gesichtern aufgedrückten eigenthümlichen Typus des Zigeuners. Sie sind meistens sehr arm, ihre Weiber manchmal hübsch.

Gleich aufserhalb *Sâri* ist eine wunderschöne Brücke von *Schah Abbas* erbaut, achtzig Klafter lang auf siebzehn Bogen ruhend, aber in sehr vernachlässigtem Zustande*). Acht Fersach entfernt zieht sich der Weg nach *Aschräf* durch Gebüsch, urbar gemachte Waldlichten und Felder in der Ebene fort und ist stellenweis zum Versinken schlecht. Das nahe Mittelgebirge bleibt rechts liegen, und der Raum zwischen ihm und der Strafse ist mit Wäldern von Granatbäumen bepflanzt, deren jetzt in Blüthe stehenden Bäume mit ihrem rothen Schimmer den weiten Horizont in Feuer und Flammen aufgehen zu lassen scheinen. Diese Gegend versorgt Teherân mit seinen Granatäpfeln. Die Stadt *Aschräf* liegt am Fufse einer anmuthig bewaldeten vorgeschobenen Hügelkette und ist mit vier prachtvollen auf der Anhöhe liegenden Ruinen decorirt. Hier mufste ich vier Tage bleiben, um diese Gebäude aufzunehmen, da der Schah dieselben *färda!* zu restauriren beabsichtigt, aber auch hier hat weniger der Zahn der Zeit, als persische Indolenz und Vandalismus den Verfall beschleunigt. Ich wurde in einem alten weitläuftigen düstern Garten mit hohem Graswuchse, und von Cypressen- und Orangebäumen beschattet, in einem wahr-

*) Herr v. Dorn berührt die Brücken zwischen *Aschräf* und *Sâri* in folgender Schilderung: „Unser Weg (von *Aschräf*) hatte uns über die *Nikah*-Brücke, sowie nicht ohne Gefahr für mich über die grofsartige von *Aka Muhammed-Chan* gebaute Brücke über den *Tedschenrud* geführt. Nach *Seher-eddin*, dessen Geschichte von Tabaristan, Rujan und Masanderan wir beständig zum Behufe der Vergleichung in Händen hatten, war sie von dem Isfehbed *Ferchan* dem Grofsen neu erbaut und nach seinem Sohne *Sarujeh* benannt worden." Br.

haft unheimlichen Sommerpallast einquartirt; die Frösche und Kröten in den schlammigen Teichen quakten ihr Abendlied, mein von allen Seiten offenes Nachtquartier hatte weder Fenster noch Thüren, und ich dachte vor allem daran, mich mit Holzprügeln und Brettern fortificatorisch vor einem nächtlichen Ueberfalle zu verbarricadiren, da die Turkmanen hier ihr Unwesen zu treiben beginnen. Noch heute brach eine Horde derselben in das nahe gelegene Dorf ein, um zu rauben, wurde aber abgeschnitten und achtzehn dieser Burschen wurden gefangen genommen, nachdem sie in der vergangenen Nacht zwei Viehhirten auf offenem Felde überrascht und ermordet hatten. Sie kommen von dem ein halb Fersach entlegenen Meeresufer, wo sie aus ihren Ruderschiffen aussteigen und ihre Raubzüge veranstalten, indem sie, gedeckt durch die Wälder, zu Fufse heranschleichen und ihre Beute ergreifen. Wenn sie den Kampf vermeiden können, gehen sie mehr auf Menschenraub aus und wissen die Gefangenen sehr einträglich als Sclaven zu verhandeln. In der hier stets sehr feuchten, nafskalten Abendluft, den geladenen Revolver und die Flinte zur Hand, schlief ich ein, bis mich die vor meinem Fenster heulenden Schakale mit ihrer disharmonischen Serenade erweckten. Ich belauschte sie, wie sie im unsichern Mondscheine die hinabgeworfenen Knochen meines frugalen Abendmahles, eines am Ladestocke der Muskete meines *Wekil's* gebratenen Schöpses, mit scharfem Gebisse zermalmten, konnte jedoch keinen zuverlässig aufs Korn nehmen, um ihn zu schiefsen. Der Garten bot, wie jede von Menschen und ihrer Obsorge entfremdete Stätte, einen wahrhaft grauenhaften Anblick dar; es war ein Ort der Verwesung, der Verlassenheit, das Grabmonument vergangener Tage persischer Pracht und Herrlichkeit, mitten zwischen Orangen-, Limonen- und Süfs-Citronen-, Granat- und Lorbeerbäumen, zwischen Platane, Rose, Jasmin und Cactus, von Schlingpflanzen überwuchert. Die Orangen, zu Tausenden am Boden liegend, wurden von weidenden Pferden zertreten, und noch Tausende guckten goldgelb aus den saftig grünen Blättern hervor; noch nie habe ich so saftige Citronen gegessen, und meine Limonade würde mir noch besser gemundet haben, wenn es mir nicht um den theuren Zucker zuletzt Leid gethan hätte. Die Gebäude, denen ich meine Aufmerksamkeit zuwenden mufste, bestanden aus mehreren Eingangsthoren und Vorhallen mit Stallungen, einstigen prachtvollen Wasserleitungen, Bassins und einem grofsartigen luftigen Sommerpallaste mit abgesonderten Baderäumen. Bei der

Aufnahme dieser letzteren unterirdisch gelegenen Räumlichkeiten, deren Mauern von oben herab mit Gras und Wurzeln von Feigenbäumen durchwachsen waren, zischte mir eine Schlange entgegen, die mich verscheuchte; bei meinem zweiten vorsichtigeren Vorrücken in dieser vermoderten Halle traf ich auf ein enormes Nest von Fledermäusen, die einen unerträglichen Gestank verbreiteten, den ich heute noch nicht aus der Nase verbannen kann. Diesem Complexe von Gebäuden zur rechten Seite befindet sich ein prachtvolles Schlofs im grofsartigen Alhambra-Style erbaut, von wunderschönen Anlagen umgeben; leider aber Alles in Trümmern und Schutt liegend*). Zur linken Seite des erstgenannten Gartens erhebt sich ein anderes Schlofs im luftigen Bogenstyle von Fontainen und anmuthigen Baumgruppen umgeben. Alle diese luxuriösen, einst mit Fresken, Mosaik und Spiegeln decorirten Räume sind jetzt jeder Zierde entblöfst; der Alabaster und die Glasurziegel sind gewalsam aus den Wänden herausgerissen, und die Gemächer, in denen einst der Luxus und die Wollust ihren Sitz hatten, sind jetzt zum Kuhstalle herabgesunken. Auf einer dritten Anhöhe, dem Ausläufer eines vorgeschobenen Hügels, liegt die Ruine des vierten Gebäudes, ein Meisterstück orientalischer Pracht und Herrlichkeit, mit entzückender Aussicht über Land und Meer, und verdient mit Recht den Namen: *Safiabad*. Ich werde Ihnen eine Copie meiner Zeichnungen zusenden, sobald ich ein wenig Zeit dazu habe, da Sie noch in Teherân den Wunsch äufserten, den Plan eines persischen Hauses Ihrem Könige vorlegen zu wollen. Das Ensemble ist grandios und wahrhaft würdig der grofsen Auslagen, welches die Restauriruug oder vielmehr der Neubau dieses verfallenen Paradieses erfordern würde.

Von *Aschräf* nach *Astrabâd* (vierzehn Fersach) führt der Weg oder eigentlich gar kein Weg fortwährend durch dichte Sumpfwälder, Lichtflächen, wenig urbar gemachten Boden, nur an zwei Dörfern vorüber, wovon sich das eine durch besondere Reinlichkeit und Wohlstand auszeichnet. Baumwolle und Seidenzucht wirft grofsen und leichten Verdienst ab. Der Handelsverkehr mit dem ganz nahen Meere und mit Rufsland ist bedeutend und zahlreiche Segel- und Dampfschiffe vermitteln die Verbin-

*) Das Schlofs ist vom *Schah Abbas I.* i. J. 1612 angelegt worden. In dem anno 1144 = 1731 erneuerten Gebäude *Tschihil-situn* (vergl. Bd. II. S. 63 u. 159) entdeckte der russische Akademiker Herr v. Dorn die auf *Nadir-Schah* bezügliche Inschrift. Br.

dung. Viele Leute verstehen russisch und deren Einflufs ist sehr hervortretend. Man spricht und hört wenig von *Nasr-ed-Dîn Schah* und Alles neigt sich nach Rufsland. Eine Alles hemmende und empfindliche Landplage ist die grofse Unsicherheit vor den Turkmanen, die wohlorganisirte Streifzüge anstellen, Dörfer, Kaufleute und Reisende plündern, Menschen und Vieh rauben. Die Dörfer treffen förmliche Conventionen, geben bis zu 200—300 Toman jährlichen Tribut an die Turkmanen, um sich gegen Plünderung und Menschenraub zu sichern. Eigends dazu bestellte Bevollmächtigte sind wechselseitig in Thätigkeit, um Geraubte zurückzukaufen und Verträge zu schliefsen. Alles geht bewaffnet und gerüstet aufs Feld, zum Pflug, auf die Weide, auf die Reise, kurz man lebt in ewiger Fehde, wovon man in Teherân wenig zu wissen scheint. Häufig trifft man die Spuren frischer Ueberfälle und eine Menge Gräber zeigen die Zahl der in diesen Raubzügen gefallenen Opfer. — Der Weg ist bis zum Versinken morastig und nicht ausgehauen; die Zweige der Bäume reichen bis zum Boden und rechts und links der Strafse sind von den Turkmanen Verhaue angelegt, um ihre Ueberfälle zu erleichtern.

Ich hatte zehn mit Luntengewehren bewaffnete Leute bei mir, deren Gewehre aber, vom Regen ganz durchnäfst, unbrauchbar geworden waren, und so blieben wir die Nacht in einer einsamen Waldhütte, vor der die Schakale ein wahrhaft grofsartiges Concert aufführten. Auf dieser Route kam ich an einem äufserst pittoresk gelegenen *Imamzadèh* vorüber mit dem siebenhundertjährigen Grab irgend eines *Ali*. Die Häuser der hiesigen Dörfer liegen alle, von der Erde erhöht, auf grofsen Blöcken frei da, um die Bewohner vor den schädlichen Einflüssen der aus dem Boden aufsteigenden Feuchtigkeit zu schützen. Spät Abends durchwatete ich noch einen langen pontinischen Sumpf unter einem undurchdringlichen Laubdache und kam von einem dreitägigen Regen ganz durchnäfst in *Astrabâd* an, wo ich in einem sehr wenig comfortablen Persergebäude auf den Boden hingestreckt die Nacht zubrachte, und machte am folgenden Tage dem *Hâkim* und dem Consul *Gusev* meine Visite.

Ganz *Mazenderân* fühlt noch die Bedrückungen, die der vor vier Monaten abgesetzte Gouverneur *Schahzadèh Mulkara Mirza* auf sämmtliche Bewohner ausübte; er erkaufte vom Schah um 80,000 Toman sein Leben von der verwirkten Todesstrafe. O welch' königlicher Gerechtigkeitssinn, *Maschallah!*

In *Astrabâd* hatte ich ein von *Schah Abbas* erbautes, jetzt aber gänzlich verfallenes Prunkschlofs aufzunehmen, um so zu sehen, was man aus diesen Rudera noch machen könne; es wird wohl nichts Anderes übrig bleiben, als um theueres Geld ein neues aufzubauen; freilich wird man meine Pläne zu den übrigen *ad acta* legen. Auch hier zeigt der Complex, die ganze Anlage der Garten- und Schlofsgebäude, die Seitengemächer für die *Khelwèti* und die persischen Orgien von dem ungeheuern einstigen Glanz und Comfort der Schahs. In einer düsteren Rumpelkammer wies man mir sechzig Stück frisch abgezogener und mit Stroh ausgestopfter Kopfhäute von vor vier Monaten erlegten Turkmanen vor, die der Prinz-Exgouverneur dem Könige als Zeichen seines thätigen Wirkens zusenden wollte, aber zu früh entsetzt wurde. Kopf- und Barthaare hafteten noch an der schwarzen Borstenhaut dieser schrecklichen Schädel und erregten einen widerlichen Anblick. — *Astrabâd* liegt in einer ausgedehnten Ebene am Fufse eines sehr hohen bewaldeten Gebirges, hinter welchem die Felsenkuppen anderer Gebirge hervorsehen. Die Ebene ist zerrissen, ungeregelt urbar gemacht und daher an vielen Stellen sehr sumpfig, übrigens äufserst fruchtbar. Die Orange ist hier besonders schmackhaft, die Citrone sah ich von der Gröfse einer Cocusnufs, sechs Zoll im Durchmesser. Die Stadt ist mit Ringmauern umgeben und hat ein sehr ödes und unscheinbares Ansehen. Die Häuser sind aus Lehm gebaut und mit Ziegeln gedeckt; der düstere Eindruck, den diese Häusermassen machen, wird nur durch den grofsen Bazar und unendlich viele Bethäuser oder offene Moscheen in Etwas gemildert. Man darf keinen Schritt unbewaffnet und allein vor die Thore machen, wenn man nicht sein Leben und, was noch schlimmer, seine Freiheit in die Schanze schlagen will. Selbst des Nachts dringen die Turkmanen durch in der Stadtmauer angebrachte Löcher unversehens herein, um Menschen und Vieh zu rauben. Es sind hier dreihundert Artilleristen in Garnison, die schon seit zwei Jahren keinen Sold erhielten und, statt gegen die Turkmanen zu operiren, natürlich die ihrem Schutze befohlenen Einwohner in jeder Weise bestahlen. Tiger, Panther, Leoparden und Hyänen giebt es hier in Menge; Stachelschweine sind in allen Gärten anzutreffen. — Die Wohnung des gastfreundlichen Consuls ist sehr gut gebaut und nach europäischer Art eingerichtet. Ein prächtiger Garten mit Rosenbäumen von enormer Höhe und duftenden blühenden Jasminlauben, mit einem Teiche, in welchem die rings umgebenden

Rosenbosquets sich abspiegeln, ein Pavillon, ein offener persischer Salon gewähren einen angenehmen Aufenthalt. Die Frau des Consuls ist eine hübsche Chaldäerin aus der Provinz *Urmia*, welche russisch und etwas französisch spricht. Der Consul beleuchtete mir zu Ehren jeden Abend sein Haus, Salon und den Garten mit Fackeln, und sechs Kosaken brachten unten ein Ständchen von Nationalliedern, während wir oben den schäumenden Bechern wacker zusprachen.

Ein Paar ganz kurze Ausflüge von circa 200 Klafter belehrten mich, dafs die Gefahr aufserhalb der Stadtmauern wirklich nicht zu verachten sei, denn sechs Diener, sechs Kosaken, bis an die Zähne bewaffnet, bildeten den Vor- und Nachtrab, und wir, ebenfalls mit dem Revolver im Gürtel, wanderten im Centrum an der Seite der reitenden Frauen bis an den bestimmten Platz, wo eine herrliche Aussicht und ein guter Imbifs uns Alles vergessen liefs. Nach einigen Tagen nahm ich herzlichen Abschied und ritt mit einem russischen Marine-Arzt, der hier auf Besuch war, nach der acht Meilen von hier am Meere gelegenen Kriegsstation *Ghez* denselben Weg zurück, den ich gekommen war. Nach einem beschwerlichen Ritt in anhaltendem Regen kamen wir müde an und nahmen in einem kleinen russischen Wachtschiffe Nachtquartier, wo uns zwei junge Marine-Offiziere herzlich bewirtheten und wir bis spät in der Nacht beisammen blieben.

Zwei Stunden vom Meeresufer liegt eine kleine verödete Sandinsel *Schûradèh* *), etwa 250 Klafter lang und 60 Klafter breit, persischen Eigenthums, auf welcher die Russen sich seit zwanzig Jahren festgesetzt haben, theils um persisches Terrain zu occupiren, theils um die Küsten und die russischen Kauffahrer vor den argen Freibeutereien der Turkmanen zu schützen. Die Insel, übrigens nicht befestigt, liegt traurig und verlassen wie St. Helena oder Perim da, ein wahres Exil und ein richtiger Vorgeschmack für Sibirien. Zwei Dampf- und mehrere Segelschiffe haben den Wacht- und Streifdienst; vierzig bis fünfzig Offiziere und der Commandant, ein sehr lieber Mann, verbringen die Zeit übrigens ziemlich gut. Die Offiziere sind theils aus der kaiserlichen, theils aus der Handels-Marine der russisch-amerikanischen Colonien gezogen. Astrachan liegt am entgegengesetzten Ende des Kaspischen Meeres, acht Tagereisen zu Wasser von hier. Das Meer hat keine Ebbe und Fluth, leidet aber viel an Stürmen.

*) *Aschuradèh.* Br.

Daselbst wird der Caviar in grofsen Massen aus Fischen gewonnen, die die Turkmanen trotz aller Monopole fangen und hier verkaufen. Der Fang ist an russische Kaufleute verpachtet und darf nur nach Astrachan und Constantinopel versendet werden. — Nach einem Tage Aufenthalt auf dieser Insel begab ich mich zu den zwei Stationsschiffen am Meeresufer zurück und setzte bald darauf meine Weiterreise allein fort, da ich meine Absicht, mit dem Dampfschiffe das Meer nach *Rescht* zu durchkreuzen, nicht ausführen konnte, indem die Fahrten der neu constituirten Gesellschaft Neptun und Kaukasus von Moskau (resp. *Twer*) über die Wolga ins Kaspische Meer bis zum persischen Gestade noch nicht geregelt sind. Vom Meere aus zeigt sich das Ufer ganz dicht bewaldet, mit den hinter den Mittelgebirgen emporsteigenden schneebedeckten Hochgebirgen und in weiter Ferne das eisgraue Haupt des ehrwürdigen *Demawend* in einer pittoresken Fernsicht. Das Meer ist auf eine weite Strecke nur zwei bis drei Fufs tief und daher für die Wachtschiffe zur Verfolgung der Turkmanen sehr ungünstig. Diese schleichen des Nachts auf Canots heran, lassen dieselben in den kleinen Buchten des Ufers zurück und steigen ans Land, wo sie sich bei Tage in dem zwei Klafter hohen Schilfe verbergen und dann bei nächtlicher Zeit über ihre Beute herfallen. Bei einer stechenden Hitze ritt ich Mittags längs des Meeresufers durch stinkendes Schilf, unter Millionen von Insecten, und mufste dabei rechts und links vor Ueberfällen auf der Hut sein, da hier die gefährlichste Stelle war.

Nach sechsstündigem Ritte gelangte ich, von der Hitze fast gebraten, in *Achräf* an, konnte aber vor Kopfschmerzen nur noch mein Lager suchen, ohne einen Bissen zu essen.

In *Sâri* angekommen, mufste ich mich sechs Meilen links nach *Balfurûsch* wenden, einer Stadt, die ein wichtiger Handelsplatz Rufslands ist und drei Meilen von der am Kaspischen Meere gelegenen Hafenstadt *Meschhed-i-Ser* gelegen ist. Der Weg ging in der Ebene durch Sümpfe und Wälder, in denen ich sehr grofse Schildkröten traf, nach *Balfurûsch*, das eine äufserst reinliche, mit Gärten und Hecken umschlossene Stadt ist; Wohlstand und Thätigkeit, grofse gefüllte Holzbazare, breite Strafsen und nette Häuser mit Ziegeldächern überraschen den Reisenden. In einem Garten einquartirt, befand ich mich sehr wohl, und meine Feldküche verproviantirend, restaurirte ich mich ein Paar Tage, da meine Mission erfüllt war. Das Wasser ist hier nur aus Ziehbrunnen zu heben und hat

einen unangenehmen Beigeschmack von Salz. Auch hier befindet sich neben einer sehr thätigen Fabrik für persischen Zucker ein ehemaliges prachtvolles Residenzschlofs von *Schah Abbas*, von einem grofsen ganz versumpften Teiche umgeben. Da ich einerseits nicht mehr denselben Weg zurücklegen wollte, andererseits aber von der Existenz eines freilich sehr schlechten, nur im Sommer betretenen, aber um zwei Tage kürzeren Weges über *Amul* nach *Teherân* Nachricht erhielt, man mir aber verschiedene sich widersprechende Aufschlüsse über dessen Gangbarkeit gab, so frug ich den *Hâkim* um bestimmte Auskunft, der mir sagte, dafs ich ohne Hindernifs den letzteren einschlagen könnte, was sich aber leider zu spät als eine grofse persische Lüge herausstellte. Ich accordirte mit einem Maulthiertreiber und reiste ab. Den ersten Tag durch Felder, Wiesen, Sümpfe und Wälder reitend kam ich in immer unwirthbarere Gegenden am Fufse des Gebirges an, wo der Weg wohl schmal aber doch gangbar und fest sich emporschlängelte. Am zweiten Tage nahm die Cultur ganz ab, die Gegend wurde wilder, die Schluchten häufiger, bis wir endlich an einem echten Gemssteig anlangten, wo die Treiber, die übrigens diesen Weg schon öfters gemacht hatten, besondere Vorsicht empfahlen; denn der Steig führte an immer tieferen und finsteren Abgründen vorbei, wo jeder falsche Schritt unrettbar den Tod zur Folge hatte. Die Thiere, sanft und vorsichtig, witterten die Gefahr. Endlich auf einem breiteren Punkte angelangt, hiefs es abpacken, da wir eine sehr enge Stelle zu passiren hatten, wo die bepackten Maulthiere ohne Gefahr des Herabstürzens nicht mehr gehen konnten. Ich recognoscirte voran und sah einen kurzen aber nur einen Fufs breiten Steig mit einer offenen Felskluft ohne Brücke, die wir zu übersetzen hatten, so dafs mich ein unbeschreibliches Grausen befiel. An der senkrechten Felswand waren an einem eisernen Ringe zu einem Seil gewundene Rebenwurzeln angebunden, an dem man sich haltend sich hinüberschwingen mufste; an dieses wurden auch die Waarenballen gebunden und auf den entgegengesetzten Punkt geschleudert, wo sie der andere Treiber in Empfang nahm. Nun wurden die eingeschüchterten Thiere hinübergesprengt und wir folgten, uns am Seile krampfhaft festhaltend, mit geschlossenen Augen nach. Gott im Stillen dankend, setzten wir, nachdem wir aufgepackt hatten, den etwas breiter werdenden Weg wieder fort und übernachteten in einer Hütte. Am dritten Tage frühmorgens aufbrechend, kam ich über brausende Wildbäche steil abwärts zu einem an-

geschwollenen breiten Waldstrom, an dem mein Führer wie angewurzelt stehen blieb, bis ich von ihm den trostlosen Bericht erhielt, daſs die hier gestandene Holzbrücke von dem Hochwasser zerstört und davongetragen worden sei. Der Strom war zu reiſsend, als daſs an Hinüberwaten, noch weniger aber der vielen Felsen wegen an Hinüberschwimmen zu denken gewesen wäre. Ich stieg ab und kroch eine Stunde auf- und abwärts das steile Bachufer entlang, um einen Uebergang oder eine Furth zu erspähen, oder Bäume aufzufinden, um ein Floſs zu bauen, aber auch dieses hätte fehlgeschlagen, da wir nur ein einfaches Rebmesser bei uns hatten. Nach dreistündigem nutzlosen Hin- und Herlaufen und Kundschaften, die ganze saubere persische Sippschaft bis in den Bart verfluchend, sah ich ein, daſs hier, statt in anderthalb Tagen in Teherân zu sein, uns leider jene gefahrvolle Passage als letztes Rückzugsmittel übrig bleibe, die ich, aufrichtig gesagt, mit neuer Besorgniſs vor mir sah. Traurig lieſs ich den Rückzug antreten und bald erreichten wir wieder jene verhängniſsvolle Stelle, wo wir Menschen zwar auch diesmal glücklich hinüber kamen, aber gerade der letzte Maulesel, aus zu groſser Hast den Zwischenraum nicht einhaltend und vom vorderen zurückgedrängt, in den gähnenden Abgrund geschleudert wurde, wo er zerschmettert liegen blieb. Als ich ihn gerade vor mir in dem Abgrunde verschwinden sah, stieſs ich unwillkürlich einen Schmerzensschrei aus, dem dann bald das laute Heulen und Wehklagen des Führers über den Verlust von zwanzig Toman folgte. Ich tröstete ihn so gut ich konnte, damit wir endlich weiter kamen, und so kehrten wir auf dem alten Wege zurück, der, fünf Meilen von *Balfurûsch* rechts abbiegend, in jenen einmündete, auf dem ich von *Teherân* nach *Sâri* gekommen, mithin also beinahe sechs Tage verloren hatte. In jener Eingangs erwähnten holzumzäunten offenen Karawanenhütte zu *Aliabâd* brachte ich eine schreckliche Nacht zu, da die ganz nahen Reisplantagen eine Milliarde von Muscitos beherbergten, die mich fast zu Tode peinigten, so daſs mein Kopf, Gesicht und Augen ganz verschwollen und mit Beulen bedeckt waren. Gleich Anfangs sagte mir der Wirth, daſs ich meine Kleider und Ledersachen des Nachts vor den hungrigen Schakalen bewahren sollte, was ich Anfangs nicht beachtete, aber dann doch bestätigt fand, indem ich schlaflos daliegend sah, wie in der klaren stillen Mondnacht ein stattlicher Schakal heranschlich, meine Stiefel erfaſste und davoneilte. Ich sprang auf und jagte im Hemde der Bestie nach, um mein einziges Paar

Stiefel zu retten, was mir endlich auch gelang, nachdem ich schliefslich noch mit dem nackten Unaussprechlichen in einen Brennesselhaufen gefallen war. Mit brummendem Kopfe und brennenden Augen machte ich mich auf den Weg und hatte noch eine Sumpfstelle zn passiren, in welcher mein Maulthier mit den Vorderfüfsen bis zur Brust einsank und ich kopfüber, aber an beiden Steigbügeln hängen bleibend, gleichfalls in den tiefen Morast fiel. Den Tod des Erstickens fürchtend, hatte ich Geistesgegenwart genug, mit meinem Taschenmesser die Riemen abzuschneiden und mich, auf allen Vieren kriechend, zu befreien. Das Thier selbst wurde durch Unterlegen von Faschinen und Zweigen herausgehoben, und mit diesem letzten Unfalle endete die Reihe meiner mannigfaltigen Abentheuer. Ueber *Firûz-Kuh*, wo ich noch erfuhr, dafs jene Wanze keine gemeine, sondern die giftige von *Mianèh* sei, gelangte ich ohne Unfall in sechs Tagen, zu Anfang Juni, nach *Teherân*.

No. 2. Ruinen von Tarum.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Dr. Julius Cäsar Häntzsche, d. d. Rescht d. 8. August 1860.

Die im Bd. I. S. 183 fl. beschriebene und Bd. II. S. 371 von neuem erwähnte Felsenburg *Kal'a-i-dukhtar* oder „Jungfernschlofs", an deren Fufs der *Kyzyl-üzen* seine Wellen rauschend bricht, scheint der strategisch wichtige Schlufspunkt einer Kette alter Befestigungen gewesen zu sein, welche sich das Felsenthal des genannten Flusses entlang ziehen und den Eingang in die Provinz *Gilân* von Süden her deckten. Der Verfasser des Schreibens, welcher bekanntlich als Arzt in persischen Diensten stehend, die ungesunde Stadt *Rescht* nicht weit vom Kaspischen Meere jahrelang bewohnte, hat mit vieler Aufmerksamkeit ähnliche Reste in dem genannten Thale aufgesucht und davon folgende Beschreibung gegeben, die einen Besuch derselben am 19. October 1859 betrifft.

„Drei Fersach WSW.—W. von *Mendschîl* und etwa auf gleicher Höhe mit diesem Orte befinden sich im Gebirgsgau *Tarûm**) in Nordpersien, im

*) Auf der Kiepert'schen Karte *Tarîn*. Br.

Thale des *Kyzyl-üzèn*, in einer Schlucht zwischen kahlen Bergen mit Kiesgerölle, Ueberreste einer alten Burg und, wie es scheint, einer etwas jüngern Stadt, im dortigen Dialekte *Gorkaläh**) genannt oder auch *Schehr-e-Berberi***). S. Ritter's Erdkunde. Westasien. 2. Aufl. 1838. Thl. VIII. S. 638. Hier sind auf mehreren Hügeln die Ueberreste einer alten Stadt, auf einem die einer wohl vor-islamischen Burg und viele achteckige hohe Thürme, theilweise erhalten, zerstreut. In den Vertiefungen befinden sich neuere Ueberreste muselmanischer Bäder u. s. w. Die grofse Mehrzahl der Ruinen liegt auf dem linken Ufer des *Kyzyl-üzèn*. Die Richtung der Gebäude der Burg ist fast gegen S., die der Thürme nach SWS., was auf muselmanische Zeit schliefsen läfst.

In der Nähe befindet sich in den Bergen ein grofser Steinhaufen, *Gabr-è-Gor****), am Bergabhange, auf den die vorüberziehenden Maulthiertreiber Steine zu werfen pflegen, in unmittelbarer Nähe der Ruinen auf einem Hügel der *Imamzadèh Kasim*, und an den Hügelabhängen nahe den Bäderüberresten tritt Asbest zu Tage."

No. 3. Klima von Schirâz.

Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Dr. Fagergrin d. d. Schiraz d. 1. Januar 1861.

Der Verfasser dieses Schreibens hatte die Karawane der K. preufsischen Mission von Isfahân nach Teherân begleitet (s. Bd. II. S. 248) und war um Weihnachten 1861 *Tschapâri* nach *Schirâz* zurückgekehrt. Der Leser wird gut thun, um den Gegensatz klimatischer Verschiedenheit der nord- und südpersischen Landschaften besser zu würdigen, unsere meteorologischen Angaben für die Monate December 1861 und Januar 1862 (s. Bd. II. S. 277 fl., 287, 297, 302) zu vergleichen.

„Gott sei Dank! bin ich nach einer sehr mühseligen 6½tägigen Reise

*) *Gor-kal'a?* die Gor-Feste; man vergl. damit *Paskalèh* Bd. I. S. 255. Br.

**) Eigentlich „Zigeunerstadt". Br.

***) *Qabr-e-Gor* wörtlich „Grab Gor's"; — sollte hiermit etwa auf den alten Schlofs-König *Bahrâm-gûr* angespielt sein, ebenso wie in *Gor-kal'a*, mit dessen Namen sich in ganz Persien die Ruinen schmücken? Man vergl Bd. II. S. 215 u. 219. Br.

guter Gesundheit nach der schönen Provinz *Fars* und nach dem herrlichen *Schirâz* noch einmal zurückgekehrt. Ich habe nicht mehr nöthig vor Frost und Kälte zu zittern und der schönen, prächtigen Sonne Thor und Thür zu verschliefsen. Alles ist noch hier wie in einem Frühling: alles grün, die Rosenstöcke prangen in vollem Blumenflor, der Jasmin und die Hyacinthe treibt Knospen und der Orangenbaum zeigt seine goldfarbigen Früchte. —"

No. 4. Zu Seite 433 Zeile 6 von unten.

Die Beobachtungen und Erfahrungen meines verehrten Reisegefährten während seines Aufenthaltes im Kaukasus, woselbst er sich in den Gefechten gegen die Tscherkessen das russische Ehrenkreuz für Tapferkeit erwarb, sind von seiner Hand in einer nur als Manuscript gedruckten Schrift unter dem Titel: „Militairische Aufzeichnungen während eines Aufenthaltes im Kaukasus und in Persien" (Danzig, 1862) niedergelegt. Dieselbe enthält aufserdem als Anhang eine verdienstvolle Arbeit über Persien und persische Verhältnisse nach der politischen und commerciellen Bedeutung dieses Landes hin. — Erwähnen will ich bei dieser Gelegenheit, dafs in neuester Zeit Se. Königliche Hoheit der Prinz Albrecht von Preufsen in den letzten vier Monaten des Jahres 1861 eine Landreise (über Odessa) nach dem Kaukasus unternahm, deren südlichster Grenzpunkt die altarmenische Hauptstadt *Eriwân* war. Der allverehrte Prinz, welcher sich durch seinen Muth und seine persönliche Tapferkeit in bewunderungswürdiger Weise auszeichnete, hat einen ungemein reichen Schatz an Erfahrungen und Beobachtungen gesammelt, welche die Kenntnifs der geographischen und ethnographischen Verhältnisse des so interessanten Landes betreffen. Einzelnes (wie z. B. die Beschreibung von *Kutaïs* und der alten Feueranbeter-Stadt *Baku* am Kaspischen Meere) ist durch die geschickte Feder des Geheimen Sanitäts-Rathes Herrn Dr. Bicking, welcher S. K. H. auf dieser Reise begleitete, in die Oeffentlichkeit gelangt. Trotz der gewaltigen Körperconstitution des letzteren ward derselbe vom gefährlichen Kaukasusfieber (vergl. Bd. I. S. 57 dieser Reisebeschreibung) befallen, welches ihn verhinderte an der Reise nach dem Süden Theil zu nehmen und dessen nachwirkende Folgen selbst nach der Rückkehr zur Heimath sichtbar wa-

ren. Das Fieber ist und bleibt eine Geifsel Asiens, und nur wenige Europäer, welche für längere Zeit den Fufs auf asiatischen Boden gesetzt haben, können sich rühmen, mit den Besuchen dieses allzu gefährlichen Gastes verschont geblieben zu sein.

No. 5. Persische Bevölkerungsverhältnisse.

Die numerischen Verhältnisse, welche die Bevölkerung der persischen Hauptstädte und Provinzen betreffen, sind, aus Mangel statistischer Notizen im Orient, von den Europäern nach den Angaben der Eingeborenen fast allenthalben zu hoch angeschlagen. Nur ein längerer Aufenthalt in einer persischen Stadt und in einer persischen Provinz kann zu einer annähernd richtigen Abschätzung führen. Die beifolgenden, in einem Schreiben an mich enthaltenen Angaben über die Seelenzahl der Stadt *Rescht* und der Provinz des *Gilân* verdanke ich der Güte des Herrn Mackenzie, welcher vier Jahre lang als Consul Ihrer britischen Majestät im *Gilân* zubrachte:

„In reply to your question as to the population of the town of Resht, I have the honor to inform you that to my certain knowledge it does not exceed 23,500. At one time and before the plague of 30 years since it contained nearly 60,000, but $\frac{5}{6}$ of these died.

I am certain that this estimate is exact for I have taken it as Consul during a late census from the *Kedkhodas* of the different „*mahallahs*" of the town.

I do not consider the population of all Gilan (where I resided as Consul during nearly 4 years) to exceed 150,000 and the whole population of Persia amounts to little more than 5 millions."

Mit dieser offiziösen Angabe über die Zahl der Bevölkerung der Stadt *Rescht* stimmt eine mündliche Mittheilung eines häufig in *Rescht* geweilt habenden Schweizer Kaufmannes, wonach sich die Seelenzahl in der genannten Stadt auf 20,000 beläuft.

No. 6. Meteorologica.

Die nachstehenden meteorologischen Notizen verdanke ich deutschen Freunden, dem Hrn. Dr. Bimsenstein, welcher als Beamte der türkischen Regierung der Gesandtschaft des Sultans in Teherân attachirt ist, und dem Hrn. Dr. Julius Cäsar Häntzsche (gegenwärtig Arzt in Dresden), welcher während seines langen Aufenthaltes an der persischen Küste des Kaspischen Meeres mit unermüdlichem Eifer der Wissenschaft seine Dienste gewidmet hat. Beide Herren haben grofsmüthigst mir die Benutzung ihres gesammelten werthvollen Materiales gestattet, das sicher die schätzbarsten Beiträge zur Reise der ersten preufsischen Gesandtschaft nach Persien enthält.

Observations météorologiques
faites à Téhéran depuis le 1. Novembre 1860 jusqu'à la fin du mois de Février 1861.

Date.	Température — Centigrades.			Aspect du ciel à 9 h. du matin.	Direction du vent à 9 h. du matin.	Litres d'eau tombée sur un mètre car.
	Moyennes des jours.		Moyenne du mois entier.			
	Minim.	Maxim.				
1860.						
Novembre	9,4	12,3	10,8	Couvert 16 Nuageux 6 Serein 8	SE. 21 E. 4 SO. 4 Calme 1	27,4 en 18 jours de pluie.
Décembre	3,9	7,9	5,7	Couvert 9 Serein 22	SE. 30 O. 1	18,1 en 8 jours de pluie et de neige.
1861.						
Janvier	2,2	4,1	3,1	Couvert 10 Serein 16 Nuageux 5	SE. 27 E. 4	24,6 en 8 jours de pluie et de neige.
Février	1,9	5,3	3,6	Serein 18 Nuageux 6 Couvert 4	SE. 15 E. 9 SO. 4	17,2 en 5 jours de pluie et de neige.

„L'état sanitaire de la ville était satisfaisant jusque vers la fin du Novembre. A cette époque le Choléra, venant de *Jezd*, en suivant la route de *Kachan* et *Kom*, était la maladie régnant à Téhéran jusque vers la mi-Février. Elle sévissait parmi la classe pauvre, et y a fait 346 victimes dans l'éspace de 3 mois à peu prés. Depuis la céssation du Choléra on observe des cas de Dysenterie et de Typhus en plus grand nombre qu'à l'ordinaire, causés probablement pas la rigueur inusitée de l'hiver et la chèreté des vivres qui en est la conséquence.“ (Dr. Bimsenstein.)

Ich schliefse hieran die reiche Fülle meteorologischer Notizen des Herrn Dr. Häntzsche, die sich auf ein Jahr (vom 13/1. August 1854 bis 31/19. August 1855) erstrecken und denen ich nach der handschriftlichen Mittheilung meines verehrten Freundes folgende Bemerkungen vorauschicke:

1. Die Beobachtungen, sämmtlich nach dem neuen Styl kalendarisch verzeichnet, sind zu *Rescht*, nur einige wenige zu *Enzeli* an dem Kaspischen Meere angestellt worden. An anderen Orten, aufser in *Rescht*, in folgender Zeit: a) von 12 h. 20. Sept. – 12 h. 23. Sept. 1854; b) von 12 h. 12. Febr. – 12 h. 14. Febr. 1855; c) von Vormittags 10. Juli – Vormittags 14. Juli 1855.

2. Die Stärke der Winde ist durch folgende Hauptzahlenreihe in dieser Weise charakterisirt: Bewegung der Baumblätter = 1, der kleinen Zweige = 2, der gröfseren Aeste = 3, Entwurzelung und Zerbrechen der Bäume = 4. Feinere Unterschiede sind durch Buchstaben und Bruchtheile bezeichnet.

3. Man versicherte, in Bezug auf die beobachteten Jahreszeiten, dafs sonst die Herbste regnigter, die Winter um etliche Grade kälter und die Sommer wärmer gewesen wären.

4. Nach einer Reihe psychrometrischer Beobachtungen des Akademikers Dr. v. Baer, angestellt in der Zeit vom 23. Juli bis 2. August 1855 war am Morgen des 2. August die trockenste Epoche (mit einer Differenz von 4 Centigr.)

5. Die Temperatur des kaspischen Meerwassers an der Küste von *Enzeli* wurde an folgenden Tagen in der angemerkten Weise untersucht:

11 h. d. 21. Sept. 1854 Oberfläche des Meeres +18,5° R., in 4' Tiefe +18° R.
9 h. d. 22. „ „ „ „ „ +18° „ „ „ +18° „
8 h. d. 23. „ „ „ „ „ +19° „ „ „ +19° „
10½ h. d. 13. Febr. 1855, 15 Fufs von der Küste, in 1" Tiefe +7° R.

6. Am 9. Januar 1855 fiel in der Frühe der erste Schnee, 6 h. später lag derselbe 10 Centim. hoch, um 4 h. – 7 Centim. (mit Regen gemischt).

7. 4 h. 8. November 1854 wurde nach einem kurzen schwachen Regen ein Regenbogen beobachtet.

8. Der erste trockene lauwarme Wind SWS. (1c – 3 – 3½) wehte von 12 h. 16. December bis zum Morgen des 17. Dec. 1854, der letzte vom 28. bis 29. Maj 1855.

9. Gewitter wurden beobachtet: im October: 2, im December (d. 8. gegen Abend): 1, im April (1855): 3 unbedeutende, 2 starke, im Mai: 3 starke und 2 unbedeutende, im Juni: 2 unbedeutende, im August: 7, nämlich: 5 unbedeutende und 2 starke, langanhaltende.

10. Der erste Reif kam am 2. Januar 1855 in der Frühe, der letzte wurde beobachtet am 4. April 1855 Morgens, der erste Frost am 11. Januar 1855 Morgens, der letzte am 3. April 1855 in der Frühe.

11. Erdbeben wurden in der angegebenen Epoche nur eins beobachtet, nämlich 2¼ h. 1. October 1854. Drei lange, plötzlich sehr heftig werdende Stöfse machten sich in der Richtung von O.–W. fühlbar. Der Himmel war sehr bedeckt, die Luft ungemein drückend und die Sonne schien nur matt. Fast in derselben Zeit wurde dasselbe Erdbeben in *Enzeli* verspürt.

12. Besondere Phänomene. Als Dr. Häntzsche am Abend des 4. October 1854 auf einer mit Thau bedeckten Wiese am Ufer des Flusses *Rudbar* einherging, während der Mond hinter einer Masse leichter und matt begrenzter Cirrocumulus-Wolken hervortrat, bemerkte er längliche Lichtkränze um die Schatten, welche sein Kopf und die Köpfe seiner Begleiter auf den Erdboden warfen.

Datum.	Der nach Réaumur beobachteten Temperatur						
	Maxim.	Wann?	Minim.	Wann?	tägliche Mittel. Maxim.	tägliche Mittel. Minim.	Monatl. Mittel.
1854. 1. Sept.	$+24°$	10. Sept. 2 h. p. m.	$+11\frac{1}{4}°$	20. Sept. 7 h. a m.	$+21\frac{1}{2}°$ 11. Sept.	$+13\frac{4}{10}°$ 16. Sept.	$+18{,}09°$
2. Oct.	$+21\frac{3}{5}°$	5. Oct. $2\frac{1}{2}$ h. p. m.	$+8\frac{3}{5}°$	29. Oct. 7 h. a. m.	$+19\frac{9}{70}°$ 5. Oct.	$+12\frac{23}{35}°$ 31. Oct.	$+16{,}03\ldots°$
3. Nov.	$+17°$	26. Nov. 2 h. p. m.	$+8\frac{2}{5}°$	4. Nov. 10 h. p. m.	$+14\frac{4}{15}°$ 6 Nov	$+11°$ 2. Nov.	$+12{,}60\ldots°$
4. Dec.	$+17\frac{3}{5}°$	23. Dec. $2\frac{1}{2}$ h. p. m.	$+4°$	18 Dec. 7 h. a. m.	$+15°$ 23 Dec.	$+8{,}1°$ 30. u. 31. Decemb.	$+10{,}91\ldots°$
1855. 5. Jan.	$+17{,}7°$	3. u. 4. Jan. 2 h. p. m.	$+1°$	11. Jan. 8 h. a. m.	$+16{,}1°$ 3. Jan.	$+2{,}5°$ 26 Jan.	$+7{,}74°$
6. Febr. (28 Tage)	$+18°$	3. Febr. 2 h. p. m.	$+2°$	6. Febr. 6 h. a m.	$+14{,}8°$ 3. Febr.	$+4{,}05°$ 5. Febr.	$+8\frac{3}{7}°$ oder $+8{,}42\ldots°$

Winde.		Kraft der Winde.		Richtung der Winde.		Wässerige Lufterscheinungen.
Wie viel Beobachtnngen.	Davon Ruhe.	Kraft häufigste. —mal.	Kraft seltenste. —mal.	Maxima —mal.	Minima. —mal.	
150	12	schwache (ca. 1a)—69 starke (ca. 2)—64 sehr starke (ca. 3)—5	— — —	NW. (1a)—8 „ (2)—9 „ (3)—5	NON. (2)—1 SO. (1a)—1	115 h. Regen an 10 Regentagen. Höhe des Niederschlags 12,8 Centim.
256	19	1a—71	2—21	NON. (1a)—17 „ (1b)—17 „ (1c)—8 „ (1d)—5 „ (2)—3	NON.—NO. (1c) SWS.—SW. (2) WSW.—W. (1d) WNW.—NW. (1b)	48 h. in 8 d. 12 Centim.
225	42	1a—114	2—1	N. (1a)—21 „ (1b)—8 „ (1c)—6 „ (1d)—2	NWN.—N. 1b WNW.—W. 1a NO. 1c ONO. 1a O. — SO. —	48 h. in 9 d. 6 Centim.
320	40	1a-91	1d—14	NWN. (1a)-21 „ (1b)—12 „ (1c)-10 „ (1d)—5 „ (2)—5 „ (2½)—2 „ (3)—2 „ (3½)—2	WSW.—W. 1a WNW.—W. — WNW.—NW. 1c O. 1a	54 h. in 9 d. 16,3 Centim.
515	36	1a—122	4—6	SWS. 1a—52 „ 1b—13 „ 1c—13 „ 1d—8 „ 2—26 „ 2½—19 „ 3—19 „ 3½—2 „ 4-2	SWS.—S. 1a WSW.—W. 1b WNW.—W. 1a	109 h. in 9 d. 3 d. Regen u. Schnee. 47 h. Schnee. Sämmtliche Niederschläge als Wasser: 14,6 Centim.
395	33	1a—106	3½—9	NWN. 1a—12 „ 1b—13 „ 1c—14 „ 1d-6 „ 2—7 „ 2½—1 „ 4—2	SOS.—S. 1a WNW.—W. 1b NWN.—N. 1a OSO. fehlte.	110 h. in 13 d. (3 h. dabei sofort schmelzend. Schnee) 12 Centim.

Datum.	Der nach Réaumur beobachteten Temperatur						
	Maxim.	Wann?	Minim.	Wann?	tägliche Mittel. Maxim	tägliche Mittel. Minim.	Monatl. Mittel.
1855. 7. März	+20,3°	1. März 1 h. p. m.	+2,9°	3. März 5 h. p. m.	+14,5° 1. März	+5° 3. März	+10,16..°
8. April	+24°	28. April 2 h. p. m.	∓0,0°	3. April 5–6 h. Morg.	+19,6° 28. April	+3,5° 2. April	+13,2°
9. Mai	+26,2°	12. Mai 10 h. a. m. 28. Mai 2 h. p. m.	+7,2°	7. Mai 4 h. Morg.	+22,6° 28. Mai	+12,15° 5. Mai	+17,90°
10. Juni	+28° im Zelte, +26° im Freien	26. Juni 2 h. p. m. 27. Juni 2 h. p. m.	+12,3°	4 Juni 4 h. Morg.	+23,5° 26. Juni	+16,9° 3. Juni	+20,60...°
11. Juli	+26°	30. Juli 2 h p. m.	+17°	9. u. 10. Juli 4 h. Morg.	+23,3° 30. Juli	+18,75° 18. Juli	+21,46...°
12. Aug.	+25,8°	1. Aug. 2 h. p. m.	+14,7°	16. Aug. 4 h. Morg.	+23,7° 2. Aug.	+18,4° 14. Aug.	+21,78...°
Per annum	+28° +26,2° *) +26°	26. Juni 1855 2 h. {12. Mai 10 h. „ {28. Mai 2 h. „ {27. Juni 2 h. „ {30. Juli 2 h. „	+0,0° +0,5° +1°	3. April 1855 5–6 h. Morg. 3. April 1855 7 h. Morg. 11. Jan. 1855 8 h. Morg.	Monatliches Mittel. Maxim. +21,78...° Aug. 1855	Monatliches Mittel. Minim. +7,74° Jan. 1855	Jährl. Mittel. +14,9075°

*) mit warmem trockenem Winde.

Winde.		Kraft der Winde.		Richtung der Winde.		Wässerige Lufterscheinungen.
Wie viel Beobachtungen.	Davon Ruhe.	Kraft häufigste. —mal.	Kraft seltenste. —mal.	Maxima. —mal.	Minima. —mal.	
402	19	1a–116	3½–7	NWN. 1a–17 " 1b–25 " 1c–17 " 1d–8 " 2–5 " 2½–1 " 3–1	SWS.–S. 1a SO. 1b	53½ h. in 5 d. 1½ h. Schnee (3. März m. 1,5 Cent. Höhe). Regen- und Schneewasser: 5,5 Cent.
406	15	1a–113	3½–1	S. 1a–34 " 1b–11 " 1c–9 " 2–1 " 2½–4 " 3–1	ONO.–NO. 1b ONO.–O. 1c SWS.–SW. 1b	49 h. in 12 d. 1 d. Schnee und Regen. 6 h. Schnee. Regen- und Schneewasser: 13 Centim.
468	18	1c–127	3½–2	S. 1a–28 " 1b–14 " 1c–11 " 1d–3 " 2–1	SOS.–SO. 1b SWS.–S. 1c WSW.–SW. 1a WSW.–W. 1b NWN.–NW. 1c NWN.–N. 1c SO. fehlte.	42 h. in 16 (17?) d. 10,5 Centim. Regenmenge.
544	22	1d–141	3–8	SOS. 1b–4 " 1c–21 " 1d–27 " 2–11 " 2½–3 " 3–2	SWS.–S. 1a WSW.–W. 1b NWN.–N. 1b	22 h. in 9 d. 2 Centim.
493	9	2–133	3½–1	NW. 1a–1 " 1b–7 " 1c–9 " 1d–20 " 2–30 " 2½–2 " 3½–1	NON.–N. 2 WSW.–SW. 1c NWN.–N. 1c	43 h. in 11 d. 8,7 Centim.
497	26	1c–113	4–1	S. 1a–40 " 1b–9 " 1c–16 " 1d–6 " 2–3	NON.–NO. 2 ONO.–NO. 1c SWS.–S. 1a NWN.–NW. 2	42 h. in 9 d. 21 Centim.
4671	291	1a–1100	4–24	NWN. 468	Je einmal: NON.–N. 2 Juli 1855 ONO.–O. 1c April SOS.–SO. 1b Mai OSO.–SO. fehlte.	777½ h. Regen. 57½ h. Schnee. 134,4 Centim. wässerige Niederschläge

No. 7. Krankheiten und Heilwesen in Persien.

An verschiedenen Stellen in den beiden Bänden dieser Reisebeschreibung habe ich die passende Gelegenheit benutzt, um auf Krankheiten und Heilverfahren in Persien zurückzukommen, natürlich nur in soweit, als mir meine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen ein Urtheil darüber gestatteten. Ich fasse in diesem Nachtrag dagegen alles dasjenige zusammen, was ich den Mittheilungen verdienter Aerzte schulde, die während ihres längeren Aufenthaltes in Persien Gelegenheit und Mufse hatten in ihrem Berufe eine Fülle reicher Erfahrungen auf dem beregten Felde zu sammeln.

Dafs die Wissenschaft der europäischen Therapeutik in Persien gegenwärtig Anhänger unter den persischen Aerzten gefunden hat, kann nur als ein erfreuliches Zeichen des allmäligen Fortschrittes angesehen werden. Ist doch sogar auf den besonderen Befehl des Schah unter dem Titel (französische Uebersetzung): *Traité d'auscultation, de percussion et de palpation en langue persane par le Docteur Tholozan, premier médecin de S. M. le Schah de Perse (Téhéran* 1861) ein medicinisches lithographirtes Werk hervorgegangen, welches ausschliefslich für den Gebrauch und das Studium der persischen und indischen Aerzte bestimmt ist.

„J'ai eu pour but principal," — belehrt uns Hr. Dr. Tholozan im Betreff seiner verdienstreichen Arbeit, — „en écrivant ce petit traité, de faire connaître aux nombreux médecins qui existent en Perse et dans l'Inde, deux des plus grandes découvertes dont se soit enrichie la Sémeiologie depuis le commencement de ce siècle. Le seul moyen de faire progresser la médecine ici comme partout ailleurs, est d'éclairer d'abord le diagnostic des maladies. Or avons-nous à ce sujet de meilleurs guides que l'auscultation, la percussion et la palpation? — Les médecins de l'Orient étudient leur art dans les mêmes livres que nos pères étudiaient il n'y a pas plus de 150 ans. Je suis d'avis qu'il ne faut point faire fi de leur science parceque la nôtre a fait des découvertes importantes. Je ne crois pas qu'on puisse les faire renoncer en quelques années aux notions dont ils ont hérité de l'antiquité et qu'ils conservent avec religieuse fidélité. Le meilleur moyen de leur être utile et de servir la cause du progrès et de la civilisation, est de faire passer dans l'un des idiomes les plus répandus en Orient les résumés des découvertes Européennes, afin d'initier la partie instruite de la

population à nos connaissances. Le présent livre est un essai que j'ai fait dans cette voie."

Ueber die locale Verbreitung der Krankheiten in Persien sind meines Wissens gar keine oder nur sehr geringe Untersuchungen angestellt worden. Um so dankbarer aufzunehmen und anzuerkennen sind deshalb die ersten Beobachtungen, welche Hr. Dr. med. et phil. Häntzsche während seines Aufenthaltes in *Rescht* und im *Gilân* angestellt hat und welche ich nach seinen schriftlichen Mittheilungen an diesem Orte folgen lassen darf.

Die gewöhnlichsten Krankheiten im *Gilân* sind nach den beobachteten Fällen: verschiedene Rheumatismen, die Hypertrophie der Milz, der Leber und des Herzens, die Gastralgie, die Hydropsie (gewöhnlich nach dem Fieber), die Syphilis tertiaria (zu empfehlen Tartarus und Galle), die Flecke von Konia (?) und Scorbut.

Zu den weniger häufigen Krankheiten zählen: Cataracta, Blepharitis, Syphilis sec. und prim., die Blennorrhagia der Urethra, die Elephantiasis, Paralysis, die Hämorrhoiden und verschiedene Gattungen der Brüche. Die Alienatio des Geistes und die Epilepsie finden sich ziemlich oft.

Die vorher aufgeführten Krankheiten sind manchmal periodisch, d. h. sie brechen nur im Sommer aus.

Würmer und Bandwürmer sind eine häufige Plage der Einwohner des *Gilân*, besonders bei starken Männern, und die Unfruchtbarkeit der Frauen hat gewöhnlich darin ihren Grund. Mannigfache Krankheiten des Uterus, Amenorrhoe und Hysterie zeigen sich sehr häufig unter den Einwohnern des Gebirges, obschon das Urtheil darüber noch ziemlich beschränkt ist.

Die verschiedenen remittirenden und intermittirenden Fieber bilden eine Hauptplage der Bewohner des Landes, weil sie ebenso häufig auftreten als lange dauern, und, aus Mangel einer gehörigen Behandlungsweise der einheimischen Aerzte, eine gefährliche Wendung nehmen. Neben sehr heftigen Rheumatismen werden Ophthalmien sehr häufig beobachtet. Daran reihen sich katarrhalische Augen- und Halsleiden.

Der gastrische Katarrh zeigt sich gewöhnlich im Frühling. Langdauernde Diarrhöen werden bei grofser Hitze sehr gefährlich, daneben treten epidemische Cholerinen und die sogenannte asiatische Cholera auf. — Die letztgenannte Krankheit erschien im Jahre 1854 am 1. März in *Rescht*. Sie kam von *Mazenderân* her, woselbst sie ungemein wüthete. Am stärksten zeigte sie sich in der Nähe der Flüsse, wandte sich dann

nach *Rescht* und forderte viel Opfer. Die Zahl der von der asiatischen Cholera, von Cholerinen und von der Dysenterie hingerafften Personen kann nicht angegeben werden. Am meisten betraf sie die ärmere, sich schlecht und mangelhaft nährende Klasse der Bevölkerung und, wegen der unzureichenden Bekleidung der Bauchgegend, die Frauen. Bei eintretendem Regen und Kälte nahm die Cholera an Heftigkeit zu. In *Lenkerûd*, am Kaspischen Meere, forderte sie binnen 12 Tagen 30 Opfer.

Zu den seltener auftretenden Krankheiten gehören: Tuberkel, Gicht, Krebs, Amaurosis, Endocarditis, Pleuritis, Pneumonie, Angina fibrinosa und Typhus.

Nach der 20monatlichen Beobachtung meines vortrefflichen Gewährsmannes kommen Inflammationen im *Gilân* nicht vor, dagegen dauern die remittirenden und intermittirenden Fieber beständig fort. Im Winter 18$\frac{55}{56}$ übten katarrhalische Fieber vielfach schädliche Wirkung auf die Athmungs- und, kurze Zeit hindurch, auch auf die Verdauungs-Organe aus. Auch die Rheumatismen waren schwer zu bekämpfen und zu beseitigen, wie denn im Durchschnitt Rheumatismen und Katarrhe von der winterlichen Jahreszeit unzertrennbar sind, ähnlich wie gastrische Fieber im Frühling und biliöse Fieber im Sommer auftreten.

Die Zeit vom April bis Juli scheint die gesundeste im *Gilân* zu sein, die ungesundeste tritt in den Monaten Februar, März und Juni, August ein, was vor allen europäische Reisende sich ad notam nehmen mögen.

Sehr merkwürdig ist das plötzliche und sporadische Auftreten einzelner Krankheitsformen, die sonst nicht in *Irân* einheimisch sind oder sich nur selten zeigen. So theilte mir Hr. v. Gasteiger in einem Schreiben aus *Teherân* vom Jahre 1862 mit, dafs in dem genannten Jahre die arabische Beulen-Krankheit, welche gewöhnlich *le bouton d'Aleppe**) genannt wird, ein Abscefs, der sich an irgend einem Theile des Körpers, am häufigsten im Gesicht bildet, sich vielfach bei Persern und Europäern gezeigt hat. Die Perser bezeichnen diese Krankheit mit dem Namen *Sâlèk* (vom persischen سال *sāl*, das Jahr), da sie ein volles Jahr zu dauern pflegt.

Nach den mündlichen Angaben des Hrn. Dr. Fagergrin sind zu den

*) In Aegypten, wo diese sehr schmerzhafte Krankheit, an der ich selber in dem ersten Jahre meines Aufenthaltes an den Ufern des Niles im Jahre 1854 gelitten habe, ganz gewöhnlich ist, schreibt man sie dem Genufs des Nilwassers zur Zeit der Ueberschwemmung zu und bezeichnet sie deshalb mit dem Namen *Hamm-e'-Nil.*

im Süden *Irân's* verbreitetsten Krankheiten zu rechnen: Wechselfieber, Wassersucht und die sogenannte kalte *Gangraena*. Die Cholera (*weba*, wohl zu unterscheiden von *ta'un*, wodurch die Pest bezeichnet wird) ist viel schwächer als bei uns in Europa und tritt eigentlich alle Jahre und nur in einzelnen Fällen auf. Ganz allgemein verbreitet ist die Ophthalmie, gegen welche die persischen Aerzte mit stetem Erfolge in dieser Weise verfahren. Sie geben zunächst ein schmerzstillendes Narcoticum mit Namen *bèng* (Opium) ein, verschmieren alsdann das Auge mit einer Mischung von *alûn* (weifser Alaun) und *ser-tschubèh* (Curcuma) und wenden zuletzt die mit Wasser auf Stein geriebene *schâf-kermini* (kermanische Pille) an, die zwischen den Augenliedern durchgezogen wird.

Herr Dr. J. E. Polak (gegenwärtig Director des allgemeinen Krankenhauses in Wien), welcher lange Jahre als Leibarzt, ein moderner Ktesias, am Hofe des Schah von Persien zu *Teherân* gelebt hat und Persien und die Residenz des Schah verliefs, als die preufsische Mission in *Dar-el-Khalifèh* ihren solennen Einzug gehalten hatte, war gütig genug uns aus dem reichen Schatze seiner persischen Erfahrungen ein practisches Vademecum von Regeln der Diätetik in Persien zu hinterlassen, das ich um so weniger anstehe hiermit zu publiciren, als ich wünsche, dafs es auch späteren Reisenden in den von uns besuchten Theilen Asiens von Nutzen sein möge. Ich kann aus eigener Erfahrung und aus innigster Ueberzeugung versichern, dafs fern von aller Hülfe europäischer Aerzte bei dem plötzlichen Auftreten von Fieber oder Dysenterie nichts willkommener und wohlthuender für den Leidenden ist, als der geschriebene oder gedruckte Rath eines renommirten Arztes. Der Geist leidet ebenso sehr wie der Körper und übt auf den letzteren eine Wechselwirkung aus, deren Folgen je nachdem ebenso verderblich als heilbringend sein können.

1. Eine regelmäfsige Bewegung jeden Tages, besonders zu Pferde, ist zur Erhaltung der Gesundheit in Persien unerläfslich.

2. Nach einer starken Bewegung ist der Körper nur allmälig durch langsamere Bewegung in Ruhe zu setzen und abzukühlen. Diese Regel befolgt der Europäer für sein Pferd, selten für sich.

3. Es versteht sich von selbst, dafs die starke Sonnenhitze vermieden werden soll. Nur in der höchsten Noth unternimmt der Perser um

diese Zeit eine Reise, das Thier der Wüste zieht sich auf einen schattigen Platz zurück.

4. Der Kopf ist zu beschützen. Dazu dient am besten der Filzhut mit einem weifsen Tuch umwickelt.

5. Die Kleidung sei eine mehr warme als kühle, damit jedoch warme Kleider erträglich seien, müssen sie weit und nicht eng anliegend sein.

6. Die Füfse brauchen nicht so warm als bei uns gehalten zu werden, da kein Thau füllt, die Luft trocken ist, Schnupfen, Erkältungen und Flüsse nicht gekannt sind.

7. Es ist nützlich, im Sommer täglich ein kaltes Bad vor dem Frühstück oder Nachmittags zu nehmen. Jedoch bleibe man nur kurze Zeit im Wasser, trockene sich, oder besser reibe sich mit dem persischen härenen Beutel (*kisse-hämâm*) ab, mache dann einige gymnastische Bewegungen mit den Armen und Füfsen oder wenigstens einen raschen Spaziergang. Im Winter ist ebenfalls der Körper zu waschen, mit kaltem Wasser abzureiben und hierauf Gymnastik zu treiben.

8. Die Verdauung ist träge, daher nur zweimal des Tages Nahrung zu nehmen. Leckerbissen in der Zwischenzeit verderben die Verdauung.

9. Fleisch wird mäfsig genossen, besonders in der Sommerzeit; desto mehr Reis und gekochte Vegetabilien.

10. Früchte sind im ersten Jahre des Aufenthalts mäfsig zu geniefsen, besonders Melonen, Wassermelonen und Aprikosen. Harmlos in jeder Quantität sind Trauben.

11. Obst nach der Mahlzeit wird nicht vertragen.

12. Ist der Körper durch Bewegung erhitzt, darf Wasser nicht getrunken, auch nicht gebadet werden. Sonst ist Fieber unvermeidlich.

13. Es ist wohl zu bemerken, dafs jede Erkältung und Verdauungsbeschwerde nicht als Rheumatismus oder Gastrismus sich äufsert, sondern als Wechselfieber.

14. Stuhlverstopfung abwechselnd mit Diarrhöe artet zu Ende in Dysenterie aus.

15. Fieber mit Dysenterie grassiren zumeist vom 21. August bis 21. November. Um diese Zeit hüte man sich vor Erkältung und setze sich wenig der Nachtluft aus.

16. Beim Auftreten des Fiebers ist strenge Reisdiät einzuhalten. Absolutes Enthalten von Früchten, Säuren und Scherbets.

Will man sich davon schnell befreien, so nehme man eine Stunde vor dem Anfall Brechmittel (Tart. emetici gr. duo).

Den anderen Tag 6 Gran Chinin, in vier Dosen getheilt, alle drei Stunden eine Dosis.

Ebenso den dritten, vierten, fünften und sechsten Tag, zehn Tage folgend, jeden Tag 3 Gran Chinin.

Will man das Brechmittel vermeiden, so leistet das Bittersalz (*nemek frengi*), im Gewichte von 10 Toman früh genommen, gute Dienste. Die zwei folgenden Tage Chinin, den vierten Tag wieder Bittersalz etc.

Ist das Wechselfieber einmal eingebürgert und die Hautfarbe fahl, so hilft nur radikal der Aufenthalt in den Bergen (Elevation zwischen 6 bis 7000 Fufs), als *Lār*, *Lauroscheristanèk*, *Aemâmeh* etc.

Wäre dieses nicht möglich, so leistet die persische Gymnastik (das Stampfen und Hüpfen) vortreffliche Dienste.

17. Manchmal leistet bei chronischem Fieber das Vinum corticis peruv. bessere Dienste als Chinin.

18. Oft zeigt sich in Folge des Fiebers Nesselausschlag (Urticaria). Es ist dieses ein gleichgültiges Symptom.

19. Die Dysenterie tritt nur einmal im Leben auf.

20. Vernachlässigtes Fieber artet in Dysenterie aus.

21. Gegen Dys. acuta hilft am besten strenge Diät (Reis), Ruhe und den ersten Tag Ricinusöl (*Rugān gerdschek tâzèh*) 8 Miskal, den zweiten Tag *Rugān gerdschek* 4 Miskal, den dritten Tag *Rugān g.* 2 Miskal.

22. Sollte sie zur Chronicität neigen, dann hilft der Trabritt, Aufenthalt in Bergen, besonders *Lār*, und Genufs saurer Milch.

23. Im schlimmsten Falle ist eine Seereise und Europa Rettungsmittel.

No. 8. Litterarisch-Sprachliches.

Meinem Plane getreu, nur selbst erlebte Thatsachen und selbst erkannte Beobachtungen während unseres Aufenthaltes in Persien dem Leser mitzutheilen, enthalte ich mich auch in diesem Abschnitt jeder europäischen Bücherweisheit, die, allerdings verführerisch genug, mir Gelegenheit und Stoff in Hülle und Fülle geboten haben würde, einen an Namen und

an Daten reichen Aufsatz über persische Litteratur und Sprache zum Besten zu geben. Da ich mich aber einmal mit dem jetzt lebenden Geschlechte der Perser beschäftigt habe, so beschränke ich meine Bemerkungen in der angedeuteten Weise und beginne die litterarische Betrachtung zu meiner eigenen grofsen Freude als ehrlicher Panegyrist mit einer Lobrede.

Wahrlich ist es ein schöner, nachahmungswerther Zug im Charakter der Perser, dafs die ganze Bevölkerung ohne Ausnahme durch einen angeborenen offenen Sinn für jede Art litterarischer Bestrebungen ausgezeichnet ist. Der König auf dem Throne, der Minister im Diwan, der Mirza in der Schreibstube, der Kaufmann in der Bude, der Wasserträger auf der Gasse, der Bauer in der Hütte, die Frau im Harem, alle sind sie Bewunderer und Verehrer der nationalen Litteratur, alle sind sie im höchsten Grade begeistert von der Schönheit und der Gefälligkeit der Form, der Bilder, der Gedanken, des Inhaltes der Werke berühmter Schriftsteller. Und nicht nur, dafs die Perser ein gut Theil der Zeit, welche ihnen von den nothwendigsten Geschäften des Tages übrig bleibt, dazu verwenden, die Schriften iranischer Dichter und Prosaiker eifrig zu lesen und zu studiren (*sewâd dāschtèn*), nicht nur, dafs sie ganze Verse und Sätze auswendig lernen (*hefs kerdèn*), um solche in der mündlichen Unterhaltung oder in ihren schriftlichen Mittheilungen in passender Weise zu verwerthen: selber auch tauchen sie gedankenvoll das Schreibrohr in die zähe schwarze Farbe des *Kalemdân*, um sich in der Kunst zu erproben und zu üben, schön und geschmackvoll zu schreiben. Eine schöne Hand, ein schöner Styl (*ībarèt*), ein schöner Gedanke setzt den Perser in das höchste Entzücken. Diese den Geist veredelnde Anlage der Bewohner von *Irân* ist ein so verbreitetes Erbtheil, dafs ein allgemeiner Wetteifer nach litterarischer Ausbildung unter dem Volke herrscht und die Hochgebildeten nach dem Rufe eines vollendeten Schriftstellers mit sichtbarem Eifer streben. Selbst der König auf dem Throne mufs seinen Platz in der Litteratur dem *Schems-e'-schu'erâ* oder „der Sonne der Dichter“ und dem *Melek-e'-schu'erâ* „Könige der Dichter“ einräumen, und geizt mit leidenschaftlicher Begierde nach dem Ruhme, dafs seine Werke von den Fürsten der Poeten als klassische bezeichnet und somit der Unsterblichkeit geweiht werden. Bekannt ist, dafs *Feth-Ali-Schah*, dessen prosaische Arbeiten einen höheren Werth erlangt haben, als seine zu einem vollständigen Di-

wâne vereinigten Versuche auf dem Felde der Poesie, selbst Intriguen und Gewaltthat nicht für schmähliche Mittel ansah, um den zu seiner Zeit lebenden „Dichterkönig“ *Feth-Ali-Khân* zu bewegen, seinen königlichen Diwân mit dem Ehrenkranz des Klassischen zu krönen. Die höchsten Aemter und Würden werden demjenigen zu Theil, welcher sich durch seine Vollendung als Schriftsteller auszeichnet, und selbst nach seinem Tode wird jede von ihm geschriebene Zeile als ein kostbares Andenken aufgesucht und bewahrt, und schöne gedankenvolle Aussprüche von ihm leben in dem Munde der Nation. Ich selber habe bisweilen die von Anderen bereits hervorgehobenen Worte citiren hören, welche der unglückliche *Kaïmakam* wenige Minuten vor seinem Tode aussprach, als die Henker des Königs *Muhammed-Schah's* in das Gartenschlofs von *Negaristân* eintraten, um ihn durch Polsterkissen dem Erstickungstode zu weihen: *rûzgâr est în kèh gâh izzèt dehèd gâh khâr dârèd — tschärkh bâzigèr äz în bâzîtschehâ besiâr dârèd* „So ist die Welt! Bald giebt sie Ehren, bald hat sie Dornen; — das „Glück, ein Spieler, hat von diesen Spielchen gar viele!“

Unter den hochstehenden Personen der neusten Zeit haben die beiden Minister *Mirza-Said-Khân* und der bekannte *Ferrukh-Khân* den Ruf, sich in Rede und Schrift durch Eleganz und Gedankenreichthum des Ausdrucks hervorzuthun, so dafs ihre diplomatischen Actenstücke, Briefe und Billete von den Persern mit dem gröfsten Wohlgefallen gelesen werden. Dafs diese nicht immer dem europäischen Geschmacke zusagen, da sie mehr durch die Form des Ausdruckes und durch die Wahl der Bilder blenden, als durch Gedankenfülle des Inhaltes befriedigen, mag zugegeben werden, ist aber eine specifische Eigenthümlichkeit aller morgenländischen Litteratur. In letzterer Beziehung kann die in *Teherân* herausgegebene illustrirte Staatszeitung (*Rûznâmèh*), unter der Redaction S. M. des Schah, als ein wahres Muster angesehen werden. Die Erscheinung jedoch, dafs man aber gerade in neuster Zeit angefangen hat, den europäischen Anforderungen und Fortschritten Rechnung zu tragen, gereicht den Persern ebenso sehr zur Ehre, als sie den Beweis liefert, dafs europäische Geistescultur im Lande *Irân* einen sehr günstigen Boden gefunden hat und auch fernerhin im ausgedehntesten Mafsstab finden wird. Am meisten haben, meiner Meinung nach, dazu beigetragen die Erziehung persischer Kinder in Europa und die Uebersetzung europäischer wissenschaftlicher und belletristischer Werke in das Persische. In Paris erhalten meist auf

Staatskosten vierzig junge Perser, darunter die Söhne der vornehmsten persischen Beamten und Hofleute, vollständig europäischen Unterricht in der École polytechnique und in anderen Anstalten. Ich gestehe offen, dafs es mir während eines Aufenthaltes in Paris im Jahre 1862 die gröfste Ueberraschung und Freude bereitet hat, mit jungen Persern im Alter von 13 bis 16 Jahren eine französische Unterhaltung über wissenschaftliche Lehrobjecte zu führen. Dazu die vollständige französische Tracht, und ich habe meine Perser von Teherân gar nicht mehr wiedererkannt. In Bezug auf die Uebersetzungen in das Persische hat der Teherâner *Dar-el-fanûn* oder die École polytechnique bereits unter europäischer Leitung recht gute Arbeiten geliefert und neben der Uebersetzung historischer Werke europäischer Schriftsteller sind zahlreiche Schriften über Medicin, Mathematik, Arithmetik, Geographie, Geschichte u. s. w. aus dem Deutschen, Französischen, Englischen, Russischen in das Persische übertragen worden. Eine eigenthümliche Schwierigkeit liegt begreiflicherweise in der Herstellung der Grammatik europäischer Sprachen in das Persische, da die Darstellung der Aussprache und die grammatische und syntaktische Terminologie den persischen Gewohnheiten fremde Dinge sind.

Es ist der persischen Litteratur unserer Tage ein Nutzen und ein Schade, dafs an dem Horizonte ihres Daseins Sterne erster Gröfse leuchten, deren Glanz bis jetzt von keinem andern verdunkelt worden ist, ja von deren und in deren Lichte vielmehr alles zehrt und lebt. *Ferdosi Hâfiz*, *Sa'adi*, *Nezami* und wie sie alle heifsen mögen die grofsen Heroen der persischen Litteraturgeschichte sind unerreichbare Meister geblieben, ebenso bewundert heut zu Tage wie zu ihrer Zeit als Muster des guten Styles und des guten Geschmackes. Das zahlreiche Dichtervolk, welches in den Hauptstädten Persiens Verse schmiedet, ist nicht mehr im Stande aus dem frischen Quell eigenen Dichterthums zu schöpfen, — mit wunderbarer Ausnahme einer leider wenig verbreiteten und bekannt gewordenen Harems-Poesie von hervorragendem Gedankenreichthum, — und ihre ganze fast handwerksmäfsige Kunst besteht im feinen Entlehnen. Das Versmaafs, die Worte, Formen, Bilder, Gedanken, ja ganze Sätze der alten Meisterwerke werden stückweise herausgerissen und stückweise zu matten Mosaikwerken zusammengesetzt, voll Klang, ohne Sang. Der persischen Muse fehlt die Begeisterung, welche von grofsen Männern und grofsen Zeiten getragen wird. Der Dichter singt nicht um des Gesanges willen, son-

dern um klingendes Gold und die Gunst vornehmer Männer zu erwerben. Selbst der allbeliebte Poet *Mirza Habîb*, gewöhnlich *Qaânî* genannt (aus Schirâz gebürtig, gestorben im Frühjahr 1854), der andere *Hâfiz*, wie ihn die Perser mit schmeichelhaftem Lobe zu bezeichnen pflegen, ist nicht frei von den Gebrechen und Fehlern seiner Zeit, und seine vielfach gelesenen und bewunderten Qasiden tragen die gerügten Mängel hinlänglich zur Schau. Die Luft des Teherâner Hofes weht durch die Mehrzahl seiner poetischen Leistungen und der wenn auch feine Redeschwall bei untadeligster Form erdrückt den besten Gedanken.

Eher würde man es dem offiziellen Geschichtsschreiber *Riza-Kuli-Khân*, welcher im Anschlufs an die persische Chronik *Rauzet-e'-sefâ* eine mehrbändige Geschichte der neusten Zeit bis zu *Nasreddin* hin geschrieben hat, nachsehen, in seiner persischen Chronik voller Rücksichten gegen die Kadscharen-Dynastie und die höchsten Personen des Hofes gewesen zu sein.

Andererseits hat sich als Gegengewicht eine ziemlich selbstständige Litteratur entwickelt, die ebenso vorsichtig im Finstern schleichen mufs, als sie von den Persern vielfach gesucht und gelesen wird, wir meinen das politisch-satyrische Pamphlet. Mit scharfem, beifsendem Witz und in einer lebendig-frischen geistvollen Sprache werden in Abschriften und heimlichen Druckschriften die Fehler und Laster vornehmer und vornehmster Personen und Staatsbeamten blosgestellt und gegeifselt. Jedoch ist diese Art der Litteratur, worin sich ein gewisser *Mirza-Jaqub* als Meister hervorgethan hat, zu ephemerer Natur, um bei unserem allgemeinen Urtheile über den gegenwärtigen Zustand der persischen Litteratur in die Wagschale zu fallen.

Wenn das moderne Irân so reich an vielschreibenden Schöngeistern, aber arm an wirklich geistvollen Schriftstellern ist, welche die Nation mit den Blüthen ihrer Schöpfungen zu begeistern im Stande wären: so lebt dagegen, wie bereits angedeutet, die neue Welt von der ewigen Nahrung, welche ihnen als eine kostbare Erbschaft von den Altvorderen her überkommen ist. Die Lieder und Schriften der Vorfahren werden noch gegenwärtig nicht nur eifrig gelesen, studirt, bewundert, sondern immer und immer wieder abgeschrieben oder — gedruckt.

Im Jahre 1829 war durch den persischen *Mustofi Mirza Salèh* die erste gröfsere lithographische Presse nach Persien (zunächst nach *Täbrîz*) einge-

führt worden und es begann von dieser Zeit an der lithographirte Druck der Hauptwerke der persischen Litteratur. Diese Art der Vervielfältigung geistiger Productionen war dem sonst in Europa üblichen Typensatz der Bücher um so mehr vorzuziehen und verdiente sich um so mehr den allgemeinen Beifall der lesenden Perser, als den Bewohnern des Morgenlandes die steifen, form- und schwunglosen Buchstaben der orientalischen Bücher-Druckschrift europäischer Officinen nie recht behagt haben, während auf dem Wege lithographischer Darstellung den persischen Gewohnheiten und Liebhabereien für eine elegante, schwungreiche, dem Auge gefällige Schrift vollständig Rechnung getragen werden konnte. Die modernen Meister im Fache des Schönschreibens fingen an auf Stein zu schreiben und siehe da! die ersten Versuche hatten so günstige Erfolge, dafs ein Werk nach dem andern aus den Druckereien in *Täbrîz*, *Teherân*, *Isfahân* u. s. w. hervorging und das Geschäft der Buchhändler und Buchbinder einen ganz neuen Aufschwung erhielt. Wir haben während unseres Aufenthaltes in Persien die Mehrzahl der bis auf die neuste Gegenwart hin gedruckten Werke, gröfsere und kleinere, gesehen und können versichern, dafs die Zahl derselben weit über dreihundert Autoren angeht. Ein gut Fünftheil davon ist in der gelehrten Sprache, dem Latein des Morgenlandes, d. h. arabisch abgefafst und behandelt auch meist gelehrte Gegenstände, vor allen das Studium der Religion, der Auslegung des Korans und der Jurisprudenz.

Die andere, bei weitem überwiegendere Parthie behandelt die schöne Litteratur, von den älteren Hauptdichtern und Schriftstellern an bis zu den modernen *hommes de lettres* hin, ferner die belehrende Prosa, an ihrer Spitze die zahlreichen Chroniken oder *Nâmèh's*, welche die Geschichte ganzer Völker, Dynastien und einzelner Könige, meist poetisch und mit bilderreichem Wortschwall ausgeschmückt, darstellen. *Mirkhond's* berühmte und schon vorher citirte mehrbändige Universalgeschichte *Rauzèt-e'-sefâ* ist in dieser Beziehung jedenfalls das bedeutendste und umfangreichste historische Werk, welches die lithographische Presse verlassen hat.

Während in ganz Persien die vollständigen Diwane oder Auszüge und Anthologien der Hauptdichter, sowie gröfsere prosaische Werke die aufheiternde oder ernste, zum Nachdenken auffordernde genufsreiche Lectüre bilden, haben wenig umfangreiche und leicht geschriebene Volksbücher den Zweck zu unterhalten, selbst auf Kosten des Wohlanstands und der guten Sitte. Es hat sich bis zu einem persischen Don Quixote hin eine

Art von Volksroman, halb Prosa halb Poesie, entwickelt, der von dem gewöhnlichen Theile der Bevölkerung mit grofsem Eifer gelesen wird und in vielen Beziehungen unseren Volksbüchern (Geschichte vom gehörnten Siegfried, von den vier Haimonskindern, Kaiser Rothbart, Till Eulenspiegel u. s. w.) passend an die Seite gestellt werden kann. *Khosru* und *Schirîn*, *Jussuf* und *Zuleikha*, *Madschnun* und *Leïle*, die sieben Schönheiten und dem Aehnliches bilden unerschöpfliche Themata, die durch gleich kunstlose Vignetten illustrirt sind als wir sie in unseren gewöhnlichen Volksbüchern antreffen.

Wie sich ein bedeutender Theil ausgezeichneter persischer Handschriften bereits seit längerer Zeit in den gröfseren europäischen Bibliotheken befindet, so haben auch die persischen Druckschriften und Bücher allmälig angefangen in einzelnen Sammlungen nach Europa zu kommen. Das Meiste in dieser Beziehung haben sich bisher Franzosen und Engländer angelegen sein lassen. Die preufsische Mission hat auch ihrerseits nicht verfehlt nach dieser Seite hin den Interessen des Vaterlandes gerecht zu werden und eine beinahe vollständige Sammlung der persischen Druckwerke erworben und nach der Heimath übergeführt.

Neben der geschriebenen und gedruckten Litteratur lebt eine Art von Poesie im Munde des Volkes, deren Sprache (*härf-e-awâm*) und Inhalt eben nicht eine Glanzseite der persischen Geisteserzeugnisse bildet, vielmehr dahin gehört, wo sie geboren wird, ich meine nach dem Bazar und nach der Gasse. Ich habe bereits im ersten Bande dieser Reisebeschreibung (S. 389 fl.) eine Probe dieser Art von Poesie gegeben und mufs von Neuem darauf verweisen, aus dem einfachen Grunde, weil die übrigen zu meiner Kenntnifs gelangten Volkslieder mir beim blofsen Lesen schon eigenthümliche Bedenken erregen.

Viel höher stehen die öffentlich auf der Strafse vor einem anwesenden Volkshaufen oder in den Privatwohnungen vor einem ausgewählten Kreise vorgetragenen Geschichten, durch welche die Derwische ihre Zuhörer zu erbauen, zu unterhalten oder zu erheitern pflegen. Bald nämlich liegt ihrem Inhalte die Märtyrer-Legende zu Grunde, bald ein Stoff, welcher mit persischem Zuschnitt den anmuthigen Erzählungen aus dem arabischen „Tausend und eine Nacht“ entlehnt ist, oder den historischen Roman behandelt, bald endlich enthalten die Geschichten eigene, mit reichem Witz ausgestattete Erfindungen, die gewöhnlich sehr spannend beginnen,

zuletzt äufserst schmutziger Natur zu werden pflegen, die persischen Zuhörer jedoch auf das Höchste entzücken. Der persische Derwisch besitzt ein ungewöhnliches Talent zum Erzählen, er ist dabei voller Leben und Feuer, und seine Phantasie weifs die einfachste Geschichte in das bunteste Gewand einer reich ausgeschmückten Darstellung zu kleiden. Die Derwisch-Litteratur, so anziehend sie nach manchen Seiten hin ist, lebt aber nur im Munde der Erzähler und ist weder in Handschriften noch in Druckschriften aufzufinden.

Ein eigener Bestandtheil der Volks-Litteratur bildet das alljährlich in Persien aufgeführte und im ersten Bande dieses Werkes beschriebene religiöse Schauspiel der تعزيه (*ta'zīeh*). Die Schauspieler, meist Handwerker und Kinder ärmerer Leute unter der Oberleitung eines Dirigenten, ziehen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und führen jene merkwürdigen Dramen auf, deren Inhalt die Legende der Märtyrer ist oder, wie es die Perser nennen, das جنگ شهاده (*dscheng-i-schehādèh*) „der Kampf des Glaubenszeugnisses“. Die Stücke beruhen auf herkömmlichen Texten, die jedoch von den einzelnen Schauspieler-Banden vielfach geändert, verkürzt oder verlängert zu werden pflegen, je nach dem Publikum, vor welchem sie aufgeführt werden sollen. Die einzige vollständige Sammlung dieser Dramen, der Zahl nach 33, welche bis jetzt nach Europa gekommen ist, enthält eine persische Handschrift im Besitz des Herrn Alex. Chodzko. Dieser Gelehrte hat eine kleine Auswahl derselben als *Répertoire du théâtre persan* in einer lithographirten Ausgabe der wissenschaftlichen Welt Europas zugänglich gemacht. Ein grofser Gewinn, wie mir wenigstens scheint, ist für die persische Litteratur darin nicht enthalten, da es eben Theaterstücke sind, die nicht zum Lesen, sondern für die dramatische Darstellung bestimmt sind. In der Abbildung hierneben habe ich nachträglich die getreue Copie des Anblicks, der sich uns bei der Aufführung der *Ta'zīeh* in dem Hofe der Moschee von *Rustemabâd* am 20. Juli 1860 darbot. Ich verweise auf die genaue Beschreibung im ersten Bande S. 263 fl.

Wenn ich hieran einige Bemerkungen über das Wesen und die Verbreitung der persischen Sprache reihe, nebst einer Notiz der anderen in Persien gesprochenen Idiome, so geschieht dies wiederum nur in soweit, als ich mich innerhalb der Grenzen eigener Erfahrungen und Beobachtungen bewege.



Persisches Trauerspiel.

Bereits an verschiedenen Stellen dieses Werkes ist gelegentlich als Reiseanmerkung angeführt worden, dafs die persische Sprache nicht etwa in dem ganzen Lande verbreitet ist, welches wir Persien, die Perser selber *Irân* benennen. Dagegen spricht schon die einheimische Bezeichnung *zebân-i-Fârsi**), worunter das Persische von den Persern selber verstanden wird und welche eigentlich die in dem Stammlande *Fârs* (die alte Persis) oder *Fârsistân* (mit der heutigen Haupstadt *Schirâz*) geredete Sprache bedeutet. Der Versuch einer genauen localen Abgrenzung der in Irân in vielfachen Dialekten verbreiteten persischen Sprache würde eine eigene verdienstvolle Arbeit erheischen, der ich fern stehe, da ich nur diejenigen Strecken Persiens zu Pferde, in Tagemärschen von sechs bis zwölf Stunden, durchreist habe, durch welche sich in westlicher Richtung von Teherân die Haupt-Karawanenstrafsen hindurchziehen. Was ich da persönlich kennen gelernt und auch sonst noch im Lande von erfahrenen Personen unter den Eingeborenen über die Verbreitung der persischen Sprache und anderer Idiome gehört habe, will ich gleich an dieser Stelle kurz zusammenfassen.

Das reine Persische, befreit von dialektischen Beimischungen, also die Sprache des Hofes und der Schriftstücke, wird in den Hauptstädten des Landes *Teherân*, *Hamadân*, *Isfahân*, *Schirâz* und in den gröfseren Ortschaften an den Strafsen zwischen den voraufgeführten Städten von der Bevölkerung geredet. In dialektisch sehr verschiedenen Weisen wird das Persische in den Provinzen *Mazenderân* (südlich bereits von der Stadt *Ask* an s. Bd. I. S. 295), *Gilân* und *Talisch*, sowie in den Dörfern gesprochen, welche den Hauptstädten des Reiches ferner liegen. Die Abgrenzung der persischen Sprache in den Nordtheilen des Landes *Irân* wird nach Westen hin geographisch durch die Stadt *Mianèh* bezeichnet (s. Bd. I. S. 184), von welcher an die Bevölkerung der Städte und Dörfer, mit Ausnahme der höheren Regierungsbeamten und der Geistlichkeit, nicht mehr das Persische, sondern allein das *Turki*, d. h. die osttürkische Sprache redet, welche in der ganzen Provinz von *Azerbeidschân* als Volksidiom gang und gäbe ist, daher auch gewöhnlich *Azerbeidschânî* genannt wird. Jedoch ist bei dieser Gelegenheit gleich anzuführen, dafs umgekehrt die ganze per-

*) Nicht zu verwechseln mit dem nahverwandten Worte *Parsi*, womit man in Persien in einer anderen Ausdrucksweise die *Geber* oder Feueranbeter zu bezeichnen pflegt.

sisch redende Bevölkerung im Norden von Irân (als Grenze kann die Karawanenstrafse von *Teherân* nach *Hamadân* angegeben werden, vergl. Bd. I. S. 337) des Türkischen so vollständig mächtig ist, dafs man z. B. in Teherân die gewöhnlichen Leute auf der Strafse und in den Bazaren, und in den Häusern die Diener, nur türkisch mit einander reden hört. Das ungebildete türkische Idiom, wiewohl einst die officielle Hofsprache und noch gegenwärtig die Sprache in der Kadscharen-Familie des Schah, hat dadurch einen solchen Einflufs erlangt, dafs sogar eine Menge Wörter (freilich nur die gewöhnlichsten Ausdrücke des Lebens bezeichnend) in das Persische übergegangen sind, obwohl dieser gebildeten Sprache die entsprechenden Bezeichnungen durchaus nicht fehlen. Wiederum mufs aber andererseits zugestanden werden, dafs dasselbe *Azerbeidschânî* eine bedeutende Zahl von Wörtern der persischen Sprache in sich aufgenommen hat, welche nicht leicht durch den türkischen Sprachgenius verdrängt werden möchten.

Vielfach gemischt mit den persischen Dialekten und dem *Azerbeidschânî* tritt die erst in neuerer Zeit in ihrer Bedeutung erkannte litteraturlose kurdische Sprache (medopersischen Ursprunges) sporadisch in den nordöstlichen Theilen Persiens auf, hier und da auch im Süden, und gewinnt an allgemeinerer Verbreitung, je mehr sie sich der persisch-türkischen Grenze im Westen und dem eigentlichen *Kurdistân* oder dem Kurdenlande nähert. Die kurdischen Wanderstämme, welche als *Ilât* zerstreut in den Thälern und Bergen Persiens leben, bedienen sich ihrer dialektisch wiederum sehr verschiedenen Muttersprache nur im gegenseitigen Verkehr unter einander, reden aber sonst, je nach den Wanderbezirken, welche ihnen Gewohnheit und Gesetz zugetheilt haben, das Persische oder das *Azerbeidschânî*.

Unter den Dienern der K. Preufsischen Mission befand sich ein braver, sehr heruntergekommener Kurde, ein ehemaliger Stammhäuptling, nach dessen Angaben folgende Kurdenstämme als *Ilât* in den bekannteren Theilen Persiens leben sollen. 1. *Kurd-e-laulau* (weit verbreitet in *Azerbeidschân* und im *Gilân*) und die *Hadschewènd*, *Kudschur* und *Kelardèscht* (in *Mazenderân*). 2. Die *Mafi*, *Päinewend* und *Dschellilewend* (Lager bei *Qazwîn*, zusammen 5,000 Köpfe, gegenwärtig unter *Gelisch-Khân-Sartip*). 3. Zwischen *Kirmanschahân-Khorremabâd-Schuschtèr* und *Dezfil*: die *Bakhtiâri* (100,000 Köpfe) zerfallend in a. die *Schärlink* (sic) und b. die *Heflink*

(sic), die *Gusiewènd* (viel), die *Nanekali* (viel) und die *Kalhur* (20,000 Köpfe). Die *Khudawendelu* und die *Kaschkei* (70,000 Köpfe) in der Umgebung von *Schirâz* sprechen dagegen das Türkische. 4. Die *Kurdbédscheh* (3,000 Köpfe, stellen 300 Reiter), die *Hedawènd* (bei *Weramîn*), die *Pasiki*, die *Nefèr* unter *Hadschi Abbas-Kuli-Khân* und die *Siasepur* unter ihrem *Jusbaschi Hanler-Khân* — sämmtlich zum *Lâr*-Thal gehörig (s. Bd. I. S. 285) — sprechen dagegen wiederum das Kurdische. Ich lasse hier, nach den Angaben meines Gewährsmannes, einige Sprachproben folgen, auf die Gefahr hin Ueberflüssiges oder Langweiliges mitzutheilen.

wekhuda Gott, pers. *khudā*.
rûj Tag, mazenderanisch u. pers. *rûz*.
scheau Nacht, maz. *schu*, pers. *schäb*.
mang { Mond / Monat } pers. *māh*.
khor / *hüretaù* } Sonne, maz. *khūr*, pers. *khurschīd* oder *aftâb*.
buran Regen, pers. *bārân*, *bārisch*, maz. *wārisch*.
agir Feuer, pers. *ātesch*.
aü, *au* Wasser, pers. *âb*, maz. *û*.
dschān Frau, maz. *genna*, pers. *zèn*.
ditt Mädchen, pers. *dukhtèr*, maz. *ridscha*.
kŭr Sohn, pers. *pisèr*, maz. *rikā*.
pièr Vater, maz. *pār*, pers. *pädèr*.
mār Mutter, maz. *mar*, pers. *māder*.
bera Bruder, maz. *berār*, pers. *berādèr*.
khujer Schwester, maz. *khakhèr*, pers. *khāhèr*.
tschäm Auge, pers. *tschäschm*.
pitt Nase, pers. *demâgh*.
suân Zunge, pers. *zebân*.
mîl Hals, pers. *gerdèn*.
gā Ochs, pers.-maz. *gâu*.
pâs Hammel.
wersa Kalb.
werk Lamm, maz. *wèrreh*, pers. *berrèh*.
māl Haus, pers. *khānèh*, maz. *khénneh*.
māl-el die Häuser.

asp-el die Pferde.
khās gut, pers. *khub*, maz. *khār.*
gaurè groſs, pers. *busurg*, maz. *gāt.*
imeru heute, pers. *imrûz.*
düeke gestern, pers. *dīrûz.*
perake morgen, pers. *ferdâ.*
vesperake übermorgen, pers. *pes-ferdâ.*
weràs oben, maz. *dschūr*, pers. *bālâ.*
*dschöèr**) unten, maz. *dschìr*, *dschĕr*, pers. *pāîn.*
ferä serd-è es ist sehr kalt.
haua khās-è die Luft ist gut, maz. *hewâ khār-è.*
khösch hatîn seid willkommen.
jek kās-e-au bār bring ein Glas Wasser.
au niè es ist kein Wasser da.
au fere-ï es ist viel Wasser da.
i-rä khās-è hier ist's gut.
ä i-rä bedschu wa u-rä von hier gehe dorthin.
mĭn hāmä i-rä ich bin hier.
tün haïna du bist.
éwä ha er ist.
īmä (*immä*) *haïme* wir sind.
hümme haïnè ihr seid.
awanä (*auane*) *haïnè* sie sind.
kitab-e-mĭn mein Buch.
kur-e-ewä sein Sohn.
tün māl neïri du hast kein Haus.
nauker-el-mĭn dīme ich sah meine Diener.
we nauker-el-pül dâme den Dienern gab ich Geld.
au miarĭm ich trinke Wasser.
tün guschte miarin du iſst Fleisch.
ewä brindsche miarì er iſst Reis.
īmä scharabe miarīm wir trinken (essen) Wein.

*) In einem Aufsatze des Dr. Blau über kurdische Stämme (Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellsch. Bd. XVI. S. 610) heiſsen zwei Kurdenstämme بروارى ژورى *Berwârî-dschûrî* und بروارى ژيرى *Berwârî-dschjîrî*, offenbar mit der Bedeutung von „der obere Berwari-“ und „der untere Berwari-Stamm“.

hümme näne miarîn ihr esset Brot.
auane näne miarîn sie essen Brot.
min au huardîm ich trank Wasser.

Eine Vergleichung der kurdischen Sprache mit dem persischen Dialekte *Mazenderāni*, wie ich ihn von Eingeborenen aus dem Thal des *Haras*-Flusses, in dem Distrikte *Ladscherâ* (s. Bd. I. S. 286), kennen gelernt habe, scheint mir die Beweise zu liefern, dafs zwischen beiden eine mehr als zufällige Verwandtschaft liegt, und dafs man gut thun wird, genaue comparative Studien zwischen dem *Mazenderāni* und dem Kurdischen anzustellen.

In den Städten und Dörfern der Hochflächen, durch welche sich die Karawanenstrafse von *Hamadân*, — um welche Stadt, nebenbei bemerkt, sich eine sonderbare Mischung persischer, türkischer, kurdischer und Zigeuner-Dialekte geltend macht, — nach *Isfahân* hinzieht, wird mit sehr geringen Ausnahmen rein persisch gesprochen. In Bezug auf besondere dialektische Verschiedenheiten verweise ich auf meine Bemerkungen Bd. II. S. 16 zu dem Orte *Gilli* und S. 32 zu der Ortschaft *Khonsâr* oder *Khunsâr* (خوانسار). In und hinter dem Gebirge im Westen der genannten Strafsen reden kurdische, lurische und bakhtiarische Stämme eigene Idiome, über deren Eigenthümlichkeit mir nichts Näheres bekannt geworden ist.

Auf dem Wege von *Isfahân* bis *Schirâz* hat das Persische seine volle Geltung. In *Arabistân* und in den an die Ostküste des persischen Meerbusens angrenzenden Theilen *Farsistân's* tritt die arabische Sprache bei der Bevölkerung in den Vordergrund.

Zum Schlusse dieser kurzen Bemerkungen mag nicht unerwähnt bleiben, dafs die in Persien zerstreut lebenden Zigeuner-Stämme eine Sprache reden, die zu der allgemeinen Zigeunersprache gehört, nur mit persischen Wurzeln und Formen mannichfach versetzt ist. Der gegenwärtige französische Gesandte in Teherân, Graf Gobineau, hat in einer Mittheilung an Hrn. Prof. Pott (abgedruckt in der Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft Bd. XI. Seite 689 fl. unter dem Titel „Persische Studien I. Die Wanderstämme Persiens.") eine sehr nützliche Zusammenstellung der den Norden Persiens durchziehenden Zigeunerstämme gegeben, unter welchen auch die *Zerger-e-Kermâni* (زرگر کرمانی) erscheinen, „ein Stamm von Goldschmieden, der von den Griechen (Alexander M.) abzustammen behauptet." Ich führe diese hier besonders an, weil es dieselben sind, von

denen ich Bd. I. S. 339 bei der Bekanntschaft eines *Serger*, richtiger *Zerger*, aus *Hamadân* in dem Orte *Köschkèh* gesprochen habe, ohne damals zu ahnen, es mit einem Zigeuner zu thun zu haben. Die von mir l. l. angeführten Sprachproben erklären sich nun leicht als ein zigeunerisches Persisch-Rothwelsch, das sich zu dem reinen Persisch genau so verhält, wie die vom Consul v. Kremer in seinem Werke über „Aegypten“ (Leipzig 1863 Bd. I. S. 131 fl.) mitgetheilten Proben des *Ababdeh*-Rothwelsch der Ababdeh-Scheikhs zum reinen Arabischen.

No. 9. Commercielles.

Als in den Jahren 1856—1858 der gegenwärtige persische Minister *Ferrukh-Khân*, ein Mann, der erfahrungsmäfsig nach seiner Rückkehr aus Europa den Europäern nichts weniger als hold geblieben ist, in der Eigenschaft eines Gesandten des Schahynschach in Paris weilte, woselbst er mit seiner zahlreichen persischen Begleitung nicht ohne einen gewissen Glanz, erhöht durch seine einnehmende Persönlichkeit und ein sehr geschmeidiges Wesen, auftrat: wurde die Aufmerksamkeit der bedeutendsten europäischen Regierungen auf Persien gelenkt und man beeilte sich die gute Gelegenheit zu benutzen, um mit dem Vertreter der Regierung des persischen Schah Freundschafts- und Handels-Verträge abzuschliefsen oder die bereits früher abgeschlossenen zu erneuern und allgemein auf den Inhalt des französischen Handelsvertrages zurückzuführen. Auch Preufsen, wie bereits in den einleitenden Worten zum ersten Bande der persischen Reise bemerkt worden ist, blieb nicht hinter den übrigen Regierungen Europa's zurück und schlofs für sich und im Namen der Zollvereinsstaaten am 25. Juni 1857, vorerst auf acht Jahre, einen Handels- und Freundschafs-Tractat mit Persien ab, der am 31. März 1858 zu Paris ratificirt wurde. Dieser Vertrag wurde von dem vaterländischen Handels- und Gewerbestande so günstig aufgenommen, dafs in der Sitzung des Hauses der Abgeordneten vom 13. Februar 1858 der Abgeordnete Diergardt die Rednerbühne bestieg, um dem Ministerium für den Abschlufs desselben aufrichtigen Dank dafür auszusprechen, weil dadurch dem deutschen Handel eine neue Absatzquelle eröffnet worden sei. Die Errichtung eines General-Consulates, so

wie die Einsetzung preufsischer Consuls in Persien sollten Statt haben, sobald die eingezogenen officiellen Erkundigungen und Erfahrungen über die Bedeutung der gegenseitigen commerciellen Beziehungen zwischen Persien und Deutschland nähere Anhaltspunkte gewährt hatten.

Die Mission des preufsischen Consuls Dr. Blau nach Persien (1857), woselbst derselbe in der wichtigsten Handelsstadt des ganzen Reiches, *Täbrîz*, sich über persische Handelsverhältnisse zu belehren suchte, besonders in Voraussicht auf die möglichen Erfolge einer directen deutschen Handelsverbindung, hatte eine bekannte fleifsige Arbeit des gewandten und gelehrten Consuls zur Folge, welche unter dem Titel: Commercielle Zustände Persiens, Berlin 1858 (bei R. Decker), erschien und dem deutschen Handel in Persien ziemlich günstige Prognostica stellte.

Bald darauf wurde unter der umsichtigen Leitung des um die Interessen des deutschen Handels so hochverdienten Minister-Residenten Baron v. Minutoli die Königlich Preufsische Mission nach Persien entsendet, welcher sowohl während ihres längeren Aufenthaltes in den Hauptstädten dieses Landes, sowie auf ihren Reisen durch den cultivirtesten Theil desselben die beste Gelegenheit zu Theil ward, genaue Beobachtungen und Erfahrungen an Ort und Stelle zu machen und möglichst sichere Nachrichten und Erkundigungen über die gegenwärtigen commerciellen Zustände Persiens von glaubwürdigen europäischen Kaufleuten einzuziehen. Die Resultate unseres Aufenthaltes entsprechen auch nach der Seite der commerciellen Verhältnisse den mannichfachen Enttäuschungen, welchen die Mitglieder der K. Mission beinahe täglich in Bezug auf ihre Erwartungen ausgesetzt gewesen sind, so dafs bereits nach einem viermonatlichen Aufenthalte in Persien der Chef der Mission alle gehegten Hoffnungen und Aussichten so gut wie vollständig fallen liefs und folgende Worte eigenhändig in Form einer Notiz niederschrieb.

„Man glaubt, der deutsche Handel, Zollvereins- und preussische Industrie-Artikel finden siegreiche Concurrenz und Absatz in Persien, und es sei dringend nöthig, um den beträchtlichen deutschen Handel nach Mittel-Asien zu erweitern, einer Centralisation des deutschen Schutzes durch Ernennung eines General-Consulates mit diplomatischem Charakter zu entsprechen.

Die Voraussetzung ist irrig. Der Gesammtbetrag deutscher

Einfuhr ist unbedeutend, und das Vaterland nicht in der Lage, eine kräftige Vertretung zu sichern, da Preufsen nicht drohen, keine Flotten und Heere senden kann und sich selbst auf andere Gesandtschaft stützen mufs. Alle Deutschen in Persien stehen unter englischem oder russischem Schutz. Da dieser allein wirksam ist, so wollen sie denselben nicht aufgeben."

Eine Darlegung sämmtlicher Ursachen, welche ein so wenig erfreuliches und den vaterländischen Interessen so wenig ersprießliches Urtheil hervorgerufen haben, erfordert eine besondere Arbeit, zu welcher allerdings das vollständige Material actenmäfsig gesammelt ist. Da eine solche Zusammenstellung jedoch die nothwendigen Grenzen dieses Anhanges bei weitem überschreiten würde, so beschränke ich mich auf eine kurze Darlegung derjenigen Schwierigkeiten, welche unter den gegenwärtig bestehenden Verhältnissen den Verkehr mit Persien für Deutschland beeinträchtigen und sehr reiflich erwogen werden müssen, ehe man es unternimmt, mit den Persern directe Verbindungen anzuknüpfen.

Die lange Dauer und Schwierigkeit des Waarentransportes deutscher Industrieartikel auf dem gewöhnlich eingeschlagenen Landwege durch Asien, sei es nun durch das türkische Kleinasien von Trapezunt aus, sei es von dem hafenlosen seichten Orte Poti aus durch den Kaukasus und die russischen Provinzen zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere, ist der Art, dafs sie jede Beschreibung weit hinter sich läfst. Ganz abgesehen von dem bedeutenden Zeitverlust, nothwendigerweise herbeigeführt durch den Karawanentransport auf dem Rücken von Pferden, Maulthieren und Kameelen in langsamen Tagemärschen, sind die Strafsen nicht etwa regelrecht angelegte Chausséen, sondern reine Naturstrafsen auf meist felsigem Boden, auf denen seit Jahrhunderten die Karawanen einhergehen. In verschiedenen Kapiteln dieses Werkes ist bereits mehrfach darauf hingewiesen worden, so dafs ich mich füglich jeder Wiederholung einer Schilderung enthalten kann. Dazu kommt, dafs die Strafsen je nach der Verschiedenheit der Jahreszeit mehr oder minder schwierig zu passiren sind, so dafs oftmals die gröfsten Zeitverluste durch längere Aufenthalte an einem und demselben Orte entstehen können. Im Winter 1860/1861 z. B. brauchten Waarensendungen von *Täbrîz* nach *Teherân* (etwas über 80 deutsche Meilen) volle drei Monate Zeit!

Trägt so die Natur, zum Theil freilich durch Schuld des Menschen, das

ihrige dazu bei, den regelmäſsigen Waarenverkehr ins Stocken zu bringen, so treten andererseits neue Hindernisse in den Weg, welche der Mensch direct hervorruft. Ich führe zunächst die durchaus nicht unbedingt zu verbürgende Sicherheit an, welche den Karawanen, besonders kleineren, durch unvermuthete räuberische Ueberfälle erwächst. Wenn auch auf denjenigen Gebieten, welche in der Nähe der Städte, Dörfer und sonstiger Ortschafschaften liegen, eine solidarische Verpflichtung der Entschädigung des Geraubten vorliegt, so ist doch da, wo einsame, öde Strecken im Gebirge zu passiren sind, selbst unter dem Schutze bewaffneter Begleitung die Sicherheit der Waare gefährdet und das Risico für den Versender ein ziemlich bedenkliches.

Die sorgfältigste Verpackung ist eine *conditio sine qua non* für die nach Persien entsendeten Waaren, um sie sowohl gegen den Einfluſs der Temperatur als gegen mögliche Beschädigungen zu schützen. Wenn auch die Ballen bei ihrer Ankunft auf asiatischem Boden sorgfältig in Thierfelle eingenäht werden, um sie gegen äuſsere Einflüsse zu sichern, so können hierdurch in keiner Weise die Folgen einer eigenthümlichen Abpakkungsmethode der Karawanenführer und ihrer Knechte verhindert werden. Bei jedem Halt wird nämlich der Knoten des Strickes, welcher je zwei Ballen auf dem Rücken der Lastthiere zusammenhält, gelöst und die beiden Waarenballen stürzen mit möglichster Kraft plötzlich auf den Boden zu beiden Seiten des Thieres nieder. Ein solches, Monate lang andauerndes landesübliches Verfahren kann natürlicherweise nicht verfehlen, zerbrechlichen Waarenartikeln, besonders bei schlechter oder leichter Emballirung, den gröſsten Schaden zuzufügen, so daſs dem Versender bisweilen die gröſsten Verluste erwachsen.

Ein Haupthinderniſs in dem regelmäſsigen Waarenverkehr zwischen Persien und dem Auslande liegt vor allen in den ungeordneten Verhältnissen des persischen Douanewesens. Nach den Handelsverträgen müssen für exportirte und importirte Waaren von den ausländischen Kaufleuten (mit alleiniger Ausnahme der türkischen, welche 4 pCt. zahlen) 5 pCt. ad valorem an den Hauptzollstätten Persiens ein- für allemal gezahlt werden. Bei der weiten Auslegung, welche der Bestimmung „ad valorem“ angepaſst werden kann, zogen es die europäischen Kaufleute anfänglich vor, sich mit den persischen Douaniers abzufinden und per Last, ohne Rücksicht auf die besondere Art der Waare, eine bestimmte Summe

zu zahlen, die den Eingangs- oder Ausgangszoll nicht ganz auf 5 pCt. steigen liefs. Im Laufe der Zeit, als die Douane in Pacht gegeben wurde und beinahe alljährlich förmliche Auctionen um dieselbe persischerseits Statt fanden*), stieg die Ziffer immer höher, so dafs der Zoll schliefslich weit über 5 pCt. betrug. Den Kaufleuten, welche nicht freiwillig auf die gestellten Forderungen eingingen, wurden die Waaren Monate und Wochen lang von den persischen Zollbehörden zurückgehalten, so dafs sie zuletzt, nur um sich vor gröfseren Verlusten zu bewahren, in die übertriebenen Forderungen eingehen mufsten. In den Jahren 1859 und 1860 hatten die geforderten Zölle keine Grenze mehr. Während man z. B. in *Täbrîz* vorher für Indiennes per Last 32 *Qrân* und für weifse und graue Cotons 16 *Qrân*, so wie an die *Rähdäri* von *Khoi* und *Heft-tscheschmeh* 3¾ *Qrân* gezahlt hatte, mit einem Zuschlag von 5 *Qrân* Seitens des Käufers, sobald die Waare in Persien verkauft und nach Transkaukasien exportirt war: so traten in den bezeichneten Jahren solche Erhöhungen ein, dafs die 32 und 16 *Qrân* auf 42 resp. 21, exclusive jenes Zuschlags an die *Rähdäri*, getrieben wurde und beim Export nach Transkaukasien die in Rede stehenden 5 *Qrân* auf die unglaubliche Höhe von 40 *Qrân* bei christlichen Kaufleuten und auf 30 *Qrân* bei muselmännischen hinaufgeschroben wurden. Bei unserem Abgange von Teherân war die ganze, den europäipäischen Handel so sehr erschwerende Angelegenheit noch in keiner Weise geordnet, vielmehr die europäischen Missionen von den bedeutendsten Handlungshäusern**) in *Täbrîz* angegangen worden, das Zollwesen in gesetzlicher, dem Sinn der Verträge mit Persien entsprechender Weise zu regeln. Allerdings liegt da die Schwierigkeit vor, in welcher Weise jene 5 pCt. ad valorem zu verstehen seien, ob nach der Factur von dem wirklichen Kostenpreise der Waare, oder nach dem Durchschnittspreise der Waare an dem Verkaufsorte, nach Abzug der für Diskonto, Zahlungsfrist und Gewinn erforderlichen Summe. Am empfehlenswerthesten bliebe es

*) Im März 1861 betrug der Pachtschilling in Täbriz 210,000 Dukaten. Zu den Zolleinnahmen treten hinzu: die Einnahmen von den Metzgern, von dem *Sigèh-khanèh*, von den Weg- und Brückenzöllen bis nach *Khoi* hin, und andere kleinere Zuschüsse.

**) Ralli & Agelasto, Gebr. Mavrogordato, Souvazochi & Comp., Dinner-Hanhart & Comp., Zolas & Comp., Ralli & Comp., Gebr. Charillos.

immer, nach dem Vorschlage der *Täbrîzer* Petenten, die Factur des Ortes, von welchem her die Waare bezogen wird, zu Grunde zu legen.

Zu den vorausgeführten Schwierigkeiten eines Handelsverkehrs mit Persien, wo die Entfernungen so bedeutend und folglich die Kosten des Transportes sich um so höher stellen, woselbst die Strafsenverbindungen so wenig sicherer Natur und Schäden und Verluste aller Art unvermeidlich sind, — gesellen sich wenig ermuthigende Schattenseiten, welche in dem persischen Charakter und in persischen Gewohnheiten auf dem Gebiete des Handels ihre Begründung finden. Die beiden Factoren des ganzen kaufmännischen Lebens, Solidität und Credit, sind bei einem grofsen Theile der persischen Kleinhändler mindestens sehr zweifelhafter Natur und die Ursache vielfach gescheiterter Handelsunternehmungen europäischer Kaufleute nach Persien gewesen. Die Gewifsheit eines einmaligen Vortheiles z. B. verleitet den persischen Kaufmann nicht selten zu dem betrügerischen Mittel, die auf Credit gelieferte Waare zu verkaufen ohne die Zahlungsfrist für dieselbe inne zu halten, so dafs der europäische Kaufmann zu Klagen veranlafst wird, die selten einen günstigen, der Höhe des Verlustes entsprechenden Ausgang nehmen. Es ist ein unumstöfslicher Satz, dafs selbst bei zahlungsfähigen Abnehmern der europäische Kaufmann stets auf seiner Hut sein mufs.

Der Import vaterländischer Handelsartikel in Persien ist bedingt durch Concurrenz und Consumption. Die Concurrenz wird vor allem durch englische und russische Waaren hervorgerufen. Wenn England in den in der bedeutendsten Handelsstadt Persiens, in *Täbrîz*, ansässigen griechischen Häusern die rührigsten und intelligentesten Agenten besitzt, welche unter allen Umständen der aufser-englischen Concurrenz die Spitze bieten, so scheint Rufsland, durch Nachbarschaft und geographische Lage für commercielle Verbindungen mit Persien und dem centralen Asien zu Lande und zu Wasser ungemein begünstigt, heut zu Tage die wichtige Aufgabe zu erfüllen zu haben, die einigermafsen aus ihrer ehemaligen Machtstellung herausgedrängte politische Autorität durch den regsten Handelsverkehr und durch die strengste Wahrung seiner Handelsinteressen mit Persien zu ersetzen. Der Anfang ist dazu gemacht. Die neuangelegten Strassenbauten im Kaukasus, mit der projectirten Eisenbahnstrafse (?) von *Baku* nach *Poti*, welche das Kaspische Meer mit dem Schwarzen durch eine

directe Eisenlinie verbinden soll, der rege Verkehr von Dampfschiffen auf dem Kaspischen Meere, welche von diesem aus auf der langen und höchst günstig gelegenen Wolgastrafse bis in das Herz des russischen Reiches ihre Fahrten erstrecken und durch die Orte *Astrabâd*, *Baku*, *Astrachan*, *Nischni-Nowgorod* genugsam in geographischer und handelspolitischer Beziehung gekenntzeichnet sind, die damit in Verbindung stehenden neu etablirten Handelsgesellschaften, wie der „*Compagnie de la navigation et du commerce*", der „*Compagnie Caucase et Mercure*" und anderer, die Ausbeutung der Erde nach allen Seiten der Industrie und der Bodencultur hin — alles das sind in der That Elemente, die, ernstlich in Angriff genommen und zur vollen Ausführung gebracht, die Hauptgegner Rufslands, vor allen England, auf dem commerciellen Gebiete zu schlagen im Stande wären. Was Deutschland daraus für Nutzen ziehen könnte, beschränkte sich höchstens auf das Transit deutscher Import-Waaren nach Persien durch den Kaukasus. Jedoch ist auch hierbei zu erwägen, dafs Rufsland bis jetzt keinen einzigen guten Handelshafen an der kaukasischen Küste des Schwarzen Meeres besitzt. Der seichte Meeresgrund vor *Poti* und der im Sommer an Wasser Mangel leidende Flufs *Rion* sind am allerwenigsten geeignet, für den Waarenverkehr als Wasserstrafse zu dienen. Rufsland wird darum, meiner Ansicht nach, noch lange zu kämpfen haben, ehe es ihm gelingt, den Transitverkehr von den Karawanenstrafsen des türkischen Kleinasiens nach den Chausséen des Kaukasus zu übertragen. Viel wichtiger erscheint dagegen für den directen Handelsverkehr Rufslands mit Persien die Wasserstrafse auf dem Kaspischen Meere und in der That wird auch dieselbe selbst von den persischen Kaufleuten eingeschlagen, um die alljährliche grofse Messe von *Nischni-Nowgorod* zu besuchen. Die Hauptartikel, welche auf diesem Wege von Rufsland aus eingeführt werden und welche bis jetzt aller Concurrenz die Spitze geboten haben, sind Roheisen, Papier (Schreib- und Druckpapier), *Samoware* und Lichte. Würden die russischen Fabrikanten mehr Rücksicht auf die Art des Gebrauches des Papieres bei den Persern Rücksicht nehmen, so würden hierdurch den betreffenden Fabrikanten und Verkäufern die gröfsten Vortheile erwachsen.

Die Hauptartikel, welche England in Persien importirt und welche weit über 50 pCt. des ganzen europäischen Importes betragen, sind die un-

gefärbten und gefärbten Baumwollenwaaren, von denen ein nicht geringer Theil, meist erst in Persien gefärbt, von hier aus nach Rufsland eingeführt resp. eingeschmuggelt wird. Anfangs bildeten die Baumwollenwaaren einen sehr gewinnreichen Artikel, die Concurrenz hat aber hier eine so grofse Herabsetzung des Preises erzeugt, dafs unter gewissen Umständen die Waare in Persien billiger als an dem Orte ihrer Herkunft verkauft worden ist.

Frankreich und Belgien rangiren in commerciellen Beziehungen erst hinter England und Rufsland. Der Import beschränkt sich hauptsächlich auf Luxusartikel, die bei einiger Kenntnifs persischer Neigungen und Liebhabereien in den Hauptstädten des Landes, vorzüglich in Teherân, ihre Abnehmer finden. Paris bleibt unter allen Umständen der Platz, aus welchem das meiste herausgezogen wird.

Die schweizer Exportations-Gesellschaft — *Compagnie Neufchâteloise d'exportation* — in Persien, durch das Haus Dinner, Hanhart & Comp. (in *Täbrîz*) vertreten, hat in den letzten Jahren (seit 1858) nicht ohne grofse Opfer an Geld und Kräften den Versuch gewagt, der Schweizer Industrie (die Hälfte des Schweizer Importes ist in ihren Händen) und, im Geleit davon, deutschen Artikeln den Eingang in Persien zu verschaffen und der ausländischen Concurrenz gegenüberzutreten. Ist auch das Unternehmen in vielen Beziehungen geglückt, so haben sich die Agenten, junge thatkräftige Männer von der ungewöhnlichsten Ausdauer, dennoch immer mehr und mehr von den immensen Schwierigkeiten überzeugt, welche von dem Verkehr mit den Persern unzertrennlich sind, und sehnen sich eigentlich nach dem Augenblick, die commercielle Verbindung mit *Irân* auf dem unmittelbarsten Wege abzubrechen.

Deutschland hat bisher nur einen verhältnifsmäfsig geringen Antheil an importirten Waaren in Persien gehabt. Das Meiste davon besteht in feinen Tuchen, die von den Persern hoch geschätzt werden (besonders preufsische, wie die Fabrikate von Gevers & Schmidt in Görlitz), in Glascrystallwaaren (vorzüglich böhmisches Glas) und in Quincaillerie-Artikeln. Der gröfste Theil davon wird von Konstantinopel aus nach Persien, via Trapezunt, eingeführt, da persische und armenische Grofshändler von hier aus ihre Einkäufe zu besorgen und deutsche Messen zu besuchen pflegen.

Ob deutsche Kaufleute unter so bewandten Umständen es wagen soll-

ten deutschen Industrie-Artikeln auf directem Wege in Persien Eingang zu verschaffen, ist eine Frage, die von vorn herein dahin beantwortet werden mufs, dafs, mit Berücksichtigung aller vorher aufgeführten Umstände, auf die Gefahr grofser Verluste und kleinen Gewinnes hin, der Versuch zu wagen ist. Der gefährlichste Gegner bleibt immer die Concurrenz, die nicht nur in der europäischen Handelswelt, sondern noch vielmehr in den schlauen und gewandten Persern und Armeniern ihre Vertreter findet.

Die persische Bevölkerung, über ein Areal ausgebreitet, welches doppelt so grofs als Deutschland ist, der Kopfzahl nach siebenmal geringer als die deutsche Bevölkerung, besitzt weder im Ackerbau noch in der eigenen Industrie besondere Hülfsquellen des Erwerbes und ist ärmer als man sich darüber in Europa Vorstellungen machen sollte. Der Grofshandel ist ein sehr beschränkter und jede Unternehmung, im grofsen Mafsstab angelegt, eine verfehlte Speculation. Die in *Täbrîz* ansässigen europäischen Kaufleute begnügen sich mit einem geringen Gewinne, da hier der Satz gilt, dafs die Masse es einbringen mufs. Auch der persische Kaufmann ist mit ganz kleinem Gewinne zufrieden und verkauft die Waare auf dem Bazare oftmals billiger, als er dieselbe dem europäischen Kaufmann bezahlt hat. Dagegen, da in Persien alles auf Termin geliefert wird, berechnet und nimmt er die Zinsen des Kaufpreises (gewöhnlich 12 pCt.) im Voraus.

Wäre der gesammte Handelsverkehr, wie er sich vor allen in *Täbrîz* centralisirt hat, nur allein auf Persien beschränkt, so würden veraussichtlich die europäischen Kaufleute sehr bald ihre Comptoire schliefsen oder nur in sehr geringen Quantitäten den nothwendigsten Importhandel betreiben. Persien ist aber andererseits dasjenige Land, auf dessen Karawanenstrafsen der Transit-Verkehr Statt findet, der weit über die persische Grenzen hinausgeht. Von den über *Täbrîz* nach Rufsland importirten Waaren habe ich bereits gesprochen. Hier sei noch die grofse Strafse erwähnt, welche von *Täbrîz* aus über *Teherân* und *Meschhed* durch *Khorassân* bis nach der Bucharei geht und auf welcher in friedlicheren Zeiten, als sie gegenwärtig in der vom Krieg mit den Turkomanen heimgesuchten persischen Provinz *Khorassân* vorliegen, lange Karawanenzüge europäische Waaren (vor allen weifse Shirtings) nach dem Osten Asiens befördern.

Schlagen wir die kauflustige Bevölkerung dieser Theile Asiens mit der

persischen Bevölkerung auf die Gesammtzahl von 10 Millionen Köpfen an, so läfst sich die Consumptionsfähigkeit Persiens und der Nachbarländer im Osten leicht durch eine Ziffer darstellen. Da die alljährliche Einfuhr europäischer Erzeugnisse circa 50—60 Millionen Francs oder 16 Millionen Thaler (hier, wie überall wo es sich um Statistik in Persien handelt, können nur approximative Angaben vorgelegt werden) beträgt, so fallen auf den Kopf fünf bis sechs Francs, eine Summe, welche nach kaufmännischen Begriffen geradezu nichts heifst. Die europäische Speculation, die sich auf den Import europäischer Waaren beschränkt, hat zumal in kriegerischen Zeiten oder in Theuerungsjahren die gröfste Aussicht, starke Ausfälle und Verluste zu erleiden. Es ist bekannt, dafs die griechischen Häuser zu *Täbrîz* im Jahre 1860 bis zu ihrem halben Vermögen eingebüfst haben.

Nach diesen Auseinandersetzungen tritt als Einwurf die Frage entgegegen, woher das Drängen Persiens, mit Europa Freundschafts- und Handelsverträge abzuschliefsen und commercielle Verbindungen zu eröffnen, die für die Mehrzahl europäischer Staaten geradezu illusorischer Natur sind, da ihnen die persische Regierung bis jetzt nur sehr geringen Vorschub gewährt hat uud die Consumption eine so winzige ist?

Die Frage dürfte leicht beantwortet werden.

Weniger um des Handels willen, als vielmehr aus politischen Rücksichten scheint Persien jene Verträge abgeschlossen zu haben. In seiner isolirten Stellung bald von Rufsland, bald von England abhängig, fühlte Persien das Bedürfnifs aus jener Stellung herauszutreten und durch Freundschaftsverbindungen mit den bedeutendsten europäischen Staaten sich den Weg zur politischen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu bahnen. Das Princip der Intervention hatte im Krimkriege der Türkei zu gute Dienste geleistet, als dafs Persien nicht auf der Stelle erkannt haben sollte, dafs das drohende Verhängnifs von *Irân* nur durch rechtzeitige Verbindungen mit Europa abgelenkt werden könnte, und dafs der erste und einfachste Schritt hierzu der Abschlufs von Freundschafts- und Handelstractaten sein müsse.

So lange daher durch gründliche Verbesserung der bis jetzt bestehenden Verkehrsmittel, durch Gewährung vollständigster Sicherheit des Eigenthums, durch ernstliche Reformen in den Zuständen der Douane-Verhält-

nisse, durch klare und deutliche Auslegung und Auffassung der Handelsverträge, durch den unpartheiischsten Schutz der europäischen Handelsinteressen, so lange von der persischen Regierung nicht der Anfang gemacht worden ist, den Wortlaut der Verträge nach dieser Seite hin zu einer Wahrheit zu machen: so lange dürfte den deutschen und speciell den preufsischen Kaufleuten anzurathen sein, bei allen directen commerciellen Verbindungen mit Persien mit der nöthigen Vorsicht zu verfahren.

GEOGRAPHISCHES REGISTER.

(p. = persisch, P. = Persien.)

A'âli-qâpy, „die hohe Pforte" in Isfahan, Bd. II. S. 65.
Abadèh, Festungsdorf auf der Strafse nach Schiraz, II. 126. 222.
Abdulabâd, p. Dorf, I. 196.
Abigerm, Dorf am Fufse d. Demawend, I. 287.
Ab-i-schurschur, Wasserfall am Elburs, I. 230. 255.
Abschkwiti, Poststation im Kaukasus, I. 62.
Achaltzichsches-Gebirge I. 58
Achmed-Sultan-Moschee in Stambul I. 23.
Adige od. Tscherkessen im Kaukasus I. 82.
Adschûn, Dorf zw. Teheran u. Hamadan, I. 340.
'Aerâq, westlicher Theil von P., II. 36.
Aezbezûn, Dorf zw. Teheran u. Hamadan, I. 340.
Afdschèh, Ortschaft am Elburs-Gebirge, I. 281.
'Ain-el-heijât „Lebensquell" in P. I. 285.
'Ain-Kadschar, Quelle in P., I. 285.
Akropolis d. Ruinenstätte Persepolis II. 147.
Aksei, am Don, II. 435.
Akstafa, Thal im Kaukasus, I. 112.
Aktha (Achty), Station in Armenien, I. 120.
Alexandrowsk, russ. Ort, II. 431.
Aliabâd, p. Ort, II. 470.
Alwä (Alwir), Dorf vor Isfahan, II. 38.
Ananur, Poststation im Kaukasus, II. 417.
St. Angelo Cap I. 4.
Antipaxos, Felseninsel, I. 4.
Aqeddèh, Dorf auf der Strafse nach Hamadan, I. 340.
Aragua, Gebirgswasser im Kaukasus, II. 418.
Ararat-Gebirge in Armenien I. 124. 146.
Aras od. Araxes, Flufs i. Armen., I. 145.
Archonsk, Kosaken-Stanitza, II. 426.
Ark-mubarek-sultani, die „gesegnete Kaiserburg" zu Teheran, I. 213.
Armenien I. 145.
Armenier in Constantinopel I. 9.
Aschdèh, p. Dorf, II. 10.
Aschräf, Ort in Mazenderan, II. 462.
Ask, Stadt am Fufse d. Demawend, I. 286. 297.
'Askerûn, südp. Dorf, II. 35.
Astrabâd, p. Stadt, I. 325. II. 466.
Ateschgâh, p. Feuertempel, I. 331.
Atmeidan, Rofsmarkt in Stambul, I. 21.
Atschdechan-Gebirge in Armenien I. 141.
Avicenna, Grabstätte des arabischen Arztes in Hamadan I. 372.
Azadegèh, Dorf auf der Strafse v. Teheran nach Hamadan, I. 340.
Bâgh-i-tschehil-ten, bei Schiraz, II. 176.
Bahram-abâd, Dorf bei Teheran, I 329.
Bahram-gûr, Castell in Dehebid, II. 213.
Bajaset, Neu-, Dorf in Armenien, I. 120.
Bakhtiaren, räuber. Stamm in P., II. 31. 36.
Baku, alter Sitz der Feueranbeter, I. 104.
Balfurusch, p. Stadt, II. 468.
Bambak, Gebirgshöhe im Kaukasus, I. 115.
Baschmisch, p. Dorf, I. 178.
Baschnaraschen, armenisches Dorf, I. 142.
Batum. Hafen von, I. 49.
Beirêh, Dorf auf d. Strafse n. Hamadan, I. 340.
Belutschistân, Landschaft, II. 294.
Benâkân, Ortschaft in P., II. 55.
Bend-e-Kuhrud, Schleuse, II. 258.
Bendemîr od. Kurâb, südp. Flufs, II. 145.
Bendombèr, Dorf auf der Strafse nach Hamadan, I. 340.
Bibikabâd, Dorf bei Hamadan, I. 354.
Bögdus od Grofssalza, Dorf i. Armenien, I. 145.
Boradschân, im südlichen P., II 243.
Boz-kuscht, Gebirge in P., I. 180.
Bumehin, Dorf auf dem Wege nach Demawend, I. 303.
Burubènd, Dorf a. d. Strafse n. Hamadan, I. 340.
Buschèhr, p. Hafenstadt, II. 243.
Byz-gysch, p. Hochgebirge, II. 370; s. a. Boz-kuscht.
Charkow, Stadt in Rufsland, II. 441.
Daîn, Dorf zw. Hamadan u. Isfahan, II. 10.
— Bergpafs beim Dorfe, II. 10.
Dälli-Nazer, p. Dorf, II. 130.
Dâr-el-khelafèh, ein zweiter Name für die Stadt Teheran, I. 210. 214.
Daschtistân, Ebene im südl P., II. 188.
Davidsburg bei Tiflis, Beschreibung, I. 98.
Dawalu, Station in Armenien, I 140.
Dehebid, Aufenthalt i. d. Karawanserai, II. 213.
Demawend, Stadt am gleichnam. Berg, I. 294.
— Beschreibung der Stadt, I. 300.
— höchster Gipfel d. Elbursgebirges, I. 198. 288 fl. II. 468.
Denbâ, Ortschaft in P., II 55.
Derbènd, Dorf am Elburs, I. 230.
— Dorf auf d. Ebene von Pasagadä, II. 135.
Derîm, Dorf in P., II. 55.
Dermîn, Dorf in P., II 10.
Dilidschan, Dorf auf d. Tartarensteppe, I. 110.
Dollaki, Dorf auf d. Ebene vor Schiraz, II. 188.
— die Gebirgskette beim Dorfe, II. 243.
Dolma-baghtsche, kaiserl. Palast in Stambul, Beschreibung, I. 30.
Dschadscherud, p. Thal, I. 303. II. 455.
Dschemâl-abâd, p. Dorf, I 184.
Dschou, Ruinenstätte am Demawend, I. 286.
Dschulfa, am Araxes, I. 152. II. 387.
— Vorstadt von Isfahan, II. 68. 72.
— Beschreib. der Brücke bei, II. 70.

Dumbenèh, p. Dorf, II. 32.
Duzêg, Dorf zw. Teheran u. Hamadan, I. 340.
Eirandebil, p. Dorf, I. 158. II. 386.
Elburs, grofse Gebirgskette in P., I. 197. 255.
Elfaut, Dorf zw. Hamadan u. Isfahan, II. 4.
Ellenówka, armenisches Dorf, I. 116. 119.
Elwend od. Orontes-Berg bei Hamadan, I. 331
— Felseninschriften auf dem, I. 381.
— alte und neuere Namen des, I. 385.
Elwîr, p. Dorf, I. 338.
Emîn-abâd, a. d. Strafse n. Schiraz, II. 121. 227.
Enguschni, Engpafs auf der Strafse nach Isfahan, II. 25.
Eriwan, Festung in Armenien, I. 125. II. 392.
Esther's u. Mardochai's Grabstätte in Hamadan, Beschreibung, I. 374.
Etschmiadzin, das armen. Rom, I. 125.
Farsistân, p. Provinz, II. 5.
Feridun, Dorf in P., II. 33.
Fîn, Schlofs bei d. Stadt Kaschan, I. 322.
Firuz-kuh, Ort u. Berg in P., II. 456 fl.
Fontanka, Station in Armenien, I. 121.
Frengi, in Constantinopel, I. 8.
Gabr-e-Gor, p. Ort, II. 472.
Galata, Beschreibung von, I. 13.
Gamutsch, Karawanserai in der Nähe des Demawend, I. 299.
Gäz, Dorf bei Isfahan, II. 248.
Geber, Feueranbeter in P., I. 331.
Gebr-abâd, Karawanserai, II. 259.
Gendsch-naméh, d. Felsentaf. d. Elwend, I. 379.
Germesîr, p., „der warme Strich", I. 188.
Gernah, Dorf am Demawend, I. 288.
Ghez, russ. Station im Kasp. Meere, II. 467.
Gilân, p. Provinz, I. 161. II. 474. 476. 483.
Gilek, p. Karawanserai, I. 179. II. 376.
Gilli od. Gili, p. Dorf, II. 16.
Goktscha-See in Armenien I. 116. II. 393
Gori, Stadt in Trans-Kaukasien, I. 67. II. 405.
Gorkalâh, p. Ruine, II. 472.
Gosch-khanèh, Bergpafs auf d. Elburs, I. 283.
Greguriefsk, Markt in, II. 430.
Gulahèk, Dorf am Elburs, I. 230.
Gülpaïgân, p. Stadt, II. 23.
Gürgâb, kleiner Flufs im südl. P., II. 251.
Gurien, Landschaft am link Rion-Ufer, I. 56.
Hadschi-Aga, p. Dorf, I 178. II. 375.
— -Gawâm, südp. Karawanserai, II. 240. 245.
— -Kiâs, p. Dorf, I. 181.
Hafizijèh od. Grabstätte des Dichters Hafiz bei Schiraz, II. 173.
Hamadân, altp. Stadt, I. 353 fl.
Haras-Flufs am Demawend I. 286.
— Brücke über den, I. 298.
Hartiskali, Poststation im Kaukasus, I. 72.
Harûn, Flufs bei d. Stadt Gülpaïgan, II. 26.
Hauz-i-Sultân, Karawanserai u. Posthaus in d. Salzwüste hinter Teheran, II. 275.
Hedawend, Tribus in P., I 285.
Heft-dest, altes Schlofs zu Isfahan, II. 105.
Herwûn, Dorf zw. Teheran u. Hamadan, I. 340,
Hesâr-abâd, p. Dorf, II. 2.
Hoschgeû, Dorf z. Teheran u. Hamadan, I. 340.
Hussein-Beglu, Dorf in der Tartarensteppe, I. 111.
Ilât's, Nomadenstämme in P., I. 185.
Il-Härzän, p. Dorf, I. 161.
Il-Selsepûr, p. Nomadenstamm, I. 286.
Imamzadèh-Qasim, Dorf am Elburs, I. 253; ein anderes II. 472.
— -Haschem im Elbursgebirge I. 199.
Ineboli I. 36.
Irene, Kirche d. heil., in Constantinopel I. 25.
Isawnofka, russ. Ort, II. 435.
Ischak-Meidan, Gebirgshöhe in Armen., I. 115.
Isfahân II. 48 fl. 231.
Istakher, siehe Persepolis.
Istibulach, Poststation im Kaukasus, I. 112.
Isum, russ. Ort, II. 441.
Izbenèk, Dorf zw. Teheran u. Hamadan, I. 340.
Jalenduèk, p. Dorf am Elburs, I. 280.
Jeklid, südp. Dorf, II. 129
Jengidschèh, p. Dorf, I. 187.
Jenkièh, p. Dorf, II. 367.
Jezd, Hauptsitz d Feueranbeter, II. 294.
Jezdekhâst, Felsenstadt vor Schiraz, II. 121.
Kaflan-Kuh, Felsenberg i. P., I. 181. II. 370.
Kal'a Disèh, p. Dorf, I. 189.
Kal'a-dukhtar, Festung bei Mianèh, I. 184. II. 471.
Kamerlu, Station in Armenien, I. 139.
Kamin, Dorf auf d. Ebene Pasargadä, II. 135.
Karadagh-Landsch., das p. Montenegro, I. 162.
Karaghân, Landschaft in P., I. 352.
Karagözely, türk. Stamm in P., I. 352.
Karaja-Steppe I. 109.
Kara-tschai, p., Schwarzflufs, I. 352.
Kara-tschemen, p Dorf, I. 179.
Kasbek, Berg u. Poststation i. Kaukas., II. 421.
Kaschân, Stadt in P., I. 322.
— die Ebene von, II. 260.
Kaukasus-Gebirge II. 427.
— -Strafse II. 415.
Kaza, p. Stadtruine, II. 6.
Kazwîn, p. Stadt, I. 193; s. a. Qazwîn.
Kenarèh, Dorf bei Persepolis, II. 201.
Kenar-i-gird, Posthaus auf der Karawanenstrafse nach Teheran, II. 275.
Kent, Dorf u. Jagdschlofs i. P., I. 198. II. 354.
Kerbela, Wallfahrtsort der Perser, II. 289.
Kerdekhûr, Dorf zw. Hamadan u. Isfahan, II. 4.
Kergès-Gebirge in d. Provinz Lätens II. 252
Kermân, p. Landschaft, II. 267.
Kerwènd, Landschaft vor Isfahan, II. 37.
Khan-abâd, p. Dorf, I. 336.
Khanèh-Zenjân, Stat. v. Schiraz, II. 236. 245.
Khollâr, Dorf bei Schiraz, II. 181,
Khonsâr, der Berg von, II. 30.
— grofses Dorf, II. 27.
— -rud, Flufs, II. 273.
Khumeïn, grofses Dorf in P., II. 19.
Khunekhorrèh, Menzil auf dem Wege nach Surmèh, II. 216.
Khurremderèh, Ort in P., I. 191. II. 361.
Kirischkîn, p. Dorf, I. 192.
Kirmanschah(an), p. Stadt, II. 2.

Kischlak, p. Dorf, II. 358.
Kischt od. Gischt, Dorf auf d. Strafse nach Bender Buschèhr, II. 185.
— Ebene im südl. P., II. 241.
Kitschi, Dorf a. d. Wege n. Schiraz, II. 108. 229.
Kiwrách, armenischer Ort, I. 143.
Klischki, p. Dorf, II. 361.
Kôl od. Kôr, armen. Dorf in P., II. 35.
Komnenen-Schlofs in Trapezunt I. 42.
Konstantinopel I. 5 fl.
Köpry kapu, Thor in Konstantinopel, beim gold. Horn, I. 19.
Korfu I. 2.
Kosaken im Kaukasus I. 107.
Köschkèh, p. Dorf, I. 337.
Kotèl, p. Bergpafs, I. 167.
— -i-Dukhtâr, Pafshöhe, II. 239.
— Karawanserai auf der, II. 240.
— -i-Komarèdsch, Bergpafs, II. 241.
— -i-Mallu, Bergpafs, II. 242.
— -i-pir-i-zèn, Bergpafs, II. 239.
Kreml, der, in Moskau II. 448.
Kuhrud, Gebirge u. Dorf im südl. P., II. 255.
— die Wassersperre von, II. 258.
Kumiss, Thal im Kaukasus, I. 107.
Kura, Bergstrom im Kaukasus, I. 69.
Kurdân, p. Dorf, II. 357.
Kutais, Stadt im Kaukasus, I. 63.
Kutgûn, p. Dorf, II. 30.
Kwirila, Flufs im Kaukasus, I. 62.
Kyzyl-baschi I. 147.
Kyzyl-üzen, p. Flufs, I. 179. II. 471 fl.
Ladscharen, in Batum, I. 51.
Lâr, Dorf zw. Teheran u. Hamadan, I. 340.
— Flufs am Elbursgebirge, I. 283.
Laristân, südl. Theil der p. Provinz Farsistan, II. 179.
Lätens, p. Provinz, II. 252.
Lawiston, Ortschaft am Elburs, I. 281.
Luristan, p. Landschaft, I. 380
Magloki, Poststation im Kaukasus, I. 63.
Mahsudbèg, Dorf an d. Strafse v. Qumischèh, II. 121.
Majâr, Gebirgsdorf bei Schiraz, II. 111. 229.
Maku, Gebiet des Khans von, I. 144.
Malakanen-Gebiet in Armenien, I. 114.
Maraklu, Dorf auf d. Tartarensteppe, I. 109.
Maran, Dorf im Kaukasus, I. 58
Marand, Stadt in Armenien, I. 164. II. 383
Märk, Flufs im südl. P., II. 253.
Mazenderân, p. Landsch., I. 283. II. 325. 460 fl.
Meidan-i-ark, d. Burgplatz in Teheran, I. 205.
Merw, Hauptstadt in Khorassan, II. 264.
Menqawi, Dorf zw. Hamadan u. Isfahan, II 3.
Merdâscht, siehe Persepolis.
Meschhed-Murghâb, p. Dorf, II. 212.
Meschhed-i-ser, p. Stadt, II. 468.
Mianèh, p. Stadt, I 182. II. 371.
Mingrelien, Landsch. a. recht. Rionufer, I. 56.
Mirabâd, p. Dorf, I. 191.
Miselghûn, Dorf z. Teheran u. Hamadan, I. 340.
Mohammedijeh, Dorf vor Isfahan, II. 38.
Moskau II. 445 fl.
Mtzchet, Poststation im Kaukasus, II. 404.
Mudschtehid, öffentl. Garten bei Tiflis, I. 101. II. 401.
Murghâb, Ebene vor Persepolis, II. 133 fl.
Murtschehâr, Karawans. an d. Strafse, II. 251.
Musella-Hügel bei Hamadan I. 365. II. 1.
Nachitschewan, arm. Stadt, I. 148 fl. II. 390 fl.
Naksch-i-Redscheb, p. Ruinenstätte, II. 140.
Naksch-i-Rustem, d. Marmorbrüche v., II. 140.
— Beschreibung eines Grabes von, II. 160.
Nasrabâd, Dorf bei Kaschan, II. 262.
Naurosoli, in Armenien, I. 137.
Nedschefabâd, Dorf in P., II. 41.
Nehawènd II. 52.
Nemek, p., das Salzfeld, II. 7.
Niaweran, Sommersitz des Schah von P., I. 305. 308.
Nikkebèg, p. Dorf, I. 185. II. 368.
Nizamijeh, bei Teheran, II. 327.
Nogai-Tataren in Stambul I. 9. II. 433.
Nuaran, p. Gebirgsdorf, I. 344.
Ordschini, Bergpafs auf d. Wege nach Schiraz, II. 110.
Ordubâd, Oase am linken Aras-Ufer, I. 146.
Pasargadä, Bergkette auf d. Ebene von, II. 135.
— altp. Stadtruine, II 147.
— eine künstliche Felsenstrafse, II. 205.
— das Grab des Kyros, II. 206.
— die Madrasseh bei, II. 209.
— Kyros-Denkmal, II. 209.
— die Terrassen-Anlage hinter, II. 210.
Pasengan, Karawanserai auf d. Wege nach, II. 267.
Passanaûr, russ. Poststation, II. 416.
Peghombèr, Dorf z. Teher. u. Hamadan, I. 340.
Perpüscht, südp. Dorf, II. 89.
Persepolis II. 141 fl.
Peskalèh, Dorf am Elbursgebirge, I. 230.
Pirischou, kleiner Flecken vor Isfahan, II. 48.
Pischlak. p. Dorf, I. 196.
Poti I. 54.
Prichadne (?), russ. Ort, II. 434.
Prochwadneï, russ. Poststation, II. 429.
Pul-i-dellak, an der Karawanenstrafse nach Teheran, II. 273.
Pul-i-dukhtar die „Jungfernbrücke“ bei Mianêh, I. 184.
Pul-khân, Flufs in d. Ebene v. Persep., II. 163.
Qal'a-i-Nazir, p. Dorf, II. 35.
Qasim, Dorf am Elburs, I. 230.
Qasr-i-Kadschar, Lustschlofs des „Feth-Ali-Schah“ von P., I. 229. II. 279.
Qasrûn, Ebene in P., II. 240.
Qaziûn, p. Festungsdorf, II. 130.
Qazwîn, p. Stadt, I. 193. II. 359.
Qerrätsch, p. Dorf, II. 357.
Qum, p. Stadt, II. 269 fl.
Qumischèh, p. Stadt, II 6. 114 fl. 229.
Rabbat-kerim, p. Dorf, I. 320.
Rahmèd, Marmorberg auf d. Ebene von Persepolis, II. 142.
Rasogha, Dorf zw. Teheran u. Hamadan, I. 340.
Rei, Ruinenstätte bei Teheran, I. 228. 231.

Reinah, Dorf am Fuſse d. Demawend, I. 287.
Rescht, p. Stadt, I. 183. II. 474.
Rezèh, p. Dorf, I. 351.
Rion, Fluſs, I. 53.
Roknabâd, Quelle bei Schiraz, II. 166.
Rudehîn, Dorf z. Demawend u. Teheran, I. 303.
Rustem-abâd, Dorf auf d. Ebene von Schimeran am Elburs, I. 230.
Sabbat-kuh, Berg in P., II. 458.
Sadarek, Poststation in Armenien, I. 141.
Sadi's d. Dichters Grabstätte b. Schiraz, II. 175.
Sadîjeh, Dorf bei Schiraz, II. 175.
— d. Weiberbrunnen bei, II. 175.
Sadrabâd, Karawans. i. d. Salzwüste, II. 274.
Safiân, p. Dorf, I. 168 fl. II. 382.
Sai-dagh, p. Gebirge, I. 344.
Saloglu, Dorf im Kaukasus, I. 109. II. 395.
Samsun, Stadt, I. 37.
Sâri, Stadt in Mazenderan, II. 461 fl. 468.
Sarwan, Dorf im Kaukasus, I. 108.
Sâu, Dorf zw. Isfahan u. Teheran, II. 253.
Schah-rud, Fluſs in P., I. 179.
Schahsewèn, turkoman. Stamm in P., I. 162.
Schahzadèh Abd-ul-azîm, Dorf b Teher., I. 230.
Schapûr, südp Ebene, II. 241.
Schehr-e-Berberi, p. Ruine, II. 472.
Scherda, südp. Dorf, II. 39.
Schimrân, Ebene v. Teher. a. Elburs, I. 161. 229.
— Stadtthor von Teheran, I. 204.
Schirâz, p. Stadt, II. 165 fl. II. 473.
— die „Hafizquelle“ vor, II 166.
— das Felsenthor vor, II. 168.
Schir-e-Isfahân, p Dorf. II. 360.
Schlangenberg, schwarzer, vulkanischer Kegel in Armenien, I. 147.
Schulgistân, Dorf auf d. Straſse nach Schiraz, II. 125. 224.
Schuradèh, Insel im Kasp. Meere, II. 467.
Schwarzes Meer, Fahrt auf dem, I. 35.
Sèbzeh-meidân, Platz in Teheran, I. 204. 213.
Sefid-Rud, Thal in P., II. 243.
Sehänd-Berg in P. I. 171.
Seidân, südp. Dorf, II. 139.
Sejid-abâd, p. Dorf, I. 178.
— -Nasr-ed-din, kl Moschee i. Teheran, I. 323.
Semionowka, kaukasisches Dorf, I. 115.
Senga, Gebirgsstrom in Armenien, I. 119.
Sensen, Dorf a. d. Straſse nach Teheran, II. 262.
Serai-Humajun, türk. Hofburg in Const., I. 24.
Serdesîr, p. der „kalte Strich“, I. 188.
Serdschem, p. Dorf, I. 184. II. 369.
Sergendèh s. Zergendèh.
Sewalân-Gebirge in P. I. 162.
Sewanga-Insel im Goktscha-See I. 119.
Sinope, Stadt, I. 37.
Siwend, p. Dorf, II. 202.
Somân, p. Dorf, II. 374.
Stambul, siehe Konstantinopel.
Stawropol, russ. Stadt, II. 432.
Suleimanijeh, p. Dorf, I. 197.
Sultanabâd, Dorf b. Teheran a. Elburs, I. 305.
— p. Stadt, II. 7.
Sultanijèh, p. Stadt, I. 189. II. 362.
Sumbeglu, kaukasische Poststation, II. 395.
Suram, Poststation im Kaukasus, I. 66.
Surkh-hesâr, kl. Jagdschloſs b. Teheran, I. 304.
Surmèh, p. Dorf, II. 218.
Suzân, Dorf zw. Hamadan u. Isfahan, II. 10.
Täbrîz, groſse p. Stadt, I. 171 fl. II. 379 fl.
Takht-i-Dschemschid, in Persepolis, II 133.
Takht-i-mader-i-Suleimân, in Pasargadä, II. 141.
Takht-i-taus, Dorf bei Persepolis, II. 136.
Tedschrîsch, Dorf am Fuſse d. Elburs, I. 230,
Teherân, p. Haupt- u. Residenzstadt, I. 202 fl II. 276 fl.
Tehrân, Dorf zw. Sultanabâd u. Isfahan, II. 39.
Teng-i-allahu-akber, Felsenthor vor Schiraz, II. 168.
Teng-i-Khunekergûn, Engpaſs hinter Pasargadä, II. 212.
Teng-i-Parû, südp. Felsenspalte, II. 138.
Tengistân, Paſsland zw. Schiraz u. Bender Buschèhr, II. 188.
Tepe, künstl. Hügel d. Feueranbeter, I. 193.
Terek. Bergstrom d. Kaukasus, II 421.
Tidschu, p. Dorf, II. 30.
Tiflis, Stadt, I. 73 fl. II 396 fl.
Trapezunt, Stadt, I. 38 fl.
Tschakuh-Berg bei Isfahan II. 45.
Tschâq-Kalibendèh, Brunn. b. Schiraz, II. 175.
Tschehâr-bâgh, Gart. b. d. Stadt Isfah., II. 69.
Tschehil-sitûn, Schloſs bei Isfahan, II. 62.
Tschellesbûn, Dorf z. Teher. u. Hamad., I. 340.
Tschemarûm, Dorf z. Teher. u. Hamad., I. 341.
Tschubukli, russ. Posstation, I. 116. II. 393 fl.
Tschurussân, Poststation i. Kaukasus, I. 113.
Tula, Stadt in Ruſsland, II. 442.
Turkmantschai, Dorf in P., I. 180. II. 374 fl.
Turkomanen, Völkerst. i. Khorassan, II. 263 fl.
Tzali, Poststation im Kaukasus, I. 70.
Uplostsikhe, armen. Dorf, II. 407 fl.
Usuntala, Poststation im Kaukasus, I. 112
Wanaschu, Berg bei Gülpaïgan, II. 29.
— Dorf am Fuſse d. Berges, II. 29.
Wartschèh, p. Dorf, II. 19.
Wehscharèh, Dorf auf d. Wege nach Schiraz. II. 118 fl.
Weramîn. Ortschaft in P., I. 285.
Werdèh, Dorf zw. Teheran u. Hamadan, I. 340.
Wièr, Dorf zw. Teheran u. Hamadan, I. 340.
Wladikawkas, Stadt im Kaukasus, II. 425.
Zajenderud, Fluſs bei Isfahan, II. 55.
— die Brücke über den, II. 70.
Zärèh, Dorf z. Teher. u. Hamadan, I. 351. 354.
Zendschân, p. Stadt, I. 179 fl. II. 363 fl.
Zergendèh, Dorf am Fuſse d. Elburs, I 230.
Zokha, Dorf in P., I. 333.

Druck von Gebr. Unger, Königl. Hofbuchdrucker in Berlin.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brugsch, Heinrich,

Reise der K. Preussischen Gesandtschaft nach Persien 1860 und 1861

Bd.: 2

Leipzig 1863

Geo.u. 528 aq-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430743-6